Digitized by Google

Crus 783.8

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF
JOHN HARVEY TREAT
OF LAWRENCE, MASS.
CLASS OF 1862

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Vierunddreißigster Jahrgang.

1893.

Nr. 1 bis 52.

Berlin, 1893.

Carl Heymanns Verlag.

Digitized by Google

Crus 733.9

Harvard College Library
July 6, 1928
Treat fund

Verlags-Archiv 2131.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mittheilungen den Johanniter-Orden betreffend:

II. Aufsätze und Mittheilungen verschiedenen Inhalts.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. **Berlin, den 4. Januar 1893.** **Nr. 1.**

1. Gustav Graf von Voß-Buch, Oberstlieutenant a. D. und Kammerherr, auf Buch bei Bernau, Rechtsritter seit 1872, † zu Buch 23. December 1892.
2. Gerdt von Below, Generallieutenant a. D., auf Lugowen bei Insterburg, Rechtsritter seit 1884, † zu Lugowen 24. December 1892.
3. Anton von Krosigk, Herzoglich Anhaltischer Staatsminister a. D. und Wirklicher Geheimer Rath, auf Gröna, Rechtsritter seit 1872, † zu Dessau 25. December 1892.
4. Gottlieb von Haeseler, Lieutenant a. D., Ehrenritter seit 1858, † zu Nauenburg a. d. S. 27. December 1892.

Statistisches, den Johanniter-Orden betreffend.

Im Jahre 1892 sind bei den leitenden Stellen des Johanniter-Ordens zwei Veränderungen eingetreten. Der langjährige Commendator, Wirkliche Geheime Rath Graf von Krassow ist am 12. Februar 1892 gestorben und der mit der Leitung der Geschäfte der Bayerischen Genossenschaft beauftragte Ehrenritter: Obersthofmeister Graf zu Pappenheim wurde, nachdem derselbe am 24. Juni v. J. die Würde als Rechtsritter erlangt hatte, zum Commendator ernannt.

Die Zahl der vom Jahre 1853 bis einschließlich 1892 ernannten Ehrenritter beträgt 3573, wovon auf das Jahr 1892 104 kommen (1891 : 103).

Aus der Zahl der Ehrenritter wurden bis 1892 einschließlich 1387 (davon 1892 : 113) als Rechtsritter aufgenommen.

Von diesen 1387 Rechtsrittern sind ernannt worden:

a) zu Commendatoren 42,

b) zu Ehren-Commendatoren 13.

Am Schlusse des Jahres 1892 waren insgesammt vorhanden 2360 Mitglieder des Johanniter-Ordens, nämlich:

a) der Durchlauchtigste Herrenmeister	1
b) Commendatoren (davon 1 Canzler)	17
c) Ehren-Commendatoren (davon 1 Werkmeister, 1 Schatzmeister)	4
d) der Ordens-Hauptmann	1
e) Rechtsritter (davon 1 Ordens-Secretair)	764
f) Ehrenmitglieder	3
g) Ehrenritter	1570
wie vor:	2360
Ende des Jahres 1891 waren vorhanden	2336
mithin Zunahme im Jahre 1892	24

Die Zahl der Todesfälle während des Jahres 1892, soweit dies bisher bekannt geworden ist, beträgt 79, nämlich 1 Commendator, 31 Rechtsritter und 46 Ehrenritter.

Von den vorhandenen 2360 Mitgliedern welche dem Orden am Schlusse des Jahres 1892 angehörten, haben sich angeschlossen:

a) Direct der Balley Brandenburg:

98 Rechtsritter und 323 Ehrenritter, zusammen 421;

b) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 78 Rechtsritter und 82 Ehrenritter, zusammen 161;

c) Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 2 Ehren-Commendatoren, 1 Ordens-Hauptmann, 125 Rechtsritter und 134 Ehrenritter, zusammen 263;

d) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 1 Ehren-Commendator, 64 Rechtsritter und 152 Ehrenritter, zusammen 218;

e) Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 34 Rechtsritter und 49 Ehrenritter, zusammen 84;

f) Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 95 Rechtsritter und 201 Ehrenritter, zusammen 297;

Digitized by Google

g) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:

2 Commendatoren, 1 Ehren-Commendator, 77 Rechtsritter und 129 Ehrenritter, zusammen 209;

h) Der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 22 Rechtsritter und 30 Ehrenritter, zusammen 53;

i) Der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 27 Rechtsritter und 60 Ehrenritter, zusammen 88;

k) Der Westfälischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 27 Rechtsritter und 41 Ehrenritter, zusammen 69;

l) Der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:

1 Commendator, 19 Rechtsritter und 64 Ehrenritter, zusammen 84;

m) Der Württembergischen Genossenschaft:

2 Commendatoren, 24 Rechtsritter und 52 Ehrenritter, zusammen 78;

n) Der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg:

1 Commendator, 1 Ehren-Commendator, 31 Rechtsritter und 61 Ehrenritter, zusammen 94;

o) Der Genossenschaft in Hessen:

1 Commendator, 8 Rechtsritter und 50 Ehrenritter, zusammen 59;

p) Der Genossenschaft im Königreich Sachsen:

1 Commendator, 25 Rechtsritter und 64 Ehrenritter, zusammen 90;

q) Der Genossenschaft in Bayern:

1 Commendator, 11 Rechtsritter und 47 Ehrenritter, zusammen 59.

Da ein Ehren-Commendator und ein Ehrenritter sich je zwei Genossenschaften: Brandenburg und Pommern, bezw. Posen und Schlesien angeschlossen haben, so ergeben die unter a bis q aufgeführten Zahlen, welche 2328 Mitglieder umfassen, unter Zurechnung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters und der drei Ehrenmitglieder, daß von den gegenwärtig der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens angehörenden 2360 Mitgliedern 2329 sich an den Zwecken des Ordens betheiligt haben, während 31, sämmtlich vor der Wiederaufrichtung der Balley im Jahre 1852 mit dem Johanniter-Orden „beliehene“ Ehrenritter, der Neugestaltung nicht beigetreten sind.

Das Wappen Frankreichs nach seiner historischen Entwickelung.

Drei Lilien von Golde
Im himmelblauen Feld
Die trug in kühnem Streite
Manch königlicher Held.

So wenig sich der Ursprung der heraldischen Lilie auf den Lotos der Aegypter zurückführen läßt, da sich von Heraldik bei ihnen nichts findet, so ist doch ein gewisser historischer Zusammenhang nach der Meinung des Professors Lepsius nicht ganz ausgeschlossen. Der Lotos, von Herodot die Lilie des Nils genannt (Herodot 2, 92), kommt als Symbol der Unsterblichkeit vielfach auf ihren Denkmälern und Münzen, namentlich auch unter den Hieroglyphen der Mumiensärge vor. Außerdem galt derselbe ihnen als Sinnbild der Fruchtbarkeit Aegyptens durch den Nil und war dem Osiris und der Isis geheiligt. Von den Aegyptern überkamen die Griechen und Römer dieses Symbol. Man findet Münzen und Medaillen der römischen Imperatoren Alexander Pius, Titus Claudius und Hadrian mit der Inschrift: Spes augusta. Spes publica, die sich auf die Göttin der Hoffnung beziehen, die ein Scepter hält, das mit einer Lilie geschmückt ist. Sie war bei ihnen der Juno heilig und galt als Sinnbild der Hoffnung, später auch des Thronfolgers. Die Juden schmückten die Altäre ihres Tempels mit der Lilie, als ein Symbol der Unschuld und Reinheit und von ihnen hat sie das Christenthum übernommen. In der letzteren Bedeutung kommt sie vielfach als Attribut der heiligen Jungfrau vor, doch hat sie daneben sich als Symbol der Hoffnung behauptet. Der heilige Bernhard, nachdem er sie allen Tugenden verglichen, sagt zum Schlusse von ihr, sie habe den Geruch der Hoffnung: Habens odorem spei. Mit Bezug hierauf nahmen die Herzöge von Bourbon, als sie den Ritterorden des Schildes stifteten, als Devise das Wort „Espérance“ an, welches eine Anspielung auf die Lilien ihres Wappens enthielt.

Was nun den Ursprung der heraldischen, zunächst der französischen Wappenblume anlangt, so sind die Meinungen darüber stets sehr verschieden gewesen. Nach Einigen hätten die Franken jene Blumen als Symbol gewählt, die in den sumpfigen Niederungen gedeihen und eine kleine Art von Lilien repräsentiren, um damit ihren Ursprung von den Sicambriern anzudeuten, deren Heimath Holland, Westfriesland und die Niederungen des Rheins (Cleve) in sich begriff. Andere haben behauptet, daß die Könige der ersten und zweiten Dynastie, die Merovinger und Carolinger überhaupt nicht die Lilie zum Symbol gewählt, sondern daß man irrthümlich die goldenen Bienen, welche man in der Zahl von über 300 im Grabe Childeric's gefunden, auf Lilien gedeutet hätte. Eine größere Wahrscheinlichkeit hat endlich die dritte Meinung für sich, daß die Spitzen der Spieße und der Hellebarden der Franken (nach Agathius) außer der zugespitzten Klinge in der Mitte zur Rechten und Linken zwei umgebogene Klingen hatten, deren Spitzen nach unten neigten. Gewiß ist, daß die heraldische Lilie in dieser Form zuerst von den Königen der dritten Dynastie, der Capetinger, an ihren Kronen und Sceptern angebracht wurde, wie das die noch vorhandenen Siegel Hugo Capets und seines Sohnes König Roberts bezeugen, ohne daß darum ihnen gerade dieses Symbol eigenthümlich gewesen wäre, vielmehr dürfte ihnen dasselbe, will man die Nach-

richt von den Hellebarden der alten Franken dahin gestellt sein lassen, von dem Byzantinischen Kaiserhof überkommen sein, finden wir doch dergleichen Lilienverzierungen auch an den Sceptern und Kronen deutscher Könige. Es war nach der Meinung der gewichtigsten Forscher Ludwig VII., genannt le Jeune (1137 bis 1180), der zuerst bei seinem Zuge 1147 nach dem heiligen Lande seinen Schild und seine Fahnen mit Lilien schmückte, und seinem Beispiele folgend, nahm der französische Adel um dieselbe Zeit Wappen an.

Rigord (der Mönch von St. Denis) der Geschichtschreiber seines Nachfolgers Philipp August's berichtet, daß in der Schlacht von Bouvines, die dieser König 1214 über Kaiser Otto IV. gewann, die Königsstandarte entfaltet ward und himmelblau mit goldenen Lilien besäet war. Dies wird auch von Guillaume Guiart, einem Dichter aus derselben Zeit in den folgenden Versen bestätigt:

Galon de Montigny porta,
Ou la Chronique faux temoigne
A fleurs-de-Lis-d'or a ornée,
Puis le Roi fut cette journée
A l'endroit du riche Etendart.

Bis auf Philipp IV. (1268—1314) führten die Könige Frankreichs diesen blauen, mit goldenen Lilien besäten Schild, erst dieser König, der durch seine Gemahlin Johanna, Erbin von Navarra auch König dieses Landes wurde, quadrirte den Lilienschild mit dem von Navarra, die goldenen Ketten in Roth. So blieb es bis Carl IV. (1293—1327), den letzten Capetinger, nach dessen Tode die Krone Frankreichs an Philipp VI. aus der Nebenlinie der Valois, Navarra aber durch Johanna, Tochter Ludwigs X. (ältester Bruder Carls IV.), an das Haus Evreux kam. Der Urenkel Philipp VI. (1368—1422) reducirte zuerst die Lilien auf 3, war also gleichsam der Urheber des französischen Wappens, wie es bis 1830 mit Unterbrechung der Revolution und des ersten Kaiserreichs, von allen Herrschern Frankreichs geführt worden ist. Schon vor Carl VI. sollen einige Könige angefangen haben, die Anzahl der Lilien zu vermindern, wie aus einem Siegel Philipp's VI. Valois hervorgeht, aber es war keine definitive Abänderung, sondern nur eine Einleitung, eine Anregung zu dem definitiven Beschluß Carl's VI. Sein Enkel Carl VIII. quadrirte den Schild Frankreichs mit dem von Jerusalem, aber schon Ludwig XII. sein Nachfolger, mit dem die Linie Valois-Orléans den Thron bestieg, kehrte zu dem einfachen Schilde Frankreichs zurück. So blieb es bis zu dem letzten Valois Heinrich III. (1551—89), der als erwählter König von Polen den Schild Frankreichs mit dem polnischen Wappen halbirte. Sein Nachfolger, der erste Bourbon Heinrich IV., halbirte den Lilienschild mit dem Kettenmuster von Navarra und so haben es alle seine Nachfolger gehalten. Beide Wappenschilder finden sich auch unter dem königlichen Wappenzelt, welches blau mit goldenen Lilien besäet war, nebeneinander gestellt und werden von zwei, in Wappenröcken gekleideten Engeln gehalten. Die Wappendevise darunter war: Lilia non laborant neque nent: Die Lilien arbeiten nicht auch spinnen sie nicht, welcher Spruch darauf gedeutet worden ist, daß in Frankreich dem Grundsatze des salischen Gesetzes zufolge, (nach dem im fünften Jahrhundert aufgesetzten Volksrecht der salischen Franken) das weibliche Geschlecht von der Erbfolge in den Stammgütern ausgeschlossen war, welcher Grundsatz dann auf das Thronfolgerecht in der fränkischen und später in der französischen Monarchie übergegangen war. Der Schlachtruf, cri de guerre, der ebenfalls bei vollständiger Abbildung des Königwappens nicht fehlen durfte, war „Mont joye Saint Denis", der so viel bedeutete, als sammelt Euch um den Mahlstein (d. h. um das Panier) des heiligen Dionysius, welches bekanntlich die Oriflamme war. Es muß bemerkt werden, daß abgesehen von dem Wappen von Navarra, der Lilien besäete Schild oder später die 3 Lilien ohne Beizeichen nur dem Könige zukamen. Bis zu Ludwig IX., dem Heiligen, hatten die nachgeborenen Prinzen stets ein anderes Wappen angenommen, nur der Aelteste das Wappen der Familie fortgesetzt. Robert, Sohn König Roberts und Stifter des ersten burgundischen Hauses, Hugues Graf von Vermandois, Sohn Heinrich's I., Robert Graf von Dreux und Peter, Sire de Courtenay, beides Söhne Ludwig's VI., sie alle nahmen ein anderes Wappen an. Unter den ersten jüngeren Prinzen, die sich des Lilienschildes mit einem Abzeichen bedienten, finden wir Robert Graf von Artois und Carl von Anjou, später König von Neapel, Brüder des heiligen Ludwig, welche ihren Schild mit einem rothen Tournierkragen von 4 Lagen belegten, zur Unterscheidung von ihrem Onkel Philipp Grafen von Clermont, der einen dreilagigen führte. Es ist daher ein Irrthum, wenn man das Wappen der Grafen von Vermandois (von Gold und und Blau geschacht mit blauem Schilderhaupt, das 5 goldene Lilien zeigt), die von Heinrich I. († 1060) abstammen, als ein Beweis für die frühere Führung des Lilienschildes von Seiten der nachgeborenen Prinzen anführt, vielmehr ist dieses Schilderhaupt ein späterer Zusatz zu dem geschachteten Schilde, welcher sich auf das Wappen der Hauptstadt der Grafschaft Vermandois, St. Quentin bezieht, welche gleich Paris, Rouen, Lion und andern Städten diese Vergünstigung vom Könige von Frankreich erhalten hatte. Seit der Thronbesteigung des Hauses Bourbon 1589 kommen folgende Wappenvariationen vor. Schon der Dauphin, welchen Titel der älteste Sohn des Königs seit der Vereinigung der Dauphiné mit der Krone führte, quadrirte den Schild Frankreichs mit dem Wappen dieser Provinz, einen blauen Delphin im goldenen Felde, dessen Söhne nahmen ebenfalls Veränderungen mit dem Lilienschilde vor, je nach dem Herzogstitel, den sie führten; so der älteste Enkel Ludwig's XIV., der Herzog von Burgund, der bis zum Tode seines Vaters, das Wappen Frank-

Digitized by Google

reichs mit dem von Burgund quadrirte. Seine Brüder, die Herzöge von Anjou und Berry, führten ebenfalls Abzeichen, der erstere den Lilienschild mit rother Einfassung, der letztere mit rother gezahnter Einfassung. Das Haus Orleans, abstammend von Philipp II. Sohn Ludwig's XIII., führte als Beizeichen einen dreilätzigen silbernen Tournierkragen. Das Haus Condé, abstammend von Ludwig von Bourbon, einzigen Bruder König Anton's von Navarra, Vater Heinrich's IV., führte einen rothen Schrägbalken; die Prinzen von Conti, eine Nebenlinie der Condés hatten dasselbe Wappen wie diese, nur mit rother Schildeseinfassung; die legitimirten Prinzen Ludwig's XIV. der Duc de Maine, der Graf von Toulouse und zuletzt der Sohn des letzteren, der Duc de Penthièvre führten dagegen den Lilienschild mit abgekürzten rothen Bastardbalken. Die Nachkommen Heinrich's IV. aus der Verbindung mit Gabriele d'Estrées: die Herzöge von Vendome endlich führten den Schild Frankreichs mit abgekürztem silbernen Schrägbalken, der mit drei silbernen Löwen belegt war.

Die erste große Revolution 1789 hatte von der definitiven Annahme eines Wappens abgesehen, was um so natürlicher erscheint, als ihr die Wappen als Abzeichen des eben erst abgeschafften Feudalsystems und der adligen Vorrechte verhaßt sein mußten. Sie kannte nur allenfalls Symbole, wie den gallischen Hahn, die personificirte Göttin der Vernunft u. s. w. Das erste Kaiserreich führte den unheraldischen römischen Kaiseradler (golden) im blauen Schilde. Hinter demselben sind das kaiserliche Scepter und die Hand der Gerechtigkeit schrägweise gekreuzt, das Ganze ist von einem purpurnen mit der Kaiserkrone gekrönten Wappenzelt umgeben; letzteres ist mit goldenen Bienen besäet, denn recht im Gegensatz zu der nicht sorgenden Lilie, hatte sich der erste Napoleon die arbeitsame Biene zum Symbol gewählt, welche man übrigens bei Montfaucon bereits als ein dem König Childeric eigenes Symbol angesprochen findet. Gleich ihrer Vorgängerin der Lilie findet man die Biene als decoratives Element vielfach verwendet, wie denn der purpurne Krönungsmantel des Kaisers mit goldenen Bienen besäet war. Es war selbstredend, daß die Restauration auf das historische Königswappen zurückgriff, da ihre Berechtigung eben einzig in der Vergangenheit wurzelte, das Julikönigthum dagegen, welches mit der historischen Tradition ein für alle Mal brechen wollte, nahm als Wappen zwei Gesetztafeln mit der Inschrift: „Loi" und „Constitution" an, umgeben von Fahnen und Trophäen, das Ganze von einer Königskrone überstiegen. Die zweite Republik hatte als Wappen die drei Farben Frankreichs pfahlweise gestellt, und einen Stern über dem Schilde; das zweite Kaiserreich endlich war auf den Wappenschild Napoleon's I. zurückgegangen. Mit der letzten Revolution vom 4. September 1870 hörte Frankreich auf ein officielles Staatswappen zu besitzen.

Mißlich bleibt es immer, wenn in einem Staate das officielle Landeswappen gänzlich mit dem der regierenden Dynastie zusammenfällt, da mit einem Erlöschen oder einer Verbannung der letzteren, wie in diesem Falle, zu leicht ein Bruch mit der historischen Tradition auch nach dieser Richtung hin eintritt; während in Schweden und England, wo doch die Dynastien vielfach gewechselt haben, im ersteren die drei Kronen und im letzteren die Löwen (Leoparden) des Hauses Anjou (Plantagenet) unverändert über die Geschicke dieser Länder gewaltet haben, nur daß die betreffenden Dynastien, die Häuser Wasa, Pfalz-Zweibrücken, Hessen, Holstein-Gottorp, Bernadotte (Ponte-Corvo) in Schweden, das Haus Hannover in England, das Staatswappen mit dem Wappen ihres Hauses als Herzschild belegten.

Nachdem man verschiedentlich versucht hat, dem unter Umständen recht fühlbaren Mangel eines Staatswappens durch einen allegorischen Frauenkopf aufzuhelfen, scheint man nunmehr auf das richtige Princip zurückkommen zu wollen, indem der Figaro von dem Standpunkt ausgeht, daß es ein einziges Wappen Frankreichs geben müsse, unbeirrt durch den Wechsel des Regiments. Wenn nun dieses Journal das Lilienwappen als das allein zu Recht bestehende Wappen anspricht, so kann man dieser Meinung beistimmen, in sofern aus dieser Darstellung hervorgeht, daß seit der Mitte des 12. Jahrhunderts bis 1789 die Lilien das Wappen Frankreichs gewesen sind, wenn man auch die Behauptung, als hätten bereits die Könige der beiden ersten Dynastien dieselben geführt, als historisch nicht begründet zurückweisen muß, wie es denn überhaupt vor dem 12. Jahrhundert keine Wappen im eigentlichen Sinne gegeben hat. Aber die Wappenfrage hängt zu enge mit der Fahnenfrage zusammen, und da Frankreich schwerlich jemals die Tricolore wieder mit der weißen Fahne oder dem blauen mit goldenen Lilien besäeten Banner vertauschen wird, so dürfte es eben so wenig die Lilien wieder annehmen, die nun einmal zum Symbol des legitimen Königthums, respective des ancien régime geworden sind. Ein Zurückgreifen auf den gallischen Hahn dürfte unseres Erachtens der sinnigste und zweckdienlichste Ausweg sein. Bekanntlich hat jüngst Don Carlos als Chef des Hauses Bourbon, seinen Vetter den Grafen von Paris aufgefordert, den einfachen Lilienschild ohne Beizeichen, welchen er seit dem Tode des Grafen Chambord führt, abzulegen, da nur ihm und seinem Bruder Don Alfonso derselbe zustände. Auch hieraus resultirt, wie der Lilienschild seiner Eigenschaft als Staatswappen verlustig gegangen ist und nur noch das Wappen einer ehemals regierenden Dynastie ist.

L.

Die Gladstones.

In einer Zeit, wo der nahezu 83jährige Gladstone noch einmal das englische Staatsruder ergriffen hat, ist es vielleicht nicht uninteressant, daran zu erinnern, daß der Führer der englischen Liberalen — gerade so wie Clémenceau, der Führer der französischen Radi-

Digitized by Google

caten — einem alten erbeingesessenen schottischen Adelsgeschlecht angehört. Die kleine Festung Gledstanes, der Stammsitz des gleichnamigen Geschlechts der Gledstane liegt in der Pfarrei Libberton, bei der Stadt Biggar in dem schottischen District Lanarkshire. Die Etymologie des Wortes Gledstanes — Gled ist mit hawk das ist: Falke synonym und stanes — steiniger, felsiger Horst — (also zusammen zu deutsch Falkenhorst) — weist darauf hin, daß die Vorfahren des „Grand old man" schon seit der grausten Vorzeit in den felsigen Moorländereien Lanarkshires zu Hause waren. So findet sich denn bereits 1296 in „Ragman Roll", der ältesten schottischen Adelsmatrikel, ein Herbert de Gledstane, als einer von denjenigen schottischen Rittern erwähnt, welche dem König Eduard I. von England den Treueid leisteten. In den folgenden Jahrhunderten gerieth das Geschlecht der Gledstane in Verfall; am Anfang des 17. Jahrhunderts mußte sogar der Stammsitz verkauft werden, so daß nur die benachbarte Besitzung: Arthusshiel der Familie verblieb. Der Sohn des letzten Gledstane von Arthusshiel ließ sich in Biggar nieder und betrieb daselbst eine Mälzerei. Dessen Enkel Thomas veränderte den ursprünglichen Familiennamen Gledstane mit Gladstone. Thomas Gladstone war Getreidehändler in Leith; sein ältester Sohn John Gladstone, der Vater des zukünftigen englischen Premierministers, begründete in Liverpool eine große Getreidefirma. Er war Parlamentsmitglied und wurde zum Baronet ernannt. Im Jahre 1851 starb Sir John Gladstone im Alter von 78 Jahren. Edward (Ewart) Gladstone ist der dritte Sohn seiner mit sechs Kindern gesegneten Ehe mit Anne Robertson, einer Tochter des Provost Robertson von Dingwall, welcher seinerseits wieder zum Clan Donachie, einem keltischen Adelsgeschlecht des schottischen Hochlandes gehört. Es ist noch zu erwähnen, daß die Mutter Gladstanes: Anne Robertson sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite königlicher Abstammung war. Beide stammten von Joanna Beaufort, einer Urenkelin König Eduards III. auf verschiedenem Wege ab, in dem diese Dame in erster Ehe mit König Jacob I. von Schottland, in zweiter Ehe mit John Stewart of Lorne vermählt war. Die Robertson leiteten sich auf Jane Stuart zurück, die der ersten Ehe entsprossen war, Anne Mac Kenzie aber, die Mutter der Anne Robertson, stammte von John Stewart, Earl of Athole ab, der aus der zweiten Ehe geboren war. Folgendes Schema mag diese Abstammung verdeutlichen:

1	Eduard III. = Philippa.	
2	Joh. v. Gent = Kath. Roet.	
3	Joh. Earl of Sommerset = Lady Margar. Holland	
4	James I. of Scotland = Joanna Beaufort	= John Stewart of Lorne
5	Jane Stuart = George 2. E. Huntly	John Stewart E. Athole Eleonor Sinclair
6	Hen. Adam Gordon = Elis. Countess Sutherland	John Stewart 2. E. Athole = Mary Campbell
7	Alex Master of Sutherland = Jane Stewart.	Elis Stewart = Colin M'Kenzie
8	John 10. E. of Sutherland = Jane Gordon	Roderick M'Kenzie = Elinor Munro
		Mary M'Kenzie = Alex M'Kenzie
9	Jane Gordon = Hugh Mackay	Kenneth M'Kenzie = Anne Grant
10	Mary Mackay = Sir Hector Munro	Alex M'Kenzie = Janet M'Kenzie
11	Jean Munro = Robert Munro	Anne M'Kenzie = Kenneth M'Kenzie
12	Rebacca Munro = Colin Robertson	Mary M'Kenzie = Colin M'Kenzie
13	George Robertson Agnes Barber	
14	Andrew Robertson = Anne M'Kenzie	
	Anne Robertson	
15	= Sir J. Gladstone	
16	Will. E. Gladstone.	

Wir sehen hier von Johann Beaufart abstammend, drei große, in ihren Familienverbindungen weit verzweigte Geschlechter Schottlands. Gegenwärtig sind daraus drei der angesehensten Häuser der englischen Nobility hervorgegangen. Die Herzöge von Atholl und Sutherland und die Marquis of Huntly.

Die Descendenz, aus welcher Gladstones Mutter entsprossen, bewegt sich auf der einen Seite durch 5, auf der anderen Seite durch 3 Generationen, von Johann von Beaufort herab in der hohen Nobility, und geht dann durch Töchter — auf der einen Seite Jane Gordon, Tochter des Grafen Sutherland, auf der anderen Elisabeth Stewart, Tochter des Grafen Atholl — die unbetitelte Männer heirathen, in die unbetitelte Gentry über. Dieser Fall ist gewissermaßen typisch, denn ähnlich verhält es sich mit allen Stammbäumen von nicht zur Nobility gehörigen Gentryfamilien bei Burke und Foster.

Eine deutsche Heilanstalt für weibliche Alkoholkranke.

Nicht bloß Männer, sondern auch Frauen werden Opfer des Alkohols. Seit dem 15. Mai 1889 besteht in dem sogenannten „Versorgungshaus in Bonn" auch eine Heilanstalt für weibliche Alkoholkranke, durch welche bis Mitte September 1892 bereits 53 Pfleglinge hindurchgegangen sind, im letzten Jahre 20 Personen. Die höchste Zahl der zur selben Zeit im Hause weilenden Pfleglinge betrug 18. Das Haus war in den letzten Monaten bis zum letzten Platz besetzt, während die Anfragen um Aufnahmen sich mehrten. Die Leitung der Heilanstalt war in Verlegenheit, was zu thun sei. Da entschloß sich eine Dame, die im letzten Winter die Arbeit im Versorgungshaus vier Monate getheilt und dabei Befriedigung und Segen empfunden hatte, zum Ankauf eines zweiten Hauses für die Heilstätte und erbot sich, den Kaufpreis dazu zinslos zu geben und dann selbst in diesem Hause zu wohnen. Am 31. August 1892 ist dieses Haus neben dem ersten Hause bezogen und die trennende Mauer zwischen beiden Gärten beseitigt worden. Die beiden Häuser bilden nun ein stattliches Ganzes.

Die Bonner Anstalt hat in den wenigen Jahren ihres Bestehens gezeigt, daß sie einen wichtigen Beruf erfüllt, und der Jahresbericht bemerkt über die darin betriebene Thätigkeit folgendes:

Durch den übertriebenen Werth, welchen Ärzte und Laien in der jetzigen Zeit auf den Gebrauch von Cognac, starken Weinen, Bier, Morphium und anderen betäubenden Mitteln legen, werden bei vielen Personen Krank-

Digitized by Google

heiten der schlimmsten Art erzeugt, welche nicht allein den einzelnen treffen, sondern den Verfall, wenn nicht den völligen Ruin ganzer Familien zur Folge haben.

Die Wirkungen dieser Mittel sind von so entsetzlicher Art, daß sie die beste und treueste Mutter zu einer pflichtvergessenen machen, die liebevollste Gattin in eine egoistische, herzlose verwandeln und die zärtlichste Tochter den Bitten ihrer geliebten Eltern hart und kalt gegenüberstellen. Hätten sie zur rechten Zeit die Charakterfestigkeit gefunden, oder hätte ein vorsichtiger Arzt sie dazu gebracht, sich von diesen Dingen zu entwöhnen, nachdem sie bei einer Krankheit vielleicht als Heilmittel gedient, so wäre die Umkehr eine leichte gewesen. Aber wie selten wird solche Vorsicht beobachtet! Man gewöhnt sich anfangs vielleicht mit Widerstreben an diesen Reiz, und später beherrscht die Sucht, diesen Reiz zu befriedigen, alle edleren Triebe des Menschen und macht ihn zum Sklaven der Sünde.

Bleibt eine solch geknechtete Seele in ihrer gewohnten Gesellschaft, so ist kaum eine Rettung möglich; kommt sie dagegen in fremde Umgebung, wo ihr alle diese Mittel entzogen werden und ihr der Weg zum Frieden und wahren Glücke des Lebens gezeigt wird, so schwindet nach und nach das Trugbild, und die guten Eigenschaften, durch welche sie früher die Ihrigen beglückte, treten hervor in alter Schönheit.

Wir haben diese Erfahrung gottlob häufig gemacht, aber es gehört viel Geduld dazu von beiden Seiten. Die Wirkung von Alkohol und Morphium schwindet spürbar mit dem 5. bis 6. Monat. Von da an geht's schneller vorwärts. Zwischen dem 6. und dem 9. Monat ist ein großer Fortschritt zu bemerken, und nach einem Jahre dürfen wir die Mehrzahl unserer Kranken als befreit und gerettet wieder ziehen lassen. Ein zu frühes Verlassen der Anstalt bringt üble Frucht, wir machen daher die Dauer eines vollen Jahres zur Aufnahmebedingung.

Der Charakter unserer Anstalt ist der eines gemüthlichen Familienlebens. Das Kostgeld beträgt: für die I. Klasse inkl. Wäsche, Feuer, Licht 5 Mk. täglich; für die II. Klasse 1 Mk. 50 Pf.; für die III. Klasse 75 Pf. in monatlicher Vorauszahlung.

(Mitt. z. Bek. d. Trunksucht)

Vom Johanniter-Malteser-Orden.

Der Gothaische Genealogische Hofkalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche für 1893, der soeben erschienen ist, enthält auf Seite 976 Mittheilungen über den „Orden des heiligen Johannes von Jerusalem (Souverainer Orden der Malteserritter — Kapitel seit 1834 in Rom)", die auch für die Leser dieses Blattes von Interesse sein dürften, weshalb wir solche nachstehend abdrucken:

„**Großmeister**:

Fra J. B. Ceschi a Santa Croce, zum Statthalter erwählt 14. Februar 1872, Großmeister 28. März 1879.

Ordensrath:

Vertreter der Großpriorate:

Rom: Fra A. Capranica, Bailli.

Böhmen: Fra Galeazzo Thun-Hohenstein, Komtur.

Lombardei-Venedig: Fra F. Serego Allighieri, Profeß-Ritter.

Beide Sicilien: Fra F. Gagliardi, Komtur.

Protector beim heiligen Stuhl:

Kardinal Monaco La Valletta, Bailli.

Andere Würdenträger:

Großpriore und Receveurs:

Italienischer Zunge. Rom: Kardinal Ricci Paracciani, Bailli; Fra A. Capranica, Bailli. —

Lombardei-Venedig. Großprior (Venedig): Fra Guido Sommi-Picenardi, Bailli; Receveur (Mailand): Fra F. Ghisalberti, Komtur. —

Beide Sicilien (Neapel): Fra L. Capece-Minitulo, Bailli; Fra F. M. Gagliardi, Bailli. —

Deutscher Zunge. Böhmen, Großprior (Prag): Fra Guido Thun-Hohenstein, Bailli; Receveur (Wien): Fra A. Attems-Heiligenkreuz, Bailli. —

Vorsitzende der Ritter-Associationen:

Rheinisch-Westfälische: F. Graf Landsberg-Behlen und Gemen, Ehrenbailli. —

Schlesische: F. Graf Praschma, Ehrenbailli. —

Großbritannische: B. Graf Ashburnham, Ehrenbailli. —

Spanische (von Kastilien und Arragonien): E. E. Herzog von Sotomayor, Ehrenbailli. —

Französische Delegation: Baron de Montagnac, Ehrenritter."

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 13.

Inhalt: Der letzte Weihnachtsmarkt (Schluß). — Der Fernemüller und sein Weib. Ein Stück märkischer Geschichte (Fortsetzung). — Vom „Dustern Keller" bei Berlin. — Mönch Hermann von Lehnin (Fortsetzung). — Kleine Mittheilungen: Aus Wittenbergs Feier zur Einweihung der Schloßkirche (mit Abbildung). — Die Corporation der Berliner Buchhändler. — Zur Einführung des Schneeschuhsports in Deutschland. — Vereinsnachrichten ꝛc.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 11. Januar 1893. **Nr. 2.**

1. Hugo von Graeve, Major a. D., Rechtsritter seit 1867, † zu Warmbrunn in Schlesien 1. Januar 1893.
2. August von Holly und Ponientzietz, Oberst z. D., Ehrenritter seit 1888, † zu Erfurt 28. December 1892.
3. Hans von Arnim, Oberst a. D., Ehrenritter seit 1891, † zu Berlin 1. Januar 1893.

Vom deutschen Reichsadler.

Gleich dem alten römischen Reiche deutscher Nation führt auch das neuerstandene und unter der Kaiserkrone der Hohenzollern, geeinigte Deutschland den Adler im Wappen. Nicht immer indeß haben die früheren deutschen Könige und römischen Kaiser dies stolze Abzeichen besessen; im Gegentheil tritt der Adler erst in verhältnißmäßig späten Jahrhunderten auf, und man darf denselben vielleicht als das jüngste der alten Fürstenwappen bezeichnen. Die alte deutsche Reichsfahne zeigte ein weißes Kreuz in rothem Felde, wie es dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation als Vormacht des Christenthums ohne Zweifel auch zukam. „Mit rehte sol des riches vân das cruize tragen", singt Wolfram von Eschenbach. Der erste deutsche Kaiser, welcher nachweislich den Adler im Wappenschilde führte, war der unglückliche Philipp von Schwaben, des alten Barbarossa jüngster Sohn. Es war dies ein schwarzer Adler im goldenen Felde. Philipps Gegenkönig, der Welfe Otto, führte im senkrecht getheilten Schild auf der rechten Seite einen halben goldenen Adler auf schwarzem Grunde. Der große Staufe Friedrich II. führte einen schwarzen Doppeladler auf Goldgrund. Unter dem ersten Habsburger tritt wieder der einfache schwarze Adler in goldenem Felde auf, an dem auch die späteren Kaiser festhielten, bis unter Ludwig dem Baier wieder ganz plötzlich der Doppeladler erscheint, der dann das Wappen der deutschen Kaiser geblieben ist, bis 1806 das deutsche Reich unter den Riesenstreichen des Corsischen Eroberers in Stücke brach. Der Doppeladler ist dann auf das österreichische Kaiserthum übergegangen. Der einköpfige Adler war das Wappen des Thronfolgers, des römischen Königs. Das neue deutsche Reich, das 1871 auf Frankreichs blutgetränkten Schlachtfeldern erstand, hat sich mit dem einköpfigen Adler begnügt, der, wie es schon im alten Reich der Fall war, das Hauswappen des Kaisers auf dem Brustschilde trägt.

Wie nun von allen Thieren just der Adler zu der Ehre kam, des deutschen Kaisers und des deutschen Reiches Wappen zu zieren, läßt sich leicht erklären. Allerdings hier an altrömischen Adler zu denken, da ja Kaiser und Reich als „römisch bezeichnet wurden, wäre falsch. Ganz abgesehen davon, daß die alten Römer der Kaiserzeit nachmals den Adler ihrer Feldzeichen, mit dem Drachen vertauschten, hatte das frühe Mittelalter auch keine Erinnerung mehr an den längst verschwundenen Legionsadler. Die Entstehung des Reichsadlers ist lediglich auf deutschem Boden zu suchen, und zwar in der dem Mittelalter eigenthümlichen, überaus stark entwickelten Symbolik, deren Grundlage wiederum die damalige wundersüchtige Naturlehre bildet.

Daß der Adler bei den Deutschen von jeher großes Ansehen genoß, bezeugt schon sein Name; Adler, althochdeutsch adalaro, ist soviel wie „Edelaar". Man erzählt sich allerlei fabelhafte Dinge von ihm: Seine Augen sind so hell, daß er in die Sonne blicken kann; wird er vor Alter schwach und blind, so fliegt er aus tiefem Brunnen zur Sonne empor, deren Gluth ihm Gesicht und Gefieder erneuet und seine Kraft verjüngt. Stets galt er schon als der König der Vögel. Doch nicht sein königliches Aussehen, sein Muth und seine Stärke stempelten ihn vornehmlich dazu, sondern, echt mittelalterlich, zwei ihm angedichtete Eigenschaften, welche sehr bezeichnender Weise jener Zeit als die vorzugsweise königlichen galten, nämlich „Milde", d. h. Freigiebigkeit, und deren natürliche Voraussetzung, Reichthum. Der Adler, so glaubte man, läßt es in

Digitized by Google

seiner Großmuth geschehen, daß Scharen kleinerer Vögel seinen Zügen folgen, und überläßt ihnen freigiebig Antheil an seiner reichen Beute. Milde und Reichthum sind die Tugenden, welche die mittelalterlichen Sänger immer wieder am Adler rühmen, wie sie nicht müde werden, dieselben auch an edlen Fürsten zu preisen. Diese Auffassung giebt den Schlüssel, weshalb der Adel des 12. Jahrhunderts mit ausgesprochener Vorliebe den Adler als Wappenthier erkor. Am häufigsten kommt der Adler und zwar halbirt in den friesischen Wappen vor. Die Sage deutet diesen Umstand wie folgt: Kaiser Friedrich der Rothbart wollte eine Anzahl junger Friesen, welche ihn auf seiner Romfahrt begleitet und sich durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet hatten, mit dem Rittergürtel belohnen. Die Friesen aber lehnten als Edle und Freie die Ritterwürde ab, da sie ohnehin im Range den Rittern des Kaisers gleich wären. Der Kaiser freut sich ihres Stolzes und gab ihnen die Erlaubniß, des Reiches Adler in ihrem Schilde zu führen. Einigermaßen ähnlich ist eine Geschichte, die ein Zeitgenosse und Biograph des genannten Kaisers, Bischof Otto von Freising erzählt. Der Kaiser ließ einen Schildknecht (strator, scutifer), der sich besonders ausgezeichnet hatte, zu sich rufen und befahl, daß er den Rittergürtel erhalten und zum Ritter geschlagen werden sollte. Der Knecht erklärte jedoch, daß es ihm in seinem jetzigen Stande besser gefalle, daß er Plebejer bleiben wolle. Darauf ließ ihn der Kaiser reich beschenkt zu seinen Zelten zurückkehren.

Die friesische Wappensage hat den gewichtigen Umstand gegen sich, daß es zu den Zeiten des Rothbarts ein Reichswappen noch nicht gegeben hat. Viel wahrscheinlicher als die Erzählung von dem Erwerbe des Wappens, ist die von Hermann Allmers geäußerte Vermuthung, daß die friesischen Bauern den Adler selbst zu ihrem Wappen wählten, um dadurch aller Welt, namentlich aber dem Erzbischof von Bremen trotzend, zu zeigen, daß sie vor Allem zu Kaiser und Reich halten wollten. Am häufigsten kommen solche Adlerwappen im Lande Wursten vor. Ein Beleg für diese Ansicht ist, daß in Osten (Reg.-Bez. Stade) das Siegel des Gerichts die beiden landesherrlichen Schlüssel (Erzbisthum, dann Herzogthum Bremen) und einen Fluß, während das Kirchspiel den halben Adler und drei Flüsse führt.*) Auch kann man noch bis in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts von keiner Stabilität der Wappen reden, wie sich dieses aus vielen Beispielen nachweisen ließe. Hier sei nur mit Rücksicht auf das erste Vorkommen des Reichsadlers bemerkt, daß als Philipp von Schwaben (1198—1208) den Adler in sein Schild setzte, er nur sein persönliches oder das Wappen seiner Familie änderte.**) Auch der Adler seines welfischen Gegners Otto IV. stellte noch kein Kaiserwappen vor. Dieser Adler ist vielmehr der damalige welfische Adler. Anders ist es mit dem Kaiser Friedrich II. Wie berichtet wird, ward nämlich unter ihm auf einer Fürstenversammlung in Mainz die Wappenfrage zur Sprache gebracht, und ein Verbot gegen die Aneignung von Adlerwappen erlassen. Nur der Kaiser als Oberherr des Reiches und Spender aller Lehen und Begabungen sollte fortan das Sinnbild der Macht, des Reichthums und der Freigiebigkeit führen. Hiermit ist also der Adler ausdrücklich zum Wappenthier des Kaisers erhoben, und es erschien daher ganz selbstverständlich, daß auch Rudolf von Habsburg nach seiner Königswahl den Adler in sein Schild setzte und auch seine Nachfolger auf dem Throne denselben beibehielten. Das Adlerwappen, mit welchem vordem jeder Edle sein Schild schmücken durfte, war zum Symbol des Reiches geworden, das nur noch dem Reichsoberhaupte und denen er dieses Wappenbild verlieh, zu führen gestattet war.

Cleve.

Es ist ein gar gewaltiges Stück Geschichte, welches sich in diesem waldumsäumten Städtchen abgespiegelt hat, nicht seltener durchzittert vom dem schmetternden Lockrufe des Kriegshornes, als von dem „Horridoh“ fröhlicher fürstlicher Jägerei, welchem die holländischen Nachbarn trotz seiner Lage hart an des Reiches Grenze den sonderbaren Schmeichelnamen „het hartje van Duitschland“ gaben. Wer die geheimnißvolle Sprache der Natur und Geschichte versteht, dem raunt dieselbe hier gar seltsame Mären zu. Ueberwältigende Erinnerungen ziehen mit ihm, verschollene Zeiten treten vor ihn in lebenskräftiger Deutlichkeit, und aus dem Goldschachte der deutschen Sage steigen die liebsten unserer Vorzeithelden in stahlbewehrter Herrlichkeit auf. Ja selbst Hügel und Thal reden mit gleich kernig breiter Sprache, wie sie aus dem Munde der Bewohner entgegentönt, von den gewaltigen Veränderungen, welche dieses so oft verwüstete und doch immer wieder aufblühende niederrheinische Land zu erdulden hatte. Veränderte doch selbst der Strom im Wandel der Zeiten seinen Lauf, vielleicht um der Zwingburg den Rücken zu kehren, welche Julius Cäsar im Jahre 698 der Stadt Rom (56 v. Chr.) an seinem Ufer aufgeschlagen hatte, um die widerspenstigen

*) Daß das bekannte Pommersche Geschlecht von der Osten ebenfalls die Flüsse und einen Schlüssel führt, ist ein rein zufälliges Zusammentreffen: der Ort, von dem diese Familie den Namen führt, liegt bei Demmin in Pommern. Das bremische Osten liegt an dem östlichen Ufer des Osteflusses. Kraue sieht daher den Fluß als ein redendes Wappen an, während andere glauben, daß er dem Wappen der Herren von Rönne entnommen ist, die von 1470—1650 das Gericht Osten als bremisches Lehen inne hatten.

**) Das Wappen der Herrschaft Hohenstauffen zeigt bei Grünenberg in Silber eine schwarze goldbeschlagene Truhe, bei der das Schlüsselloch in Form eines Reichsapfels durchgeschlagen ist. Als Herzöge von Schwaben wurde den Hohenstauffen in Gold drei übereinander schreitende, vorwärts schauende schwarze Löwen zugelegt.

Digitized by Google

Menagrier zu beherrschen. Denn nach einer alten Sage floß der Rhein ehemals von Calcar durch den Clever Thiergarten nach Nymwegen, und seine Wellen bespülten den Fuß des Schloßberges zu Cleve, wo fleißige Fischer ihre Hütten aufgeschlagen hatten.

Die vereinsamte Lage, in welche Cleve durch dieses Naturereigniß und die dadurch bedingte Ablenkung des Weltverkehrs gerieth, hat die Stadt leider nicht den Plünderungen räuberischer Eindringlinge zu entziehen vermocht, und Cleve ist selbst zu einem verkörperten Stück vaterländischer Geschichte geworden. Die zur Römerzeit mächtige und volkreiche Ansiedlung war später durch die Gräuel unaufhörlicher Kriege entvölkert und verwüstet worden, zu schwach selbst, um die ehrwürdigen Denkmale seiner einstigen Größe vor der Schändung durch rohe Zerstörer zu bewahren. So hat denn Cleve auch bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder die Bedeutung erreicht, welche ihm die Römer gegeben hatten. Damals war es eine würdige Stätte römischen Geisteslebens, freundliche, einem heiteren Dienste geweihte Tempel entstanden in den finsteren Hainen, und mit der Waffenkunst der Fechter zog römische Bildung und Gesittung in das menagrische Land, um sich dort mit dem niederdeutschen Reckengeiste zu vermählen. Das Emporblühen des niederrheinischen Kunstlebens vorahnend schauend, gründeten die Fremden unter Kaiser Octavianus auf dem höchsten Hügel der Ansiedelung einen Tempel des Apollo. Das Volk, welches ja wohl alle Ursache gehabt haben mag, auf die Römer eifersüchtig zu sein, und welches wenig Verständniß für die heitere Kunst des Südens besaß, nannte in seinem finstern Deutsch diesen Hügel den Heidenberg oder Heiberg, ein Name, welchen noch jetzt eine der höchstgelegenen nordwestlichen Straßen der Stadt führt. Auch den Culturkampf brachten schon die Römer nach Cleve; denn Kaiser Diocletion sandte den Eumenius Rhetor von Rom als Lehrer hierher, „um die Jugend, welche sehr roh und unwissend sei, in der Römer Gesetze und Religion zu unterrichten." Da nun die kleinen, rohen und unwissenden Flachsköpfe neben den weichlockigen Römerknaben sitzen mußten, so darf man den Christenverfolger Diocletian als den Gründer der — ersten Simultanschule bezeichnen. Eumenius erhielt für sein Schulamt das fabelhafte Jahresgehalt von 600 Sestertien = 99 ℳ deutscher Reichswährung. Man hat ihm ein Denkmal gewidmet, auf welchem er als „Scholae Clivensis conditor" gefeiert wird. Im Jahre 1821 versuchte zwar der Gymnasialdirektor Nagel in einer dem Schulprogramm beigefügten Abhandlung zu beweisen, daß die Clever Schule nicht von Eumenius gegründet sei, aber die vortreffliche Arbeit hat das Schicksal vieler ähnlicher Aufsätze getheilt: die versprochene Fortsetzung, in welcher der Hauptbeweis geführt werden sollte, ist nie erschienen. — Wie fröhlich mag wohl in jenen Römertagen der wilde Jagdruf erklungen sein, wenn die menagrischen Mannen mit Wurfspieß und Streitaxt heimkehrten von der ermüdenden Sauhatz, oder vom heißen Pirschgange auf Ur und Bär? Und wie mag ihr Siegesgesang diese Eichenhaine durchtost haben, als die römischen Eroberer von der eindringenden Völkerfluth hinweggeschwemmt wurden auf Nimmerwiederkehr! Es war der Volksstamm der Hattuarier, welcher in diesem nördlichsten Theile des Rhein- und Maaslandes die Römer in der Herrschaft ablöste und sich den Riguarischen Franken anschloß. Jenes römische Castell auf dem Clever Berge aber ward die Stammburg eines deutschen Grafengeschlechts und gab als solches dem Territorium, das ihre Herren in jenen uralten Culturlanden begründeten, den Namen. Deutsches Geistesleben erblühte nun in ursprünglicher Frische und Schöne unter dem segensreichen Einfluß des Christenthums, das in diesen Gegenden zu Anfang des achten Jahrhunderts durch Luitbertus verbreitet wurde. Wie eine Verkörperung seines schönen Jahrhunderts zieht Helias Grail, der Schwanenritter den Rhein hinab und gewinnt die Gunst der Herrin Beatrix, der er, von Jugend und Schönheit umflossen, in seinem schwanengezogenen Nachen dahintreibend erschien. Auf der Burg zu Cleve erblühte ihr Glück, und hätte wohl noch lange geblüht, wenn Beatrix ihre weibliche Neugierde hätte bezähmen können. So aber verlor sie den Gemahl, Helias Grail verschwand, wie er gekommen, und nur der kupferne Schwan auf dem Thurme der Schwanenburg erinnert an sein dunkles Geschick. In stiller Nacht, bei starkem Winde, wenn die Flügel in erzitternde Schwingung kommen, läßt dieser Schwan aus den vom Künstler angebrachten Schalllöchern ein dumpfes Getöse erschallen, verworren und geheimnißvoll, wie der Flüsterton der Sage. Frau Sage raunt und flüstert gar viel von seltsamen Geschichten, die sich auf der Burg zu Cleve zugetragen: von schweren Zwisten und heimtichen Liebeshändeln der Grafen v. Cleve, von der weißen Frau, eben jener Beatrix, welche zur Buße für ihre sträfliche Neugier in den alten Räumen umging, sich jedesmal zeigte, wenn ein Todesfall in ihrem Geschlecht bevorstand. Gewiß ist, daß alle Chronisten, welche von den Merkwürdigkeiten dieses Landes geschrieben, auch dieser weißen Frau Erwähnung thun.

Der Mannesstamm, welcher dem Ehebunde des Helias Grail und der Beatrix entsprossen war, erlosch bald. Der letzte Graf von Cleve, Theodorus X, starb 1325 und die Stadt huldigte nun dem Grafen Adolph IX von der Mark, der mit der Erbtochter Margaretha vermählt war. Dieser schenkte der Stadt einen Theil des prächtigen, wildreichen Reichswaldes und nahm sich auch sonst seiner lieben Stadt mit väterlicher Regentensorge an, z. B. durch Gründung der Geckengesellschaft, deren Ruf bald hinausdrang in die dem närrischen Treiben holden Rheinlande, und der Stadt nicht nur Spiele brachte, wie zur Römerzeit, sondern auch Brot, dessen sie damals

Digitized by Google

dringend bedurfte. Es muß lustig zugegangen sein, als die sechsunddreißig ritterbürtigen Herren im buntscheckigen Geckenkleide sich am Tage St. Kuniberl des Jahres 1381 zum ersten Mal versammelten, um den Geckenkönig und die sechs Rathsherren zu wählen, unter denen sie Hof hielten alle Winter, bis ihnen statt der lustigen Schellen das Sterbeglöcklein erklang und sie Narrenkleid und Pritsche überlassen mußten. Und manch fröhlichen Tag sah Cleve unter prachtliebenden Fürsten kommen und gehen: unter Johann I, welcher von Karl von Burgund für seine Mitwirkung an dem Kriege gegen Adolf von Geldern die hübsche Summe von 100 000 Goldgulden erhielt, unter Johann III., welcher die Stadt von ihren Peinigern, den Raubrittern von Falkenstein, befreite, die er wegen Straßenraubes nebst elf ihrer Spießgesellen zu Cleve hinrichten ließ. Johann III. liebte nicht nur die Pracht, sondern zog auch die bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit nach Cleve, Erasmus von Rotterdam und Wisselius von Gröningen, den man das Licht der Welt nannte, waren eine Zierde des Clevischen Hofes, und Clevische Schulen waren noch besser, als selbst zur Zeit des alten Eumenius. Freilich steigt mit diesen freundlichen Erinnerungen an frohe Menschen auch ein kummervoller, bleicher Schatten auf: das Bild der unglücklichen Tochter Johann's III. Anna, die als Gemahlin Heinrich's XIII. von England das beklagenswerthe Loos ihrer Vorgängerinnen theilte und nach kaum begonnener Ehe von ihrem Gatten verstoßen, kurze Zeit hiernach 1557 zu Chelsea in der Verbannung starb. Und folgt diesem düstern Bilde auch dasjenige Wilhelm's IV., der die Tochter Erzherzog Ferdinand's, des späteren Kaisers, heirathete und sein Land bestens verwaltete, so wird auch dieses nur zu bald verdrängt von den Gräueln und Drangsalen, welche das Land in dreißig langen Kriegsjahren zu erdulden hatte. Auch der Erbfolgestreit schlug Cleve schwere Wunden, bis es in den Hohenzollern die Schirmherren fand, deren es bedurfte, das güldene Cleverblatt:

„Den Zepter, der uns nützt —
Den Degen, der uns schützt —
Die Säule, die uns stützt."

Kurfürst Friedrich Wilhelm, welcher sich am 28. Oktober 1666 in der Stadt huldigen ließ, schickte den Prinzen Moritz von Nassau-Siegen als Statthalter seiner zwischen Maas und Weser gelegenen Landestheile nach Cleve; diesem verdankt die Stadt die prachtvollen, meilenlangen Baumpflanzungen, welche heute ihre schönste Zierde bilden. Der gute Spießbürger von damals sah zwar verächtlich auf diese Liebhabereien des fürstlichen Statthalters herab, und eines Tages fand Moritz im Thiergarten die weise Inschrift:

„As de Boom is groot, is de Planter dood."

Der Prinz blieb aber die Antwort nicht schuldig und ließ darunter schreiben:

„Planten, bouwen en graven taat U niet verdrieten,
Dann zult Gy en die, die na U zm. het genieten."

Und wer weiß, ob wir uns heute noch der herrlichen Anpflanzungen erfreuen könnten, wenn nicht der preußische Staat dieselben in seine schützende Obhut genommen und der Stadt mit der Sorge für die Unterhaltung auch die Möglichkeit der Abholzung genommen hätte. Die Pflege, welche Moritz von Nassau den Anlagen und dem Hochwalde zu Theil werden ließ, kam namentlich auch dem Wilde zu statten. Die Hirsche traten aus dem Reichswalde heraus in den Thiergarten, wo sie gefüttert wurden, und so wurde nie eine Jagd abgehalten, ohne daß eine stattliche Anzahl Hirsche zur Strecke gebracht worden wäre. Namentlich König Friedrich I., welcher sich, wie in Königsberg und Berlin, auch in Cleve huldigen ließ, jagte oft in den herrlichen Waldungen, und wenn er vom Schlosse Moyland, das sein Vorfahr erworben hatte, auszog zur Pirsch in dem wildreichen Reichswalde, ist unter den Kronen der uralten Eichen manchem Zwanzigender das Hallali geblasen worden.

Prinz Moritz hat in der angenehmen Holzung, Berg und Thal genannt, seine Grabstätte gefunden. Er ruht in einem eisernen Sarkophag, umgeben von den bei Cleve ausgegrabenen Inschriften, Urnen, Krügen, Lanzen und anderen Resten des römischen Alterthums.

Sehr wichtig für die spätere Entwickelung der Stadt war die Entdeckung der Stahlquelle, deren heilkräftige Wirkung bald zur Entstehung des schönen Bades führte, welches sich jetzt mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit ausgestattet, einer von Jahr zu Jahr wachsenden Beliebtheit, namentlich bei den Holländern erfreut.

Als vor einigen Jahren eine Jagdausstellung aller Völker der Erde veranstaltet wurde, da richteten sich alle Blicke auf dies entlegene Städtchen, fast an der äußersten Grenze des Reiches; denn hierher sollten die Waidmänner aus allen Wäldern der bewohnten Erde zum ersten gemeinsamen Stelldichein entboten werden. Wohl Niemanden konnte diese Wahl befremden, wenn er überhaupt ein Jägersmann war, oder doch ein Mensch mit offenen Augen für Wald und Welt, denn diese Jagdausstellung wollte ja nicht gleich den gewerblichen Ausstellungen unserer Tage, lediglich ein Bild der mit dem Jagdwesen verbundenen Gewerbe bieten, sondern die ganze Welt der Jägerei, ihre Geschichte, ihre Kunst und Dichtung, ihr Handwerk und ihre Kniffe und ihre fröhlichen, spruchdurchwürzten Gelage mit ihrem schattigen Rahmen umschließen. Eine solche, bei aller Bescheidenheit doch so anspruchsvolle kleine Welt mußte sich schon einen Hintergrund wählen, in welchem jeder Stein und Strauch von verschollenen Tagen zu erzählen wußte, und alle Kenner des Jagdwesens stimmten denn auch in dem Urtheil überein, daß das Unternehmen in seltener Weise gelungen und ihre Erwartungen bei weitem übertroffen wären.

Digitized by Google

Die Liebesarbeit Dr. Barnardo's unter den Straßenkindern Londons.

Vor unserem geistigen Auge ausgebreitet liegt ein unendliches Häusermeer; es ist die Weltstadt London, das moderne Babylon. Diese Stadt ist mit ihren vier Millionen Einwohnern wie ein brausendes, wallendes Meer, mit Ebbe und Flut, mit drohenden Klippen und wirbelndem Strudel, in dem manches Lebensschifflein sein zeitliches und ewiges Verderben findet. —

Die Zahl sittlich tief gesunkener Menschen ist in dieser Millionenstadt weit größer, als in anderen europäischen Hauptstädten, und mag dieses seine Erklärung wohl darin finden, daß ein großer Theil der Londoner Bevölkerung aus eben nicht guten Elementen fast aller Nationen der Erde zusammengewürfelt ist. Außerdem sind die hier weilenden politischen Flüchtlinge, die bei der in diesem Lande waltenden außergewöhnlichen bürgerlichen und politischen Freiheit nicht nöthig haben, in eng gezogenen Schranken einherzugehen, wohl geeignet, auf die Wohlfahrt des Landes wie des Einzelnen zersetzend und zerstörend einzuwirken, ja wesentlich dazu beizutragen, daß der Zerstörungsproceß immer größere Kreise zieht. Ein drittes, nicht minder ernst in die Erscheinung tretendes Uebel ist die schrecklich überhand nehmende Trunksucht, die sich nicht allein über die Männer-, sondern auch in grauenerregender Weise über die Frauenwelt erstreckt. — Väter und Mütter fröhnen den verschiedenen Lastern und als Knechte der Sünde von Stufe zu Stufe sinkend, verlassen sie einander am Ende, ihre zarten Kindlein dem Elend preisgebend.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß der dahin eilende Strom des Londoner Straßenlebens noch zu dieser Stunde tausend und aber tausend Kinder beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters in seinen gefährlichen Wirbel mit sich fortreißt, Kinder, die verwaist, verlassen, verkommen und von Hunger abgemattet, die Blöße kaum mit Lumpen bedeckt, ein thierähnliches Dasein führen und sich vielfach nur von den auf die Straße geworfenen Ueberbleibseln nähren.

Inmitten dieser trostlosen Wirren erhebt sich wie ein heller, freundlicher Lichtpunkt, wie der Schatten eines Felsens im dürren Lande eine segensreiche Anstalt, es ist diejenige von Dr. Th. Barnardo.

Es war etwa vor 25 Jahren, als sich dieser praktische Arzt, unter Benutzung seines Vermögens aufmachte, sich der verlassenen Straßenkinder anzunehmen, ihnen wegweisend näher zu treten, und sie mit sanfter Liebeshand dem Abgrund zu entreißen, an dessen Rande sie so sorglos spielen. Angezündet und hingerissen von der unvergleichlichen Menschenliebe des Gekreuzigten entfaltete Dr. Barnardo eine großartige Freiwilligkeit gepaart mit fast einzig dastehendem Edelsinn, Eifer, Selbstverleugnung, Gottvertrauen und hingebender Liebe. Fast täglich zieht er aus, ja selbst des Nachts, wenn London im tiefsten Schlummer liegt, die Kleinen zu suchen. Er findet sie am Tage bettelnd von Haus zu Haus ziehen, Straßen kehren, Botendienste verrichten, Zündhölzer und Zeitungen verkaufen, und den Vorübergehenden die Taschen leeren. Des Nachts entdeckt er sie unter Treppen, in leeren Fässern, hinter Holzhaufen, Hofthüren, neugebauten, noch nicht bewohnten Häusern; und was bemerkenswerth ist, die Aufenthaltsorte sind meistens von den kleinen Geschöpfen mit so vieler List und Schlauheit gewählt, daß es einer durch viel Erfahrung geleiteten einsichtsvollen Untersuchung bedarf, selbige ausfindig zu machen. —

Auch in den Herbergen, diesen Brutstätten des Verderbens, fischte er die Kinder auf, wenn sie das seltene „Glück“ genossen, 25 Pf. zu besitzen, um hierfür in einem der widerlichen Betten schlafen zu können. Begreiflicher Weise gerathen die armen Wesen hierselbst unter den schädlichen, unheilvollen Einfluß von verwilderten und versumpften Menschen beiderlei Geschlechts, werden zur Ausübung von Verbrechen vielfach benutzt und lernen andererseits jedes Mittel ergreifen, um sich durchzuschlagen, ja auch solche Mittel anwenden, die dem wenig wachsamen und nicht tiefer blickenden Kinde zum Fallstrick dienen.

Dr. Barnardo miethete im Osten Londons, in einem der elendsten und ärmsten Theile der Stadt, ein kleines Häuschen zur Aufnahme der Kinder. Aus diesem geringen, unscheinbaren Anfang ist freundlich beschattet von dem Thau und Sonnenschein der Gnade Gottes, eine liebliche Pflanzstätte, das ist eine solch stattliche Anzahl von Häusern erwachsen, um darin ca. 4000 Kinder bergen zu können. Hier werden die heimathlosen Knaben und Mädchen, oder „Araber“, wie man sie im Volksmunde nennt, genährt und gekleidet, in allen nützlichen Dingen unterrichtet, und vor allem andern auf den einzigen Trost im Leben und Sterben, Jesus Christus, hingewiesen.

Auch auf dem Lande in Ilford, in der Grafschaft Suffex, liegt eine sehr schöne, sehr zweckdienliche Anstalt. Dieselbe besteht aus dreißig kleinen Häuschen, von denen jedes einen Hof und einen Garten hat, damit alle Kinder beim Spielen im Freien und Gartenarbeit sich genügend körperlich bewegen und entwickeln können. Jedes Häuschen enthält etwa zwölf Mädchen mit einer Hausmutter, die sie bei allem leitet. In der Mitte des breiten Platzes, welchen diese dreißig Häuschen umfrieden, erhebt sich das Wohnhaus des Direktors und die Schule, die zugleich als Kirche dient. Eine ähnliche Anstalt, wie die in Ilford, befindet sich jetzt auf der Insel Jersey für arme Knaben, sowie für ganz kleine Kinder in Hawkhurst, in der Grafschaft Kent.

Ferner hat Dr. Barnardo ein besonderes Hospital für kranke Kinder eingerichtet, sowie eine Herberge für junge Arbeiter, ein Arbeitshaus für junge Burschen, die

Digitized by Google

zu alt sind, um in seine anderen Anstalten aufgenommen zu werden, und endlich ein Asyl für Dienstmädchen.

Alle die Erziehungshäuser werden nur durch Liebesgaben unterhalten, die Christen aller Bekenntnisse einsenden. Fonds oder Kapitalien besitzen die Anstalten nicht. Ueber 18000 arme Knaben und Mädchen sind durch diese Liebesarbeit schon aus zeitlichem und ewigem Verderben errettet worden, und die meisten derselben verdienen jetzt ihr Brod auf ehrbare Weise in Englang, Schottland, Amerika und Australien.

Da England bekanntlich an Ueberbevölkerung leidet, so hat Dr. Barnardo mit gleichgesinnten Freunden Auswanderungskomitee's gebildet, welche es sich zur Aufgabe machen, solchen jungen Leuten, die in England nicht gut ihr Auskommen finden können, behilflich zu sein, daß sie auswärts passende Unterkunft und Beschäftigung finden.

Im letzten Jahre haben Barnardo's Heimstätten nicht weniger als 1717 neuen Ankömmlingen ihre Thüren geöffnet. Und das alles geschieht durch einen Mann, den die Liebe Christi zu solchem heiligen Werk bringt. — (Berlin-Blatt.)

Die Diakonissenanstalt in Flensburg

giebt in ihrem „Correspondenzblatte" Nr. 11 und 12 Mittheilungen aus dem Jahresberichte derselben von Michaelis 1891 bis 1892, aus denen wir hier das Nachstehende entnehmen:

Das 18. Jahr des Bestandes der Anstalt hat der Schwesternschaft einen Zuwachs von 6 Schwestern gebracht. Die Gesammtzahl derselben stieg von 114 auf 120. 16 Schwestern traten ein, ausgeschieden sind aus verschiedenen Ursachen 10. Eine Schwesterneinsegnung fand nicht statt, da das Jahresfest wegen der Choleraepidemie in Hamburg ausgefallen ist. — Die Schwestern der Anstalt in der Marthastiftung in Hamburg sind gnädig bewahrt geblieben, ebenso wie die Zöglinge und Herbergenden in der Stiftung. Die Krippe in derselben hat längere Zeit ihre Thätigkeit ausgesetzt. Die Seuche hat gerade in dem Stadttheile wo die Marthastiftung liegt, sehr stark geherrscht. Die Schwester der Krippe hat unter den Cholerawaisenkindern reiche Beschäftigung gefunden bis zum Erlöschen der Epidemie. Mehrere Schwestern haben, vom Mutterhause nach Hamburg entsandt, privat und in der Gemeinde in der Cholerapflege Aushilfe geleistet. Auch haben die Schwestern in Ratzeburg, Barmstedt und Lägerdorf einzelne Cholerakranke zu pflegen gehabt. Im Ganzen sind außer den Schwestern der Marthastiftung 7 Schwestern aus Flensburg mit der Cholera in Berührung gekommen durch Pflege von Cholerakranken.

Die Arbeit im Mutterhause ist dieselbe gewesen wie in den Vorjahren. Es wurden im Mutterhause 1001 Kranke in 30 568 Pflegetagen verpflegt. Im Siechenhause betrug die Zahl der Aufgenommenen und Verpflegten 138 in 17 453 Pflegetagen. Mit Einschluß der Gotthard- und Anna Hansen-Stiftung betrug die Gesammtzahl der Pflegetage in beiden Häusern 58 836. — Eine neue Arbeit des Mutterhauses ist die Anfertigung von Paramenten.

Das Pensionat der Anstalt war von 20 Schülerinnen besucht.

Auswärts stationirt waren mit Einschluß der Schestern in den beiden Filialen (Siechenhaus und Pensionat) 90 Schwestern, auf 45 Stationen in der Gemeindepflege, in Krankenhäusern, in Kleinkinderschulen 2c.

An Außenstationen sind neu übernommen worden 4, nämlich die Gemeindepflege in Propsteierhagen und Umgegend mit 1 Schwester, welcher demnächst eine zweite folgen soll, das Waisenhaus in Sonderburg mit 1 Schwester, das Krankenhaus in Preetz mit 1 Schwester und die Gemeindepflege in Heide mit 2 Schwestern.

Seit dem 1. Juli v. J. ist die Anstalt in kirchlicher Hinsicht eine selbstständige, der Landeskirche angehörige Anstaltsgemeinde geworden, also aus der St. Mariengemeinde in Flensburg ausgepfarrt.

Die Arbeit wächst langsam aber stetig. Staatliche und kirchliche Behörden suchen dieselbe möglichst zu fördern. In Sonderheit hat auch Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Allerhöchst ihr landesmütterliches Interesse lebhaft der Diakonissensache zugewandt, wie auch die Flensburger Anstalt davon mehrfache huldreiche Beweise empfangen hat; im letzten Jahre in der Unterstützung ihrer Station auf Nordstrand. Ueberall wo sie besteht, wird die Arbeit der Diakonissen von viel Liebe getragen.

Die Einnahme des Jahres 1891 betrug 131 228 Mark 5 Pf., die Ausgabe 123 277 Mk. 6 Pf., so daß ein Kassenbestand von 7950 Mk. 99 Pf. verblieb. An Schulden lasten auf der Anstalt 101 000 Mk. —

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 14. 31. December 1892.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges. — Vom „Dustern Keller" in Berlin (Fortsetzung). — Mönch Hermann von Lehnin (Fortsetzung). — Der Fernemüller und sein Weib. Ein Stück märkischer Geschichte (Fortsetzung). — Kleine Mittheilungen: Das Blücher-Denkmal bei Kaub (mit Abbildung). — Eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm IV. — Vereinsnachrichten 2c.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 18. Januar 1893. **Nr. 3.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1893 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Januar 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro December 1892.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. December 1892	40			
	Zugang pro "	21			
		61			
	Abgang "	15			
	Bleibt Bestand	46	46	1 358	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. December 1892	47			
	Zugang pro "	29			
		76			
	Abgang "	24			
	Bleibt Bestand	52	52	1 540	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. December 1892	84			
	Zugang pro "	2			
		86			
	Abgang "	4			
	Bleibt Bestand	82	82	2 614	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. December 1892	21			
	Zugang pro "	20			
		41			
	Abgang "	16			
	Bleibt Bestand	25	25	783	50
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. December 1892	57			
	Zugang pro "	23			
		80			
	Abgang "	26			
	Bleibt Bestand	54	54	1 711	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. December 1892	21			
	Zugang pro "	21			
		42			
	Abgang "	20			
	Bleibt Bestand	22	22	678	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. December 1892	24			
	Zugang pro "	22			
		46			
	Abgang "	22			
	Bleibt Bestand	24	24	851	43
	zu übertragen		305	9 535	487
	Uebertrag		305	9 535	487
8.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. December 1892	34			
	Zugang pro "	15			
		49			
	Abgang "	21			
	Bleibt Bestand	28	28	985	40
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. December 1892	58			
	Zugang pro "	30			
		88			
	Abgang "	32			
	Bleibt Bestand	56	56	1 714	66
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. December 1892	26			
	Zugang pro "	32			
		58			
	Abgang "	18			
	Bleibt Bestand	40	40	1 140	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. December 1892	38			
	Zugang pro "	24			
		62			
	Abgang "	29			
	Bleibt Bestand	33	33	1 138	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. December 1892	44			
	Zugang pro "	52			
		96			
	Abgang "	51			
	Bleibt Bestand	45	45	1 533	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. December 1892	36			
	Zugang pro "	30			
		66			
	Abgang "	25			
	Bleibt Bestand	41	41	1 262	45
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. December 1892	19			
	Zugang pro "	25			
		44			
	Abgang "	24			
	Bleibt Bestand	20	20	666	40
	zu übertragen		568	17 971	810

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Januar 1893 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro December 1892.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		568	17 971	810
15.	**Züllichow:**				
	Bestand am 1. December 1892	62			
	Zugang pro . .	42			
		104			
	Abgang . . .	43			
	Bleibt Bestand	61	81	1 920	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. December 1892	23			
	Zugang pro . .	21			
		44			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	28	28	764	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. December 1892	34			
	Zugang pro . .	22			
		56			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	44	44	1 129	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. December 1892	17			
	Zugang pro . .	19			
		36			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	19	19	538	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. December 1892	33			
	Zugang pro . .	17			
		50			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	82	32	1 100	42
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. December 1892	25			
	Zugang pro . .	14			
		39			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	25	25	769	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. December 1892	30			
	Zugang pro . .	24			
		54			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	29	29	1 031	42
22.	**Gnesen:**				
	Bestand am 1. December 1892	16			
	Zugang pro . .	13			
		29			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	13	18	525	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. December 1892	10			
	Zugang pro . .	1			
		11			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	11	11	341	15
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. December 1892	8			
	Zugang pro . .	7			
		15			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	7	7	213	20
	zu übertragen		837	26 301	1 268
	Uebertrag		837	26 301	1268
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. December 1892	16			
	Zugang pro . .	13			
		29			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	15	15	513	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. December 1892	27			
	Zugang pro . .	19			
		46			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	22	22	790	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. December 1892	3			
	Zugang pro . .	4			
		7			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	6	6	143	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. December 1892	7			
	Zugang pro . .	9			
		16			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	12	12	313	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. December 1892	30			
	Zugang pro . .	1			
		31			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	80	30	925	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. December 1892	19			
	Zugang pro . .	19			
		38			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	26	26	706	30
31.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. December 1892	10			
	Zugang pro . .	6			
		16			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	11	11	836	23
32.	**Plön:**				
	Bestand am 1. December 1892	6			
	Zugang pro . .	2			
		8			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	3	3	92	29
33.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. December 1892	24			
	Zugang pro . .	11			
		35			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	21	21	684	48
34.	**Altena:**				
	Bestand am 1. December 1892	33			
	Zugang pro . .	13			
		46			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	34	34	1 046	50
	zu übertragen		1 017	81 849	1 545

Digitized by Google

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Januar 1892 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro December 1892.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 017	31 849	1 545
35.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. December 1892	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	86
36.	**Lippspringe:****)				
	Bestand am 1. December 1892	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
37.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. December 1892	38			
	Zugang pro . .	11			
		49			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	31	31	1 128	40
38.	**Plochingen** in Würtlemberg:				
	Bestand am 1. December 1892	1			
	Zugang pro . .	9			
		10			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	6	6	118	15
39.	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. December 1892	5			
	Zugang pro . .	1			
		6			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	5	5	136	21
40.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. December 1892	42			
	Zugang pro . .	71			
		113			
	Abgang . . .	61			
	Bleibt Bestand	52	52	1 403	36
41.	**Kiel:**				
	Bestand am 1. December 1892	13			
	Zugang pro . .	6			
		19			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	7	7	374	25
42.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. December 1892	16			
	Zugang pro . .	10			
		26			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	18	18	475	20
	Zusammen		1 136	35 483	1 829

Der gesammte Abgang an Kranken pro December 1892 beträgt 691, davon sind gestorben 66
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 35
geheilt 590
wie vor 691.

43. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. November 1892** . . . . 42 Kranke.
Zugang per **November 1892** . . . . 49 "
91 Kranke.

Davon sind:
gestorben 3
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 19
geheilt 28
50 "

Bleibt Bestand am **1. December 1892:** . . . 41 Kranke

Unter den Aufgenommenen befanden sich 6 Europäer, 20 orientalische Christen, 17 Muhamedaner, 2 Drusen und 4 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro November 1892 beträgt 1591.

Poliklinisch wurden 757 Personen behandelt.

---

1. Arthur Graf von der Groeben-Ponarien, Majoratsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses, auf Ponarien bei Liebstadt in Ostpreußen, Rechtsritter seit 1858, † zu Ponarien 5. Januar 1893.
2. Eduard von Ruediger, Rechtsritter seit 1867, † zu Berlin 9. Januar 1893.
3. Paul von Borcke, Kreisdeputirter, auf Rinow bei Labes in Pommern, Ehrenritter seit 1889, † zu Rinow 8. Januar 1893.

Die Poeta laureatus Würde.

Der Tod Tennysons, des gekrönten Dichters Englands, möchte die Veranlassung sein, an dieser Stelle die Poeta laureatus Würde mit einigen Worten zu erläutern. Gekrönter Poet (poeta laureatus) hieß ehedem ein feierlich mit dem Lorbeerkranze gekrönter Dichter. Die Sitte, die Dichter zu bekränzen, herrschte schon bei den Griechen, wo sie bei den sogenannten musikalischen Wettstreiten stattfand. Von den Griechen verpflanzte sie sich zu den Römern und Kaiser Domitian krönte mit eigener Hand bei dem von ihm eingeführten capitolinischen Spielen Dichter und Redner. Im 12. Jahrhundert fingen auch die römisch-deutschen Kaiser an, Dichter zu krönen, doch wurde der Lorbeer in der Regel nur für dichterische Leistungen in lateinischer Sprache zuerkannt. Kaiser Heinrich V. krönte seinen Historiographen David Scotus, und Friedrich I., Barbarossa, den Dichter Günther, welcher die Thaten des Kaisers in einem epischen Gedichte besungen hatte; doch scheint die Sitte in Deutschland eine zeitlang wieder aus der Gewohnheit gekommen zu sein. In Italien erneuerte sie sich seit dem 13. Jahrhundert. Die feierlichste Krönung daselbst war die Petrarca's auf dem Capitol am ersten Ostertage 1341. In Deutschland war der römische Kaiser Friedrich III. der Wiederhersteller der Dichterkrönungen. Er krönte Aeneas Sylvius Piccolomini (nachher Papst Pius II.) und Konrad Celtes, den Viele für den ersten in Deutschland gekrönten Dichter gehalten haben, nachmals aber so viele selbst unbedeutende Männer, daß die Sache schon etwas Gewöhnliches wurde. Sparsamer in der Austheilung dieser Würde war sein

*) Ist vom 1. October v. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.
**) Ist vom 1. November v. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

Digitized by Google

Sohn Maximilian I., der Ulrich v. Hutten zum Dichter krönte. Dadurch jedoch, daß er den kaiserlichen Pfalzgrafen das Recht verlieh, Allen, die sie für tüchtig hielten, in des Kaisers Namen den Lorbeerkranz aufzusetzen, minderte sich unter seinen Nachfolgern die Geltung der Dichterkrönungen immer mehr, bis sie endlich, als Ferdinand II., durch wichtigere Angelegenheiten in Anspruch genommen, die Ertheilung des Lorbeers den Reichshofgrafen unbedingt überließ, zur Nichtssagenheit herabsanken. Nächst Hutten sind als die berühmtesten gekrönten Dichter Deutschlands Georg Sabinus, Joh. Stigelius, Nicodemus Frischlin und Martin Opitz — letzterer als der erste, der seiner deutschen Dichtungen wegen den Lorbeer erhielt — zu erwähnen. Nach Ferdinand's Tode wurde diese Würde etwas so Gemeines, daß unsere Dichter sich geschämt haben würden, gekrönt zu heißen, und nachdem diese Auszeichnung dergestalt in Verruf gekommen war, hörte auch die Nachfrage allmälig auf. Aus diesem Umstande erklärt es sich, wenn man diesseits des Canals, dem Worte „Hofpoet" einen Klang beimißt, der der englischen Auffassung nicht ganz entspricht. Die Einen sind bei uns geneigt, den Poeta laureatus um dieser Auszeichnung willen als Dichter zu überschätzen, die Anderen rangiren ihn kurzweg unter die „Fürstendiener."

Beide sind wohl einigermaßen im Irrthum, wenn sie gestützt auf den continentalen Verlauf der Dinge, ihre Auffassung auf englische Verhältnisse übertragen. Wenn der König oder die Königin Großbritanniens, wie es altes Herkommen ist, einem englischen Dichter den Lorbeer verleiht, so hat die Nation den dazu geeignetsten Namen lange vorher laut ausgesprochen und das Staatsoberhaupt vollzieht nur eine von der öffentlichen Meinung dictirte Handlung. Damit ist nun keineswegs gesagt, daß der Laureat der absolut beste nationale Dichter der Periode sei. Wer könnte bei der Mannigfaltigkeit der Kunstgattungen zwischen den lebenden Dichtern mit solcher Bestimmtheit entscheiben? Wohl aber ist damit ausgesprochen: in seiner Richtung und seiner Begabung liege dasjenige in höchster Potenz, was unter seinen Mitbewerbern ihm die größte Anwartschaft auf jene besondere Auszeichnung gebe.

Daß beispielsweise Byron, obschon ein so bedeutendes Meteor, nie für die Würde des Laureatenthums geeignet war, läßt sich mit Leichtigkeit nachweisen, charakterisirt aber auch die Würde selbst. Sie verträgt sehr wohl den Cultus der Freiheit, aber nicht den der Sittenungebundenheit und der völligen Auflehnung gegen das der Mehrheit des Volkes Ehrwürdige.

Daneben verdient nun die Voraussetzung, als sei der Lorbeergekrönte als solcher schon in die Reihe des Nabobs erhoben, eine kleine Berichtigung. Wenn der damit verbundene Jahrgehalt auch nach deutschem Geldwerthe als sehr anständig bezeichnet werden darf, so verschwindet seine Bedeutung doch im Vergleich zu der bekannten Einträglichkeit englischer Schriftstellerei. Nie kann die Freigebigkeit des englischen Staatsoberhauptes die Honorare eines beliebten productiven englischen Schriftstellers wett machen. Wer das Glück hat, vom ganzen englischen Volke gelesen zu werden, kann dergleichen Zubußen entrathen.

Hieraus folgt aber, daß auch die Rückwirkung einer solchen Auszeichnung auf die schriftstellerische Unabhängigkeit des Betreffenden keine so gar große zu sein pflegt, wobei allerdings die guten oder bösen Eigenschaften des Hofes, wie solche nun eben in den verschiedenen Zeitepochen mitbestimmend einwirkten, in Betracht gezogen werden müssen. Denn die Protection der Großen war, wie man weiß, zu Zeiten ein offenkundiger Cultus der englischen Schriftstellerwelt, und man braucht nur das Sonett Spencer's an den Grafen Northumberland zu lesen, wo das Verhältniß zwischen Dichter und Patron also geschildert wird: „Die heiligen Musen hätten stets beansprucht die Ammen des Adels und Aufzeichner seines ewigen Ruhmes zu sein, wofür dann der Adel auch gehalten sei, die Dienste der süßen Poesie, deren Bemühungen ihm Ruhm bringe, willkommen zu heißen und den Sänger seines Lobes zu patronisiren." Ferner staunt man nicht wenig, wenn man die Widmungen in Addison's „Spectator" aufschlägt, bis zu welcher Tiefe ein Schöngeist jener Tage den Apollokopf vor irgend einem hohen Gönner zu neigen vermochte. Dergleichen war ein Gegenstand besonderen Kunststyls geworden und Drydens Ruhm hat es kaum verkleinert, daß er Cromwell besang und die nämliche Leyer sofort nach der Restauration in Hymnen auf Karl II. erschallen ließ. Sinecuren für Schriftsteller waren denn auch durchaus herkömmlich. Pope war Inspector von Marble Hill und fand gewiß um so weniger Sonderbares dabei, als gleichzeitig der Propst von St. Patrik erster Kellermeister und Aufseher des — Eishauses war. Rochester fungirt als Gentleman of the Bed-chamber, Blackmore wurde als Belohnung für seine Dichtungen mit der Würde eines königlichen Leibarztes belehnt; den Poeten Denham glaubte die königliche Familie um seiner Poesien willen ausersehen zu müssen, um den Prinzen James nach Frankreich zu bringen; Cowley's zierliche Verse empfahlen ihn der Zuneigung seines Herrscherpaares in solchem Grade, daß er zum Dechiffriren der Correspondenz zwischen König und Königin benutzt wurde.

Was nun den letztverstorbenen Poeta laureatus betrifft, so ist im Zusammenhange folgendes Biographische über ihn mitzutheilen:

In der Grafschaft Lincoln als der Sohn eines Landgeistlichen im Jahre 1810, nach anderen Angaben 1809 geboren, studirte Alfred Tennyson Theologie in Cambridge, trat bereits 1827 mit einer ano-

Digitized by Google

nymen Gedichtsammlung hervor, ließ derselben 1830 eine zweite unter seinem Namen folgen, versuchte zwei Jahre später noch einmal sich durch eine Gedichtsammlung bekannt zu machen und zog sich dann, von dem geringen Erfolge aller dieser Publicationen und dem theilweise sehr scharfen Urtheil der Kritik eingeschüchtert, auf sich selbst zurück.

Erst zehn Jahre später, erschien er wieder vor dem Publikum und zwar mit einer strengen Auswahl aus seinen früher veröffentlichten Gedichten, denen sich eine kleine Auswahl neuer zugesellt hatte; das Ganze unter dem Titel „Poems." Nunmehr wurde der Gereifte und Vielgeprüfte mit Beifall begrüßt und brach sich von diesem ersten wirklichen Erfolge an rasch Bahn. Im Jahre 1850 war seine Beliebtheit bereits eine allgemeine, so daß er die Erbschaft des durch Wordworth's Tode erledigten Lorbeers ohne Widerspruch antreten konnte.

Diese Gedichtsammlung und ebenso „Maud", die Königsidyllen, „In memoriam" und „die Prinzessin", in allen vier Bänden, sind in der Tauchnitz Edition erst im Jahre 1860 erschienen, wogegen seitdem der 5. Band, enthaltend „Enoch Arden", „Aylmer's Field", „Sea dreams" u. a. im Jahre 1864 unmittelbar den englischen Ausgaben gefolgt ist; ein sechster Band, welcher die Königsidyllen abschließt, ist 1878 veröffentlicht worden, er enthält neben kleineren Gedichten noch zwei größere erzählende Dichtungen: „The golden suppes" und „Lucretius."

In dem letzten Jahrzehnt seines Lebens hat er nur hin und wieder noch im Lied gesungen, das letzte „The silent voces" dictirte er auf dem Sterbebette, von lady Tennyson componirt, wurde es bei seiner Leichenfeier in der Westminsterabtei gesungen; denn dort hat er unter seinen Vorgängern im Dichter-Winkel (poet-corner) seine letzte Ruhestätte gefunden.

Die ältesten Trinkhörner.

In Ernst Joachim von Westphalen's Monumenta inedita*) finden wir im 4. Bande, in der Vorrede p. 246, jene beiden ältesten auf uns gekommene altgermanischen Trinkhörner abgebildet, von denen auch Abbildungen vor einigen Jahren zur prähistorischen Ausstellung nach Berlin gesandt waren. Die beregten Hörner wurden bald nach ihrer Auffindung an die königliche Kunstkammer zu Kopenhagen abgeliefert, sind aber dort nicht mehr im Orginal vorhanden, indem sie angeblich (1802) abhanden gekommen sind. Man besitzt indessen in dem großen altnordischen Museum zu Kopenhagen genaue Abbildungen aus vergoldetem Silber, während in Berlin nur alte Holzschnitte ausgestellt waren, die nur eine unklare Vorstellung von ihrem Gegenstande zu geben vermögen. Das erste Trinkhorn ist im Jahre 1639 von einem Mädchen aus Osterbye im Sande bei Gallehuus gefunden, das Andere fand der Töpfer Larsen beim Lehmgraben, zwei bis drei Schritte vom Fundorte des ersteren ebenfalls bei Gallehuus im Jahre 1734. Beide bestanden aus feinem Golde, waren von gleicher Größe und sehr ähnlich in Form und Ausschmückung, doch hatte das zuletzt gefundene Horn noch außerdem am oberen Rande eine Runeninschrift, wodurch es bei weitem das interessantere Stück war. Es war, wenn wir nicht irren, nach altem Maaße 1 Elle 9 Zoll lang, der Durchschnitt des Mundstücks betrug 4 Zoll und das Gewicht 6 Pfund 13 Loth. Inwendig bestand es aus einem Stück, über welches mehrere, mit getriebenen Menschen- und Thierfiguren (Trink- und Jagdscenen darstellend) geschmückte Ringe geschoben und verlöthet waren. Diese beiden Goldfunde aus Schleswig-Holstein, dem sogenannten Eisenalter angehörend, sind die ältesten und einzigen ihrer Art, mit denen andere Trinkhörner, wie z. B. das Oldenburgische, Ranzauische &c. keinen Vergleich aushalten können. Durch sie ist eine reiche Literatur hervorgerufen, betreffend das Alter und die Bestimmung derselben, die Deutung der Ornamente und die Lesart der Inschrift, worüber wir uns hier nicht weiter auslassen können. Wer sich für diesen Gegenstand im Allgemeinen interessirt, den verweisen wir auf unsern Aufsatz „die symbolische Bedeutung des Horns" Jahrgang 29. 1887. S. 7—11 dieses Blattes. Auch dort haben wir dieser beiden Trinkhörner erwähnt, doch fügen wir in Betreff der Inschrift hinzu, daß uns 13 frühere Lesarten der alten Runen bekannt sind, die aber keine genügende Aufklärung geben; auch die bereits in jenem Aufsatz mitgetheilte Urschrift wie deutsche Uebersetzung nach Müllenhof sind incorrect und unklar. Die beste und anerkannt richtigste Lesart ist die 1865 von Professor Bugge in Christiania bekannt gemachte. Nach ihm ist die Urschrift gothisch, aus der Zeit des Ulphilas und lautet in der nordischen Sprache: „Ieg Laegaest, Holte's Son, Horn gjorde", was auf deutsch wörtlich übersetzt heißt: „Ich Lägäst, Holte's Sohn, das Horn machte."

*) Leipzig 1745.

Das Thränentuch in Wälschtyrol.

In einem Seitenthal der Etsch herrscht folgende sinnige Sitte: Es wird der Braut, wenn sie zur Trauung in die Kirche geht, bevor sie die Schwelle des elterlichen Hauses überschreitet, von der Mutter ein Taschentuch aus neuer Leinewand übergeben. Dieses Tuch hält sie während der feierlichen Handlung in der Hand, um die bräutlichen Thränen damit abzutrocknen. Nach dem Hochzeitstage legt die junge Frau obenauf in ihren Leinenschrank das „ungewaschene Thränentuch", um es nie wieder zu benutzen. Mag sich der Schrank auch noch so oft leeren und füllen — es bleibt da an seinem Platze. Die Kinder wachsen heran, heirathen, die Töchter erhalten von der Mutter neue Taschentücher in den neuen eigenen Hausstand mit: das Tuch behält die alte Stelle! Hat es doch nur die erste Hälfte seiner Aufgabe er-

Digitized by Google

füllt — die andere bleibt noch zu erfüllen! Die einst so jugendfrische Braut wird alt; sie überlebt vielleicht den Gatten, ihre Kinder; alle sterben sie vor ihr dahin. Endlich schließen sich auch ihre müden Augen. Dann deckt dasselbe „Thränentuch", das einst die glücklichen Zähren der jugendlichen Braut an ihrem Hochzeitstage getrocknet hat, die bleichen Lippen und erloschenen Augen der Greisin und begleitet sie ins Grab. Das ist der Brauch vom „Thränentuch" in Wälsch-Tyrol.

Aus dem Dresdner Diakonissenhause.

Am 24. November v. J., nachmittags 3½ Uhr fand im Festsaal der Dresdner Diakonissenanstall der 7. ordentliche Vereinstag des Vereins für die evangelisch-lutherische Diakonissenanstall statt. Den Jahresbericht erstattete unter Hinweis auf den im Frühjahr v. J. erschienenen gedruckten Berichl der Vorsitzende Herr Graf Ernst Vitzthum von Eckstädt. Es seien daraus folgende Mittheilungen hier wiedergegeben.

Unter den heimgegangenen Mitgliedern des Vereins wurde insonderheit des am 22. Januar v. J. verschiedenen Herrn Rittmeisters von Funcke gedacht, der in den Jahren 1870 bis 1881 dem Vorstand angehörte, und des am 8. September v. J. verstorbenen Fräuleins Bertha von Tschirschky und Bögendorf, welche der Diakonissenanstalt vom Tage ihrer Gründung an herzliche Theilnahme und willige Hilfe jederzeil entgegengebracht hatte.

Die Zahl der Schwestern hal sich auf 374 erhöht (229 Diakonissen, 77 Beischwestern, 68 Probeschwestern), im Vergleich zum Vorjahr ein Zuwachs von 23 Schwestern.

Uebernommen wurden 9 neue Stationen, nämlich 1 Krankenhaus, 5 Gemeindepflegen, 2 Kleinkinderschulen und 1 Mägdeherberge. Dagegen wurden 3 Stationen aufgegeben, bezw. dem Diakonissenhaus in Leipzig abgetreten. Auf mehreren Stationen wurde die Zahl der Schwestern verstärkl. Zur Zeil arbeiten auf 138 Stationen 252 Schwestern (im Vorjahr auf 132 Stationen 239 Schwestern).

Die Dienstbotenschule wurde unter dem Namen „Marienschule" mit dem Siechenhause Belhesda verbunden; die Mägdeherberge mußte wegen Raummangels in der Anstalt in ein gemiethetes Lokal (auf der Markgrafenstraße) verlegt werden, sie entwickelt sich auch hier zur Zufriedenheit weiler, so daß die Zahl von 20 Betten bereits verdoppelt werden mußte.

Am meisten wird die Thätigkeit des Vorstandes noch immer von dem Neubau des Hospitals und der dazu gehörigen Wirthschaftsgebäude in Anspruch genommen. Das Hospital ist äußerlich völlig, im Innern zum großen Theil fertiggestellt. Daß es ein christliches Krankenhaus sein will, bekunden das Kreuz, das Monogramm Christi und das Wort 2 Mos. 15, 26 über dem Haupteingange. Durch mancherlei Umstände hal sich der Bau der Wirthschaftsgebäude verzögert. Im Sommer dieses Jahres sollen das Hospital und sämmtliche dazu gehörigen Gebäude ihren Bestimmungen übergeben werden. Freilich wird damil die Bauarbeit innerhalb der Anstaltsmauern noch nicht beendigt sein. Es wird das bisherige Männerhaus zum Isolierhaus für ansteckende Kranke, und die Säle im Frauenhospital zu Räumlichkeiten für die Schwestern umgebaut werden. Diese ausgedehnte Bauthätigkeit bringt natürlich für den Vorstand nicht nur mancherlei Arbeil mit sich, sondern auch viel Sorge, Sorge besonders auch um Beschaffung der nöthigen Mitlel. Doch hat auch hier der Herr schon so oft geholfen. Auch im verflossenen Jahre hat er hilfsbereite Hände gegeben, er wird es auch in Zukunfl an treuen thätigen Freunden nicht fehlen lassen.

An die geschäftlichen Arbeiten des Vereinstags schloß sich ein Referat des Herrn Rektor Dr. Molwitz an über „Aufgabe, Grenze und Unterstützung der Diakonissenarbeit in der Gemeinde." (Bausteine.)

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1892. Nr. 6. November und December.

Inhalt: Chronik des germanischen Museums. — Fundchronik. — Die Madonna vom Wohnhause des Veit Stoß (mit 2 Abbildungen). — **Beilagen:** Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1892. Bogen 14 und 15. — Katalog der im germanischen Museum vorhandenen zum Abdrucke bestimmlen geschnittenen Holzstöcke vom XV. — XVIII. Jahrh., I. Theil. Bogen 14—18.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 15. 7. Januar 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges (Fortsetzung). — Das Theater „Unter den Linden" (mit 3 Abbildungen). — Mönch Hermann von Lehnin (Fortsetzung). — Der Fernemüller und sein Weib (Fortsetzung). — Vom „Dustern Keller" bei Berlin (Schluß). — Kleine Mittheilungen: Papa Wrangel als — Heirathsvermittler. — Büchertisch 2c.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 25. Januar 1893. Nr. 4.

Die evangelische Mission in ihrer Bedeutung für unsere Colonien.

Vortrag, gehalten in der Abth. München der Deutschen Colonialgesellschaft am 28. November 1892 von Wilhelm Freiherrn von Pechmann.

Am 11. Februar 1891 hat in einer Colonialdebatte des Reichstags der Dirigent der Colonialabtheilung die Ueberzeugung ausgesprochen, daß ohne die Thätigkeit der Mission eine Colonisation überhaupt nicht denkbar sei. Ja, er nehme keinen Anstand zu erklären, daß wir nach den Erfahrungen, wie er sie gemacht habe, die Colonisation einfach aufgeben müßten, wenn uns die Missionsgesellschaften beider Confessionen ihre Mitwirkung entziehen würden. Dr. Kayser steht mit dieser Ueberzeugung durchaus nicht allein. Im Gegentheil, er befindet sich in voller Uebereinstimmung mit allen wirklich Sachkundigen. Ich führe statt vieler Zeugnisse nur eines, dafür ein sehr vollwichtiges, an, das des Anthropologen Gerland, der das große Waitz'sche Werk über die Ur- und Naturvölker zu Ende geführt hat. In seinen anthropologischen Beiträgen sagt Gerland: „Daß die Mission wissenschaftlich wie practisch von der höchsten Bedeutung ist, wird kein Unparteiischer leugnen; wissenschaftlich, weil sie der Anthropologie weitaus das bedeutendste, ja vielfach das allein brauchbare Material gegeben hat und geben kann, da nur sie mit den einzelnen Völkern in hinlänglich genaue Beziehung tritt; practisch, weil sie unsere Cultur und Moral jenen Völkern geistig nahe bringt, und was sie dadurch auch politisch zu leisten vermag, das hat sie, um ein Beispiel aus unseren Zeiten zu nehmen, in der Südsee scharf genug bewiesen. Die Frage liegt hier nahe, ob nicht ein Staat, der auswärtige Besitzungen hat, sich ganz ernstlich der Mission annehmen, sie einrichten und aus Staatsmitteln unterstützen soll. Aber es fehlt viel, daß diese Ueberzeugung in die öffentliche Meinung übergegangen, daß sie auch nur Gemeingut aller Colonialfreunde wäre. Thurmhohe Vorurtheile stehen dem noch immer entgegen. Und zwar ist es gerade die evangelische Mission, gegen welche diese Vorurtheile vorzugsweise gerichtet sind. Die katholische Mission ist in der glücklichen Lage gewesen, manch günstigen Wind in ihre Segel zu leiten. Ein merkwürdiges Zusammentreffen der verschiedenartigsten Umstände hat es zu Wege gebracht, daß sie eifrige Herolde ihres Ruhmes gerade in solchen Blättern findet, deren Feindschaft gegen alles Katholische im übrigen notorisch, deren Eintreten für die katholische Mission also besonders wirksam ist. Dagegen leidet die evangelische Mission unter vielfacher, man könnte sagen, unter fast allgemeiner Verkennung. Ja sie ist vor zwei Jahren vor der öffentlichen Meinung Deutschlands förmlich in Anklagezustand versetzt worden und hat sich gefallen lassen müssen, daß alle möglichen Beschuldigungen gegen sie erhoben und theils kritiklos, theils mit der lautersten Schadenfreude von der ganzen Presse übernommen wurden. Man hat ihr insbesondere zum Vorwurf gemacht, daß ihre Missionsmethode eine völlig verfehlte insofern sei, als sie ihre Zöglinge zum Beten, aber nicht zum Arbeiten anhalte, statt sie zuerst zur Arbeitsamkeit zu erziehen, dadurch auf eine höhere Stufe zu heben und dann erst zu bekehren, wobei freilich die Frage offen blieb, ob eine Erziehung zur Arbeitsamkeit ohne Bekehrung überhaupt möglich sei. Nun hat es zwar der evangelischen Mission nicht an sachkundigen Vertheidigern gefehlt, welche die Grundlosigkeit der erhobenen Beschuldigungen unwiderleglich nachgewiesen haben. Aber die Stimmen dieser Vertheidiger sind nicht durchgedrungen; von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, hat die Presse es abgelehnt, sie zu Worte kommen zu lassen; sie hat es der evangelischen Mission gegenüber nicht für nöthig gehalten, den alten Spruch: „man soll sie hören alle beede" zu befolgen. So steht es denn für die weitesten Kreise als eine, wie man meint, gar nicht zu bezweifelnde Thatsache fest, daß die evangelische Mission für die Cultur nichts leiste, daß man sich also auch für die Zwecke unserer Colonisation nicht viel von ihr zu versprechen habe. Ein ungerechteres Vorurtheil hat es nie gegeben, und daran, daß es überwunden wird,

Digitized by Google

hat nicht nur die evangelische Mission ein Interesse, sondern in hohem Maße auch unsere Colonisation; denn diese ist auf die evangelische Mission nicht weniger als auf die katholische angewiesen, also auch darauf, daß die evangelische Mission in den Kreisen der Colonialfreunde diejenige Unterstützung finde, deren sie dringend bedarf, um ihre Arbeit in unseren Colonien nachdrücklich zu betreiben. Ich versuche daher, soweit dies in dem kurzen Rahmen eines Vortrages möglich ist, eine Vorstellung davon zu geben, was die evangelische Mission für die Cultur und zwar für die materielle, geistige und sittliche Cultur leistet. Da die evangelische Mission in unseren Colonien fast allenthalben erst in den Anfängen steht, kann es nicht meine Aufgabe sein, zu zeigen, was sie für die Cultur in unseren Colonien bereits geleistet hat. Ich werde vielmehr bemüht sein, an Beispielen aus solchen Missionsgebieten, in welchen die evangelische Mission schon länger gearbeitet hat, nachzuweisen, was wir von ihrer Thätigkeit für die Cultur in unseren Colonien erwarten dürfen, wenn wir ihr die erforderliche Unterstützung in ausreichendem Maße gewähren. Was haben wir uns, um damit zu beginnen, für die materielle Cultur in unseren Colonien, für die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit, für Feld- und Gartenbau, Gewerbefleiß, Handel, von der evangelischen Mission zu versprechen? Wenn jene Anklagen begründet sind, wenig oder nichts. Doch hören wir ein paar glaubwürdige Zeugen. Schon der Geograph Meinicke, einer der genauesten Kenner der Südseevölker, schrieb über deren Erziehung zur landwirthschaftlichen Arbeit durch die Missionäre der L. M. S.: „Der Vorwurf, den man den Missionaren macht, daß sie die Civilisation über der Bekehrung ganz aus den Augen ließen, ist höchst ungerecht. Sie haben viel mehr dafür gethan als diejenigen, welche sie darüber tadeln. Daß Handel mit europäischen Ländern für die weitere Fortbildung der Südseevölker nöthig sei, entging ihnen nicht, auch erkannten sie bald, daß man, weil diese Inseln nur wenige Naturprodukte liefern, die sich zu Gegenständen des Verkehrs eignen, den Anbau von solchen befördern müsse. Die meisten Versuche, die Eingeborenen dazu anzuregen, sind von den Londoner Missionaren in den Societätsinseln gemacht. Schon 1818 versuchten sie, die Bearbeitung des Zuckers aus dem in Tahiti so häufigen Rohre zu lehren, was jedoch an Pomare's Eifersucht scheiterte; 1821 sandte die Missionsgesellschaft den Zimmermann Blossom und einen Mann Armitage her, der die Zubereitung der Baumwolle lehren sollte. Allein seine Bemühungen hatten keinen Erfolg, und es war auch ohne Zweifel eine Mißgriff, ein angestrengter Arbeit ungewohntes Volk gleich an eine Beschäftigung gewöhnen zu wollen, die so complicirt ist und so viel Ausdauer erfordert. Besser gelang es mit einigen anderen Beschäftigungen, welche die Bewohner der Societätsinseln den Missionären verdanken. In Eimeo hat Simpson die Bereitung von Stricken aus Cocosnußfasern und dem Baste des hibiscus tiliaceus eingeführt; in Rajatea breitete sich bald nach Williams Niederlassung daselbst der Tabaksbau sehr aus und versprach viel, bis die Zölle, welche man in Sidney, dem einzigen Hafen, wohin das Product verkauft werden konnte, einführte, ihm sehr schadeten. Einen ähnlichen Versuch, wie die Londoner Missionare, die Bereitung von Zeug und Baumwolle zu lehren, haben die amerikanischen auf der Insel Naui seit 1835 gemacht." Ich füge diesem Zeugniß des Geographen ein amtliches Zeugniß bei. Die den Freundschaftsvertrag mit den Samoa-Inseln betreffende Denkschrift welche dem deutschen Reichstage 1879 von der Reichsregierung vorgelegt wurde, enthält folgende Ausführungen über die wesleyanische Mission auf den Tonga-Inseln: „Der Vorsteher der Mission, Mr. Baker, hat große Verdienste um die Förderung der Productionsfähigkeit des Landes und der Arbeitsamkeit der Bevölkerung. Sein Bemühen, das Land und die Bevölkerung productionsfähiger zu machen, führt man zwar auf den Endzweck, Vermehrung der freiwilligen Kirchenabgaben zurück" — nebenbei bemerkt, ein durchaus löblicher Zweck, da es sich überall darum handelt, die bekehrten Gemeinden möglichst bald selbstständig zu machen. — „Wie dem aber auch sei, dies Streben muß dem Lande zum Vortheil gereichen und vermöge des Einflusses, den Mr. Baker auf den König übt, ist bereits viel Gutes geschehen. Namentlich wird für Anlegung von guten und breiten Fahrstraßen auf allen Inseln gesorgt, durch welche schon jetzt die Heranschaffung der Producte auf Karren, welche nebst Pferden von Godefroy aus Australien eingeführt und zunächst von den Agenten verwendet, aber bereits auch von Eingeborenen vielfach erworben werden, sehr erleichtert ist. Mr. Baker ist gegenwärtig dabei, auch die Cultur von Baumwolle, Caffee und Mais in größerem Maßstabe einzuführen, nachdem er mit dem Hause Godefroy bereits Vereinbarung über die Preise getroffen hat. . . . . So arbeiten gegenwärtig auf den Tongas sich die Interessen der Mission, soweit sie durch den einflußreichsten Mann des Landes, Mr. Baker, vertreten sind, und diejenigen eines großen deutschen Geschäftshauses in die Hände, und es ist gute Hoffnung vorhanden, für einen Aufschwung der Cultur und eine bedeutende Erhöhung der Exportproduction dieser äußerst fruchtbaren Inseln". Meinicke und die Denkschrift sprechen nur von den Bemühungen der Missionare. Wie eifrig aber auch die eingeborenen Zöglinge der Missionare für die Verbreitung der Bodencultur wirken, läßt ein Beschluß erkennen, der in einer Conferenz von eingeborenen Pastoren, Diakonen und Lehrern auf Narotanga, einer der Hervey-Inseln, gefaßt wurde. Es heißt in diesem Conferenzbeschlusse nicht nur, was gleichfalls recht beachtenswerth ist: „Auch wollen wir auf allen Stationen die Leute er-

Digitized by Google

muntern, nicht in schlecht-, sondern in gut gebauten Häusern zu wohnen, statt auf einer Streu von Heu in Betten zu schlafen und sich in allen Stücken der Reinlichkeit zu befleißigen." Sondern der Beschluß fährt fort: „Die Häuptlinge und Grundbesitzer sollen aufgefordert werden, unbebaute Ländereien Anderen zu übergeben; Leute aber, welche solche Ländereien annehmen, ohne sie auch wirklich anzupflanzen, sollen einer Geldstrafe verfallen." Bisher war von englischen Missionaren und deren Zöglingen die Rede. Indem ich mich zu den deutschen Missionen wende, nenne ich zuerst diejenige der Brüdergemeinde, der ältesten unter allen, da sie schon seit 1732 in ihrer Arbeit steht. Ich übergehe ungern, was diese Mission in Grönland und Labrador, in Alaska, unter den Indianern in Canada, Cansas und im Indianer-Territorium, neuerdings auch in Südcalifornien, was sie in Westindien und an der Moskito-Küste wie in Demerara und Surinam, endlich auf ihren alten Arbeitsfeldern in Südafrika wie auf den neueren im West-Himalaya auch für die materielle Hebung ihrer Pfleglinge gethan hat, und erwähne im gegenwärtigen Zusammenhange nur die überraschenden Erfolge ihrer Mission unter den Papuas der australischen Provinz Victoria, für welche ich mich auf das unverdächtige Zeugniß des Globus (1876) sowie auf die vielfachen Anerkennungen durch die Provinzialregierung berufe. Um diese Erfolge zu würdigen, muß man sich den überaus kläglichen Zustand vergegenwärtigen, in welchem sich die tiefgesunkenen Papuas, diese verwahrlosesten und herabgekommensten unter allen Menschen, befanden, ehe sich die Brüdergemeinde ihrer annahm. Selbst der Mission abgeneigte Leute haben sich nicht genug wundern können über die Umwandlung, welche bei diesen für civilisationsunfähig gehaltenen Eingeborenen die evangelische Mission zu Wege gebracht hat: über die ordentlichen Häuschen, in denen sie wohnen, die reinliche Kleidung, die sie tragen, die gesunden Kinder, die sie haben, und was ich an dieser Stelle vor allem betone, über den Fleiß, mit dem sie Ackerbau treiben. Bei Ramahyuck pflanzen sie Pfeilwurz, und ich meine, es hat etwas zu bedeuten, wenn sie es so weit brachten, daß sie, die Papuas, mit einer Probe dieses ihres Bodenerzeugnisses auf der Wiener Weltausstellung einen Preis erhielten. Außerdem wird Hopfenbau dort getrieben und es wird alles, was die Stationen an Lebensbedürfnissen brauchen, durch die Arbeit der Papuas aufgebracht. Ich kann hier weder den Aufsatz des „Globus", noch die Berichte der Regierungs-Commissionen im Wortlaute mittheilen. Welcher Werth aber auf die Culturarbeit der Brüdermission von den amtlichen Stellen in Australien gelegt wird, trat besonders deutlich hervor, als im vorigen Jahre eine neue Mission in Nord-Queensland begründet wurde. Der Gouverneur dieser Provinz ließ für die dorthin entsandten Missionare ein Haus zimmern und durch einen besonderen Dampfer an Ort und Stelle bringen. Ein Regierungsdampfer nahm die Reisenden selber an Bord, der Gouverneur schickte Polizeisoldaten zu ihrem Schutze mit und erschien nach einiger Zeit persönlich auf dem Schauplatze. Ich habe mich bei dieser Mission etwas länger aufgehalten, weil sie unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Denn im Sommer vorigen Jahres haben sich vier Missionare der Brüdergemeinde im Süden von Deutsch-Ostafrika, unweit des Berges Rungwe im Dorfe des Häuptlings Makapalile, niedergelassen. Von eigentlicher Missionsarbeit dort kann selbstverständlich noch nicht gesprochen werden; bisher ist die Arbeit eine vorbereitende gewesen, wie es ja natürlich ist. Aber die Erfolge der australischen Brudermission zeigen, was wir uns von der ostafrikanischen versprechen dürfen. Fast gleichzeitig mit der Brüdergemeinde hat die seit 1884 bestehende Berliner Missionsgesellschaft (Berlin 1), welche früher ausschließlich in Südafrika, neuerlich auch in China gearbeitet hatte, eine neue Mission in Ostafrika begründet. Ihre erste Missionsstation dort, Wangemann's Höhe genannt, liegt nur 25 Kilometer von der Niederlassung der Brüdergemeinde entfernt. Wessen man sich von dieser Gesellschaft für die Culturaufgaben in unserer Colonie zu versehen hat, erhellt zur Genüge, wenn ich den Namen des Superintendenten Merensky nenne, der jene erste Station errichtet hat. Als die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft vor sechs Jahren die Preisfrage ausschrieb: „Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagen-Arbeit?" wurde die Schrift, mit welcher Merensky diese Frage beantwortete, mit dem Preise gekrönt. Im Hinblick hierauf versage ich mir, Sie auf eine der blühenden Stationen der Berliner in Südafrika, etwa in die Werkstätten von Botschabelo, zu führen, und wende mich zu zwei anderen deutschen Missionsgesellschaften, welche für unsere Colonien in Westafrika von Bedeutung sind, der Norddeutschen Missionsgesellschaft, die seit 1847 an der Sklavenküste thätig ist, und der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft hat schon vor Jahren unter der Leitung eines besonderen Oeconomen dem Caffeebau, den Palmen- und Orangenpflanzungen besondere Aufmerksamkeit zugewendet und konnte berichten, daß diese kräftig gedeihen; ihre Missionare haben den Eucalyptus und die Mangobäume ins Land gebracht. Aber diese Gesellschaft hat unter unsäglichen Schwierigkeiten gearbeitet. Oft durch lang andauernde Kriege in ihrer Arbeit gehindert, waren die Missionare mehr als einmal genöthigt, verwüstete oder gänzlich zerstörte Stationen wieder aufzubauen. Dazu erwies sich das Klima so gefährlich, daß von 124 Männern und Frauen, die bis 1890 ausgesandt wurden, 43 die Arbeit verlassen mußten und 57 ein frühes Grab gefunden haben. Doch größer als alle Schwierigkeiten war der Muth und die opferwillige Ausdauer

Digitized by Google

der Missionare. Durch den deutsch-englischen Vertrag von 1890 ist ihr Arbeitsgebiet zwischen England und Deutschland getheilt worden; der größere Theil, mit den Hauptstationen Ho und Amedschovhe, ist an Deutschland gefallen. Der letztgenannten Station hat unlängst Premierlieutenant Herold von Misahöhe aus einen Besuch abgestattet, und er schreibt darüber im Kolonialblatte: „Wenn so die Missionäre geschickt benutzten, was die allgütige Natur ihnen freigebig gewährte, haben sie außerdem ihre Erfahrung mit Klugheit praktisch verwerthet, indem sie in den Grenzen ihrer leider beschränkten Mittel alle Hilfsmittel der Technik herangezogen, um das gleichzeitig gesundeste, aber auch stolzeste Bauwerk des Togogebietes hier aufzuführen, welches deshalb ein Muster für alle neu zu errichtenden Massivbauten in den Tropen zu nennen ist. Herr Missionar Seeger hat in diesem Bau der Mission und sich ein bleibendes Denkmal gesetzt. Da der ganze Bau grundsätzlich mit thunlichst ausschließlicher Benutzung einheimischen Materials durch eingeborene Handwerker und Arbeiter von einem Missionar ausgeführt wurde, liefert dieser Umstand den glänzendsten Beweis dafür, daß die evangelischen Missionare die Eingeboren mit großem Erfolge zur Arbeit gewöhnten und sich einen tüchtigen Stamm erprobter Handwerker erzogen." Die Basler Missionsgesellschaft, 1815 gegründet, arbeitet in Indien und China und, schon seit 1827, an der Goldküste in Westafrika; sie hat vor einigen Jahren die Mission in Kamerun übernommen. Auch diese Gesellschaft hat ungeheure Opfer an Menschenleben gebracht. Ehe es zur ersten Heidentaufe kam, waren 16 Missionare dem Fieber erlegen. Doch es erfüllte sich auch hier, was Zinzendorf sang, als von einer ganzen Schaar von Missionaren der Brüdergemeinde, die 1734 nach Westindien gesandt wurden, im Laufe etwa eines Jahres zehn starben:

„Es wurden zehn dahingesät,
Als wären sie verloren —
Auf ihren Beeten aber steht:
Das ist die Saat der Mohren!"

Die Saat der treuen Zeugen hat auch in Westafrika Frucht getragen. Der bekannte Correspondent der „Kölner Zeitung", unser verehrter Freund Zöller, schrieb 1885 in der „Straßburger Post" über die Basler Mission an der Goldküste: „Sie hat in Anbetracht der vielen Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, so außerordentlich Tüchtiges geleistet, daß sie mit Fug und Recht als Muster und Vorbild für die in Togo und Kamerun zu entwickelnde Missionsthätigkeit hingestellt werden darf. In zehn Hauptstationen, von denen die entfernteste in fünf Tagereisen von der Küste erreicht werden kann, erzieht man die Eingeboren nicht bloß zu den äußeren Formen der Religion, sondern auch zur Demuth und vor allem zur Arbeit. Aus den Handwerkerschulen der Basler Mission sind fast alle jene Schmiede, Schreiner, Küfer u. s. w. hervorgegangen, die man heutigen Tages an der westafrikanischen Küste vorfindet. Außer ihrer seelsorgerischen und erzieherischen Thätigkeit betreibt die Mission auch eine Anzahl Factoreien, die sich von den übrigen Handelshäusern dadurch unterscheiden, daß sie, und zwar nicht ohne Schaden für ihre Rentabilität, zwar Bier und Wein, aber keinen Rum und auch kein Pulver verkaufen."

(Schluß folgt.)

O alte Burschenherrlichkeit.

Der „Fuchs", der noch das Leben in rosigem Glanze vor sich ausgebreitet sieht, der semesterreiche Bursche, den manchmal die Ahnung kommt, daß die schäumende Jugendfröhlichkeit enden müsse — sie finden in jenem Liede den Ausdruck ihrer innersten Empfindung wieder. Und uns gar, die wir schon im Lande der Prosa leben, steigt nicht, wenn das traute Lied an unser Ohr schlägt, die Erinnerung an das verlorene Eden, an die Paradieseszeit studentischer Jugend vor uns auf? Diese Erinnerung an die goldenen Tage der Studentenzeit, an die selige Ungebundenheit des akademischen Lebens, wo findet sie sich gleich eigenartig, wahrheitsgetreu und poetisch dargestellt wie in dieser Weise? — Halb freudvoll, halb ernst, von frohen Empfindungen getragen und zugleich von leiser Wehmuth überschattet, schildert sie in ergreifender und doch von Rührseligkeit freier Weise, wie in der Seele des zum Philister gewordenen Burschen die Welt jener alten Herrlichkeit auftaucht. Es liegt etwas echt Deutsches in dieser Mischung von Frohsinn und Schwermuth, und aus der Volksseele heraus hat der Dichter das Lied geschrieben. Beinahe wäre es auch äußerlich Volkslied geworden, d. h. seinem Ursprunge noch unbekannt geblieben. Ort und Zeit seiner Entstehung lassen sich auch jetzt noch nicht genau feststellen, es läßt sich nur annehmen, daß der Dichter desselben Julius Höfling es zwischen 1826 und 1830, wahrscheinlich 1829 zu Fulda verfaßt hat. Derselbe legte in seiner Bescheidenheit äußerst wenig Werth auf seine kleinen poetischen und novellistischen Versuche, und so kam es, daß er das von ihm in jungen Jahren gedichtete Lied vollständig aus den Augen verlor, daß er nicht ahnte, wie es längst Gemeingut der deutschen Studentenschaft geworden. Fünfzig Jahre waren darüber hingegangen, seitdem er es gedichtet, wie horchte er auf, als nun eines Tages seine in den Ferien bei ihm weilenden Söhne unter andern Studentenliedern auch „O alte Burschenherrlichkeit" sangen. „Woher habt ihr das Lied Jungens?" fragte er und erhielt zur Antwort, daß es ein altes vielgesungenes Studentenlied von unbekanntem Verfasser sei. Er sann nach und kam bald zu der Gewißheit, daß ihm hier ein verlorenes Musenkind wiedergekehrt sei, ein Kind freilich, das seinen Weg zum Herzen der deutschen Studentenschaft allein

Digitized by Google

gefunden halte. So innig die Freude Hösling's über diese Entdeckung erklärlicherweise war, so dachte er doch nicht daran, nun auch öffentlich den Ruhm in Anspruch zu nehmen. Durch den Mund eines Freundes, dem er gelegentlich Mittheilung von dem Funde machte, wurde die Sache ruchbar, und als Hösling vor etlichen Jahren an der Jubelfeier der Universität Marburg Theilnahm, wurde er allgemein als Dichter gefeiert, dem die Studenten ihr schönstes Lied verdanken.

Eugen Hösling ward am 5. October 1808 zu Fulda als Sohn des Commerzienraths Wilhelm Hösling geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und dann die Universitäten Marburg und Würzburg, wo er Medicin studirte und ein treues und eifriges Mitglied der Burschenschaft war. Mit vortrefflichen Gaben ausgestattet, konnte er schon im Jahre 1832 in Heidelberg als Privatdocent sich niederlassen, allein ein Zwischenfall warf ihn aus der kaum begonnenen hoffnungsvollen wissenschaftlichen Laufbahn; da nämlich viele seiner Zuhörer wegen Theilnahme am Hambacher Feste die Hochschule verlassen mußten, sah er aus Mangel an Mitteln sich genöthigt, praktischer Arzt zu werden. Aber auch das Fortkommen auf diesem Wege wurde ihm erschwert; die kurhessische Regierung wollte dem ehemaligen Burschenschafter, in dem sie einen gefährlichen Verschwörer sah, durchaus die Ausübung der ärztlichen Praxis nicht gestatten und versetzte ihn endlich in einen abgelegenen Ort der Rhön, den er später mit einem nicht minder einsamen Neste in Süllingswalde vertauschen mußte. Erst zu Ende der sechziger Jahre wurde er als Kreisphysikus in dem freundlichen Werra-Städtchen Eschwege angestellt, wo er bis zu seinem Tode verblieb, der am 21. Juli 1880 erfolgte. Eine Gedenktafel wurde an dem Hause, in welchem er die Augen schloß, am 9. December 1882 unter großer Theilnahme der Studentenschaft angebracht. Uebrigens hat Hösling, der nebenbei bemerkt, ein tüchtiger medicinischer Fachschriftsteller war und troß ungünstiger Umstände mit den Fortschritten der Wissenschaft Fühlung behielt, auch sonst als Dichter sich versucht, doch sind seine Poesien meistens als pseudonym oder anonym erschienen, verloren gegangen. Was an poetischen Versuchen übrig geblieben, gehört meistens der Jugend Hösling's an und reicht bei weitem nicht an den Werth des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit“ hinan. Dieses eine Lied aber bringt Hösling's Namen sicherer und rühmlicher auf die Nachwelt, als es ein Bändchen lyrischer Durchschnitts-Literatur thun würde.

Das Patriotische Institut der Frauenvereine im Großherzogthum Sachsen hat, wie bekannt, unter dem Protectorat der Frau Großherzogin eine erhebliche Erweiterung seiner Arbeitsfelder erfahren. Früher wesentlich dazu bestimmt, für Unterweisung der weiblichen Jugend des Landes in Industrieschulen, für Kleinkinder-Bewahranstalten, für Beschaffung von Arbeitsgelegenheit an arme Frauen und in den größeren Städten für die Erhaltung von Suppenanstalten zu sorgen, stehen jetzt mit dem Verein in näherer oder engerer Verbindung die Pflegerinnenanstalt Sophienhaus in Weimar, deren Pflegekräfte, auf zahlreiche Stationen diesseits und jenseits der Landesgrenzen vertheilt, im Dienste der Krankenpflege thätig sind, sowie das Kinderheilbad in Sulza; beide Anstalten sind aus der unmittelbaren Initiative und thatkräftigen Unterstützung der Frau Großherzogin hervorgegangen. Ferner ist durch die Errichtung einiger Haushaltungs- bezw. Kochschulen ein neues Feld der Thätigkeit erschlossen worden. Der Jahresbericht für 1891 zeigt, daß diese so verschiedenartigen Arbeitsfelder sich in gedeihlicher Entwickelung befinden.

Das verflossene Jahr bot zwar nichts Außergewöhnliches, bewährte aber auf's Neue die treue, hingebende Arbeit. Wie das ganze Institut dieses Vereins, so hatten auch einzelne Anstalten desselben der persönlichen Theilnahme und der besonderen Fürsorge der erhabenen Frau Obervorsteherin eine Fülle von Anregungen und Wohlthaten zu verdanken. Wir müssen uns jedoch versagen, auf andere, als die der Krankenpflege gewidmeten Anstalten hier einzugehen.

Das Institut der Vereine gliedert sich in 8 Centralvereine, 1. **Weimar** mit Industrieschulen und Einrichtungen für Armen- und Krankenpflege u. s. w. in 49 Gemeinden, 2. **Jena** mit ebensolchen Einrichtungen in 17 Gemeinden, 3. **Ilmenau** mit 9 Gemeinden, 4. **Allstädt** mit 10 Gemeinden, 5. **Neustadt a. O.** mit 8 Gemeinden, 6. **Eisenach** mit 25 Gemeinden, 7. **Eisenacher Oberland** mit 51 Gemeinden, 8. **Apolda**. Dem Central-Directorium unmittelbar untersteht die Pflegerinnenanstalt Sophienhaus. Dieselbe zählte im vorigen Jahre 81 Schwestern; davon standen 10 im Probe-, 12 im Lehrjahr. Die evangelische Krankenpflegeanstalt in Hermannstadt (Siebenbürgen) entsandte 4 Schwestern zu einem halbjährigen Ausbildungscursus in das Sophienhaus, ebenso das Teschener evangelische Krankenhaus 6 Lehrschwestern. Die Anstalt hat 21 Stationen zum Zwecke der Krankenpflege in Krankenhäusern beziehungsweise der Gemeindepflege im Großherzogthum. Im Laufe des Jahres sind neu hinzugekommen die Stationen im städtischen Krankenhause in Gotha, Irrenheilanstalt Jena, Remda, Blankenhain, Salzungen, Creuzberg. Auf diesen 27 Stationen waren 74 Schwestern in Thätigkeit. Die übrigen Schwestern waren in Privatpflege thätig; die Lehrschwestern wurden theils im Sophienhaus, theils auf einzelnen Außenstationen mit eingestellt. Die gesammte Jahresthätigkeit der Schwestern betrug 25,040 Arbeitstage. Davon entfallen auf Hospitalpflege: 17,250 Tage, auf Gemeindepflege: 5,905 Tage, auf Privatpflege und einzelne Dienstleistungen: 1,885 Tage; hierbei ist ein Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag

gleich $^1/_2$ Pflegetag und ein Besuch gleich $^1/_{10}$ Pflegetag gerechnet. Besonders erfreulich ist es, daß sich die Stationen für Gemeindepflege innerhalb des Großherzogthums wieder vermehrt haben. Auch die Krankenstation des Sophienhauses war das ganze Jahr hindurch reichlich belegt, indem 329 Kranke Aufnahme und Verpflegung fanden, darunter eine große Zahl Kinder, welche auf Freibetten oder doch zu einem äußerst geringen Pflegesatz aufgenommen waren. Die Ausgaben der Anstalt betrugen 50,487 Mk. Hiervon wurden gedeckt 720 Mk. aus den Vorräthen der Vorrechnung, 41,813 Mk. durch Einnahmen aus der Pflege, wovon 19,977 auf Innenpflege (Sophienhaus) und 21,835 Mk. auf Außenpflege (Hospital-, Gemeinde- und Einzelpflege) entfallen; 4,158 Mk. durch sonstige Einnahmen der Anstalt und 5,000 Mk. durch Zuschüsse, davon 3,500 Mk. von J. k. H. der Durchlauchtigsten Protectorin. 1,204 Mk. wurden demnach als Vorrath in die Rechnung für 1892 übernommen. — Der Pensionsfonds der Anstalt hat sich im Jahre 1891 durch Capitalzinsen (2,593 Mk.) Ueberzahlungen aus den laufenden Einnahmen der Anstalt, sowie durch 112 Mk. Geschenke auf nominell 65,400 Mk. (ausschließlich des Baarvorraths von 244 Mk.) erhöht. An Pensionen und Unterstützungen für frühere Pflegerinnen gewährte der Fonds 1,050 Mk., wovon 600 Mk. aus der Casse J. k. H. der Frau Großherzogin zurückerstattet wurden.

Das Kinderheilbad in Stadt-Sulza hat, nachdem eine bedeutende räumliche Erweiterung stattgefunden, jetzt 4 Curperioden eingerichtet. In Folge dessen konnten 241 Kinder, 47 mehr als im Vorjahre, Aufnahme und Verpflegung finden. Außer den von Wohlthätern gestifteten ganzen oder halben Freistellen hat auch der Freistellenfonds von gütigen Freunden wieder namhafte Zuwendungen erhalten. —

(Deutscher Frauen-Verband.)

Literatur.

Meyers Großes Conversations-Lexikon in neuer, fünfter Auflage. Ein Ereigniß von weittragendster Bedeutung für die gesammte gebildete Welt deutsch sprechender Zunge wird das begonnene Jahr zu verzeichnen haben. Wie uns die Verlagshandlung des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien soeben mittheilt, beginnt dieselbe Ende Februar mit der Veröffentlichung einer auf das sorgfältigste vorbereiteten neuen, fünften Auflage der großen Ausgabe von **Meyers Conversations-Lexicon.** Es begreift sich leicht, daß diese Thatsache der diesjährigen Bewegung auf dem Gebiete geistiger Produktivität ihren Stempel aufdrücken wird. Meyers Conversations-Lexicon, das in der Weltliteratur unerreicht dastehende monumentale Werk seiner Art, ist als Denkstein unserer heutigen Kultur- und Bildungszustände mit unserm Geistesleben aufs innigste verbunden. Jedes Neuerscheinen dieses hervorragenden Musterwerkes muß daher die weitesten Kreise ziehen.

Ein ungefähres Bild von den gewaltigen Leistungen, welche man in der gänzlich neubearbeiteten und vermehrten fünften Auflage von **Meyers Conversations-Lexicon** erwarten darf, entwirft bereits der vor uns liegende Prospect. Danach wird die neue Auflage auf nahezu 17,500 Seiten Text, mehr als 100,000 Artikel umfassen und mit nicht weniger als 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 150 Chromotafeln und 260 Kartenbeilagen, versehen sein. Hinsichtlich der Bearbeitung und technischen Ausstattung versprechen die Bearbeiter und die Verlagshandlung das bestmöglichste. Es ist danach nicht zu bezweifeln, daß sich Meyers Conversations-Lexicon auch in seiner neuen Ausgabe an die Spitze aller einschlägigen encyklopädischen Werke stellen und seinen wohlbegründeten Ruf und Ruhm weiter ausbauen wird. Der Umfang des Werkes ist auf 272 wöchentlich erscheinende Lieferungen zum Preise von je 50 Pf. (30 Kr. ö. W.) oder auf 17 in Halbfranz gebundene Bände zu je 10 Mk. (6 Fl. ö. W.) berechnet. Das erste Heft erscheint Ende Februar, während der erste gebundene Band Mitte April vorliegen soll, dem in 3—4 monatlichen Zwischenräumen die weitern Bände folgen werden. Wir glauben es unsern Lesern schuldig zu sein, denselben über die literarische Merkwürdigkeit des neuen Jahres später eingehend zu berichten.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 16. 14. Januar 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges (Fortsetzung). — Der Fernemüller und sein Weib. Ein Stück märkischer Geschichte (Fortsetzung). — Mönch Hermann von Lehnin (Fortsetzung). — Friedrich der Große als dramatische Person der Bühne des Théâtre français. — Kleine Mittheilungen: Spreeborn (mit 5 Abbildungen). — Wie Blücher seine Spielschuld bezahlte. — „Tragödien hat das Leben genug".

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 1. Februar 1893. Nr. 5.

Statistisches, die Kranken- und Siechenhäuser des Johanniter-Ordens betreffend.

Im Jahre 1892 sind in den 43 Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens im Ganzen 10 945 Personen (1890: 9963, 1891: 10 850), davon 7000 Männer, 2884 Frauen und 1061 Kinder, zusammen an 438 513 Tagen (1890: 396 167, 1891: 446 860) ärztlich behandelt und verpflegt worden.

Als geheilt wurden von diesen 10 945 Personen entlassen 8050, ungeheilt oder nur gebessert 1047, während 681 gestorben und Ende 1892 in der Behandlung verblieben sind 1167 (789 Männer, 286 Frauen und 92 Kinder).

Von den 438 513 Verpflegungstagen fallen auf den Monat October 31 554, auf April 32 815, auf November 32 863, September 34 956, Februar 36 363, December 36 703, März 37 598, Januar 37 900, Mai 37 961, August 39 052, Juni 39 465 und auf den Monat Juli die höchste Zahl von Tagen: 41 283.

Am Schlusse des Jahres 1891 waren vorhanden 42 Kranken- und Siechenhäuser des Johanniter-Ordens, denen im Mai 1892 das Krankenhaus in Heiligenstadt hinzugetreten ist, so daß jetzt die oben angegebenen 43 dieser Anstalten vorhanden sind.

Nähere statistische Angaben über dieselben enthält eine detaillirte Uebersicht, die in einer der nächsten Nummern dieses Blattes veröffentlicht werden wird.

Die evangelische Mission in ihrer Bedeutung für unsere Colonien.

(Schluß.)

Ich darf nun wohl ausnahmsweise einem Missionar das Wort geben, damit Sie von der Art und Weise, wie an der Goldküste auch die materielle Cultur durch die Basler Mission gefordert wurde, eine möglichst anschauliche Vorstellung erhalten. Im 60. Jahresberichte der Basler Missionsgesellschaft schreibt Missionar Bohner:

„Seitdem ich in Abokobi — an der Goldküste — stationirt bin, haben mich die Ländereien dieser Station schon vielfach beschäftigt. Die Art und Weise nämlich, wie der Boden von den Eingeborenen behandelt wird, läßt ziemlich sicher voraussehen, daß der Wald nach und nach sich in eine unfruchtbare Graswüste umwandelt, was für die Bevölkerung nicht die besten Folgen haben wird. . . . . Ich versammelte nun, fährt Missionar Bohner fort, Ende August 1874 unsere sämmtlichen Aeltesten und Landaufseher, schilderte ihnen obengenannte Mißstände und erklärte, daß ihnen unverweilt abgeholfen werden müsse. Es sei heidnisch, so in den Tag hineinzuhausen und den Nachkommen nur eine Wüste zu hinterlassen; auch würden sie nie selbstständig werden, wenn ihnen nicht der Grundbesitz dazu verhelfe. Missionar Zimmermann's und mein Vorschlag gehe dahin, das ganze Land mit Oelpalmen, Pisangs und Bananen anzupflanzen. Dieses sei das einzige und rechte Mittel, nicht blos den Ertrag und Werth des Bodens in 8—10 Jahren ums Dreifache zu erhöhen, sondern auch seine sonstige Fruchtbarkeit zu erhalten. Dieser Plan müsse durchgeführt werden. Ihre Einwendung, „die Palmen tragen kein Brod“, sei mir wohl bekannt, aber diese sei unbegründet, da die Kroboer und Akuapemer (Bewohner zweier anderer Baseler Stationen) mit ihren Palmenpflanzen nicht allein keinen Hunger gelitten, sondern vielmehr reiche Leute geworden seien. Am nächsten Tage brachten sie mir eine zustimmende Antwort; es sei aber durchaus nöthig, daß das Land unter sie vertheilt werde, damit nicht, wenn einer den Boden schone, ein anderer komme und den Nutzen davon genieße; auch werde einer nur dann fleißig Palmen pflanzen, wenn er bestimmt wisse, daß einmal er selber oder seine Kinder die Früchte davon genießen dürften. Ich ging hierauf ein und darf nun zu meiner Freude berichten, daß bereits sehr viele Pächter Hand ans Palmenpflanzen gelegt haben. Es ist aber erst der Anfang. Soll das Land gehoben und sein Ertrag auf die genannte Weise vermehrt werden, dann ist es

Digitized by Google

unumgänglich nothwendig, daß sich der betreffende Missionar wenigstens noch 4 bis 6 Jahre lang der Sache liebreich annimmt und keine Mühe scheut, dieselbe zu Ende zu führen. Es ist dieses der einzige Weg, unserer Gemeinde zu ihrer Selbstständigkeit zu verhelfen." So weit der Missionar Bohner. Ich habe seinem Berichte Raum gegeben, weil ich der Meinung bin, daß der unmittelbare Einblick in die praktische Missionsarbeit, den ein solcher Bericht gewährt, durch die reichste Fülle zusammenfassender Urtheile nicht ersetzt werden kann. Um dieser Unmittelbarkeit willen führe ich noch die eindrucksvollen Worte an, mit welchen der Baptisten-Missionar Saker*), ein vormaliger Maschinenbauer, der volle 33 Jahre im Kamerungebiet thätig war, einen gewissen Herrn Harris zurück- und zurechtwies. Dieser hatte auf einer Versammlung der anthropologischen Gesellschaft in England die Missionare als „Nichtsthuer" angegriffen, „die in hohen Häusern wohnen und kostbare Mahlzeiten halten", und hatte zugleich die Neger als eine bloße Art „nachahmungssüchtiger Thiere" carricirt. Darauf fragte Saker u. a.: „Gab ich nicht diesen Eingeborenen Werkzeuge in die Hand und lehrte sie Holz fällen, Bretter sägen und Thüren und Fenster daraus machen? Grub ich nicht selbst den Thon und machte das erste hundert Backsteine, damit das „nachahmungssüchtige Thier" auch so thun möchte? Grub ich nicht die Erde auf und baute die Grundmauern aus Backsteinen und Kalk, bis ich es diesen „Thieren" anvertrauen konnte, allein fortzumachen? Ja, jetzt habe ich ein Haus, das mich schützt, und verglichen mit den Schupfen der Eingeborenen ist es etwas mehr als ein Palast. Sie sagen, „der Afrikaner sei gleich dem Affen ein mit Nachahmungstrieb begabtes Thier". Gut, nur geht dieses Nachahmungsvermögen ein wenig über „das Thier" hinaus. Er ahmt allerdings den Missionar nach, daher kommt es, daß die Mission jetzt ein zweites Haus besitzt, und diese „Thiere" sind eben auch mit einem Schulgebäude fertig geworden und gehen daran, eine Kapelle zu bauen, die mein Wohnhaus noch weit übertreffen soll! Alles von Backsteinen. Und in den Städten, wo man vor 22 Jahren noch keine Säge, keinen Meißel und Hobel kannte, finden Sie jetzt Handwerksleute, welche Holz sägen und verarbeiten, Backsteine machen und damit bauen, Eisen hämmern und schmieden, und diese Leute verdanken alles was sie können „den Missionaren". Ich habe, ehe ich mit den Zeugnissen darüber schließe, was die evangelische Mission für die materielle Cultur bedeutet, noch von dem Gewinne zu sprechen, den sie dem Handel bringt. Dr. Hübbe-Schleiden, der ja manchem von Ihnen nicht fremd ist, erklärt in seinem Buche „Ethiopien": „Den Kaufleuten fällt der größte und directeste Vortheil aller Missionen zu." Dies ist vollkommen richtig und leuchtet aus einem doppelten Grunde ein. Erstens weckt die Mission die Bedürfnisse des civilisirten Lebens — man denke nur an die Bekleidung, welche sie einführt, an die bessere Art zu wohnen, wovon der oben mitgetheilte Conferenzbeschluß von Narotanga ein sprechendes Beispiel giebt, u. a. m. Zweitens aber ist die Mission eine Schutzmacht, welche zur Sicherung des Welthandels mehr ausrichtet, als viele Kriegsschiffe. In beiden Richtungen ist es nicht nöthig, Zeugnisse zu häufen, da diese Wirkungen der Mission von Niemandem geleugnet werden können, wenn man sie auch, undankbarer Weise, häufig vergißt. Ich erwähne nur die bezeichnende Aeußerung eines Kaufmanns, der auf die Aufforderung, in Neu-Guinea eine Handelsniederlassung zu gründen, zur Antwort gab, die Mission sei dort noch nicht lange genug thätig, als daß es rathsam wäre, schon jetzt dorthin zu gehen, und aus dem amtlichen Berichte, den der Commandant des englischen Kriegsschiffes „Rosario", **Markham**, an die beiden Häuser des Parlaments erstattet hat, die nachdrückliche Erklärung: „In der That habe ich an jedem Orte, der unter den Einfluß der Missionare gekommen ist, die Einwohner stets ruhig, freundlich gesinnt und zu friedlichem Handel geneigt gefunden." Man hat häufig Berechnungen angestellt, das Verhältniß zu finden, in welchem die Kosten der Mission einerseits zu den Umsatz- und Gewinnziffern stehen, welche der Handel ihr verdankt, andererseits zu den Kriegskosten, welche da aufgewendet worden sind, wo man wilde Stämme nicht durch die Mission bekehrt, sondern mit Waffengewalt unterworfen hat. Diese Berechnungen lehren jedenfalls so viel, daß nichts thörichter ist, als der armselige Spott, mit welchem den Missionsfreunden nicht selten vorgerechnet wird, wie viel jede bekehrte Heidenseele kostet. Was die Missionsfreunde von Europa und Amerika in opferwilliger Liebe für Missionszwecke aufbringen, um in die Finsterniß des Heidenthums das Licht des Evangeliums tragen zu helfen, das verzinst sich überreichlich durch den ungesuchten Nebenertrag, den die Mission für den Handel abwirft. Und wenn seinerzeit im preußischen Abgeordnetenhause über die 500 Thaler gewitzelt wurde, auf welche ein bekehrter Kaffer der Berliner Mission zu stehen komme, so ist dagegen berechnet worden, daß im vorletzten Kafferkriege jeder getödtete Kaffer der Regierung 2500 Mk. gekostet habe — eine wahrscheinlich viel zu niedrige Summe, doch immerhin hoch genug im Vergleich zu den angeblichen Bekehrungskosten. In Amerika soll gar jeder von den Truppen der Vereinigten Staaten niedergeschossene Indianer, ungerechnet die damit zusammenhängenden Verwüstungen an Eigenthum u. s. w., etwa 400 000 Mk. gekostet haben. Wären es aber auch nur 100 000 Mk. oder auch nur 4000 Mk., so wären diese Ziffern doch immer noch wahrhaft entsetzlich, wenn man dagegen-

*) Nicht, wie Warneck (Mission und Kultur S. 48) irrthümlich angiebt, Zimmermann.

Digitized by Google

hält, mit wie geringfügigen Kosten ein Laien-Missionar der Church Missionary Society Mr. Duncan, die rohen Zimschian-Indianer an der Küste von Britisch-Columbien, in Metlakahtla, 30 englische Meilen südlich von der Grenze von Alaska, zu einer friedlichen, gesitteten, fleißigen Gemeinde voll aufblühenden Wohlstandes gesammelt hat, zu einer Gemeinde, welche der gegenwärtige Botschafter Lord Dufferin als Gouverneur von Canada amtlich besichtigt und aufs Wärmste anerkannt hat. Die Nutzanwendung auf unsere Colonien liegt nahe. Ich überlasse sie Ihnen und beschränke mich darauf, den obengenannten Gerland noch einmal anzuführen, welcher in einem anderen Werke feststellt, daß, „sobald die Cultur nicht feindselig, sondern friedfertig den Naturvölkern naht und sie zu sich emporzieht, statt sie zu vernichten, keines von ihnen ist, das nicht für sie gewonnen werden könnte", und daran die Bemerkungen knüpft: „Die Mächte, welche unter den Naturvölkern Colonien haben, England besonders, haben den größten Vortheil von einer tüchtigen Wirksamkeit der Missionen. Denn einmal werden durch sie unnütze Kriege vermieden und ferner die Eingeborenen selbst der Colonie gewonnen. Man sollte also von Staatswegen die Missionen mit allen Mitteln stützen, nicht gewaltsam einführen, nur stützen, aber auch zugleich ein wachsames Auge auf sie haben." Ich habe absichtlich den weitaus größten Theil meiner Ausführungen dem Versuche gewidmet, Ihnen davon, was die evangelische Mission für die materielle Cultur leistet und auch in unseren Colonien zu leisten ebenso fähig als bereit ist, eine einigermaßen lebendige Vorstellung zu geben. Nicht als wäre ich der Meinung, daß in diesen materiellen Culturleistungen die Hauptbedeutung der evangelischen Mission liege. Im Gegentheil, ich bin so weit als möglich davon entfernt, fremdes Feuer auf ihren Altar zu tragen, und suche ihre Hauptbedeutung in nichts Anderem als in der Verkündigung der evangelischen Wahrheit. Aber für die colonialpolitische Betrachtung, die uns hier vereinigt, kommen die bisher gewürdigten Gesichtspunkte allerdings in erster Linie in Betracht. Doch nicht ausschließlich. Und in aller Kürze wenigstens bitte ich Sie, noch von den geistigen und sittlichen Culturleistungen sprechen zu dürfen, welche unsere Colonien von der evangelischen Mission zu erwarten haben. Hier fällt nun vor Allem ins Gewicht, daß alle evangelischen Missionsgesellschaften zur Grundlage ihrer Wirksamkeit jenes Buch machen, von dem Goethe gesagt hat:

> Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genutzt werden,

und daß sie sich alle, ohne Ausnahme, zur Aufgabe machen, dieses Buch der Bücher jedem Volke in seiner Muttersprache zugänglich zu machen. Schon mit der mündlichen Verkündigung des Evangeliums in der Volkssprache bereichern sie diese und damit die Vorstellungs- und Gedankenwelt des Volkes, das sie spricht, indem sie genöthigt sind, theils die vorhandenen Wörter zu Trägern neuer Begriffe zu machen, theils neugebildete oder aus fremden Sprachen entlehnte Wörter dem überlieferten Sprachschatze einzufügen. Aber so bald als möglich geben sie jedem Volke die in seine Sprache übersetzte Bibel gedruckt in die Hand. Zu diesem Zwecke ist es, wo eine Schriftsprache noch nicht existirt, nothwendig, dieselbe zu schaffen. Welchen geistigen Fortschritt bedeutet aber für jedes Volk der Uebergang zur Schriftsprache! Diesen nicht hoch genug anzuschlagenden Culturfortschritt verdanken gegen hundert Völker der evangelischen Mission, von den Bewohnern unserer Colonien, um nur der deutschen Missionsgesellschaften zu gedenken, das Ewe-Volk in Togo der Norddeutschen, die Nama- und Herero-Völker der Rheinischen Missionsgesellschaft, deren ich leider, um nicht allzuweit auszugreifen, bisher noch nicht habe gedenken können, die Zulus, die uns wenigstens als Mitglieder unserer Schutztruppen auch hier näher angehen, der Berliner Missionsgesellschaft. Es fällt mir schwer, nicht bei der Betrachtung zu verweilen, was eine Bibelübersetzung, auch wenn sie anfänglich recht mangelhaft ist, für die geistige Entwicklung eines bis dahin schriftlosen Volkes bedeutet, was die Uebersetzungen, welche wir erst zu erwarten haben, für den geistigen Fortschritt in unseren Colonien noch austragen werden. Daran wenigstens darf ich im Vorbeigehen erinnern, daß die übersetzte Bibel als gemeinsames Volkslesebuch aller Völker ein durch nichts zu ersetzendes geistiges Einigungsmittel und, was Jeder anerkennen wird, der sich bemüht, eine größere Anzahl von Sprachen kennen zu lernen, ein unschätzbarer allgemeiner Dolmetscher ist. Die Bibelübersetzung ist keineswegs die einzige literarische Thätigkeit der Missionare. Wie viel diese darüber hinaus für die literarische Entwicklung leisten, fällt am deutlichsten ins Auge, wenn man an der Hand der völlig unbefangenen Berichte des „India Office" für das englische Parlament verfolgt, was selbst ein so altes und hochstehendes Culturvolk wie die Inder den evangelischen Missionaren verdankt. „Kein Stand, heißt es im Berichte von 1872, widmet dem Studium der einheimischen Sprache größere Aufmerksamkeit als die Missionare. Die Wirkung davon ist zu bedeutend, um übersehen zu werden. Die Missionare im Allgemeinen sind genau bekannt mit den Eingeborenen; sie haben sowohl für die Schulen als für den Hausgebrauch in den 15 hervorragendsten Sprachen Indiens und in verschiedenen anderen Dialekten hunderte von Schriften herausgegeben. Sie sind die Verfasser verschiedener Wörterbücher und Sprachlehren; sie haben bedeutende Werke über die eingeborenen Klassiker und ihre philosophischen Systeme geschrieben; sie haben die große Vermehrung der einheimischen Literatur,

Digitized by Google

welche in den letzten Jahren durch gebildete Hindus stattfand, wesentlich angeregt." Ich muß mir leider versagen, auf China, auf Japan, auf die der evangelischen Mission zu verdankende Literatur des australischen Inselgebiets einzugehen. Ich eile zu einer Missionsthätigkeit, welche die Entwicklung unserer Colonien näher angeht, zu den Missionsschulen. Die Schulen der evangelischen Missionsgesellschaften rechtfertigen es für sich allein, wenn man dieselben als die größte Bildungsmacht, den großartigsten Bildungsverein der Welt bezeichnet hat. Weit über 12000 Schulen verdanken lediglich der evangelischen Mission ihr Dasein; weit über 400000 Schüler empfangen in ihren Missionsschulen regelmäßigen Unterricht. Was die evangelische Mission auf diesem Lieblingsgebiete der Gegenwart ausrichtet, könnte den Gegenstand eines eigenen Vortrags bilden. Ich habe noch davon zu sprechen, was wir für die sittliche Cultur unserer Colonien von ihr zu erwarten haben. Darüber wäre nun wohl sehr Vieles zu sagen. Ich halte es aber für das Beste, wenn ich mich jeder eigenen Aeußerung enthalte und noch einmal auf die obenerwähnte Versammlung der anthropologischen Gesellschaft in England zurückkomme. In dieser Versammlung trat auch ein Cap. Burton auf, der von dem mit Nachahmungstrieb begabten Thiere behauptete, obgleich in seinem Naturzustande nicht gerade angenehm, sei es doch immer noch ungleich besser, als der zum Christenthum bekehrte Afrikaner. Aehnliche Behauptungen treten oft genug auf. Ich muß angesichts der vorgerückten Zeit leider darauf verzichten, die geradezu vernichtende Antwort wiederzugeben, mit welcher der greise Missionar Saker den Cap. Burton zum Schweigen brachte. Aber unmöglich kann ich mir versagen, hier statt aller anderen einen gewiß völlig einwandfreien Zeugen, ich meine Charles Darwin, zum Worte kommen zu lassen. In seiner „Reise eines Naturforschers um die Welt" kommt er mehrfach auf die evangelische Mission zu sprechen, findet aber nie Anlaß, ihrer anders als mit warmer Anerkennung zu gedenken. Ich führe an, was er in Tahiti niederschrieb: „Nach den verschiedenartigen Berichten, welche ich gelesen hatte, ehe wir diese Insel erreichten, war ich sehr begierig, mir nach meinen eigenen Beobachtungen ein Urtheil über ihren moralischen Zustand zu bilden." Er bespricht die Schriften, aus welchen er sich vorläufig unterrichtet hatte, einerseits das grundlegende Werk des Missionars Ellis, das er ein „bewundernswerthes und äußerst interessantes Buch" nennt, das aber natürlich alles von einem sehr günstigen Gesichtspunkt aus betrachte, andererseits die Reisen von Beechey und von Kotzebue, von welch letzterem er glimpflich genug sagt, daß er „ein entschiedener Gegner des ganzen missionirenden Systems" sei, und fährt dann fort: „Wer diese drei Schilderungen mit einander vergleicht, wird sich, wie ich glaube einen ganz erträglich richtigen Begriff von dem gegenwärtigen Zustand von Tahiti bilden können. Einer der Eindrücke, welchen ich aus den Erzählungen der beiden letztgenannten Autoritäten erhalten hatte, war ganz entschieden unrichtig, nämlich, daß die Tahitier eine düster und trübe gestimmte Race geworden seien und in steter Furcht vor den Missionaren leben. Von dem letzteren Gefühle sah ich auch nicht eine Spur, man müßte denn zwischen Furcht und Respect keinen Unterschied machen können. Anstatt des Mißvergnügens, das den stehenden Characterzug ausmachen sollte, fand ich, daß es schwer sein würde, in ganz Europa auch nur halb so viel heitere und glückliche Gesichter herauszulesen. Im Ganzen hatte ich den Eindruck, daß die Moralität und Religiosität der Eingeborenen in der That das höchste Lob verdienen. Es giebt viele, die noch gehässiger als Kotzebue sowohl die Missionare und ihr System als die dadurch erzielten Erfolge verlästern. Solche Lästermäuler vergleichen nie den gegenwärtigen Zustand mit dem, in welchem sich die Insel vor zwanzig Jahren befand, ja nicht einmal mit dem, in welchem sich heutzutage Europa befindet, sondern sie legen daran den Maßstab der höchsten evangelischen Vollkommenheit. Soweit nun der Zustand des Volkes hinter dem hohen Vorbilde zurückbleibt, so viel müssen die Missionare gesündigt haben, statt daß man ihnen Dank dafür weiß, was sie zu Stande gebracht. Die Tadler vergessen oder vielmehr sie wollen nicht daran denken, daß Menschenopfer, die Macht einer götzendienerischen Priesterschaft, Kindermord in Folge des blutigen Kriegsgebrauchs, nach welchem die Sieger weder Weiber noch Kinder schonten, — daß alles dies beseitigt und abgeschafft ist, und daß Unredlichkeit, Unmäßigkeit und Frechheit durch die Einführung des Christenthums in ziemlichem Maße sich vermindert haben. Es ist die niedrigste Undankbarkeit, daß die Reiseberichterstatter dies vergessen; sollte es ihnen beschieden sein, an irgend einer unbekannten Küste im Begriffe zu stehen, Schiffbruch zu leiden, so würden sie ein heißes Gebet zum Himmel schicken, daß doch die Lehren der Missionare bis zu deren Bevölkerung vorgedrungen sein möchten." Ich habe den Worten des großen Naturforschers nichts hinzuzusetzen, als die Bitte, sie im Gedächtniß zu behalten und sich dieselben in Erinnerung zu rufen, so oft leichtfertige oder böswillige Aeußerungen die sittlichen Cultur-Erfolge der evangelischen Mission in Zweifel ziehen oder verneinen. Denn was Darwin ebenso verständig als billig bemerkt, gilt wahrlich nicht nur für Tahiti. Ich bin zu Ende. Aus einer geradezu erdrückenden Fülle von Material habe ich nur einen bescheidenen, ja dürftigen Auszug geben können. Sollte es mir aber dennoch gelungen sein, auch in diesem Kreise einige Vorurtheile zu zerstreuen und der wenig gekannten, viel verkannten, auch viel verleumdeten evangelischen Mission neue Freunde zu gewinnen, so würde

Digitized by Google

ich darin den willkommensten Erfolg meines heutigen Versuchs erblicken. Nachwort. Ich habe mich bestimmen lassen, diesen Vortrag zu veröffentlichen, weil er Manches enthält, was nicht oft genug wiederholt und nicht weit genug verbreitet werden kann. Er erscheint wörtlich, wie er gehalten worden ist. Ich habe mir versagt, wenn auch ungern, ihn für die Leser reicher auszustatten, als für die Hörer. Aber ich glaube mir den Dank der Leser zu verdienen, wenn ich sie auf das ebenso anregende als belehrende Buch verweise, dem ich, der Zustimmung seines hochverehrten Verfassers gewiß, das Meiste entlehnt habe: „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur." Von Dr. Gustav Warneck. Gütersloh, bei C. Bertelsmann, 1879, sowie auf die im nämlichen Verlage erscheinende Warneck'sche „Allgemeine Missions-Zeitschrift", eine der werthvollsten Zeitschriften, welche wir besitzen.

Frhr. v. Pechmann.

Sir Richard Wallace.

Wenn die schreckliche Choleraepidemie, welche die größte deutsche Handelsmetropole so schwer betroffen, an Frankreichs Hauptstadt ziemlich glimpflich vorüberging und nur in den Vororten zahlreichere Opfer forderte, so ist dies dem Geschenk eines großmüthigen Wohlthäters der Stadt Paris, dem Sir Richard Wallace, zu danken. Jeder Besucher von Paris kennt die hübschen Straßenbrunnen mit laufendem Wasser und anhängenden Trinkschalen, die in kleinen Abständen von einander den Durstenden erfrischen. Dieser Umstand hat zweifellos ungemein dazu beigetragen, das Umsichgreifen der Epidemie in der eigentlichen Stadt während dieses Sommers zu verhindern, wo hingegen die Vororte, deren Bewohner sich mit dem Leitungswasser aus der Seine begnügen müssen, der schrecklichen Seuche trotz der freieren Luft einen günstigen Heerd darboten. Sir Richard Wallace, der vor zwei Jahren (am 20. Juli 1890) auf seinem herrlichen Landsitz „Bagatelle" bei Paris im Alter von 72 Jahren starb, war einer jener Schwärmer für Paris, denen die große Stadt es angethan hat und die für sie die Empfindungen eines Anbeters haben. Obwohl Engländer von Geburt, von der Königin Viktoria 1871 zum Baronet erhoben, und seit langen Jahren Mitglied des englischen Parlaments, lebte er doch fast ununterbrochen hier und wurde nicht müde, zur Förderung französischer Kunst, zur Linderung französischen Elends, zur Verschönerung der Stadt Paris Millionen und Millionen auszugeben. Außer den erwähnten Brunnen hat er der Stadt Paris ein Krankenhaus, „Hertford Hospital" genannt, gestiftet, die Museen reich beschenkt und zahlreiche Vereine wahrhaft fürstlich unterstützt. Während des Krieges von 1870 blieb er in dem belagerten Paris, gründete mit einem Aufwande von 300 000 Frs eine Ambulanz, speiste täglich Tausende von Hungernden und wurde nach dem Friedensschlusse für diese Wohlthaten von Thiers mit dem Commandeurkreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet. Sir Richard war ein legitimirter Sohn des vorigen Marquis von Hertford, der ihm den ganzen verfügbaren Theil seines Vermögens, angeblich über 70 Millionen, hinterließ. Die Marquis von Hertford, deren Familienname Seymour-Conway ist, gehören dem großen anglo-normännischen Hause Seymour an, ein Name, der aus Saint-Maur verdorben ist. Saint-Maur heißt eine Stadt in der Normandie, die ein Lehen normannischer Barone war. Ein jüngerer Sohn dieses baronialen Hauses begleitete Wilhelm den Eroberer nach England hinüber und führte in der Schlacht von Hastings sogar ein Treffen des Heeres des Eroberers an. So lautet die Familientradition. Es gab allerdings in Frankreich eine Familie Saint-Maur, die zu den ältesten des Königsreichs gehörte und deren Ahnherr Jocelin bereits 1007 in einer Urkunde Fouques Grafen von Anjou erwähnt wird. Dieses Geschlecht, das sich nach der Stadt Saint-Maure in der Touraine nannte, führte in Silber einen rothen Querbalken; es starb bereits zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts aus und die Erbtochter Aboye brachte Namen und Wappen an die Herren von Precigny in der Touraine. Diesem zweiten Hause Saint-Maur gehörte der Herzog von Montausier an, der als Gouverneur des granddauphin, Sohn Ludwig's XIV, eine so hervorragende Rolle spielte, sowie auch der Großsiegelbewahrer Guillaume de Saint-Maure im vierzehnten Jahrhundert. Das Wappen der Seymour in England ist durchaus verschieden von dem oben erwähnten und beide Geschlechter daher nicht mit einander zu verwechseln. Die Seymour-Familie gehört jedenfalls zu den ältesten und angesehendsten Geschlechtern der englischen Nobility, sie ist, wie die Howard-Familie, eine von denen, aus welchen Heinrich VIII. seine Gemahlinnen nahm: Johanna Seymour, seine dritte Frau, starb 1537 bei der Geburt König Eduard's VI. Ihr Bruder Sir Edward Seymour ward 1546 in dem letzten Regierungsjahr Heinrich's VIII. zum Herzog von Somerset ereirt. Während der Minderjährigkeit Edward's VI. ward er Lord-Protector, doch wurde er noch unter der Regierung seines Neffen 1552 durch den Herzog von Northumberland gestürzt und geköpft. Das Herzogthum gelangte erst 1660 wieder an seinen Urenkel William, der ein eifriger Royalist in der Revolutionszeit gewesen war. Er war vermählt mit der ebenso schönen als unglücklichen Arabella Stuart, leiblichen Cousine König Jacob's I. Stuart, von der er sich, weil die Genehmigung zu der Heirath nicht gegeben worden war, trennen mußte. Seine zweite Gemahlin war Frances Devereux, Tochter des Grafen Essex, des berühmten Günstlings der Elisabeth. Seine Nachkommenschaft starb aber bereits 1675 mit

seinem jüngeren Sohn John aus und das Herzogthum kam an eine Seitenlinie.

Die Seymour legten stets ein größeres Gewicht auf das Alter ihrer Familie, als auf die herzogliche Krone, die der jüngere Zweig von ihnen, die Herzöge von Somerset, trugen. Als Sir Edward Seymour, der erste Tory-Gentlemen von England und einer der Führer der Opposition, zu dem von den Whigs berufenen Wilhelm von Oranien stieß, sagte dieser ihm: „Ich denke, Sir Edward, Sie sind aus der Familie des Herzogs von Somerset?" Sir Edward erwiderte: „Ich bitte um Vergebung, der Herzog von Somerset ist aus meiner Familie."

Die Seymour-Conway, die heutigen Marquis von Hertford stammen von diesem Sir Edward, Sprecher im langen Parlament ab, dessen Sohn die Güter seines Vetters, des Grafen Conway, erbte und den Namen Conway dem von Seymour hinzufügte; er ward 1703 unter der Königin Anna zum Baron Conway creirt. Das Earlthum Hertford datirt erst von den Zeiten Georg's II. aus dem Jahre 1750 und das Marquisat von Georg III. aus dem Jahre 1793. Der erste Marquis war Francis: er wurde 1766 als Oberkammerherr Chef des Haushalts König Georg's III. Dieser erste Marquis genoß nicht lange seine Standeserhöhung, kaum ein Jahr, er starb 1794. Ein Urenkel dieses ersten Marquis war Richard Seymour Conway, der vierte Marquis von Hertford. Er war als ein Hauptpatron der schönen Künste bekannt und hat denn auch als solcher selbst den Kaiser Nicolaus bei der Bilderauction des Königs der Niederlande 1850 überboten; er zahlte für ein paar schöne Portraits von Van Dyck 63 000 holländische Gulden — wobei die anwesenden Engländer ihren Beifall durch obligates Fußgetrampel zu erkennen zu geben nicht ermangelten. Dieser splendide Kunstfreund war der Vater des Sir Richard Wallace.

Literatur.

Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins. Herausgegeben von dem geschäftsführenden Ausschuß von Professor Lic. Hermann Guthe. Band XV, Heft 4. Mit einer Tafel und 5 Abbildungen im Text. Leipzig 1892 in Commission bei K. Baedeker.

Inhalt: Nachrichten über Angelegenheiten des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas. — Verzeichniß der Mitglieder des weiteren Comités und des geschäftsführenden Ausschusses. — Rechenschaftsbericht über das Vereinsjahr 1891. — Auszug aus der Rechnung des Vereins für 1891. — Personalnachrichten und geschäftliche Mittheilungen. — Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas. — Bemerkungen zum Hiobstein. Von Graf v. Schack. — Zur Geschichte von Schech Sa'd. Von J. P. von Kasteren. — Der Hiobstein. Von Adolf Erman. — Das Euthymiuskloster, die Peterskirche der Eudokia und die Laura Heptastomos in der Wüste Juda. Von Dr. von Rieß. — Die Königliche Halle des Herodes im Tempel von Jerusalem. Von F. Spieß. — Kurze Mittheilungen. Von E. Nestle. — Bücheranzeigen.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 17, 21. Januar 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges (Fortsetzung). — Mönch Hermann von Lehnin. Ein märkischer Sang von M. von Buch (Schluß). — Der Fernemüller und sein Weib. Ein Stück märkischer Geschichte (Fortsetzung). — Friedrich der Große als dramatische Person auf der Bühne des Théâtre français (Schluß). — Kleine Mittheilungen: Bei Rahnsdorf (mit Abbildung). — Prinz Friedrich Carl. — Fürst Blücher im Kreise Flatow. — Die sogenannte Beichtkapelle bei St. Hedwig.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Herausgegeben vom Verein Herold in Berlin. XXIV. Band. Berlin, Januar 1893. Nr. 1.

Inhalt: Bericht über die 466. Sitzung vom 15. November 1892. — Bericht über die Generalversammlung vom 6. December 1892. — Bericht über die 467. Sitzung vom 6. December 1892. — Die Temlersche Sammlung adeliger und bürgerlicher Stammbücher aus dem 17. und 18. Jahrhundert in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen. — Der halbe Adler im Ostfriesischen Wappen. — Zur Genealogie der Familie von Bothmer. — Zur Kunstbeilage. — Vermischtes (Mit Abbildungen). — u. s. w.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 8. Februar 1893. **Nr. 6.**

Eugen Gans Edler Herr zu Putlitz, Erbmarschall in der Kurmark Brandenburg, auf Laaske bei Putlitz, Rechtsritter seit 1867, † zu Laaske 29. Januar 1893.

Rheinische Genossenschaft.

In der Mitgliederliste der Rheinischen Genossenschaft für 1893 ist durch Versehen der auf Seite 6 unter 35 aufgeführte Regierungs-Präsident Herr von Puttkamer als Ehrenritter statt als Rechtsritter aufgeführt. Herrn von Puttkamer ist — wie den auf Seite 10 und 11 der Liste aufgeführten Herren Rittern — am 24. Juni 1892 von dem Durchlauchtigsten Herrenmeister der Ritterschlag und die Investitur ertheilt worden und ist demnach die ihm gebührende Stelle in der Mitgliederliste auf Seite 5 zwischen 16 und 17.

Der Commendator
Freiherr von Plettenberg-Mehrum.

Die Falkenbeize im Mittelalter.

Während die Jägerei, insofern sie als regelrechte Wissenschaft angesehen wird, einer ziemlich späten Zeit entstammt, ist es mit der Falknerei anders bestellt, indem sich ihre ersten Spuren in das Dunkel der mythologischen Zeitalter verlieren.*) Diese Art der Jagd, aus der man eine sehr gelehrte und äußerst complicirte Wissenschaft gebildet hatte, war das Entzücken aller großen Herren des Mittelalters und der Renaissance; sie war selbst zu solchen Ehren gelangt, daß während des fünfzehnten Jahrhunderts kein Edelmann und selbst keine Burgfrau sich öffentlich, ohne einen Falken auf der Hand sitzend zu haben, zeigten; galt doch dieser Vogel als ein lebendes Emblem der Oberlehnsherrlichkeit. Kam es doch so weit, daß selbst Prälaten: Bischöfe und Aebte, nicht ohne ihre Jagdvögel zur Kirche kamen, die sie dann während des Amtes auf den Stufen des Altars niedersetzten.

Dieser Vogel war gleich dem Schwerte ein unterscheidendes unzertrennliches Abzeichen der Edelleute, die oft mit ihrem Falken auf der Faust in den Krieg zogen. Während der Schlacht übergaben sie ihre Vögel den Knappen und setzten sie sofort wieder auf ihre behandschuhte Hand, wenn der Kampf beendet war. Außerdem war es ihnen durch die Gesetze der Ritterschaft untersagt, sich ihrer zu entäußern, selbst wenn es sich um den Preis ihres Lösegeldes im Falle einer Gefangenschaft handelte, sie mußten alsdann dem edlen Vogel die Freiheit geben, wenn er nicht ihre Gefangenschaft theilte.

Der Falke theilte gleichsam den Adel seines Herrn; er besaß selbst einen ihm nicht zukommenden Adel, den die Gebräuche der Falknerei ihm beilegten, wie gleichermaßen allen Raubvögeln, die zur Reiherbeize abgerichtet werden konnten, während die andern Vögel ohne Unterschied als unadlig angesprochen wurden. Es gab da selbst keine Ausnahme zu Gunsten der größten und kühnsten, wie des Adlers und des Geiers, welche die Naturforscher des Mittelalters in ihren capriciösen Classificationen ohne Scrupel unterhalb der Lerchenfalken verwiesen, der der kleinste unter den Jagdvögeln war und dessen Namen hobereau in Frankreich zur Bezeichnung der Landedelleute diente, die nicht die Mittel hatten, Falken aufzuziehen und zu besitzen, und daher sich der Lerchenfalken bedienten, um Rebhühner und Wachteln zu jagen.

Es war unerläßlich, daß alle Edelleute, reich oder

(Fortsetzung auf Seite 33.)

*) Die bedeutendste mittelalterliche Jagdliteratur ist die altfranzösische. Doch schöpferisch ist auch sie nur auf dem Gebiete des Waidwerks, während die Bücher über Beizjagd — soweit überhaupt controllirbar — im letzten Grunde auf nicht einheimische Quellen zurückgehen. Und diese Quellen sind — bedeutsam genug — durchweg südliche, den Gestaden des Mittelmeeres oder gar dem Orient entstammende. Es fehlt zwar noch manches Glied in der Kette des Beweises, daß der Inhalt der mittelalterlichen abendländischen Beizlehrbücher, sowie die ganze edle Waidkunst der Falkoniere dem Orient angehört, aber die Spuren, soweit ersichtlich, führen alle dorthin (s. Hammer-Purgstall „Geschichte der osmanischen Dichtkunst").

Digitized by Google

Summarische Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens im Jahre 1892 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Kranken- und Siechenhäuser	Zahl der Kranken und Siechen				Davon sind: gestorben				geheilt				ungeheilt oder nur gebessert entlassen				ult. 1892 in d. Behandl. verblieben				Gesammtzahl der Kranken-Verpflegungstage und zwar pro													Die tägliche Durchschnittszahl der verpflegten Kranken und Siechen beträgt	Die Zahl der Tage, die durchschnittlich jeder Kranke in der Anstalt gewesen ist, stellt sich auf	Zahl der vorhandenen Kranken- und Siechenbetten
		Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December	Summa			
1.	Sonnenburg	166	121	48	335	11	8	5	24	121	83	34	238	13	12	2	27	21	18	7	46	1645	1574	1822	1573	1682	1874	1969	1653	1508	1446	1434	1358	19538	54	58	70
2.	Polzin	273	230	53	556	5	6	2	13	218	173	38	424	31	33	3	67	24	18	10	52	1945	2044	2039	1772	2567	2954	3343	3289	1658	741	1331	1540	25223	69	45	90
3.	Gr. Lichterfelde	142	—	189	331	7	—	—	7	53	—	189	242	—	—	—	—	82	—	—	82	2650	2520	2584	2603	3774	4505	5273	4356	3338	2737	2556	2614	39512	108	119	130
4.	Pr. Holland	226	56	15	297	21	6	1	28	182	43	10	235	5	3	1	9	18	4	3	25	1252	1211	1012	890	1130	837	754	559	567	661	552	783	10208	28	34	50
5	Gerdauen	176	80	52	308	6	8	1	15	137	46	38	221	8	5	5	18	25	21	8	54	1556	1401	1336	1115	1363	1251	1284	1436	1473	1414	1672	1711	17012	47	55	54
6.	Bartenstein	155	57	15	227	11	4	—	15	128	48	12	188	5	1	1	7	16	4	2	22	578	689	731	535	583	342	325	272	307	350	539	678	5927	16	26	50
7.	Neidenburg	175	101	32	308	8	7	2	17	128	71	26	225	23	15	4	42	16	8	—	24	820	820	878	703	505	411	571	774	756	725	725	851	8534	23	28	43
8.	Bandsburg	147	49	14	210	8	2	—	10	112	33	12	157	7	7	1	15	20	7	1	28	711	688	706	600	543	530	590	462	512	549	848	985	7726	21	37	40
9.	Heiligenbeil	224	90	23	337	7	9	2	18	183	59	19	261	2	—	—	2	32	22	2	56	1661	1699	1776	1461	1559	1469	1550	1505	1665	1716	1550	1714	19325	53	57	66
10.	Jüterbog	163	37	10	210	6	4	1	11	119	29	8	156	2	1	—	3	36	3	1	40	773	911	875	693	681	655	837	777	675	733	766	1140	9516	26	45	32
11.	Neuruppin	317	130	5	452	28	12	1	41	262	105	2	369	6	3	—	9	21	10	2	33	1143	1226	1419	1168	1207	1389	1096	1178	1103	1215	1025	1136	14300	39	32	40
12.	Stendal	459	143	21	623	31	9	2	42	383	117	16	516	13	5	2	20	32	12	1	45	2041	1750	1454	1291	1004	1299	1063	1089	1275	1120	1221	1533	16140	44	26	60
13.	Pritzwalk	291	54	5	350	17	2	—	19	230	43	5	278	9	3	—	12	35	6	—	41	1169	1114	1191	866	1021	919	790	817	745	777	995	1262	11666	32	33	45
14.	Züllichau i. d. Neum.	149	100	18	267	5	6	1	12	108	76	14	198	20	15	2	37	16	3	1	20	692	553	367	538	685	700	838	660	558	650	658	666	7565	21	28	40
15.	Züllchow	434	107	23	564	40	16	2	58	333	73	20	426	12	6	1	19	49	12	—	61	1870	1605	1848	1709	1682	1884	1968	1881	1875	1884	1663	1920	21789	60	39	96
16.	Lauenburg	193	49	16	258	11	2	1	14	150	38	12	200	8	7	1	16	24	2	2	28	800	796	856	455	532	664	642	664	973	855	814	764	8815	24	84	40
17.	Erdmannsdorf	129	107	39	275	18	10	2	25	89	75	32	196	8	2	—	10	19	20	5	44	1401	1401	1325	1308	1338	1105	1427	1210	1247	1218	935	1129	15044	41	55	80
18.	Reichenbach	125	86	13	224	12	4	1	17	80	87	9	156	18	12	2	32	15	3	1	19	577	593	741	752	662	642	850	568	804	655	545	538	7927	22	35	46
19.	Falkenberg	187	71	6	244	9	5	—	14	97	45	5	147	37	14	—	51	24	7	1	32	1291	986	1055	974	1113	827	679	590	600	713	932	1100	10860	30	45	42
20.	Neusalz a. d. O.	89	86	7	182	4	4	—	8	70	65	5	140	3	6	—	9	12	11	2	25	681	679	584	495	386	405	308	411	513	543	683	769	6452	18	35	41
21.	Pleß	268	80	19	362	14	8	3	25	230	62	14	306	2	—	—	2	17	10	2	29	779	743	852	447	579	516	409	706	578	574	780	1031	7989	22	22	42
22.	Saarau	97	70	20	187	6	9	1	16	74	54	17	145	9	3	1	13	8	4	1	13	436	493	878	391	402	280	332	337	306	339	455	525	4674	13	25	36
23.	Glatz (Siechenh.)	18		—	18	6	—	—	6	—	—	—	—	1	—	—	1	11	—	—	11	356	377	403	402	372	257	305	280	304	332	330	341	4059	11	225	15
24.	Tirschtiegel	78	35	—	113	8	5	—	13	53	20	—	73	12	8	—	20	5	2	—	7	410	364	250	147	160	262	175	196	303	407	266	213	3153	9	28	20
25.	Plaue	109	38	17	164	8	3	4	15	72	28	10	110	16	5	3	24	13	2	—	15	644	620	594	420	354	334	420	477	490	461	317	513	5644	15	34	20
26.	Fraustadt	192	86	12	290	11	3	2	16	155	68	8	231	9	10	2	21	17	5	—	22	791	569	587	454	496	476	646	504	554	562	579	790	6908	19	24	20
27.	Murowann-Goslin	17	12	6	35	2	3	—	5	11	7	2	20	1	1	2	4	3	1	2	6	161	109	134	124	144	99	96	101	157	94	89	143	1451	4	41	10
28.	Pakosch	70	17	5	92	3	4	3	10	52	12	1	65	3	1	1	5	12	—	—	12	204	162	161	167	258	258	167	255	127	127	207	318	2406	7	26	15
29.	Mansfeld (Siechenh.)	23	13	—	36	2	1	—	3	1	—	—	1	2	—	—	2	18	12	—	30	988	899	961	909	930	930	934	899	870	899	880	925	11024	30	306	32
30.	Genthin	261	36	24	321	13	3	3	19	213	28	16	257	16	3	—	19	19	2	5	26	909	844	1170	824	790	673	820	899	446	521	567	706	8969	25	28	30
31.	Heiligenstadt*)	11	23	12	46	1	1	1	3	3	12	10	25	3	4	—	7	4	6	1	11	—	—	—	—	38	219	226	170	300	286	264	336	1839	8	40	23
32.	Plön	17	31	15	63	1	—	1	2	14	26	14	54	1	3	—	4	1	2	—	3	287	202	323	250	275	185	242	268	124	103	160	92	2511	7	40	29
33.	Dannenberg	136	88	22	246	18	6	—	19	106	67	19	192	6	7	1	14	11	8	2	21	587	603	693	692	862	680	682	679	561	495	571	684	7789	21	32	48
34.	Altena	152	41	14	207	5	7	1	13	122	23	13	158	1	1	—	2	24	10	—	34	893	1146	1133	1111	1021	1070	1132	980	976	1066	1009	1046	12583	34	61	50
35.	Oeynhausen	153	153	50	356	1	—	—	1	94	103	45	242	58	50	5	113	—	—	—	—	—	—	—	—	1223	2462	2640	2652	1910	—	—	—	10887	71	31	86
36.	Lippspringe	75	74	-	149	—	—	—	—	—	—	—	—	75	74	—	149	—	—	—	—	—	—	—	—	756	1097	1275	1411	919	143	—	—	5601	30	39	41
37.	Dierdorf	96	78	18	192	14	13	1	28	56	48	14	118	11	4	—	15	15	13	3	31	916	856	977	812	869	902	1016	1105	1157	1131	1239	1128	12108	33	63	40
38.	Plochingen	67	26		93	1	—		1	62	24		86	—	—	—	—	4	2	—	6	140	147	170	108	66	67	39	110	76	162	86	118	1289	4	14	15
39.	Schwäbisch-Hall	—	—	47	47			7	7	—	—	25	25			10	10	—	—	5	5	175	145	185	155	300	344	120	162	85	119	90	186	2016	6	43	21
40.	Ludwigslust	506	—	81	537	26	-	1	27	412	—	21	433	22	—	3	25	46	—	6	52	1700	1727	1570	1338	1386	1319	1425	1354	1033	998	1081	1403	16334	45	30	36
41.	Riesa	101	33	11	145	8	3	2	13	81	29	8	118	6	1	—	7	6	—	1	7	487	358	380	388	373	401	469	428	238	417	398	374	4706	13	32	25
42.	Niederweisel	85	43	24	152	2	4	2	8	68	28	14	110	7	5	4	16	8	6	4	18	583	603	689	673	655	469	457	339	398	513	460	475	6314	17	42	20
43.	Beirut	273	153	110	536	15	7	1	23	151	95	67	313	97	41	31	169	10	10	11	31	1200	1136	1392	1507	1635	1503	1204	792	897	1103	1591	1220	15180	42	28	63
	Summa	7000	2884	1061	10945	420	204	57	681	5203	2023	824	8050	588	371	88	1047	789	286	92	1167	37900	36363	37598	32815	37961	39465	41283	39052	34956	31554	32863	36703	438513	1201	40	1892

*) Am 10. Mai 1892 neu eröffnet.

Anmerkung: Durch die Aerzte des Krankenhauses zu Beirut sind, außer den in diesem Hause selbst behandelten 536 Kranken, im Laufe des Jahres 1892 noch 11630 poliklinische Consultationen in dem zum Hause gehörigen Ambulatorium unentgeltlich ertheilt, auch die Patienten zum großen Theile mit freier Medicin versehen worden.

arm, selbst für den, der kein Vergnügen an der Jagd fand, Vögel besaßen, um, wie man in jenen Zeiten sagte, entretenis noblesse; aber es kam nur den reichsten Herren zu, eine wirkliche Falknerei zu besitzen, d. h. allen Beizen genügen zu können, denn die Hasenbeize, die Hühnerbeize, die Reiherbeize und alle sonstigen Beizen benöthigten ebenso viele besondere und von einander abweichende Ausrüstungen.

Außer dem Ankauf der Falken, die zuweilen höchst beträchtliche Summen kosteten, da man sie aus weit entfernten Ländern, namentlich aus Schweden, Island, der Türkei und Marocko kommen ließ, verursachten die Aufziehung und Abrichtung der Vögel Ausgaben, von denen man sich kaum einen Begriff macht, nachdem wir die wesentlichsten Einzelheiten dieser langen und schwierigen Aufzucht aufgezählt haben.

Es dahin zu bringen, daß der Falke auf den Pfiff, auf die Stimme, auf die Geberde des Falkners gehorchte, war das höchste Ziel der Kunst, und Gott weiß um welchen Preis von Anstrengungen und Sorgfalt man zu diesem wahrhaft bewundernswerthen Resultat gelangte. Alle Raubvögel, die zur Jagd dienten, erhielten, wenn sie abgerichtet waren, den allgemeinen Geschlechtsnamen der **Falken**; aber man unterschied bei ihnen den Geierfalken (falco gyrofalco), den Sakerfalken (falco sacer), den Würgfalken (lanius), den Schmerl (falco aesolon), den Lerchenfalk (falco subbuteo) 2c. Da das Männchen bei diesen Vögeln um ein Drittheil kleiner als das Weibchen ist, so wurde es tiercelet (Drittelsvogel) genannt. Dieser Name wurde indessen vorzugsweise auf das Männchen des Taubenfalken (astur) angewandt, während die Männchen des Würgfalken, des Sakerfalken und des Sperber (falco nisus) mit den Namen laneret, sacret, emouchet bezeichnet wurden. In der Regel jagten die männlichen Vögel das Rebhuhn und die Wachtel, während die Weibchen dazu genommen wurden, den Hasen, den Reiher, die Hühnerweihe und den Kranich zu jagen. Man nannte oiseaux de poing, Faustvögel, den Taubenfalken, den Sperber, den Geierfalken und den Schmerl, weil sie auf die Hand des Jägers zurückkehrten, wenn dieser sie zurückrief, nachdem er sie auf die Beute geschnellt hatte, dagegen wurden der Würgefalke, der Lerchenfalke und der Sakerfalke oiseaux de leurre, Lockvögel, genannt, weil man ihnen den Köder zeigen mußte, um sie zurückzuführen.

Der Köder bestand in einem künstlichen Vogel aus rothem Tuch, damit er weithin sichtbar sei, und war ausgestopft, damit der Falk sich leicht darauf setzen konnte, und je nach den Umständen mit Rebhuhn-, Enten- oder Reiherflügeln verziert. Der Falkner warf nun diesen künstlichen Vogel, an einer Schnur befestigt, in die Luft, und der Falke, der gewohnt war, Hühnerfleisch auf dem Köder vorzufinden, beeilte sich aus der Höhe herbeizukommen, um seine Belohnung zu erhalten.

Man unterschied zwei Arten von Lehrlingen bei den Falken: niais (Nestling), den man mehr oder weniger jung dem Neste entnommen hatte, und den bayard (Hagerfalk), der durch irgend ein Mittel gefangen worden war. Die Erziehung des ersten war unendlich viel leichter als die des letzteren; aber man gelangte zur Zähmung der Widerspenstigsten, indem man das Thier des Schlafes beraubte,*) ihm das Tageslicht vermittelst einer Kappe von Leder entzog, oder auch, wenn diese Mittel nicht halfen, ihn durch Liebkosungen mit der Stimme, durch Streicheln mit der Hand und durch Verabreichung leckerer Nahrung an sich zu gewöhnen suchte.

Gleichviel woher der Vogel stammte, man gewöhnte ihn zuerst daran, mit den Menschen, Pferden und Hunden zu leben ohne scheu zu werden. Alsdann begann der eigentliche Unterricht, d. h. man befestigte ihn mit der Klaue an eine Schnur, die ihm gestattete, in kleinen Entfernungen zu fliegen und man rief ihn dann auf den Köder zurück, wo ihn stets eine gute Portion Futter, begleitet von Liebkosungen, erwartete. Nachdem man ihn mehrere Monate dieser Uebung ausgesetzt hatte, ließ man vor seinen Augen ein verwundetes Rebhuhn los, damit er es im Beisein des Falkoniers ergreifen konnte, der es ihm sofort wieder wegnahm, bevor er Zeit gehabt, es in Stücke zu zerreißen. Sobald er dergestalt zutraulich geworden, ließ man ihn Rebhühner oder Wachteln jagen, denen man vorher einige Federn ausgerissen, um ihren Flug zu mäßigen. Wenn es sich darum handelte, ihn auf die Hasenjagd abzurichten, so bediente man sich erst eines mit Stroh ausgestopften Hasen, den man vor ihm an einer Schnur entlang zog und in dessen Innern er ein lebendes Huhn vorfand, von dem man ihm Kopf und Leber überließ, nachdem er es getödtet hatte. Dann warf man ihn auf einen Hasen, dem man einen der Vorderläufe geknickt hatte, damit der Vogel ihn sicher nach einigen Augenblicken der Verfolgung erhaschen konnte. Wollte man die Falken auf die Jagd der Gabelweihe abrichten, so setzte man zwei zusammen auf dieselbe Stange, um sie zu gewöhnen, gemeinsam zu leben und zu jagen, denn wenn sie hoch in den Lüften in Streit geriethen beim Angriff auf die Gabelweihe, so war die Jagd verfehlt. Man überlieferte ihnen daher erst ein Huhn von der Farbe der Gabelweihe. Später bot man ihnen eine wirkliche Gabelweihe dar, die man an einer Schnur festhielt, der man aber vorher die Nägel und den Schnabel beschnitten hatte, damit sie die jungen Falken nicht verwunden konnte, die sich gleichzeitig auf sie stürzten und sie gemeinsam angriffen. Sobald diese ihre Beute festhielten, gab man ihnen auf den

*) Drei Tage und drei Nächte wurde dem Falken durch Schaukeln in einem Ringe der Schlaf entzogen, bis er gehorsam geworden war, daß er dem Falkonier auf die Hand flog und sich die Haube aufsetzen ließ.

Digitized by Google

Köder Hühnerfleisch zu fressen. Ebenso verfuhr man, wenn es sich darum handelte, den Falken auf die Reiher- und Kranichjagd abzurichten.

Man sieht daraus, daß die bloße Abrichtung der Vögel erforderte, sich von allen Thieren, zu deren Jagd man sie bestimmte, eine große Anzahl zu verschaffen, indem die Versuche damit beständig erneuert werden mußten, denn sowohl bei der Falkenerei als bei der Jagd trug man Sorge, jeden Wechsel zu vermeiden, d. h. man mußte vor allen Dingen vermeiden, daß ein Vogel plötzlich sich auf ein anderes Wild warf als auf das, worauf man ihn gerichtet hatte. Die Errichtung eines Falkenhofs hatte daher nicht allein einen sehr umfangreichen Hühnerhof zur Voraussetzung, sondern auch ein sehr zahlreiches Personal von Vögten, Falkenern und Knechten, das sehr theuer zu stehen kam. Dazu mußte sich für die wirkliche Ausübung der Jagd noch ein ganzes Heer von Pferden und Hunden gesellen, von denen die letzteren verschiedenen Racen angehörten, die dazu dienten, das Wild aufzuscheuchen, welches die Falken im Fluge ereilen sollten, oder dasjenige im Laufe zu erhaschen, welches die Verfolgung der Falken in den Lüften gezwungen hatte, zur Erde niederzufahren.

Ein wohl dressirter Falke war stets ein sehr preiswürdiger Vogel und bildete damals das schönste Geschenk, das man einer Dame und selbst einem Könige oder großen Herrn machen konnte, deren Gunst man zu erwerben wünschte und denen man sich angenehm erweisen wollte. Alljährlich z. B. empfing der König von Frankreich von dem Abt von Saint-Hubert deren sechse für den Schutz, den er der Abtei zu Theil werden ließ. Der König von Dänemark sandte ihm ebenfalls deren mehrere im Monat April als don gratieux; der Großmeister von Malta im Monat Mai einen solchen als Zeichen der Lehnspflicht. Die Entgegennahme dieser Falken in feierlicher öffentlicher Audienz gehörte damals am Hofe zu den großen Haupt- und Staatsactionen, und der Versuch, den man später mit den Vögeln auf der Jagd machte, gab noch sechs Monate Stoff zur Unterhaltung der Hofleute.

Große Aufregung herrschte auch am Hofe, wenn die Ankunft eines Falkenhändlers, von weit herkommend, angekündigt war. Man erzählt, daß Ludwig XI. Hinterhalte legen ließ und Tag und Nacht die Wege mit Wachen besetzt hielt, um die Falken aufzuheben, die der Herzog von Bretagne aus der Türkei erhalten sollte. Dieses Manöver gelang, und die auf der Durchreise aufgegriffenen Vögel wurden dem König überbracht. „Bei unserer lieben Frau v. Cléry!“ rief er aus, „was werden nun der Herzog Franz und seine Bretonen beginnen? sie werden sehr bekümmert sein über den guten Streich, den ich ihnen gespielt habe.“

Die Fürsten Europas entfalteten um die Mitte des 14. Jahrhunderts einen großen Luxus in der Falknerei; aber es war doch nichts damit im Verhältniß zu den orientalischen Falkenhöfen. Der Graf von Nevers, der in der Schlacht bei Nicopolis in Gefangenschaft gerieth, wurde dem Sultan Bajazet vorgestellt, der ihm seine Jagdausrüstungen zeigte; man zählte nicht weniger als sieben Tausend Falken und ebenso viele Jäger. Als der Herzog von Burgund dies erfuhr, ließ er zwölf weiße Falken zusammen bringen, welche Vögel außerordentlich selten sind, und schickte sie als Geschenk an Bajazet, der ihm dafür seinen Sohn freigab.

Das Buch des Königs Modus (le livre du roy Modus), das bekannteste unter den französischen Jagdgedichten des Mittelalters, giebt das umständlichste Detail und alle Besonderheiten der edlen Falknerei. Es belehrt uns zum Beispiel, daß der Adel der Falken so großen Respekt einflößte, daß man niemals für einen Vogel Geräthe, Rüstung und Geschirr verwandte, die bereits für einen andern Falken gebraucht worden waren. Der Handschuh selbst, dieses Prachtstück meistens mit Goldschmiedearbeit reich geschmückt, auf welchem der Falke im Zustande der Ruhe verharrte, diente nur ihm und keinem andern Vogel. In den Fürstenschlössern war die Lederkappe, welche man über den Kopf der Falken stülpte, um ihn am Sehen zu verhindern, wenn er nicht jagte, mit Gold gestickt und mit Perlen und Federn des Paradiesvogels besetzt. Jeder Falk hatte an den Beinen zwei kleine Glöckchen mit dem Wappen seines Herrn, die einen klaren silbernen Ton von sich gaben, wenn er sich in die Lüfte zu solcher Höhe emporschwang, daß man ihn nicht mehr sah. Diese Glöckchen, die nicht denselben Ton von sich geben durften, damit die Schwingung voller ward, kamen gewöhnlich aus Italien, zumal aus Mailand, welche Stadt damals einen großen Ruf in dieser Art von Arbeit genoß. Die Beine des Falken waren außerdem mit Fesseln oder Riemen versehen, vermittelst deren man sie auf der Vogelstange befestigte. Am Ende der Fessel hing ein kleiner Ring von Leder oder Gold, vervelle genannt, worauf der Name des Besitzers des Vogels eingravirt war. In der Königlichen Falknerei zeigte jeder dieser Ringe auf der einen Seite die Inschrift: „Je suis au roi“, auf der andern den Namen des Großfalkenmeisters. Diese Vorsicht war nicht umsonst, denn es kam häufig vor, daß die Falken sich auf der Jagd verirrten, und wer sie dann fand, wußte auf diese Weise, an wen er sie abzuliefern hatte. Das Eigenthum eines Falken ward als geheiligt und unverletzbar betrachtet. Ein altes barbarisches Gesetz verhing eine sehr eigenartige Strafe über den Räuber eines Falken: dem Unglücklichen sollte der Falke sechs Unzen Fleisch von der Brust fressen, falls er nicht im Stande sei, 10 Heller (d. h. 125 frs. unseres heutigen Geldes) als Entschädigung an den Eigenthümer des Vogels und 2 Heller Strafgeld an den König zu zahlen.

Digitized by Google

Ein in der Aufziehung von Falken geschickter Mann genoß überall eine große Werthschätzung; war er freien Standes, so suchten die Edelleute seine Dienstleistungen und überboten sich gegenseitig im Preise; war er leibeigen, so hütete sein Herr ihn als einen seltenen Schatz und vergab ihn wohl als das kostbarste Geschenk, das er darzubieten vermochte, oder verkaufte ihn auch gegen eine beträchtliche Summe. Gleich dem ausgelernten Jäger oder Kenner des edlen Waidwerks mußte der Falkner, um seine Kunst vollkommen inne zu haben, vielerlei Dinge wissen, die eine wirkliche Wissenschaft bildeten, indem sie nicht allein das Naturgeschichtliche, sondern auch die Thierarzneikunde umfaßte; aber diese Profession erbte in der Regel in gewissen Familien fort, und der Sohn gesellte zu den Lehren des Vaters die eigenen Erfahrungen. Es gab außerdem auch eigene Schulen für die Jägerei und Falknerei, und natürlich war die der königlichen Hofhaltung die berühmteste, wenn nicht die beste.

Das Amt eines Großfalkenmeisters von Frankreich, das bis auf das Jahr 1250 zurückgeht, gehörte zu den vornehmsten Aemtern des königlichen Hauses. Der Marschall von Fleuranges berichtet über ihn in seinen Memoiren: Der Großfalkenmeister, dessen Einkünfte sich auf 4000 Goldgulden belaufen, hat 50 Edelleute je mit einem Gehalt von 5—600 Livres und 50 Falkenire mit je 200 Livres Löhnung unter sich, und er ernennt zu allen Aemtern. Seine Ausrüstung beläuft sich auf 300 Vögel; er kann in dem ganzen Bereich des Königreichs jagen, wo es es im gefällt. Er erhebt von allen Vogelhändlern einen Tribut, die ohne seine Erlaubniß keinen einzigen Vogel weder am Hofe noch sonst in irgend einer Stadt verkaufen dürfen, bei Strafe, daß ihnen ihre Waare confiscirt wird." Der Großfalkenmeister leitete alle Jagden, bei denen Vögel verwandt wurden. Bei den öffentlichen Ceremonien erschien er mit dem Vogel auf der Faust, als Abzeichen seiner Würde, und wenn der König eine Falkenbeize abhielt, so ließ er seinen Vogel nicht eher fliegen, bevor der Großfalkenmeister nicht den seinigen auf das Wild gerichtet hatte. Ursprünglich war sein Titel: „Maître de la Fauconnerie du Roy", und Jean de Beaume 1250—1258 der erste, der dieses Amt bekleidete. Erst unter Carl VI. kam die Bezeichnung Grand Fauconnier auf, und der erste, der so bezeichnet ward, war Eustache de Gaucourt, der 1406 sein Amt antrat. Der letzte Großfalkenmeister war der Graf de Vaudreuil 1780—1790, denn diese Charge wurde 1814 bei der Rückkehr der Bourbons nicht wieder erneuert; war sie doch schon seit langer Zeit nur ein bloßer Titel gewesen.

Die Falknerei hatte gleich der Jägerei ihre eigene Sprache, d. h. ihre technischen und professionellen Ausdrücke und Redewendungen, die man kennen mußte, wenn man sich mit der Vogeljagd befaßte, wollte man nicht für einen unwissenden Emporkömmling gelten. Es ist ein königliches Vergnügen, die Falkenjagd, sagt Claude Binet, und eine königliche Art zu reden, wer von der Falknerei zu erzählen weiß. Alle Welt spricht davon, aber nur wenige Leute wissen sich richtig darüber auszudrücken, die meisten erregen nur das Mitleid ihrer Zuhörer. Bald wird von der Hand des Vogels anstatt der Klaue gesprochen, bald Klaue (serre) mit Kralle (griffe) verwechselt, oder Kralle anstatt Nagel (ongle) gebraucht.

(Fortsetzung folgt.)

Handbuch des Preußischen Adels.

Der soeben erschienene II. Band des unter Förderung des Königlichen Heroldsamtes im Verlage der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn herausgegebenen Handbuches des Preußischen Adels enthält die Genealogien folgender Familien:

Albedyl (Albedyhll, Albedyll), Alers, Atten, Amann, Arendt, Aschenborn von Collin, Aschoff, Asseburg Aulock,

Ballusek, Barfus (Barfuß), Bauer (1882 u. 1891), Baumgarth, Beguelin, Bennigsen und Bennigsen-Foerder, Bercken, Bila (Biela, Byla), Boehmer, (1743 u. 1770), Boehn, Bötticher (1563 u. 1819), Boetticher (1864 u. 1882), Bogen, Boguslawski, Both, Brakenhausen, Bramann, Braun (1613 u. 1871), Bredau, Bredow, Brockhusen (Brockhausen, Bruchhausen), Broesigke, Bronsart (Bronsart von Schellendorff und Lampinet genannt von Bronsart), Burgsdorff,

Cholitz, Claer-Bonhaben (1882 u. 1884), Coester (1870 u. 1890), Colomb,

Delius (1770 u. 1863), Dewitz und Dewitz genannt von Krebs, Diericke, Dorndorf, Drabich-Waechter,

Eberstein und Eller-Eberstein, Ehrenkrook, Ehrhardt, Elpons, Elszner, Engelmann, Eschwege, Etzel,

Fabecki (Fabeck), Fischer (1882 u. 1887), Flies, Flottwell, Fritz von Adlersfeld, Fritze,

Gabelentz und Gabelentz-Linsingen, Gablentz, Gablenz, Geisler, Geißler, Gentil de Lavallade, Gerlach (1735 u. 1840), von und zu Gilsa, Goeckingk (1768 u. 1789), Goessel, Graeve (1786 u. 1786), Grimm und Grimm-Gamet, Grollmann (1741), Grolman (1786, 1812 u. 1871), Grumbkow (Grumbckow),

Hake, Hartmann (1794 u. 1794), Hassel, Heimburg, Helmrich von Elgott (Helmrich), Hesberg, Heuduck, Hildebrand, Hindersin, Holtz, Hundetshausen, Hutier,

Igel,

Jachmann, Jaegersfeld, John von Freyend, Johnston,

Kalau vom Hofe, Kemnitz, Keudell, Koenen (1749 u. 1802), Koppy, Koscielski und Kirchenheim, Kossel, Kühlwetter, Kutzleben,

Ladenberg, Lange, Langenbeck, Lantz, Le Coq (1775, 1838 u. 1875), Legat, Lengsfeld, Loewe, Loewenstein, Lucke (1861 u. 1888),

Digitized by Google

Madai, Malsburg, Mauve genannt von Schmidt, Mechow, Meerscheidt-Hüllessem und Meerscheidt genannt von Hüllessem, Mein, Meyer genannt von Sallawa und Radau, Michelmann, Mikusch von Buchberg und von Mikusch-Buchberg, Münenberg, Mutius,

Niebuhr,

Oidtman, Oppen, Oppen von Huldenberg und von Oppen-Schilden, Ostau,

Passow, Pelser-Berensberg, Perbandt, Pfuel, (Pfuhl), Philipsborn, Pieverling, Preinitzer,

Rabe von Pappenheim, Rabenau, Rath, Redei, Rose, Roy,

Sandersleben, Schachten, Scheele, Schirmeister, Schlechtendal, Schlichting und Schlichting und Bukowiec, Schoeler, Schön, Schoenermarck (1768 u. 1786) Schon, Schulz von Heinersdorf, Schutzbar genannt Milchling, Schwake, Schwertzell, Spitz, Steobanus von Wriechen, Stephan, Strantz, Studnitz,

Tabouillot und Tabouillot genannt von Scheibler, Tausen, Toussaint, Trott zu Solz,

Uckro,

Vogel von Falckenstein,

Wagner, Wilcke, Wildenbruch, Wilmowski, Wins, Winter und Winter von Adlersflügel, Witte (1816 u. 1882), Wodke, Wolff (1786 u. 1846), Wolff von Gudenberg, Wolff und Wolff von Schutter, Wolffgramm, Worgitzki,

Zeschau, Zglinitzki.

Diejenigen Familien des Preußischen Adels, welche in den III. Band aufgenommen zu werden wünschen, werden gebeten, sich mit der Redaktion (Berlin W. 62, Lutherstr. 10) in Verbindung zu setzen.

Die Erziehungsanstalt des evangelischen Johannesstifts in Plötzensee bei Berlin.

Aehnlich dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg, gleich diesem von dem Vater der innern Mission, Dr. Wichern, begründet und in demselben Geiste geleitet, umschließt das evangelische Johannesstift neben einem Brüderhause (mit einer besonderen Abtheilung zur Ausbildung von Predigern für Amerika) und einer sechsklassigen Volksschule, auch ein **Pensionat für Knaben höherer Schulen**, das sogenannte Editahaus.

Dasselbe trägt seinen Namen nach der Gattin eines vor Jahren heimgegangenen Wohlthäters der Anstalt, des Grafen Alexander von Wartensleben und hat den Zweck, Knaben, die besonderer Aufsicht und Nachhülfe bedürfen, solche zu Theil werden zu lassen.

Der Unterricht, von Theologen und Philologen ertheilt, reicht bis zur Untersecunda (dieselbe eingeschlossen) des Gymnasiums resp. der Real- und höheren Bürgerschule.

Die Erziehung wird unter specieller Aufsicht des Vorstehers in Abtheilungen von 10—15 Knaben von jungen Theologen geleitet, denen Brüder als Gehilfen zur Seite stehen. Der jährliche Pensionspreis beträgt 1000 Mk., der in Rücksicht auf den, für die kleine Zahl von Zöglingen (höchstens 40) verhältnißmäßig großen Lehrapparat als ein sehr geringer bezeichnet werden muß. —

Die Lage des Johannesstiftes ist eine überaus günstige. Unmittelbar vor den Thoren Berlins und doch fern von dem Treiben der Großstadt auf einem Besitzthum von 118 Morgen in einem etwa 40 Morgen großen schönen Park gelegen, vereinigt es in angenehmster Weise die Vorzüge des Stadt- und Landlebens. In einer Entfernung von fünf Minuten liegt der Plötzensee mit gut eingerichteten Badeanstalten und die mehrere Quadratmeilen umfassende sogenannte Jungfernheide, ein schöner hochwipfliger Kiefernwald. —

Die Leitung liegt seit 1. November vorigen Jahres in den Händen des früheren Stadtmissions-Inspectors und Hausgeistlichen des Evangelischen Vereins in Berlin Pastor Philipps, der als Candidat zwei Jahre am Pensionat des Rauhen Hauses thätig gewesen ist und dort eine gute Vorschule für seinen gegenwärtigen Beruf durchgemacht hat.

Die Oberaufsicht hat ein Kuratorium, das sich aus Mitgliedern der besten christlichen Gesellschaft Berlins zusammensetzt.

So dürfte die Anstalt in jeder Hinsicht denen zu empfehlen sein, die ihre Kinder auf der bisherigen Schule nicht ferner belassen können oder wollen und doch deren Vorbildung für einen höheren Lebensberuf nicht gern aufgeben möchten.

Wer Näheres zu erfahren wünscht, wende sich an den Vorsteher der Anstalt Pastor Philipps, dessen Adresse wir hiermit angeben: Johannesstift in Plötzensee bei Berlin.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 18. 28. Januar 1893.

Inhalt: Dem Kaiser! Gedicht. — Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges (Fortsetzung). — Das National-Denkmal für Kaiser Wilhelm I. in Berlin (mit 2 Abbildungen). — Der Fernemüller und sein Weib. Ein Stück märkischer Geschichte (Fortsetzung). — Die französische Kolonie in Berlin bis zum Edikt von Potsdam. — **Kleine Mittheilungen**: Was ehedem im Volksleben der Hut zu bedeuten hatte. — Cholera und Pest. — Büchertisch.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 15. Februar 1893. Nr. 7.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Februar 1893 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. Februar 1893 verbliebenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1893	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
1	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	46			
	Zugang pro	29			
		75			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	53	53	1 475	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	52			
	Zugang pro	24			
		78			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	60	60	1 747	90
3	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1893	82			
	Zugang pro	3			
		85			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	83	83	2 544	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	25			
	Zugang pro	29			
		54			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	37	37	988	50
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	54			
	Zugang pro	25			
		79			
	Abgang	32			
	Bleibt Bestand	47	47	1 690	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	22			
	Zugang pro	24			
		46			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	31	31	812	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	24			
	Zugang pro	27			
		51			
	Abgang	21			
	Bleibt Bestand	30	30	833	48
	zu übertragen		341	10 089	487
	Uebertrag		341	10 089	487
8.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	28			
	Zugang pro	20			
		48			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	35	35	924	40
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	56			
	Zugang pro	28			
		84			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	62	62	1 855	66
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	40			
	Zugang pro	38			
		78			
	Abgang	35			
	Bleibt Bestand	43	43	1 341	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	33			
	Zugang pro	41			
		74			
	Abgang	29			
	Bleibt Bestand	45	45	1 247	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	45			
	Zugang pro	69			
		114			
	Abgang	62			
	Bleibt Bestand	52	52	1 868	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	41			
	Zugang pro	43			
		84			
	Abgang	40			
	Bleibt Bestand	44	44	1 391	45
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	20			
	Zugang pro	25			
		45			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	25	25	629	40
	zu übertragen		647	19 144	810

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Februar 1893 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		647	19 144	810
15.	**Züllichow:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	81			
	Zugang pro . .	45			
		106			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	74	74	2 113	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	28			
	Zugang pro . .	17			
		45			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	22	22	800	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	44			
	Zugang pro . .	28			
		67			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	44	44	1 518	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	18			
	Zugang pro . .	17			
		35			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	22	22	631	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	32			
	Zugang pro . .	26			
		58			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	35	35	1 076	42
20	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	25			
	Zugang pro . .	25			
		50			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	29	29	827	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	29			
	Zugang pro . .	34			
		83			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	85	35	1 051	42
22.	**Sorau:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	13			
	Zugang pro . .	16			
		29			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	18	18	408	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1893	11			
	Zugang pro . .	—			
		11			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	11	11	341	15
24	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	7			
	Zugang pro . .	7			
		14			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	9	9	226	20
	zu übertragen		946	28 135	1 268
	Uebertrag		946	28 135	1268
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	15			
	Zugang pro . .	17			
		32			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	19	19	556	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	22			
	Zugang pro . .	24			
		46			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	25	25	814	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	6			
	Zugang pro . .	2			
		8			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	4	4	114	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	12			
	Zugang pro . .	11			
		23			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	17	17	458	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1893	30			
	Zugang pro . .	—			
		30			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	29	29	909	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	26			
	Zugang pro . .	38			
		64			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	32	32	868	30
31.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	11			
	Zugang pro . .	10			
		21			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	15	15	351	23
32.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	3			
	Zugang pro . .	7			
		10			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	8	8	220	29
33.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	21			
	Zugang pro . .	17			
		38			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	25	25	738	48
34.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	34			
	Zugang pro . .	16			
		50			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	37	87	1 222	50
	zu übertragen		1 157	34 385	1 545

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Februar 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 157	34 385	1 545
35.	**Oeynhausen:** *)				
	Bestand am 1. Januar 1893	—			
	Zugang pro	—			
		—			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	86
36.	**Lippspringe:** **)				
	Bestand am 1. Januar 1893	—			
	Zugang pro	—			
		—			
	Abgang				
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
37.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	31			
	Zugang pro	25			
		56			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	46	46	1 272	40
38.	**Plochingen** in Württemberg.				
	Bestand am 1. Januar 1893	6			
	Zugang pro	10			
		16			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	7	7	212	15
39.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	5			
	Zugang pro	2			
		7			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	4	4	112	21
40.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Januar 1893	52			
	Zugang pro	132			
		184			
	Abgang	105			
	Bleibt Bestand	79	79	2060	36
41.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Januar 1893	7			
	Zugang pro	13			
		20			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	10	10	291	25
42.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Januar 1893	18			
	Zugang pro	18			
		36			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	24	24	703	20
	Zusammen		1 327	39 035	1 829

Der gesammte Abgang an Kranken pro Januar 1893 beträgt 778, davon sind gestorben 51

ungeheilt oder nur gebessert entlassen 66

geheilt 661

wie vor 778.

43. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:

Bestand am **1. December 1892** . . . . . 41 Kranke.

Zugang pro **Dezember 1892** . . . . . . 33 „

74 Kranke.

*) Ist vom 1. October v. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

**) Ist vom 1. November v. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

Davon sind:

gestorben 3

ungeheilt oder nur gebessert entlassen 11

geheilt 29

43 „

Bleibt Bestand am **1. Januar 1893**: . . . . 31 Kranke

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 16 orientalische Christen, 9 Muhamedaner und 8 Drusen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Dezember 1892 beträgt 1220.

Poliklinisch wurden 722 Personen behandelt.

Jaroslaw von Rothkirch und Panthen, Oberst und Kommandeur des Garde-Cürassier-Regiments, Ehrenritter seit 1882, † zu Berlin 2. Februar 1893.

Am 7. Januar d. J. ist im Krankenhause des Johanniter-Ordens zu Beirut in Syrien die Diakonissin Henriette Hohendorf aus der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth, die seit dem Jahre 1877 ununterbrochen in dem genannten Krankenhause in segensreicher Weise thätig gewesen, nach längerem Leiden aus diesem Leben abberufen worden. Matth. 5, 7.

Die Falkenbeize im Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Das 14. Jahrhundert war die große Zeit der Falknerei: es gab damals so viele Edelleute, die die Falkenjagd betrieben, daß man in den Sälen der Gasthöfe und Herbergen überall Vogelstangen oberhalb der Kamine angebracht fand, um die Vögel während des Mahles der Jäger darauf zu setzen. Die Chronisten sind voll von charakteristischen Thatsachen, die von der Begeisterung zeugen, die die Falkenjagd allen, die sich damit befaßten, einflößte.

Die Kaiser und Könige waren nicht am wenigsten von dieser Jagdweise eingenommen. Seit dem 10. Jahrhundert führte Kaiser Heinrich I. den Beinamen des Vogelstellers, weil er sich mit großer Leidenschaft der Falknerei ergeben hatte. Bekanntlich läßt ihn die Sage an seinem Vogelheerd weilen, als ihm die Nachricht von seiner Wahl zum deutschen Könige überbracht wird.*) Sein Beispiel wurde von einem seiner Nachfolger, dem Hohenstaufen Heinrich VI. wiederholt, der für den ersten Falkner seiner Zeit galt. Als nach dem Tode seines Vaters Kaiser Friedrich Barbarossa, der im heiligen Lande (1189) starb, die deutschen Fürsten zu ihm kamen, um ihm die Nachfolge im Reiche anzutragen, fanden sie ihn von Hunden, Pferden und Vögeln umgeben und im

*) Vergleiche die schöne Ballade von Joh. Nepomuk Vogel: Heinrich der Vogler: „Herr Heinrich sitzt am Vogelheerd" rc.

Digitized by Google

Begriffe, auf die Jagd zu gehen. „Der Tag ist so schön, mit Eurer Erlaubniß wollen wir die Staatsgeschäfte auf morgen verschieben.“ Der größte Verehrer der Falkenbeize war aber sein Sohn Friedrich II., von dem wir ein von ihm selbst verfaßtes Falkenbuch besitzen.*)

Zwei Jahrhunderte später finden wir am Hofe von Frankreich dieselbe Leidenschaft für die Vogeljagd, dieselbe Bewunderung für die Geschicklichkeit der Falken wieder. Der Connetable Bertrand du Guesclin hatte dem Könige Carl VI. zwei Falken verehrt; der Graf Tancarville, welcher Zeuge war, wie diese beiden tapfern Vögel, ohne zu zagen, sich auf einen Kranich warfen und denselben bewältigten, obwohl er stark genug war, um gegen zwei Windhunde stand zu halten, rief aus: „Bei Gott, ich würde dieses Vergnügen nicht um hundert Gulden gemißt haben!“

Ein poetischer Chronist, Guillaume Cretin, der, obschon Domherr bei der Saint Chapelle zu Vincennes, nicht weniger von der Vogeljagd eingenommen war, als sein guter Herr, Ludwig XII., verfaßte ein Gedicht, worin er das Vergnügen, welches ihm der Anblick gewährte, wie ein Reiher unter den heftigen Angriffen eines Falken aus den Höhen der Wolken herabstürzte, in folgendem Verse ausdrückt:

Qui aurait la mort aux dents,
Il revivrait d'avoir tel passe-temps.**)

Bei einer Reiherjagd, die Ludwig XII. dem Erzherzog Maximilian zu Ehren gab, ereignete es sich, daß die Gemahlin dieses Fürsten, Maria v. Burgund, vom Pferde fiel und an den Folgen dieses Unfalles starb.***) Der König machte darauf dem Erzherzoge seinen schönsten Falken zum Geschenk, um ihn über den Tod seiner Frau zu zerstreuen, und ein gleichzeitiger Historiker berichtet uns, daß der betrübte Ehemann auch in der That bald etwas getröstet erschien.

Die Falkenjagd, nachdem sie während vieler Jahrhunderte in Ehren gehalten worden war, unterlag endlich dem Geschick, das so viele große Institutionen betroffen. Bestimmt dazu, unter der Regierung Ludwigs XIV. ganz von dem Schauplatz zu verschwinden, da dieser Fürst nur die Hirschjagd liebte und überdies durch seine Heranziehung des vornehmen Adels an den Hof das Leben auf den Schlössern allmälig ganz aufhörte, sollte sie an seinem Vater Ludwig XIII. noch einmal ihren glühendsten Verehrer finden. Wie man weiß, machte dieser König seinem Falkenmeister Albert de Luynes zum Kronfeldherrn und Minister. Selbst im Garten der Tuilerien, wenn er die Messe im Kloster der Feuillants (Bernhardiner) zu hören ging, amüsirte sich dieser Fürst damit, Grasmücken und Zaunkönige von Würgern jagen zu lassen, die auf die Jagd dieser kleinen Vögel dressirt waren.

Zu dieser Zeit wandte man gewisse religiöse oder vielmehr abergläubige Ceremonien an, um das Wasser zu weihen, womit man die auf die Jagd gehenden Falken besprengte, und man richtete Beschwörungen an die Adler, damit sie die Falken bei ihrem edlen Werk respectirten, wobei man sich nicht scheute, die heilige Dreieinigkeit, die Jungfrau mit allen Aposteln, Heiligen und endlich selbst die neuen Ordnungen der Engel zum Schutz dieser Vögel anzurufen. Damals war es auch, daß ein Hexenmeister von Profession, der Sieur de la Brizardière darauf verfiel, den Vogelmeister so lange mit Ruthen zu hauen, bis das Blut in Strömen von seinem Körper floß, und aus diesem also gewonnenen Blut einen als untrüglich geltenden Zauber herzustellen.

Es war auch unter der Regierung dieses Jägerkönigs, daß ein Schöngeist heraus fand, wie die Worte Louis treizième, Roy de France et de Navarre genau das Anagramm ergaben: Roy très-rare, estimé Dieu de la fauconnerie; und daß Charles d'Arcussia, der letzte Autor, der ein technisches Buch über die Falknerei verfaßt hat, nachdem er den König gelobt, daß er sich ohne Schranken dieser göttlichen Passion gewidmet habe, auf den Einfall gerieth, die Vögel des Königs in häusliche Engel umzugestalten, weil sie die Aasvögel, die Sinnbilder des Dämonen niederwerfen, gleich wie der Engel Gabriel den Teufel Asmodeus fesselte. Noch fügt er in seiner Widmung hinzu: so hoch wie die Eigenart der Engel über die des Menschen steht, so hoch ist die Eigenart dieser Vögel über alle andern Thiere erhaben.

Eléazar Blaze wundert sich darüber, daß die Damen sich nicht zu Gunsten der Falken verwendet hätten, als diese bald nachher außer Gebrauch kamen, da diese Jagd ihnen eine thätige Rolle in einem ebenso beliebten als interessanten Schauspiel verlieh,

*) Deutschland hat sich noch nicht der Ehrenpflicht unterzogen, das Werk eines seiner großartigsten Kaiser vollständig der Vergessenheit zu entziehen. Freilich ist uns das Buch de arte venandi cum avibus nur in zwei vollständigen (d. h. 6 Bücher umfassenden) Handschriften überliefert, die eine in der Mazarin-Bibliothek stammt aus Italien, ist mit dem Wappen der Angiovinen geschmückt und ward von dem Antiquar le Blond diesem Institut geschenkt. — Die andere wurde 1837 vom Baron Jerôme Pichon ebenfalls aus Italien erworben. Eine unvollständige, aber mit Zusätzen von König Manfred versehene Handschrift besitzt die Hofbibliothek zu Wien. Nach einer andern unvollständigen, aber auch mit den Zusätzen Manfreds versehenen Handschrift aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, die im 16. Jahrhundert der Nürnberger Arzt Joachim's II. Camerarius besaß und jetzt verschollen ist, ward der erste Druck von Welser, Augsburg 1596, veranstaltet und darnach von Schneider, Leipzig 1788/89. Diese Drucke umfassen aber nur das erste und zweite Buch, und auch diese mit vielen Lücken wegen der Mangelhaftigkeit des zu Grunde gelegten Manuscriptes.

**) Guillaume Crétin: le debat de deux dames sur le passetemps de la chasse des chiens et des oyseaux.

***) Sie wurde von dem auf sie fallenden Rosse auf einen Baumstamm gedrückt und dabei auf die gefährlichste Art verletzt. Sie verhehlte es aus Scham bis ärztliche Hilfe zu spät war, und so starb sie am 16. März 1482, erst 25 Jahre alt, in der Blüthe des Lebens. „Nie so lange ich lebe, werde ich dieses trauten Weibes vergessen“, war Marcus Scheidewort von der Leiche.

Digitized by Google

und dessen ganze Entwickelung von ihrer Seite nur leichte, graciöse Bewegungen, ohne alle Gefahr verlangte. Wenn man bedenkt, wie sie den Vogel aufwarfen, ihn zurückriefen oder durch Zurufe ermuthigten, wie vertraut er mit ihnen war, da er beständig von ihnen auf der Hand getragen ward und oft von ihnen selbst auferzogen war, so gebührte ihnen der Erfolg der Jagd mit Recht. Sie konnten überdies nirgends besser ihre Grazie und Geschicklichkeit entfalten, als wenn sie in einer weiten Ebene inmitten der Ritter davon galoppirten, gefolgt von ihren Pagen und Dienern mit einer Menge von Pferden und Hunden.

Zu allen Zeiten des Mittelalters war allerdings die Frage nach dem Vorrange zwischen der Jagd und der Falknerei, die beständig mit einander rivalisirten, auf der Tagesordnung. In dem schon erwähnten, von einem unbekannten Verfasser herrührenden Buch des Königs Modus (Livre du roy Modus), das lange Zeit als Autorität galt, plaidiren zwei Damen in Versen (denn für gewöhnliche Prosa war der Gegenstand zu erhaben!) die eine für die Vögel, die andere für die Hunde, bis ein berühmter Jägermeister hinzu kommt und der Jägerei die Palme zuerkennt, aus dem sonderbaren Grunde: weil die Jäger gleichzeitig das Vergnügen haben Augen und Ohren zu ergötzen. In dem alten Buche des Saze de la Buigne: le roman des deduiz, wo dieselbe Streitfrage nicht weniger als 10000 Verse enthält, macht der (ungenannte) König dem Streite dadurch ein Ende, indem er befiehlt, daß man die Zukunft von déduits de chiens (Belustigung mit Hunden) und déduits d'oiseaux (Belustigung mit Vögeln) spreche, ohne daß einem oder dem andern Theil der Vorrang gebühre. Ein Hofpoet Guillaume Crétin, von dem wir schon oben geredet, der unter den Königen Ludwig XII. und Franz I. sich eines großen Rufes erfreute, zögert nicht, nachdem er ebenfalls zwei Damen sich in Versen über denselben Gegenstand streiten läßt, der Falkenbeize über die Jagd den Vorrang zu erkennen.

Sowohl die Jagd als die Falkenbeize sind der Ehre theilhaftig geworden bei geschichtlichen Ereignissen eine Rolle zu spielen. Es genügt hier auf einige Beispiele hinzuweisen.

Carl der Böse König von Navarra hatte geschworen, dem Bündniß mit König Eduard III. treu zu bleiben, aber als die englischen Truppen von du Guesclin geschlagen waren, begriff er sofort, daß es für ihn vortheilhafter sei, sich auf Seiten des Königs Carl V. von Frankreich zu schlagen; er veranstaltete daher, um seinen Treubruch zu verkleiden, eine Jagdpartie, bei der er sich aufheben ließ, und rettete auf diese Weise sein Interesse, wenn auch nicht seine Ehre. Es war ebenfalls eine Reiherbeize, kraft deren ein anderer König von Navarra, der spätere Heinrich IV. von Frankreich am 3. Febr. 1576 aus Paris entkam, wo er unter Aufsicht gehalten wurde, und sich darauf nach Sentis begab, wo sich die Parteigänger der Hugenotten mit ihm vereinigten. Endlich müssen wir des denkwürdigen Festmahls gedenken, das der Herzog v. Burgund 1453 gab, ein Festmahl bei dem es ein eigenthümliches Zwischenspiel gab.

An einem Ende der Tafel, so berichtet der Chronist Mathieu de Coucy, stieg plötzlich ein Reiher auf, der von den Falkonieren mit dem Rufe: à l'aguet, à l'aguet*) begrüßt ward. Bald darauf stieg vor einer andern Stelle ein Falke auf, der sofort die Beute witterte und die entsprechende Richtung nahm um den Reiher zu besiegen. Aber ehe es dazu kam, stieg aus einem andern Winkel ein zweiter Falke auf und dieser stürzte sich mit so großer Schnelligkeit auf den Reiher und schlug so hart auf denselben los, daß er in der Mitte des Saales zusammenbrach; nachdem dann das Jagdgeschrei (la criée)**) vorüber war, wurde der Reiher dem Herzog an seinem Tische präsentirt. (Schluß folgt.)

Eine Erinnerung an Kaiser Paul.

Mit dem Namen dieses ebenso edlen als unglücklichen Fürsten ist die Erinnerung an jenes sonderbare Fürsten-Duell verknüpft, welches der Kaiser ganz in allem Ernst zur Ausgleichung europäischer Politikszerwürfnisse vorschlug. Die Einzelheiten sind meistentheils der Vergessenheit anheimgefallen und datiren vom December 1800 und Januar 1801. Selbst Berühmtheiten vortrefflichen Gedächtnisses, was Hofgeschichten und Hof- wie politische Intriguen betrifft, Varnhagen und Alexander v. Humboldt, konnten sich nicht auf die damit verknüpften Umstände besinnen, als die bekannte Diplomatin, Fürstin Lieven, den letzteren danach fragte. Ihr französisch geschriebener Brief (Varnhagen - Humboldt Briefwechsel 2. Auflage S. 307) ist aus Paris vom 8. Januar 1856 datirt und steht hier als beste Einleitung. „Sie, der Sie Alles wissen", schreibt die Fürstin an Humboldt „können Sie Sich vielleicht der folgenden Thatsache erinnern? Im Jahre 1799 oder 1800 hatte der Kaiser Paul die Idee gefaßt, einen Zweikampf auf öffentlichem Kampfplatz (champ clos) vorzuschlagen, in und auf welchem England, Rußland, Oesterreich und ich weiß nicht welch' andere Macht außerdem noch, ihre Streitigkeiten in der Person ihrer Premierminister, Pitt, Thugutt &c. ausgleichen sollten. Die Anordnung und Abfassung (rédaction) dieser Einladung war Kotzebue anvertraut und der Artikel erschien in der „Hamburger Zeitung". Dies ist die genaue Erinnerung, die mir davon bleibt. Ich habe das nicht geträumt; können Sie diese Ueberlieferung vervollständigen? Niemand, den ich hier treffe, kann sich etwas dergleichen erinnern. Ich habe

*) Dieser Jagdruf drückt so viel aus, als: „Auf die Lauer".

**) Das Herniederkommen des Falken mit seiner Beute wurde mit „Hussah" und Hifthornklang begrüßt.

gedacht, Sie könnten meinem Gedächtniß zu Hilfe kommen, und verlasse ich mich darauf, weil man glaubt, ich rede aberwitziges Zeug (que je radotte)." Humboldt seinerseits wußte nichts, nennt die Zeilen der Fürstin „wunderbare" und spricht in seiner unehrerbietigen Weise von der Zeit Kaiser Pauls als „der Epoche seines politischen Wahnsinns (Briefwechsel, S. 304). Er fragte bei Varnhagen an, auch bei König Friedrich Wilhelm IV. und bei der Königin Elisabeth; umsonst, wie aus den Briefen Varnhagens und Humboldts hervorgeht. Der Sachverhalt der wunderbaren Geschichte, die sich kurz vor Kaiser Pauls tragischem Ende zutrug, ist der folgende: Nicht die Minister, sondern die Monarchen selbst sollten sich duelliren. General von Pahlen, des Kaisers Vertrauter, mußte sich gegen Ende des Jahres 1800 im Auftrage desselben an Kotzebue wenden, mit ihm versuchsweise von der Absicht des Kaisers sprechen und ihm dann gerade heraussagen, der Kaiser wolle selbst in eigener Person mit ihm darüber verhandeln. Die Audienz fand im December 1800 statt, und Kaiser Paul händigte Kotzebue bei derselben das folgende Schriftstück ein, daß er selbst verfaßt hatte, und mit dem Auftrage, es vom 30. December dieses Jahres zu datiren und in einer deutschen Zeitung zu veröffentlichen. General von Pahlen hatte Kotzebue schon darauf hingewiesen, daß der Kaiser wünsche, den österreichischen Gesandten, Herrn von Thugut, besonders lächerlich gemacht zu sehen. Das französisch abgefaßte Schriftstück lautet in der Uebersetzung wie folgt:

„Man vernimmt aus St. Petersburg, daß der Kaiser von Rußland, welcher sieht, wie die europäischen Mächte sich unter einander nicht ausgleichen können, und wünscht, daß endlich einem Europa seit eilf Jahren verheerenden Kriege ein Ende gesetzt wird, einen Ort vorzuschlagen beabsichtigt, wohin er alle andern Souveräne einzuladen gedenkt, um dort auf offnem Kampfplatz dies auszukämpfen. Die Fürsten werden als Knappen, Kampfschiedsrichter und Waffenherolde ihre bedeutendsten Minister und geschicktesten Generale mit sich führen, z. B. die Herren von Thugut, Pitt, Bernstorff, wie der Kaiser selbst sich vorgenommen hat, die Generale von Pahlen und Kutusow mit sich zu bringen. Man weiß nicht, ob man diesem Glauben schenken darf; jedenfalls aber scheint die Sache nicht jedes Grundes bar zu sein, da sie das Gepräge von dem trägt, dessen er so oft bezichtigt (taxé) ist."

Der Aufsatz, wie gesagt aus St. Petersburg vom 30. December 1800, datirt, erschien durch die „rédaction" Kotzebues in Nr. 9 der „Hamburger Zeitung" vom 15. Januar 1801. Etwa zwei Monate darauf trat die schreckliche Katastrophe ein, die dem Kaiser das Leben raubte (23. März 1801). In ihrem Briefe an Humboldt schreibt die Fürstin Lieven noch: „Vraiment Paul I. n'était pas si fou". Man kann sich das Wort verschiedentlich ausdeuten, wenn man neben Humboldts Ausspruch von Pauls Epoche „politischen Wahnsinns" den Schlußsatz des französischen Schriftstückes stellt, „l'empreinte de ce dont il a souvent été taxé".

Kurze Zeit nach Kaiser Pauls Tode erschien das folgende Epigramm, das aus innerer Wahrscheinlichkeit vielleicht Kotzebue zugeschrieben werden kann:

On le connut trop peu, lui ne connut personne;
Actif, toujours pressé, bouillant, impérieux,
Aimable, sé duisant, même sans couronne,
Voulant gouverner seul, tout savoir, tout faire mieux,
Il fit beaucoup d'ingrats — et mourut malheureux.

Literatur.

Katechismus der Heraldik. Grundzüge der Wappenkunde von Eduard Freiherrn von Sacken. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit 215 in den Text gedruckten Abbildungen. In Original-Leinenband 2 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Das durch zahlreiche Abbildungen erläuterte Werkchen giebt in klarer, bündiger Darstellungsform Belehrungen über Stil und Charakter der heraldischen Figuren nach kunstwissenschaftlichen Prinzipien und unterrichtet auf Grund der gegenwärtigen Resultate der eines zunehmenden Aufschwunges sich erfreuenden Forschung den Laien wie den Liebhaber, Künstler und Gewerbsmann über das Wesentliche der Heraldik. Das handliche, übersichtlich gehaltene Büchlein sei namentlich der Aufmerksamkeit derjenigen empfohlen, die in ihrem Gewerbebetrieb oder bei künstlerischen Arbeiten häufiger in die Lage kommen, das Gebiet der Heraldik betreten zu müssen.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 19. 4. Februar 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges (Fortsetzung). — Der Fernemüller und sein Weib. Ein Stück märkischer Geschichte (Schluß). — Die französische Kolonie in Berlin bis zum Edikt von Potsdam (Schluß). — Marquardt, als Herrensitz der Familie von Bischoffwerder. — Jugenderinnerungen von Marie Helwing-Pinto geborene Gräfin Pinto. — Kleine Mittheilungen: Dr. Paul Langerhans (mit Abbildung). — Noch einmal die Dorfkirche in Seegefeld. — „Unser Fritz" und der kleine Deserteur. — Das erste Opfer.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 22. Februar 1893. Nr. 8.

1. Hermann Wolfgang Freiherr von Rotenhan, Rittmeister a. D., Landesältester und Majoratsbesitzer, auf Buchwald bei Schmiedeberg in Schlesien, Rechtsritter seit 1884, † zu Buchwald 8. Februar 1893.
2. Gustav Ludolph Werner von Bredow, Major z. D. und Kreisdeputirter, auf Tragarth bei Merseburg, Rechtsritter seit 1890, † zu Tragarth 15. Februar 1893.
2. Statius Freiherr von Münchhausen, Rittmeister a. D. und Landrath, zu Burg bei Magdeburg, Ehrenritter seit 1887, † zu Meran 12. Februar 1893.

Genossenschaft im Königreich Sachsen.

Die Herren Johanniter-Ritter der Genossenschaft im Königreich Sachsen lade ich zum Rittertage: Donnerstag, den 2. März d. J., Nachmittags 2 Uhr, auf der Brühlschen Terrasse, Belvedere, in Dresden, ganz ergebenst ein.

Dresden, den 4. Februar 1893.

Der Commendator:
Freiherr von Burgk.

Bericht
über Lehrpflegerinnen und dienende Schwestern des Johanniter-Ordens für 1892.

Der Zuwachs an Meldungen der Lehrpflegerinnen, von 502 auf 600, beträgt 98. Patente waren bis zum vorjährigen Bericht 350 ertheilt und sind auf 410, also um 60 gestiegen.

Von den Lehrpflegerinnen sind zurückgetreten wegen Kränklichkeit 8, wegen häuslicher Verhältnisse 5. Journal-Nummern waren 700 zu bearbeiten.

In der Ausbildung befinden sich bezw. sind folgenden Häusern überwiesen:

in Kaiserswerth 3, in Bethanien Berlin 7, im Elisabeth-Krankenhause zu Berlin 7, Lazarus-Krankenhause Berlin 5, in Sarepta Bielefeld 2, in Bethlehem Ludwigslust 1, in Bethanien Breslau 6, in Frankenstein 1, in Kraschnitz 1, in Bethanien Neu-Torney 4, in Posen 3, Königsberg i. Pr. 2, in Danzig 4, in Halle, wo, wie auch hier dankend hervorgehoben werden soll, die etatsmäßigen Stellen von 3 auf 4 erhöht sind, 6, in Braunschweig 2, in Flensburg 3, in Altona 4, im Henriettenstift Hannover 2, in Bremen 2, im Elisabethenstift Darmstadt 2, in Wehthaiden 3, in Frankfurt a. M. 3.

Die 98 gemeldeten Lehrpflegerinnen vertheilen sich nach Ständen und Berufsklassen wie folgt:

aus Beamtenkreisen 16, aus dem Offizierstande 14, aus Pfarrhäusern 23, aus landwirthschaftlichen Kreisen 23, aus dem Kaufmannstande 15, aus Lehrerkreisen 3, aus dem Gelehrtenstande 2, aus Medizinalkreisen 2, von Bauunternehmern 1, von Fabrikanten 1.

Unter den 98 sind 26 Adlige.

Die Lehrpflegerinnen vertheilen sich auf die Ordensprovinzen wie folgt:

a)	Rheinland . . .	6,	bisher 50;		zusammen	56
b)	Württemberg, Baden	1	„	13	„	14
c)	Brandenburg . .	24	„	86	„	110
d)	Westfalen . . .	4	„	24	„	28
e)	Mecklenburg . . .	4	„	16	„	20
f)	Schlesien	11	„	73	„	84
g)	Pommern . . .	7	„	70	„	77
h)	Posen	3	„	14	„	17
i)	Königreich Sachsen	4	„	9	„	13
k)	Ost- und Westpreußen	5	„	26	„	31
l)	Provinz Sachsen .	14	„	66	„	80
m)	Schleswig-Holstein .	6	„	17	„	23
n)	Hannover . . .	7	„	21	„	28
o)	Hessen	2	„	16	„	18
p)	Bayern	0	„	1	„	1
		98		502		600

Von den 410 dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens sind 52 ausgetreten, darunter 33 zum Diakonissendienst übergetreten, sodaß nur 19 dem Ordensdienst verloren gegangen sind. Nicht voll feld-

Digitized by Google

dienstfähig sind 45, nämlich 38 verheirathet und 7 vorübergehend behindert, sodaß voll felddienstfähig dem Durchlauchtigsten Herrenmeister zur Verfügung stehen: 313 dienende Schwestern.

Es ist vorgekommen, daß dienende Schwestern trotz der eingegangenen Verpflichtung, die Krankenpflege nicht zur Erwerbsquelle zu machen, untreu geworden sind. Zwar ist es erreicht, daß bei ihrem Austritt unter Zurückgabe des Patentes, die dem Orden erwachsenen Kosten erstattet sind. Sie haben aber auf diesem Wege die Krankenpflege so billig erlernt, daß, wenn die Fälle sich mehren sollten, darauf Bedacht genommen werden müßte, Wandel zu schaffen.

Sehr vielfach meldeten sich, wie früher, dienende Schwestern zur Aushilfe in den Diakonissenhäusern, oft aber stellen sie sich auch Aerzten in Kliniken und solchen Instituten zur Verfügung, welche aus der Krankenpflege ein Gewerbe machen. Sie überschreiten damit nicht ihre Befugniß, wenn sie keine Entschädigung oder nur ein Taschengeld nehmen zur Bestreitung der laufenden Bedürfnisse, andererseits ist es aber nicht erwünscht, daß sie anderen Leuten das Geld verdienen und vielleicht professionellen Krankenpflegerinnen das Brot nehmen.

Vielen Johanniterinnen ist es, wenn sie auch keine Erwerbsquelle aus der Krankenpflege machen, ganz unmöglich ohne Taschengeld auszukommen und wäre es erwünscht, daß die Diakonissenhäuser den dienenden Schwestern, welche sich ihnen auf längere Zeit zur Verfügung stellen wollen, zur Bestreitung der außerordentlichen Aufwendungen neben der freien Verpflegung ein Taschengeld geben wollten, wie die Aerzte in den Kliniken rc. Dies geschieht ja schon in einzelnen Fällen, so versorgt das Diakonissenhaus Bethanien Berlin das Krankenhaus zu Alt-Döbern ständig durch Johanniter-Schwestern und versorgt dieselben vollständig.

Von überaus großer Wichtigkeit ist es gewesen, daß im Berichtsjahre zum ersten Male das Institut der dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens in Wirksamkeit getreten ist.

Beim Herannahen der Cholera wurde vom Durchlauchtigsten Herrenmeister die Erlaubniß erbeten und ertheilt, den Diakonissenhäusern, welche Diakonissen in die Seuchenheerde entsenden, für ihre eigenen Anstalten einen Ersatz aus der Zahl der dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens zu bieten.

Als die Cholera in Hamburg so verheerend auftrat und ins Land hier und da verschleppt wurde, wurden einige Diakonissenhäuser hiervon verständigt. Es ging auch schon die Mittheilung vom Diakonissenhause zu Kaiserswerth ein, daß es 18 Diakonissen nach Hamburg entsendet habe. Es wurden darauf verlangt und diesseits sofort beordert für das Diakonissenhaus in Kaiserswerth 7 Johanniterinnen, für das Henriettenstift in Hannover 5, für Bethanien Berlin 1.

Eine der dienenden Schwestern war nicht gleich aufzufinden und mußte dafür eine andere eintreten. Die Uebrigen waren nicht allein sofort bereit, sondern auch in kürzester Frist an den Stellen, wo sie Diakonissen ersetzen sollten.

Diese kleine Mobilmachung hat sich durchaus bewährt. Die Johanniterinnen sind vom 8. September ab 32 bis 38 Tage beschäftigt gewesen. Sie erhielten, neben freier Station von den Diakonissenhäusern, vom Johanniter-Orden freie Hin- und Rückfahrt und täglich 1 ℳ Entschädigung, 2 der dienenden Schwestern haben überhaupt nichts, und zwei haben nicht die Reisekosten liquidirt. So sind dem Orden 530 ℳ 30 ₰ Kosten erwachsen.

In einer Stadt Mecklenburgs ist der Fall vorgekommen, daß bei einem eingeschleppten Cholerafall in der Nacht eine Johanniterin an das Krankenbett gerufen ist und den Kranken mit aufopfernder Treue gepflegt hat. Dieser Fall aber nöthigt mich doch darauf hinzuweisen, daß die Johanniter-Schwestern lediglich zur Verfügung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters stehen, auch die Balley die Kosten nur dort trägt, wo die Einberufung im Auftrage des Durchlauchtigsten Herrenmeisters geschehen ist. Daher wird es sich empfehlen, da bei dem weiteren Umsichgreifen einer Epidemie in deutschen Landen Fälle, wie der eben genannte, häufig vorkommen werden und wie sie durchaus berechtigt sind, daß die dienende Schwester resp. in ihrem Auftrage eine ihr nahestehende Person durch Correspondenzkarte oder auf sonst schnellstem und kürzestem Wege ihrem Commendator Mittheilung macht und dieser ebenso schnell die Mittheilung an den Werkmeister gelangen läßt und zwar mit dem Antrage auf Uebernahme der Kosten seitens der Balley, wenn nicht die Genossenschaft die Kosten tragen will.

Zu bemerken ist, daß die Diakonissenhäuser nicht gern Johanniterinnen aufnehmen zur Aushilfe, die nicht bei ihnen ausgebildet sind. Es ist aber zu hoffen, daß für den Fall großer Calamitäten diese Abneigung, die an und für sich berechtigt sein mag, in den Hintergrund tritt, denn einerseits müssen für den Kriegsfall diejenigen Johanniterinnen, welche in Häusern ausgebildet sind, die dem Johanniter-Orden ihre abkömmlichen Diakonissen nicht zur Verfügung gestellt haben, solchen Diakonissenhäusern zugewiesen werden, mit deren Schwestern sie zusammen in Kriegslazarethe gehen können, um unter der Aufsicht und dem Schutze des Ordens zu bleiben. Andererseits nöthigt der Mangel an etatsmäßigen Plätzen in denjenigen Diakonissenhäusern, in deren Bezirk sich die meisten Lehrpflegerinnen melden, daß der Werkmeister Lehrpflegerinnen z. B. aus der Provinz Brandenburg ja von Pommern nach Darmstadt oder Frankfurt am Main überweist, und wäre es doch ganz unrationell und undurchführbar, daß für den Fall eines Krieges den dienenden Schwestern zugemuthet werden sollte,

Digitized by Google

diese weiten Reisen zu machen, wo es so schwer ist, überhaupt zu reisen.

Diejenigen Diakonissenhäuser, welche dem Johanniter-Orden für den Kriegsfall ihre abkömmlichen Diakonissen zugesagt haben, haben demselben für 1893 1254 Diakonissen zur Verfügung gestellt, das sind 154 mehr wie im vorigen Jahre, und zwar zu sofortiger Verwendung 537, nach 4 Wochen 364, nach abermal 4 Wochen 353. Es ist aber anzunehmen, daß bei weiterem Bedarf nach Ablauf dieser 8 bis 10 Wochen noch eine sehr erhebliche Zahl von Diakonissen in den Friedensanstalten der Häuser frei gemacht und dem Johanniter-Orden angeboten wird. Viel schwieriger ist die Beschaffung von männlichen Pflegekräften; im Wesentlichen ist dieselbe ja auch von den Vereinen vom Rothen Kreuz übernommen. Dem Johanniter-Orden stehen nur die 300 aus Duisburg zugesagten Diakonen und 74 Hilfsdiakonen, wie im vorigen Jahre zu Gebote.

Wie Gott der HErr und treue Heiland bisher in Gnaden die Arbeiten des Johanniter-Ordens in Seinen Schutz genommen, so wolle Er auch ferner dieselben und die Mitarbeiter segnen.

Berlin, den 21. Januar 1893.

Graf von Zieten-Schwerin,
Ehren-Commendator
und Werkmeister des Johanniter-Ordens.

Die Falkenbeize im Mittelalter.

(Schluß.)

Länger als in Frankreich hielt sich die Falkenjagd in einzelnen Theilen Deutschlands namentlich aber in Holland und in dem benachbarten Ostfriesland. Gleich Ostpreußen galt Ostfriesland für ein Territorium, auf dem tüchtige Jagdfalken eingefangen werden konnten. Auch an dem Ostfriesischen Hofe war die Falkenbeize noch im 17. Jahrhundert ein beliebtes Vergnügen. Graf Rudolf Christian konnte daher dem Kurfürsten Ferdinand von Köln (einem gebornen Herzog von Baiern) um ihn günstig für sich zu stimmen, unter andern werthvollen Präsenten 10 Stück Falken im Herbst 1627 schicken, wofür der Kurfürst hocherfreut dankte. Wegen der Bedrängung Ostfrieslands durch Tilly's Truppen schickt Graf Ulrich II. im September 1629 demselben Reichsfürsten 9 Falken. Demnach ersehen wir, daß am Kölner Hofe die Falkenbeize noch in guter Uebung gestanden haben muß. In seiner „Jagdordonnanz" von 1645 bemerkt der Graf, daß ständig ein Falkonier auf die „Falken und dergleichen Vögel" zu bestellen sei, mit einem jährlichen Salair von 40 Thalern, 2 Gulden wöchentlichem Kostgeld und einem Kleid (Livree). Demselben soll ein Falkonierknecht beigegeben werden, der „Soldatenteactement" bezieht und zur „Recognition" ein Kleid.

Enno Ludwig (1632—1660) schreibt unterm 26. October 1652 an den Drosten und den Amtmann zu Berum: er wolle von Zeit zu Zeit einige „Canin", die dem Vernehmen nach auf den Inseln Norderney und Baltrum in großer Menge vorhanden seien, zur Fütterung für seine Falken haben.

Ein besonderer Liebhaber dieses Sports scheint Christian Eberhard gewesen zu sein. So schloß er am 1. September 1700 einen Akkord mit dem Falkenmeister Lambert Hartroyl, der im Dienst seines Schwagers, des Fürsten Oettingen, stand. Nach diesem Akkord hat Hartroyl sich alljährlich um Fastnacht und um Jacobi mit drei Knechten und einem Jungen auf eigene Kosten in Ostfriesland einzufinden und 16 Falken mitzubringen, nämlich 7 auf Reiger (Reiher), 2 auf Hasen, 2 auf Patrisen (Feldhühner) und 5 auf Elstern. Hartroyl hat die Falken auf seine Kosten zu unterhalten, sie auch, „damit sie allen Falls soviel länger und später gebraucht werden können, früher mausen (!) zu machen," auch die der fürstlichen Jägerei gehörigen ohne Entgelt abzurichten. Dafür erhält er jährlich 500 Thaler, freie Tafel bei Hofe oder ein entsprechendes Kostgeld nebst freiem Quartier und einen Rock. Die zur Jagd nöthigen Pferde hat der Fürst anzuschaffen. Hartroyl erhielt außerdem die Befugniß, soviel Falken in Ostfriesland sich zu fangen, als er Lust hat, und dieselben als sein Eigenthum zu betrachten.

Hartroyl muß seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen sein, denn schon unterm 16. November 1701 schließt der Ostfriesische Jägermeister, Kapitän v. Blücher, einen Akkord mit dem „Falkonier" Johann Schwan ab, demzufolge dieser jährlich von Anfang März bis zum Ende der Beize mit einem Jungen in Ostfriesland sein soll. Er hat hier freie Zehrung bei Hofe, sonst wird ihm und seinem Jungen wöchentlich je einen Thaler Kostgeld gereicht. Auch erhält er während seiner Abwesenheit für jeden Falken einen Stüber Ostfriesisch „Kostgeld". Sein Salär beträgt jährlich 50 Thaler, das seines Jungen 20 Thaler. Er verpflichtet sich gleichfalls, Falken auf Reiher, Elstern u. s. w. für die fürstliche Jägerei abzurichten. Zwei von dem König von Dänemark dem Fürsten Christian Eberhard zugesandte Falken soll er mitnehmen und abrichten, auch, wenn er wiederkömmt, zwei auf Hasen abgerichtete Falken mitbringen, wofür er pro Stück 25 Thaler erhalten wird.

Im Juni 1705 erschien plötzlich Lambert Hartroyl mit einem Schreiben seines Herrn, des Fürsten Albrecht Ernst v. Oettingen, demzufolge ihm gestattet werden möchte, Falken in Ostfriesland zu fangen. Christian Eberhard erlaubte dies auch, machte aber zur Bedingung, daß sich Hartroyl zuvor mit dem Falkonier Schwan zu benehmen, auch dem Jägermeister von Blücher*) anzugeben habe, wo er dieselben fangen wolle.

*) Hartwig Dietrich von Bücher erscheint seit 1694 als Lieutenant in der Auricher Compagnie, worin er vorher wahrscheinlich als Fähnrich diente. Ende 1699 wurde er Jagdjunker und im April 1704 zum Jägermeister ernannt. Er starb schon 1707 und wurde zu Berdum im Amte Wittmund begraben.

Digitized by Google

In den letzten Jahren der Cirksena'schen Herrschaft hatte August III., der jagd- und prachtliebende König von Polen und Kurfürst von Sachsen, sich die Erlaubniß erwirkt, auf sechs Plätzen in Ostfriesland den Falkenfang operiren zu lassen. Die Polnischen Falkoniere hatten indessen den betreffenden Ostfriesischen Jagdbeamten für jeden Platz eine Gebühr von einem Thaler und acht Groschen zu entrichten. Es handelte sich hierbei um die im Herbst von Norden nach Süden passirenden Falken (Wanderfalken: falco peregrinus) deren Fang mit dem 24. August seinen Anfang nahm.

Bald nach dem Tode Carl Edzards fragte unterm 19. August 1744 die Ostfriesische Kriegs- und Domänenkammer auf Andringen des Jägermeisters, Drosten von Wolffframsdorff*) bei dem neuen Landesherrn an, wie es künftig damit gehalten werden solle. Sie bemerkte zugleich, daß sie für den bevorstehenden Herbst den Falkenfang gestattet habe, weil die Antwort des Königs nicht sobald in Aurich eintreffen könne.

Die Sache wurde Friedrich dem Großen im Lager von Budin (Böhmen) am 31. August 1744 vorgetragen, der mündlich resolvirte: „Ich will des Königs von Polen Majestät gern concediren, daß Sie dorten so viel Falken als Sie wollen, einfangen lassen können."

Zugleich wurde der Preußische Gesandte in Warschau angewiesen, dies dem Könige „sans affectation" mitzutheilen; da sich aber schon im folgenden Jahre die Beziehungen Preußens zu Sachsen und Polen feindlich gestalteten, so kann auch von weiterem Falkenfang nicht mehr die Rede sein. Er scheint seit jener Zeit in Ostfriesland aufgehört zu haben.

Auch im übrigen Deutschland ging es mit dem fröhlichen „Federspiel" im vorigen Jahrhundert zu Ende. In Oesterreich hatte noch unter Kaiser Carl VI. ein Oberhoffalkeameisteramt unter Johann Albrecht Grafen v. St. Julien mit vier Falkenmeistern und 36 Falknereibedienten bestanden, ebenso unter seiner Tochter Maria Theresia, wo wir den Grafen Carl Anton Harrach 1747 mit dieser Würde betraut finden; zum Falknereidienst gehörten wieder 41 Personen. Doch scheint schon unter dieser Kaiserin die Falkenjagd abgenommen zu haben, da sich bei ihrem Tode 1780 das Hofamt eines Oberhoffalkenmeisters mit dem eines Oberküchenmeisters unter dem Grafen St. Julien vereinigt findet; Kaiser Joseph II., der den Hofstaat Maria Theresia's fast um die Hälfte verminderte, ließ diesen Posten gänzlich eingrhen.**)

In Sachsen kommt der Posten eines Falkenmeisters, von dem noch der Falkenhof in Dresden seine Benennung hat, zuerst 1647 unter Johann Georg I. vor. Theodor Otto von Bongarten, mit einer Anzahl abgerichteter Falken aus Dänemark verschrieben, war der erste Falkenmeister in Sachsen.

Unter Johann Georg II., wo zuerst die Oberhofämter eingerichtet wurden, ward auch ein Oberfalkenmeisteramt creirt, das im Jahre 1666 Gerhard Graf von Dernath bekleidete. Sein Nachfolger unter August dem Starken, König von Polen, ward Graf Anton Moszinsky. Unter demselben dienten, ein Falknerei-Hauptmann v. Preuß, 2 Falkenmeister, ein Meisterknecht, 8 Falkoniers und noch 8 Unterbediente. Unter August III. fungirte als Oberfalkenmeister ein böhmischer Graf Max Hrczan.

In Baiern finden wir schon unter den ersten vier Herzogen seit der Vereinigung des Landes 1503 bis zum Regierungsantritt des ersten Kurfürsten Max 1598 in den Verzeichnissen des Hofetats einen Falkner und Falkenknecht angeführt, indessen kommt das Amt eines Oberstfalkenmeisters erst unter dem Kurfürsten Carl Albrecht (als Kaiser Carl VII.) vor, wo es 1741 Christoph Adam Baron v. Freyberg bekleidete. Unter seinem Nachfolger Kurfürst Max Joseph hatte Graf Angelus Leoni diesen Posten inne. Unter den nun folgenden pfälzischen Kurfürsten, die hauptsächlich die Parforcejagd cultivirten, ging die Falknerei gänzlich ein.

Hiermit hätten wir Alles beigebracht, was sich in den Verzeichnissen deutscher Hofhaltungen über die Falkenjagd findet.

Während so in Deutschland die Falkenjagd um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufhörte, blühte sie in Holland bis vor ganz kurzer Zeit, und selbst die Engländer, welche 1835 und 1836 in Brighton und 1839 zu Ditlington Hall in Norfolk Reiherbeizen hielten, hatten die zu denselben verwandten Falken von einem flandrischen Falkonier bezogen. In der Nähe des Königlichen Schlosses Loo in Geldern befinden sich Reiherbestände, die vielleicht noch stärker besetzt sind, als wie im Reiherbusch bei Cleve, und dort haben auch noch bis vor mehreren Jahren Reiherbeizen stattgefunden. Leider scheint in dem verstorbenen Herrn Adrian van Mollen, von welchem man in der Jagd-Ausstellung zu Cleve eine Falkenausrüstung ausgestellt sah, dem letzten flandrischen Falkonier das große Hallali geblasen zu sein. Man war daher bei dem Versuche einer Reiherbeize, den der Ausschuß der internationalen Jagdausstellung am 26. und 27. September 1881 anstellen wollte, mit der Beschaffung der Falken auf Irland angewiesen. Von der schroffen Felsenküste der grünen Insel bezog man bekanntlich auch in der Blüthezeit des Federspieles den stolzen Gerfalken (falco candidaus) und

---

*) Gottlieb Ernst v. Wolffamsdorff, Jagdjunker 1729 bis 1735, Oberforst- und Jägermeister 1735—1744, seit 1737 bis 1765 auch Drost zu Wittmund.

**) Wir finden das Amt eines Oberfalkenmeisters zuerst in Oesterreich unter Kaiser Ferdinand I., wo es der Vice-Oberstallmeister R. de Mercado bekleidete. Unter seinem Sohn Max II. finden wir im Hofetat einen Falkenmeister Caspar Püchler nebst 6 Falkonieren verzeichnet.

Unter Ferdinand II. heißt es: Der Oberjägermeister und Falkner (Graf Bruno Mansfeld) hat an 158 Jäger und Vogelfänger unter sich, sowie eine Menge Hunde und von allen Arten und vortreffliche Stoßvögel. Unter Kaiser Leopold I. trit das Oberfalkenmeisteramt zuerst selbständig getrennt vom Oberjägermeisteramt auf, als solcher fungirte 1687 Graf Franz Carl Cavriani.

Digitized by Google

den Wanderfalken (falco peregrinus), wenn man den letzteren nicht, wie wir in Ostfriesland gesehen, während des Herbstzuges auf der Krähenhütte fing. Denn auf steilem Felsen, weit über der schäumenden Brandung muß der stolze Vogel gehorstet haben, welcher den hoch sich schwingenden Reiher überflügeln soll; der schmutzige Habicht (falco palumbarius), welcher im niedern Gebirge oder etwa gar an Sandsteinklippen hügeliger Niederung horstet, ist wohl zur Beize von Rebhühnern und Krähen, doch nicht zum hohen Fluge zu gebrauchen. Wenn nun der angestellte Versuch mit den drei abgetragenen Falken, welche ein Falkonier von Thurles in Irland mitgebracht hatte, nicht den gehegten Erwartungen entsprach, so lag es daran, daß die englischen Falken-Jagd-Clubs gewöhnlich nur niedern Flug beizen. Die zum Fluge zugelassenen Falken waren junge männliche Wanderfalken von der Küste der Grafschaft Tipperary in Irland. Ihre Jugend und ihr Geschlecht*) waren leider nicht die einzigen Mängel, sondern sie hatten zur Beize den noch größeren Fehler, daß sie aufgezogene Nestlinge waren, denen es im Vergleich mit wild gefangenen Falken sowohl an Sicherheit des Stoßes als an Feuer und Ausdauer gebricht. Wenn sich nun diese Vögel zur Reiherbeize als ungeeignet erwiesen, so zeigten doch die mit ihnen angestellten Versuche, daß die Kunst, den Falken abzutragen, nicht verloren gegangen ist. Der Falkonier zeigte den erschienenen Jagdfreunden zunächst die Dressur der Falken, indem er diese, erst einzeln und dann paarweise, nach dem „Burrel" (einer todten, an der Schnur geschwenkten Taube) stoßen ließ. Alsdann wurden Tauben aufgelassen, welchen die Falken sofort nachschossen, um sie mit einem oder zwei Stößen zu tödten. Für die Zwecke des niederen Fluges ist dieser Erfolg einer mehrmonatlichen Anleitung durchaus befriedigend, und der Falkonier legte mit der festen und sicheren Abrichtung seiner schönen Vögel alle Ehre ein. Eine Reihe von gesellschaftlich bevorzugten Herren trat damals zusammen und stellten einen von dem anwesenden Falkonier empfohlenen Berufsgenossen an, um diesem wild gefangene Weibchen des falco peregrinus oder womöglich des falco candidans zum Abrichten für die Reiherbeize zu übergeben. Wie auch immer diese Bemühungen, den interessanten Sport wieder zu beleben, ausfallen mögen, jedenfalls dürfte er sich nur für kleine abgeschlossene Kreise der reichsten und vornehmsten Gesellschaft eignen, wo die Kostenfrage keine Rolle spielt. Abgesehen davon, daß der Fang der Vögel und die Abrichtung derselben sowie die ganze Ausrüstung unglaubliche Summen verschlingen, so gehören auch ganz vorzügliche Jagdpferde dazu. Je seltsamer und entzückender das Schauspiel des Kampfes in den Lüften ist, desto gefährlicher und schwieriger ist selbstredend das Reiten; denn die Augen, welche den Himmel offen sehen, achten leider nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt auf Hecken und Gräben und bei der wilden Eile, mit welcher die Jagd vor sich geht, können leicht einige Rippen in Unordnung kommen.

> Hunde, Wildpret, Federspiel,
> Bringt kein Nutz und kostet viel,

sagt das Sprichwort mit Recht. Dazu kommen bei der fortgeschrittenen Bodencultur die Flurschäden, die um so größer sind, als die Beizen meistens im Monat Juni und Juli stattfinden, wenn die Reiher noch im Gestände, aber auch die Fluren noch mit Getreide bestanden sind. Dürfte der Falkenjagd unter diesen Umständen kaum eine allgemeine Wiederaufnahme bevorstehen, sondern sie vielmehr auf kleine Kreise von Liebhabern beschränkt bleiben, so ist ihr doch im Reiche der Poesie ein unsterbliches Leben gesichert. Die Dichter des Morgen- und Abendlandes haben sie besungen, und die Blüthe des Minnesanges läßt sich nicht denken ohne den „aschfarbenen Falken, der die Beute raubt, wie Liebchens Stirnhaar die Herzen". Und die alten Föhren des Reiherbusches bei Cleve, wenn sie reden könnten, würden vielleicht der Worte gedenken, die einst der Ritter vom Kürenberge in den Strophen des ihm zugeschriebenen Nibelungenliedes sang:

> Mein Falk ich seh' dich wieder,
> Zu Lüften flogst du hoch,
> Du trägst an deinen Fängen
> Den seidenen Riemen noch

L.

*) Wie bekannt, sind thatsächlich bei allen Raubvögeln die Weibchen stets stärker als die Männchen; es ist dies ein in fast allen Schriften über die Beize seit Friedrich II. hervorgehobener Erfahrungssatz. Interessant sind die Ausdrücke herlin und seelin für Männchen und Weibchen; vide Meister Eberhard Hicfolts Aucupatorium herodiorum; offenbar ist herlin von Herr = Er, seelin von sie = Sie abgeleitet.

Der Central-Ausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche

hat so eben seinen 34. Jahresbericht, die Zeit vom 1. Januar bis 31. December 1892 umfassend, veröffentlicht, der Kunde giebt von dem 43. Lebens- und Arbeitsjahre des Central-Ausschusses. „Jeder der ersten 6 Berichte" so heißt es in der Einleitung desselben, „hat mehrere Jahre umfaßt; erst 1864 beginnt die Erstattung jährlicher Berichte. Ein Blick in die ersten ruft ernste Erinnerungen wach. Es liegt uns fern, jene Morgenzeiten der innern Mission zu idealisiren, wozu Manche geneigt sind. Auch ihnen haben Wolken und Nebel nicht gefehlt. Und doch war es ein Frühling. Wer seine grünen Felder durchstreift, begegnet den Begründern und Pflegern des Central-Ausschusses bei ihrer ersten, in gläubiger Hoffnung gethanen Arbeit. Die Augen fast Aller sind längst gebrochen. Von den wenigen noch Lebenden sei heute Einer genannt: der ehrwürdige D. Schmieder in Wittenberg, der edle Jünger des Herrn, der Hundertjährige, dessen Angesicht schon vom Morgenglanze der Ewigkeit verklärt ist. Einst hatte er zum ersten Witten-

berger Kirchentage, welcher der Geburtstag des Central-Ausschusses werden sollte, den Hamburger Candidaten Hinrich Wichern unter seinem Klosterdache gastlich aufgenommen. Was beide ersehnt und erbetet, ist nicht unerfüllt geblieben. Unter Stürmen ist der Central-Ausschuß geboren und Stürmen geht er heute entgegen. Möchte ein später kommendes Geschlecht von Männern der inneren Mission, wenn ihnen diese Blätter vor Augen kommen sollten, von den Trägern der heutigen Arbeit sagen dürfen: Sie waren den Vätern nicht gleich, aber sie haben das ihnen anvertraute Erbe zu wahren und zu mehren gesucht und gethan, was sie konnten."

Wir müssen es uns versagen näher auf die reichen und so werthvollen Mittheilungen dieses Berichts — seiner Ausdehnung halber — einzugehen und können hier nur auf denselben mit dem Bemerken aufmerksam machen, daß Exemplare davon gern kostenfrei von dem Büreau des Central-Ausschusses, Berlin W., Genthiner-Straße Nr. 38, versandt werden, sobald man sich an dasselbe dieserhalb wendet. Nur den Inhalt des Berichts können wir hier angeben; er umfaßt: Veränderungen unter Mitgliedern, Mitarbeitern und angeschlossenen Vereinen. — Sitzungen, Protokolle und andere Verbindungen. — Unser zweiter Berufsarbeiter. — Betheiligung an Versammlungen und Jahresfeiern. — Der XXVI. Congreß für innere Mission. — Betheiligung an socialen Bestrebungen. — Herbergen zur Heimath. — Sommerpflegen für Arme. — Der Ausschuß für Schriftenwesen. — Vorbildung von Gefängnißaufseherinnen. — Wider die Trunksucht. — Wider die öffentliche Sittenlosigkeit. — Die Deutsche Seemannsmission. — Die Predigtreisen unter den Hollandsgängern. — Pallanza. — Das Paulinum. — Verschiedenes. — Der Stand unserer Kasse. — Revidirtes Statut des Central-Ausschusses. Genehmigt durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 28. Januar 1878. — Agenten des Central-Ausschusses. — Vereine und Conferenzen, welche mit dem Central-Ausschuß in engerer oder loserer Verbindung stehen. — Verzeichniß der Geber, deren Beiträge vom 1. Januar bis 31. December 1892 eingegangen sind.

Das Ferienheim im Mühlenthal zu Wernigerode veröffentlicht soeben seinen Jahresbericht für 1892. Nach demselben hat es in seinem zweiten Lebensjahre eine recht umfassende Thätigkeit entwickelt. Nach zwei Seiten hin gehen seine Dienste. Zunächst will es der engeren Gemeinschaft der Berliner Stadtmission für deren Angestellte nebst ihren Angehörigen eine Stätte bieten, wo sie frei von dem aufreibenden Treiben der Großstadt und los von den Sorgen des eigenen Haushaltes neue Kräfte in stärkender Wald- und Gebirgsluft gewinnen können. In weiterem Sinne will es eine Erholungsstätte sowohl für die eigentlichen Pfleglinge der Stadtmission wie für die große bedürftige Bevölkerung Berlins vorzüglich aus dem Arbeiterstande bieten. Beides scheint dem Hause mit Unterstützung vieler Freunde aus allen Schichten der Berliner Einwohnerschaft bis in's Kaiserhaus hinauf wohl gelungen zu sein. Wohl werden auch matte müde Kinder nicht ausgeschlossen, doch ist das Haus vornehmlich für erwachsene Personen bestimmt. So hat es im Jahre 1892 zusammen 116 Personen seine Wohlthat genießen lassen dürfen. 14 Parteien aus der Stadtmission, nämlich 28 Erwachsene und 18 Kinder; zusammen 46 Seelen aus dieser Gemeinschaft und 70 Erholungsbedürftige aus anderen Kreisen Berlins haben bei voller Beköstigung einen je 4 wöchentlichen kostenfreien Aufenthalt im Ferienheime genießen können. Unter den letzteren waren 10 verheiratete oder verwittwete Frauen, zum Theil mit ihren Kindern, im Ganzen 27 Kinder unter 14 Jahren, 26 junge Mädchen, als Arbeiterinnen, Näherinnen, Dienstmädchen, Töchter aus Arbeiterhäusern, auch 7 ältere und jüngere, durch den Beruf entkräftete Arbeiter. Der Andrang war freilich so stark, daß kaum der dritte Theil der sich Meldenden und durchweg auch bedürftigen aufgenommen werden konnte. Die finanzielle Lage des Hauses bedingt leider immer noch, daß ein Theil seiner Räume an Sommergäste vermiethet werden mußte, obwohl dies nur als Nothbehelf angesehen und sobald es die Verhältnisse ermöglichen, aufgegeben werden wird.

Dem Dienste dieses Hauses wünschen wir von Herzen einen möglichst weiten Freundeskreis, namentlich in den Schichten derjenigen Arbeitgeber, vornehmlich Berlins, welche Frauen oder Mädchen beschäftigen müssen. Je weniger für die Stärkung dieser Arbeitskräfte bisher geschehen konnte, je freudiger müßte gerade dies „Ferienheim" aus jenen Kreisen begrüßt werden. Der kommende Sommer wird denselben reichlich Gelegenheit geben, seine Räume zu füllen, und seinen Vorstand in den Stand zu setzen, noch mehr Wünsche als es bisher möglich war, zu befriedigen. P. E. Evers, S.W., Johannistisch 6, Berlin, der an der Spitze desselben steht, ist gern bereit, persönlich Auskunft zur Sache zu ertheilen und den Jahresbericht kostenfrei auszusenden wohin es gewünscht wird. Die Liebe aber hat hier eine Stätte in der sie mit geringen Mitteln viel Trost und Freude spenden kann.

Möchte es dem Ferienheim auch für den Sommer 1893 an unterstützenden Freunden nicht fehlen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 1. März 1893. Nr. 9.

Jan Daniel Cornelis Carel Willem Baron de Constant-Rebecque, Königlich Niederländischer Hausmarschall, Rechtsritter seit 1892, † zu Groenhoven beim Haag 14. Februar 1893.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Hauptmann a. D., Landschaftsrath und Kreis-Deputirten Anton Freiherrn von Rosenberg, auf Hochzehren bei Marienwerder,

„ Lieutenant der Reserve des Kürassier-Regiments Graf Wrangel (Ostpreußischen) Nr. 3 und Rittergutsbesitzer Alfred Benedict von Heyking, auf Truntlack bei Nordenburg in Ostpreußen,

„ Landrath Adolf von Thadden, zu Mohrungen,

„ Premier-Lieutenant der Reserve des Ulanen-Regiments Kaiser Alexander II. von Rußland (1. Brandenburgischen) Nr. 3 und Majoratsbesitzer Alfred Freiherrn von Hoverbeck genannt von Schoenaich, auf Klein-Tromnau in Westpreußen,

„ Hauptmann und Vorstand des Festungs-Gefängnisses in Neisse Julius von Ahlefeldt,

„ Privatgelehrten Justus von Gruner, zu Berlin,

„ Hauptmann und Batterie-Chef im Feld-Artillerie-Regiment General-Feldzeugmeister (2. Brandenburgischen) Nr. 18 Eugen von Normann,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Cadetten-Corps Alexander von Zglinitzki,

„ Landrath des Kreises Nieder-Barnim Wilhelm von Waldow, zu Berlin,

„ Rittmeister und persönlichen Adjutanten Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Georg von Preußen Erich von der Groeben,

„ Gerichts-Assessor und Rittergutsbesitzer Georg Otto Wedige von Buch, zu Lübben in der Niederlausitz,

„ Premier-Lieutenant im 2. Garde-Regiment zu Fuß Heinrich XXX. Prinzen Reuß j. L., Durchlaucht,

den Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Dragoner-Regiments Königin von Großbritannien und Irland und Legations-Secretair Dr. jur. Ernst Freiherrn von Heintze-Weissenrode, zu Buenos-Aires,

„ Major im Dragoner-Regiment König Friedrich III (2. Schlesischen) Nr. 8 und Adjutanten der 2. Cavallerie-Inspection Otto von Beneckendorff und von Hindenburg,

„ Legations-Secretair Johann Grafen von Bernstorff, zu Belgrad,

„ Kammerjunker und Legations-Secretair Alfons Mumm von Schwarzenstein, zu Bukarest,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Füsilier-Regiment Prinz Heinrich von Preußen (Brandenburgischen) Nr. 35 Erich von Hanstein,

„ Premier-Lieutenant à la suite des Großherzoglich Mecklenburgischen Contingents und Rittergutsbesitzer Rochus von Rochow, auf Schloß Stülpe bei Luckenwalde,

„ Premier-Lieutenant der Reserve des Dragoner-Regiments von Wedel (Pommerschen) Nr. 11 und Rittergutsbesitzer Ernst von Berg, auf Dubkevitz bei Gingst, Insel Rügen,

„ Lieutenant der Reserve des Husaren-Regiments von Zieten (Brandenburgischen) Nr. 3 und Kammerjunker Günther von Puttkamer, auf Schlackow bei Saleske in Pommern,

„ Lieutenant der Reserve des Dragoner-Regiments Freiherr von Derfflinger (Neumärkischen) Nr. 3 und Rittergutsbesitzer Dr. jur. Benz Gerhard von Blanckenburg, auf Strippow bei Cordeshagen in Pommern,

„ Major und Escadron-Chef im 2. Leib-Husaren-Regiment Kaiserin Nr. 2 Richard Grafen Schack von Wittenau,

„ Premier-Lieutenant der Reserve des Leib-Kürassier-Regiments Großer Kurfürst (Schlesischen) Nr. 1 und Rittergutsbesitzer Felix von Studnitz, auf Schönwald bei Rosenberg in Oberschlesien,

Digitized by Google

den Landrath Georg Freiherrn von Zedlitz und Neukirch, auf Neukirch, Kreis Schönau in Schlesien,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm II. (1. Schlesischen) Nr. 10 Woldemar Grafen von Pfeil,
„ Rittergutsbesitzer Hubert Freiherrn von dem Bussche-Lohe, auf Cöstitz bei Radegast in Anhalt,
„ Herzoglich Anhaltischen Kammerherrn Gustav Adolf von Trotha, auf Hecklingen bei Dessau,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Braunschweigischen Husaren-Regiment Nr. 17 Otto von Hoffmann,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Seebataillon Bruno von Hartmann,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 76 von Heynitz,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 76 von Gloeden,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Lauenburgischen Jäger-Bataillon Nr. 9 Wolfgang von Byern,
„ Fürsten Alexis zu Bentheim und Steinfurt, in Bentheim, Provinz Hannover,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälischen) Nr. 15 von Brochem,
„ Hauptmann à la suite des Füsilier-Regiments von Steinmetz (Westfälischen) Nr. 37 und Lehrer an der Kriegsschule zu Engers Georg von Stössel,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Königin Augusta Garde-Grenadier-Regiment Nr. 4 von Heinz,
„ Hauptmann in der 8. Gendarmerie-Brigade Heino von Heimburg,
„ Major und Bataillons-Commandeur im Großherzoglich Mecklenburgischen Grenadier-Regiment Nr. 89 Günther Grafen von Kirchbach,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im 1. Großherzoglich Mecklenburgischen Dragoner-Regiment Nicolaus von Katzler,
„ Premier-Lieutenant der Reserve des Ulanen-Regiments Kaiser Alexander II. von Rußland (1. Brandenburgischen) Nr. 3 und Rittergutsbesitzer Alexander von Oertzen, auf Blumenow bei Fischerwall in Mecklenburg,
„ Regierungs-Rath Maximilian von Kehler, zu Cassel,
„ Lieutenant der Reserve des Husaren-Regiments König Wilhelm I. (1. Rheinischen) Nr. 7 und Regierungs-Assessor Werner von Doetinchem de Rande, zu Cassel,
„ Rittmeister à la suite des Königlich Bayerischen 6. Chevaulegers-Regiments und Adjutanten der 4. Cavallerie-Brigade Rudolf Freiherrn von Thüngen,
den außerordentlichen Professor an der Universität Heidelberg Dr. jur. Arthur von Kirchenheim,
„ Reserve-Lieutenant im 5. Königlich Ungarischen Honvéd-Husaren-Regiment Nicolaus Freiherrn Bay de Vaja, zu Tiçza-Lök, Szabolcser Comitat in Ungarn,
„ Königlich Ungarischen Präsidenten des Liptauer Comitats-Waisengerichts Martin Szent-Iványi von Szent-Iván junior, zu Lipto Szent-Iván in Ungarn,
„ K. und K. Oesterreichisch-Ungarischen Kämmerer Zoltán Jekelfalussy von Jekel und Margitfalva, zu Budapest,
„ Fideicommißbesitzer Nicolaus Freiherrn von Korff, auf Kreutzburg in Livland,
„ Kaiserlich Russischen Hofrath und Sectionschef im Ministerium des Innern Nicolai von Brevern, zu St. Petersburg,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters Prinzen Albrecht von Preußen, Königlicher Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Aus dem Protokolle über das am 21. Januar d. J. stattgehabte Capitel des Johanniter-Ordens

theilen wir das Nachstehende mit:

Vor Eintritt in die Tagesordnung erinnerte der Durchlauchtigste Herrenmeister daran, daß an dem heutigen Tage vor zehn Jahren der verewigte Herrenmeister, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, aus dem Leben geschieden sei, und widmete dem Andenken Höchstdesselben, welches im Orden unvergessen bleiben werde, Worte dankbarer Erinnerung. —

Das Capitel hat unter anderen, die nachstehenden Beschlüsse gefaßt:

1. Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens wurden zu den Kosten der käuflichen Uebernahme des von dem Kreisvereine der Johanniter-Ritter des Kreises Königsberg in der Neumark, insbesondere durch die Bemühungen des verstorbenen Rechtsritters, Landraths von Gerlach, auf Rohrbeck, in das Leben gerufenen Krankenhauses in Königsberg, als Beihilfe 10000 Mark bewilligt.
2. Für den Bau eines Siechen- und Reconvalescentenhauses, verbunden mit einer Krankenanstalt, in Sterkrade in der Rheinprovinz durch den Johanniter-Orden, sind von demselben die erforderlichen Grundstücke käuflich zum Preise von 12 480 Mk. und 21 000 Mk. erworben worden.

Dem Capitel wurden die Baupläne und Zeichnungen dieses neuen Hauses unterbreitet und von demselben der Ordens-Canzler, der Ordens-Werkmeister, der Ordens-Schatzmeister und der Commendator Freiherr von Plettenberg-

Mehrum bevollmächtigt, die Baupläne und Kostenanschläge mit Genehmigung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters definitiv festzustellen, demnächst baldmöglichst mit dem Baue der Anstalt vorzugehen, denselben zu leiten und dem nächsten Capitel über das Veranlaßte Bericht zu erstatten.

3. Zur Gewährung freier Verpflegungstage in den 39 den Genossenschaften des Johanniter-Ordens gehörigen Kranken- und Siechenhäusern (die direct unter der Centralstelle des Ordens stehenden Kranken- und Siechenhäuser in Sonnenburg, Polzin, Groß-Lichterfelde und Beirut in Syrien kommen dabei nicht in Betracht), neben den in denselben bestehenden Freibetten und den sonst üblichen freien Verpflegungstagen, wurden für die Zeit vom 1. Juli 1893 bis 30. Juni 1894 die Summe von 16 800 Mk. bewilligt.

4. Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft bei welcher der Bau eines Krankenhauses in Dirschau in Anregung gebracht worden ist, stellte das Capitel für den Fall, daß es ihr gelingt dies Vorhaben zur Ausführung zu bringen, 25 000 Mk. als Beihilfe dieserhalb in Aussicht.

5. Der Hessischen Genossenschaft des Ordens wurden zur Ausstattung einer schon während des Krieges von 1870/71 benutzten Krankenbaracke ihres Krankenhauses in Niederweisel bei Butzbach eine Beihilfe von 1500 Mk. bewilligt.

Außerdem wurden dieser Genossenschaft in Rücksicht darauf, daß die Mittel des Johanniter-Ordens nur für Krankenzwecke verwendet werden dürfen und das Capitel deshalb nicht in der Lage war, derselben zur Ansammlung eines Fonds zur successiven Wiederherstellung der der Genossenschaft gehörigen, dicht bei dem Krankenhause in Niederweisel gelegenen alten romanischen Johanniter-Capelle — wie erbeten — 3500 Mark aus den Ordensmitteln zu gewähren, diese Summe vom Durchlauchtigsten Herrenmeister aus Höchstseinem persönlichen Johanniter-Dispositionsfonds bewilligt, um das alte, ehrwürdige Bauwerk nicht nur, wie bisher nothdürftig in seinem jetzigen Zustande zu erhalten, sondern es demnächst einer angemessenen, nutzbaren Verwendung zuzuführen.

Die Redaction bemerkt hierzu, daß die in Rede stehende Capelle im spätromanischen Style in großer Schönheit aus Lawaquadern und zweistöckig erbaut ist. Der untere Stock ist eine geräumige dreischiffige Capelle, deren Gewölbe auf zwei Reihen Pfeilern ruhen, während der obere Stock, mit Ausnahme des Chors anscheinend nie ganz vollendet worden ist, da der größte Theil des Mauerwerks aus geringerem Material stylos aufgeführt ist. Das Dach über diesem Stockwerk, ein hohes Schieferdach, ist gleichfalls späterer Bauart.

Diese Capelle wurde, da sie in Privatbesitz übergegangen war, vor Jahren Seitens der Großherzoglich Hessischen Regierung käuflich erworben und im Jahre 1869 von derselben der Hessischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens überwiesen, um sie als Kunstdenkmal längst vergangener Zeiten zu erhalten, was auch von dieser treulich geschehen ist. — Die Capelle war die specielle Veranlassung, daß sich die Hessische Genossenschaft im Jahre 1870 entschloß, ein dicht neben derselben gelegenes Haus, das alte Herrenhaus des ehemaligen Johanniter-Commendehofes käuflich zu erwerben und dasselbe als Krankenhaus einzurichten, nachdem es 1870/71 als Kriegslazareth gedient hatte.

Fünfzigjährige Jubiläen.*)

(Paris, Straßburg, St. Loup, Berlin.)

Vor fünfzig Jahren wollte es Frühling werden in der evangelischen Kirche, besonders auf dem Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit. Wenn Eis und Schnee schmilzt, so hebt ein Blümlein nach dem andern wohl schüchtern, aber doch lebensfreudig das Haupt empor. So war es in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Einzelne gottbegnadete Persönlichkeiten hatten mit mächtigem Posaunenton die Christenheit wachgerufen, daß sie sich auf das Gebot unseres Herrn besann, durch Wort und Werk Mission zu üben unter Heiden und Christen, draußen und drinnen. Wir erinnern nur an Graf v. d. Recke, Goßner, Wichern, Fliedner. Je länger je mehr merkten die lebendigen, besonders die neuerweckten Christenleute, auf solchen Ruf und schlossen sich zu fruchtbringenden Gemeinschaften zusammen. Als in den vierziger Jahren die Stürme der Revolution in West und Ost zu brausen begannen, und zugleich in mannigfacher Weise die Abgründe der Gottlosigkeit und des Unglaubens sich aufthaten, da wurden auch die Kräfte der zukünftigen Welt, welche in den Herzen der Gläubigen lange geschlummert hatten, aufgeweckt zu neuem Kampf und neuer Liebe. Wunderbar war es, daß vielfach dieselben Gedanken und Unternehmungen, welche von den soeben genannten Männern kräftig vertreten wurden, auch in anderen Ländern und Kreisen gleichzeitig erwachten, ohne daß eine vorhergegangene gegenseitige Anregung oder Berührung nachgewiesen werden kann.

Das ist nun 50 Jahre her; kein Wunder, daß sich jetzt die 50jährigen Gedenktage häufen zur Erinnerung an die Gründung der Liebesstätten, an welchen zuerst das alte Werk christlicher Barmherzigkeit in der neuen Gestalt und Weise unserer Zeit betrieben wurde. Die drei Diakonissenhäuser zu Paris, Straßburg und St. Loup, deren Gründer mit dem Diakonissenvater auf's engste verbunden waren, und der Berliner Frauenverein für christliche Bildung

*) Aus dem November- und December-Heft 1892 des Kaiserswerther „Armen- und Krankenfreund".

Digitized by Google

des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, welcher die Diakonissenarbeit in Jerusalem von Anfang an kräftig unterstützt hat, haben im verflossenen Jahre solche Jubeltage gefeiert. Wie wir uns mitgefreut haben, so sollen unsere lieben Leser es auch thun, eingedenk des Gebotes, daß wo ein Glied wird herrlich gehalten, da freuen sich alle Glieder mit.

Das Diakonissenhaus in Paris (Rue de Reuilly) ist schon im November 1841 eröffnet, feierte aber sein Jubelfest aus äußeren Gründen erst im Mai 1892. Der freundlichen Einladung zufolge durften an demselben auch zwei Kaiserswerther Diakonissen theilnehmen, zum Zeugniß, daß die herzliche Liebe, welche die vollendeten Gründer der beiden Häuser verband, auch in ihren Kindern noch fortlebt. In dem großen, halb römischen, halb heidnischen Paris sind dem kleinen Kreise lebendiger evangelischer Christen, welche sich mit ihren Gästen eng zusammenschlossen, köstliche, erhebende Tage beschieden gewesen. Natürlich trat das Bild des Gründers, Pastor Vermeil, von dem jetzigen Hausgeistlichen, Pastor W. Monod, liebevoll gezeichnet, lebendig vor das geistige Auge der Festversammlung und zugleich dasjenige der ersten Vorsteherin, Fräulein Malvesin. Vor 50 Jahren sah Vermeil sich in Paris, wohin er kurz vorher berufen war, von lauter Elend umgeben und fühlte, daß er demselben nur in Verbindung mit liebeerfüllten Frauen entgegentreten könne. Er schrieb deshalb an Fräulein Malvesin, welche in seiner früheren Gemeinde zu Bordeaux ihm nahe gestanden, und siehe, ehe sein Brief in ihre Hände kam, hatte sie ihm gleichfalls geschrieben und die Frage vorgelegt, ob er ihr nicht ein Feld der Thätigkeit in Paris anweisen könne. Da merkten Beide, daß Gottes Hand sie führte, und getrost begannen sie Ende 1841 das Liebeswerk. Ebenso wie bei dem ersten Diakonissenhause in Kaiserswerth, so auch bei diesem zweiten in Paris, war ein Asyl für Gefallene das Senfkorn, aus welchem ein Zweig der Liebesarbeit nach dem andern emporwuchs. Bis zum Jahre 1860 leitete Pastor Vermeil das Werk und durfte es erleben, daß die Verwaltung der Stadt Paris wie die französische Regierung der segensreichen Wirksamkeit der evangelischen Anstalt öffentliche Anerkennung zollten. Fräulein Malvesin stand ihrem Amte noch acht Jahre länger vor, während Pastor Louis Valette seinem Freunde als Vorsitzender der Direction folgte, welches Amt er mit seltener Tüchtigkeit bis zu seinem Tode 1872 bekleidete. Seiner Anregung zufolge begannen die Diakonissen, auch außer dem Hause in der Gemeinde thätig zu sein. Die Ausdehnung des Werkes machte die Anstellung eines eigenen Hausgeistlichen erforderlich; als solcher wurde Pastor Appia, später auch Pastor W. Monod berufen, während Fräulein Waller die Nachfolgerin der ersten Vorsteherin wurde. Im Jahre 1870 und 71 bestand das Werk eine ernste Prüfung während der schweren Zeit der Belagerung von Paris und der Herrschaft der Commune. Seitdem hat es sich unter der Leitung des jetzigen Präsidenten Pastor Dhombres in stillen, gleichmäßigen Bahnen weiter entwickelt, leider in schmerzlicher Weise von dem Mangel an Arbeiterinnen gehemmt, da in den letzten Jahren besonders wenig neue Schwestern eingetreten sind. Möchte das Jubelfest, welches die evangelischen Kreise Frankreichs auf's neue an das Diakonissenwerk erinnert hat, diesem ältesten, wie dem jüngeren Pariser Diakonissenhause Schaaren von willigen Arbeiterinnen zuführen!

Ein Jahr nach der Gründung des Diakonissenhauses in Paris entstand ein anderes in den Ländern französischer Zunge; am 19. Dezember 1842 gründete Pastor Louis Germont ein solches in Echalens, von wo es im Jahre 1852 nach St. Loup verlegt wurde auf ein Gut, welches ihm von Dr. Butini de la Rive zuerst geliehen und dann geschenkt wurde. So hat auch dieses Haus auf 50 Jahre einer reich gesegneten Thätigkeit zurückblicken dürfen; obgleich auch hier die Schwesternzahl nie sehr groß gewesen ist (1888 waren ihrer 73, 1891 82), so hat doch der Herr der kleinen Kraft stets eine offene Thür gegeben, besonders auch in dem nördlichen Italien, wo diese evangelischen Schwestern kräftig gezeugt haben von dem Glauben, der durch die Liebe thätig ist. Bei diesem Feste konnten wir Kaiserswerther nur durch einen schriftlichen Gruß unsre herzliche Mitfreude bezeugen; ebenso auch bei dem Jubelfest, welches der Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande am 13. November zu Berlin begangen hat. Dieser Verein, welcher weibliche Kräfte als Lehrerinnen und anderweitige Gehülfinnen von Missionaren in die Länder des Ostens, besonders nach Indien sendet, hat dem Diakonissenwerk im Morgenlande von Anfang an seine warme Theilnahme und thatkräftige Hilfe zugewendet, indem er uns seit Gründung des Kinderhauses Talitha kumi in Jerusalem die Mittel darreicht zur Unterhaltung von zwei Lehr-Diakonissen.

Ueber das Jubelfest in Straßburg können wir ausführlicher berichten, denn der Vorsteherin der Kaiserswerther Schwesternschaft, welche selbst als junge Schülerin zu den Füßen des seligen Härter gesessen hat, war es vergönnt, an demselben Theil zu nehmen. Die Gedanken, welche das Straßburger Mutterhaus während dieser Festtage erfüllten und den Grundton für alle Reden und Feiern darboten, waren zusammengefaßt auf einer sinnig ausgestatteten Karte, welche allen Theilnehmern als Gruß zum Willkommen und als Andenken übergeben wurde. Darauf standen nur die folgenden Worte:

31. Oktober 1842—1892.

Du hast gehalten deinem Knecht, was du ihm geredet hast, mit deinem Mund hast du es geredet, und mit deiner Hand hast du es erfüllet, wie es stehet an diesem Tage. 1. Kön. 8, 24.

Denn von dir ist es Alles gekommen, und von deiner Hand haben wir dir es gegeben. 1. Chron. 30, 14.

Das Werk deiner Hände wollest du nicht lassen. Psalm 138, 8.

O Herr, hilf, o Herr, laß wohl gelingen. Psalm 118, 25.

Digitized by Google

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft waren durch diese Worte aus Gottes Wort beleuchtet; reichten doch bei den mannigfachen Festlichkeiten dieser Tage sich Vergangenheit und Zukunft die Hand. Die Vorfeier fand noch im engeren Kreise der Schwesternschaft am 28. October statt, bei welcher 10 junge Diakonissen eingesegnet wurden. Mit diesen Schwestern zugleich gelobte die ganze Gemeinschaft an der Schwelle des Festes, mit alter und doch immer neuer Treue auch in dem zweiten halben Jahrhundert im Dienste des Herrn zu stehen. Zugleich wurden die Dankopfer für die bisher bewiesene Treue des Herrn dargebracht; als lebendiges Zeugniß dieser Treue stand unter ihren Mitschwestern die Diakonissin Amalie Speckel, welche ihr 50jähriges Amtsjubiläum feiern durfte, und mit ihr vier Schwestern, welche 25 Jahre im Dienst des Mutterhauses vollendet hatten. Wenn dieser köstlichen Vorfeier nur wenige der Gäste hatten beiwohnen können, so füllten sich am folgenden Tage die gastfreien Räume des Mutterhauses um so mehr. Von allen Seiten, aus Frankreich und der Schweiz, aus Dänemark und den verschiedensten Theilen Deutschlands eilten die Freunde herbei, um die Freude der lieben Straßburger zu theilen und zu erhöhen. Am Sonntagmorgen ward das Fest durch Herrn Daendliker, den Vorsteher des Berner Diakonissenhauses, in einer Gebetsvereinigung eingeleitet, und Pfarrer Ritter aus Zürich predigte hernach über das Wort 3. Mose 25, 10. „Ihr sollt das fünfzigste Jahr heiligen, denn es ist euer Halljahr." Die kleine Anstaltskapelle hatte die durch die Gäste vermehrte Hausgemeinde kaum fassen können. Am Nachmittag wollte aber der große Raum der Neukirche kaum reichen für die Menge, welche der öffentlichen Jahresfeier beiwohnte. Nachdem die Schülerinnen des Bon-Pasteur, Tochteranstalt des Straßburger Mutterhauses, die Feier mit Gesang eröffnet, las Pfarrer G. Härter, der Sohn des Gründers, am Altar Jesaias 65, 17—25 und brachte im Gebet das Dankopfer vor Gottes Thron.

Der Seelsorger des Diakonissenhauses, Herr Pfarrer Bögner verlas hierauf den Bericht. Ausgehend von der Losung auf den 31. October d. J. 1. Mose 32, 30. 31. „Und Jacob hieß die Stätte Pniel und sprach: Ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen. Und als er von Pniel über kam, ging ihm die Sonne auf", wies er nach, wie der selige Stifter des Straßburger Diakonissenhauses, Franz Heinrich Härter, Pfarrer an der Neukirche, durch schwere innere Kämpfe hindurch mußte, bis in seliger Stunde er durch Buße und Glauben die opferfreudige, stets sich hingebende Jesusliebe erlangte und nach heißem, anhaltendem Flehen tüchtig wurde zur Stiftung und Leitung eines in unserer Vaterstadt reich gesegneten Werkes, nach dem Vorgang der durch Pfarrer Fliedner 1836 wieder erweckten evangelischen Diakonie, der dienenden Liebe an Kindern und Erwachsenen, Armen, Verirrten, Kranken und Sterbenden.

Aus jener Zeit der Erweckung hervorgegangen, durfte sich das hiesige Diakonissenwerk verhältnißmäßig rasch und erfolgreich entwickeln, weil es an den aus dem von Pfarrer Härter gestifteten und geleiteten Armen-Dienerinnenverein hervorgegangenen 6 ersten Diakonissen eine gründlich vorbereitete und aufs Zweckmäßigste organisirte Schaar tüchtiger Lehr- und Krankenschwestern erhielt, für deren Thätigkeit die kleine Wohnung im Himmelreichgäßchen schon im Laufe des ersten Jahres zu enge ward, so daß man in die Elisabethgasse übersiedelte, wo seit 1873 Mutter-, Kranken- und Versorgungshaus unter einem Dach vereinigt sind.

Als im Jahre 1867 das 25jährige Jubelfest unter der Mitwirkung von Pastor Disselhoff aus Kaiserswerth und Professor Godet aus Neuchâtel gefeiert wurde, da hatte der ehrwürdige Stifter des Werkes die Freude, anzuzeigen, daß die Zahl unserer Diakonissen auf 116 gestiegen sei, wovon 56 auf den hiesigen und 60 auf den auswärtigen Stationen thätig waren. Gegenwärtig zählt unser Werk 203 Schwestern: 71 auf den 8 Straßburger Stationen und 132 auf den 27 auswärtigen in Schiltigheim, Brumath, Bischweiler, Buchsweiler, Rappoltsweiler, Markirch, Colmar, Münster, Gebweiler, Dornach, Mülhausen, Valentigney, Neuchâtel, Courcelles und Couvet.

Unter den Gaben, die uns bei Gelegenheit unseres Jubiläums zu Theil geworden, erwähnen wir mit demüthigem und innigem Dank die schönste aller uns zu Theil gewordenen Gaben: die Vermehrung unserer Schwesternschaar im letzten Jahre um 21, die der Herr in Gnaden durch seinen Geist zu getreuen und barmherzigen Dienerinnen heranbilden wolle.

Außerdem flossen uns reiche Geschenke zu, in erster Linie die Kaiserliche Spende von 10 000 Mark und die dem Werke von unserem Herrn Statthalter überwiesene von 6000 Mark. Große Freude bereitete die dem Hause von der Kaiserin geschenkte schöne Bibel mit dem von ihrer Hand eingetragenen Spruch Joh. 12, 26.

Am Schluß des letzten Rechnungsjahres beliefen sich die Einnahmen auf die Summe von 241 171 Mark, die Ausgaben auf 237 797 Mark, sodaß 3374 Mark in der Kasse blieben. Die auf der Anstalt lastende Schuld erreichte noch die Höhe von 99 180 Mark. Dank bedeutenden außerordentlichen Einnahmen, die in den letzten Monaten eingelaufen, ist diese Last beinahe gänzlich geschwunden. Wenn wir aber schuldenfrei geworden durch Gottes Güte, so sind wir doch nicht lastenfrei, wegen der Verpflichtungen, die wir an unseren Pensionären sowie an den Freunden zu erfüllen haben, welchen Leibrenten zu entrichten sind. Wir sagen herzlichen Dank Allen, die ihre Gaben, und war's auch nur ein Scherflein, in den Gotteskasten des Diakonissenhauses gelegt, und noch besonders denen, welche uns für das Gedeihen des Werkes beten halfen. Was die Jubiläums-

Digitized by Google

gaben betrifft, so übersteigen dieselben nunmehr die Summe von 60 000 Mark, was wir mit einem aufrichtigen „Vergelt's Gott“ allen freundlichen Gebern hiermit bescheinigen.“

Soviel aus dem Festbericht, nach dessen Verlesung Pastor von Bodelschwingh aus Bielefeld die Festpredigt über Phil. 1, 3—11 hielt; Pastor Robert-Tissot sprach das Schlußwort über 2. Cor. 4, 10—11 in französischer Sprache. Am Sonntagabend hielt ein Liebesmahl die zur Nachfeier eingeladenen Gäste, über 100 an der Zahl, im Diakonenhause vereint. Mannigfache Ansprachen würzten das Beisammensein; auch der Montag, der 31. October, der eigentliche Stiftungstag des Hauses, brachte noch reiche Festfreude. In der Hauskapelle wurden die mündlichen und schriftlichen Festgrüße der befreundeten Anstalten dargebracht, und Abends waren 112 Gäste in dem Festsaal des Bon-Pasteur zu Tische. Bei dieser Gelegenheit überreichte Herr Geheimrath von der Goltz der noch im Dienste stehenden 80jährigen Schwester Amalie Speckel zu ihrem 50jährigen Dienstjubiläum die ihr von der Kaiserin bestimmte schöne, groß gedruckte Bibel mit dem von Ihrer Majestät geschriebenen Spruch: Sei getreu bis in den Tod u. s. w.; Frau Dr. Schneiter, welche seit 50 Jahren dem Vorstand des Werkes ohne Unterbrechung angehört hat, durfte sich gleichfalls einer Auszeichnung von Seiten Ihrer Majestät erfreuen.

Manch gutes Wort wurde hier und am Morgen des folgenden Tages noch geredet als Ausdruck der innigen Gemeinschaft, welche die Festtheilnehmer verband, obgleich jetzt die Stunde des Scheidens geschlagen hatte. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und die Stärkung dieses Gefühls ist ja der erste und beste Segen solch festlicher Vereinigungen. Möchte daraus eine Frucht erwachsen, die da bleibet für die Häuser, welchen im Jahre 1892 Jubeltage beschieden waren, wie für die, welche mit ihnen feiern durften!

Deutsches Mädchenheim in Brüssel.

Durch die hochherzige Freigebigkeit eines Freundes christlicher Liebesthätigkeit ist in Brüssel in einem eigenen Hause ein Heim für alleinstehende Mädchen errichtet. Dasselbe befindet sich in der Rue Jourdan Nr. 152; dort werden alle anständigen Mädchen aufgenommen und erhalten für 1 Franc pro Tag, volle Beköstigung und Wohnung. Die vorstehende Diakonissin giebt sich alle Mühe, Stellen für die Mädchen zu finden, und werden dieselben auch in ihren Stellungen vom Hause aus berathen. Das Haus soll ihnen eine Heimstätte sein in der Fremde und ein Ort der Bewahrung vor den Gefahren der Großstadt.

Im Interesse der deutschen Mädchen, welche nach Brüssel gehen wollen, um dort einen Dienst zu suchen, werden alle Leser dieses Blattes gebeten, solche Mädchen auf dieses Haus aufmerksam zu machen, damit sie nicht in gewissenlose Hände gerathen und an Leib und Seele zu Grunde gehen. Auch werden alle die, welche eine Bekannte in Brüssel im Dienst haben, gebeten, dieselbe auf das Haus aufmerksam zu machen.

Literatur.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. Organ des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, herausgegeben von Prediger Oldenberg, Generalsuperintendenten D. Baur und Prediger Wichern. 50. Serie 1893. Februar-Heft. Jährlich 12 Hefte. Preis 4 Mk. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses.

Inhalt: Aus der Arbeit des Central-Ausschusses. — Beim Eintritt in das Jahr 1893. II. — Rückblick auf die 10jährige Thätigkeit des Provinzial-Ausschusses für die innere Mission in der Provinz Brandenburg. — Nachrichten aus dem Rauhen Hause. —

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Herausgegeben vom Verein Herold in Berlin. XXIV. Band. Berlin, Februar 1893. Nr. 2.

Inhalt: Bericht über die 468. Sitzung vom 20. December 1892. — Bericht über die 469. Sitzung vom 3. Januar 1893. — Durften oder dürfen die Mitglieder der zum Ritterstande gehörigen Familien sich Ritter nennen? — Nochmals das Gröbensche Wappen. — Zur Geschichte der Familie von Johnston. — Die von Hausbergen. — Facsimile des Manuscripts „Historia familiarum et annales magistratuum Ueberlingesium“ von Dr. H. Seoin. — Die Familie Schwab. (Mit Abbildung.) — Verordnung über die Führung der Reichsflagge. — Bekanntmachung betreffend die Reichsdienstflagge. — Bücherschau. — Zur Kunstbeilage. — Vermischtes. — Anfragen zc.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 21. 18. Februar 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges (Fortsetzung). — Bilder aus der Mark (mit 2 Abbildungen). — Sieben weitere Beiträge zur märkischen Pflanzensymbolik (Fortsetzung). — Ein märkischer Streifzug auf Schlittschuhen. — Zwei Jahre in Frankreich. — Kleine Mittheilungen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 8. März 1893. **Nr. 10.**

Bilder aus der Tümpling'schen Ahnengallerie.

Von H. O. Stölten, Pfarrer zu Frauenprießnitz bei Camburg a. d. Saale.

Legationsrath a. D. von Tümpling auf Thalstein bei Jena, der Sproß des ruhmvollsten Zweiges, den das aus Burgmannen der Burg Camburg an der Saale emporgeblühte und über Thüringen, Sachsen und Preußen verzweigte uradlige Geschlecht der Herren von Tümpling bis jetzt sah, widmet sich seit Jahren dem Studium und der Veröffentlichung der Geschichte seines Geschlechts. Ein schöneres Denkmal hätte er seinen Vorfahren nicht setzen, ein werthvolleres Erbe der Familie nicht hinterlassen können, als in seiner mit Umsicht und Gründlichkeit bearbeiteten und glänzend ausgestatteten Geschlechtsgeschichte, die nicht verfehlen kann, auf die jüngeren Glieder der Familie läuternd und zu allem Guten begeisternd zu wirken. Allein der im Sommer 1892 erschienene zweite Band*) enthält des allgemein Interessanten so viel, daß auch der ferner Stehende ihn mit Vergnügen durchsieht.

Indem der Verfasser den oft entlegenen Quellen mit Sorgfalt nachgeht, flicht er das Einzelleben in das allgemeine ein und wird der Leser so auf Schritt und Tritt an die vaterländische Staats-, Kriegs- und Culturgeschichte erinnert, indem er es nur mit einer Familiengeschichte zu thun hat; aber auch umgekehrt empfangen einzelne Daten aus der großen Geschichte ihr besonderes, für die meisten Leser neues, Licht, indem die Thaten und Leiden Einzelner nöthigen, sie unter hellere Beleuchtung zu stellen.

*) Verlag von Hermann Böhlau in Weimar. Geschichte des Geschlechtes von Tümpling, von Wolf von Tümpling, Kais. Legationsrath und Königl. Preuß. Rittmeister a. D. Zweiter Band (bis zur Gegenwart). Gr. 8°. 784 Seiten Text und 187 Seiten Urkunden. Mit Urkunden-Anhang, Bildnissen, anderen Kunstbeilagen, einer Karte zum Feldzuge gegen Polen von 1794 und des Treffens von Gitschin, dem Facsimile eines Schreibens des Kaisers Wilhelm I., des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Friedrich Karl, mit Stammtafeln, einer Ahnentafel, zwei Siegeltafeln, drei Handschriftentafeln, Register (88 Seiten) und Stammbaum.

Auch der Theologe kommt bei dem Studium dieser Geschlechtsgeschichte auf seine Rechnung. Denn da der Verfasser die Aeußerungen des Gemüthslebens an seinen Vorfahren mit derselben Sorgfalt verfolgte und zur Darstellung brachte, wie jede andere Seite ihres Lebens, hat er so manches Bemerkenswerthe an's Licht gezogen, daß man es nur zusammenzustellen braucht, um zu erkennen, wie der Wechsel der Zeiten auf religiösem und kirchlichem Gebiet sich in dem Leben einer Familie wiederspiegelt, selbst wenn sie nur Laien zu ihren Gliedern zählt. So legt Catharina von Tümpling, geb. von Bünau a. d. H. Schlöben bei Jena, die Ahnmutter des Verfassers, in ihrem Testament d. d. Camburg, 1. März 1599 ein herrliches Zeugniß von ihrer Gottesfurcht und ihrem starken evangelischen Glauben ab, wenn es darin heißt:

„Im Nahmenn der heiligenn göttlichenn vnzertheiltenn Dreyfalltigkeit, Gottes des Vatters, Gottes des Sohns vndt Gottes des heyligenn Geistes. Amen.

Nachdem in dieser argenn czergenglichen Weldt nichts gewissers als der todtt, aber nichts vngewissers Als die stunde des todtes,

Also auch das sich niemandes seiner gewaldt, Reichthumb, ehre, stercke vnndt anders zu getrösten, sonndernn das dem zeittlichen todte Alle Menschen von wegen der Ahnererbten vnndt würklichen sünde aus Gottes gerechter straffe vnndt zornn vnndterworffen sein müßen,

Als hatt die Edele vnndt Ehrenvilthugendtsahme Fraw Katharina geborene von Bunaw, des Edelen, gestrengen vnndt Ehrnwesten Otto von Tümplinngs doselbstenn vnndt czu Sulza vnndt Poseviczs geliebttes Weib, in Betrachtunnge vnndt erwegunge dessen Allen, Erstlichenn, Gott dem Allmächtigenn, wan vnndt czue welcher zeitt er sie aus seinem göttlichen Rath vnndt willenn Aus diesenn Elendenn sterblichemm Lebenn vnndt Jammerthall (darzue sie den iederzeitt als eine christin willigk vnndt bereitt) Absordernn würde, Ihre liebe Seele ganz treulichen bevohlenn vnndt ist in ihren Hertzen aus Gottes

Wortt vnndt durch einen starcken festen Glaubenn dermaßen vorgewißert vnndt versichertt, das omb des Leidens vnndt sterbenns Jhesu Christi, ihres Herren vndt einigen Heylanndes vnndt seligkmachers, Willenn Alle ihre sündenn ihr genczlichenn verziehenn vnndt vergebenn seinndt vnndt das gedachte ihre liebe Seele, nach ihrem sehligen Abschiede, in den Thron onndt schos des Allmechtigen geführett vnndt ein Kindt der Ewigen sehligkeitt seinn werde.

Den Körper aber hatt sie der Mutter der Erden vndt den Wurmm ergebenn, will auch das derselbige Christ- undt ehrlichem stande gemes, doch ohne vbermeßiges gebrenge, zu grabe bestettiget vnndt doselbstenn ruhenn, bis so lange sie durch Gott dem Allmechtigen am jüngsten Tage, beneben Allen andern christglaubigen, durch eine fröliche Auferstehunge vfferweckt onndt in ihrem Fleisch doch clarificiret in den Ewigenn Himmels- vnndt Freudennsaal verczugkt vnndt versetzt werdenn möchte . . ."

In der Leichenpredigt, die der Pfarrer zu Tromsdorf bei Eckartsberga, Catharina's Enkel, dem Rittmeister bei der Fürstlich Obersächsischen Reiterei **Hans** Georg von Tümpling aus dem Hause Bergsulza, einem Kämpfer von Breitenfeld, 1656 gehalten hat, heißt es ferner:

„Er hatte König Davids Herz, der sagte: Sein Lob soll immerdar in meinem Munde sein; also hat er nicht allein Abends und Morgens fleißig gebetet, die h. Bibel offt und vielmahls durchlesen. Das Wort Gottes hatte er sehr lieb, die siebendhalb Jahr (so lang ist er hier gewesen) hat er nicht eine einzige Betstunde, nicht ein einziges Sonntags Catechismus-Examen versäumet. Ich mochte nach Gelegenheit meine Predigten frühe oder langsam anstellen, so hatte ich Ihn mit den lieben seinigen ganz gewiß; die Wochenpredigten werden hier umb gewisser Ursachen willen mit angehendem Tage, ingleichen die hohen Festtags-Metten frühe um 3 Uhr gehalten, do ist meinem lieben seligen Juncker noch nie keine Predigt zu frühe, kein Schlaff zu lieb gewesen, daß er sich nicht et quidem summa attentione hätte einstellen sollen. Sobald die Glocken auffhörten zu summen, war er schon mit den seinen auff den Kirch-Wege . . . . Seine größte Sorge war, wie der armen baufälligen Kirchen möchte geholffen und solche repariret werden . . . . Sobald als er hieher kam, mußte der Altar, Tauffstein, Kelch und Patene (wie auch ich mit einem Chorhembde) bekleidet sein. Kam er zum Beichtstuel und hochwürdigen Abendmahl do ließ er sonderlich seine Devotion sehen, so gar daß er auch nicht ein einziges mahl ohne Vergiessung seiner Thränen aus dem Beichtstuel weggieng. Mit seinen beiden lieben und holdseeligen Weibern*) hat er sich gar friedlich vertragen können. Er hat sie geliebet wie sein eigen Herz, auch alle Gelegenheit treulich vermieden, damit er sie nicht muthwillig erzürnen möchte . . . . Seinen lieben Kindern hat er nun über 15 Jahr privatos Praeceptores gehalten und sie zum Gebet, Gottesfurcht wie auch allen Christ-Adelichen Tugenden gewehnen lassen. Suchte Gott jemands alhier heimb mit Leibes Schwachheit so vergaß er mit seiner herzliebsten seiner selbsten und schickte dem Patienten Arzenen, das Beste von seinem Tisch, ja Bier und Wein, ungeachtet, daß es mancher umb sie nicht verdienet hatte . . . . . Summa: es bedarf unser seeliger Juncker für seine Person garnicht daß ich Ihn erst loben soll . . . Es dürfte mir gehen wie jenem gelehrten Manne, der wollte einesmahls den Herculem loben und als er anfieng, fiel ihm Amalcide in die Rede und fragte: A quo vero vituperatur? Wer ist aber, der ihn schilt?"

*) 1. 1636 Dorothee Christine von Tangel a. d. H. Denstedt. 2. 1642 Barbara Sibylla von Wurmb a. d. H. Oßmersleben.

Auch von Hans Georg's Neffen, dem Hauptmann Rudolf **Wilhelm** II. von Tümpling auf Udestedt bei Erfurt, der in seinen jüngeren Jahren „bald in Ungarn, bald in Pommern, bald am Rheinstrom, bald in den Niederlanden ritterlich gestritten und sich nicht allein wider die Kron Frankreich mit zu Felde gemacht, sondern gar vor dem Erb-Feind, dem Türken, sein junges Adeliches Blut gewaget und mit dem Entsatz der kaiserlichen Residenz - Stadt Wien gewesen," und seit 1688 mit Eva Magdalene von Wintzingerode vermählt war, erfährt man Gutes und Christliches aus der gedruckten Leichenpredigt, welche sonderlich gedenkt „der alten auffrichtigen teutschen Treu und Redlichkeit, daß er ohne Falsch und ein rechter Cavalier," auch ein fleißiger Kirchgänger gewesen, bei dem nie „kein Schlaf in seine Augen kam". Dabei seien durch ordentliches Haushalten alle Kammern voll gewesen. Als er 8 Tage vor seinem Tode (1717) zum letzten Male zum heiligen Abendmahl gegangen war, meinte er treuherzig: „Ich habe mich nun mit Gott und Menschen ausgesöhnt und wenn der Herr Pfarrer mein Hertze sehen sollte, so würde er gewahr werden, daß nicht ein Fünkgen Haß und Feindschaft mehr in meinem Hertzen ist."*)

Am gleichmäßigsten tritt dieser fromme Zug bei sämmtlichen Gliedern der Arnsdorfer Linie hervor, aus der die Preußische hervorgegangen ist, die in den Generalen Adam und Wilhelm von Tümpling dem Geschlecht seine berühmtesten Vertreter gab. Hier vererbt er sich von Generation auf Generation. Bei jedem Mitgliede tritt er, entsprechend seinem Character und dem Geiste der Zeit, in etwas anderer Färbung auf, bei allen aber als die verborgene Seele ihres Wesens und Werdens, als Grund und Frucht jener Idealität der Lebensauffassung, die, wenn sie sich mit der nöthigen Willenskraft verbindet, nothwendig ebensowohl tüchtige Leistungen, als ein gewinnendes Characterbild erzeugt.

Der Begründer der Arnsdorfer Linie ist der Urenkel jenes Hans Georg, der Kurfürstlich Sächsische Oberst der Cavallerie und Major bei der Garde du Corps Carl Georg Heinrich von Tümpling, auf Arnsdorf in Sachsen, eine ritterliche Gestalt, die es gewiß schmerzlich empfunden hat, durch die Capitulation von Pirna zur Unthätigkeit verurtheilt zu sein, und bereits 1762 zu Meißen das Leben beschloß. Der Adel war unter dem Druck der Contributionen fast verarmt, seine Kinder,**) noch minder-

*) Die Vermahnung, welche Hans Georg's Ur-Urenkel, der Lieutenant Christian von Tümpling auf Sorna 1777 an seinen Bruder August richtete, als dieser in das Pagenhaus zu Dresden eintrat, ist bereits in diesen Blättern abgedruckt worden (Jahrg. 1865 Nr. 47).

**) Seine Gemahlin war seit 1748 Wilhelmine von Schönberg a. d. H. Ober-Reinsberg.

Digitized by Google

jährig, befahl er der treuen Fürsorge des Höchsten, „der guten Hoffnung lebende, Gott werde sie noch besser versorgen, als wenn er noch solte am Leben bleiben, den sollten sie nur kindlich fürchten, herzlich lieben und ihm vertrauen.“ In die Sterbelieder, die man ihm sang, stimmte er selbst noch „mit starker Stimme“ ein und entschlief „in heiliger Gelassenheit und Ergebung in Gottes heiligen Willen, im Glauben an seinen Erlöser, der ihm auch beystehen würde, da er itzo an der schwartzen Thür stünde“ (Greisendorfer Kirchenbuch). Bezeichnend ist auch für den Geist, der in seinem Hause gewaltet hatte, das Verzeichniß des Nachlasses, sofern aus demselben hervorgeht, daß nicht nur Schmucksachen und silbernes Geräth, Tabatièren und Uhren, Compasse, Mikroskope und Petschafte, Puderbeutel und Apotheke, Titulaturbücher und Hans Carl von Carlowitz's (seines Großvaters) Anweisung zur wilden Baumzucht sowie ein Weinbaubuch, sondern auch Bibel und Gesangbuch, insbesondere eine Bibel mit Kupfern, die Augsburgische Confession, ein Communionbuch und ein geschriebenes Gebetbuch, Arndt's Paradiesgärtlein, Freylinghausen's Grund der Theologie, Joh. Caspar Schade's geistreiche Predigten, Joh. Jakob Rambach's Predigten und Betrachtungen über die Sonn- und Festtagsevangelien, kurz die Koryphäen einer auf innige Gläubigkeit zielenden Richtung, in Ehren gehalten wurden.

Der Geist des Vaters ging auf die Kinder über. Man spürt ihn sowohl an der jung verstorbenen Tochter Marianne verehel. von Bose († 1773), einer „in vieler Betrachtung verehrungswürdigen Dame, die vor Ihre arme Seele auf dem Sterbe Bette überaus besorgt war“ (Neukirchener Kirchenbuch), als an ihrem jüngeren Bruder, dem Oberschenken und Ersten Hofmarschall zu Dresden Wolf von Tümpling († 1838), dessen Testament nicht ohne längere religiöse Einleitung bleibt, in welcher er „Gott dem Allmächtigen für die ihm von seiner Kindheit an erwiesene Gnade, Seegen und Gesundheit dankt“ und seine „durch Christi Blut theuer erlösete Seele in die treue Vorsorge seines himmlischen Vaters empfiehlt.“ Von innigster Frömmigkeit, dabei ein ebenso schneidiger Officier, als bildschöner Mann, treuer Gatte, zärtlicher Vater, ist der ältere Bruder, der spätere Preußische Oberst Ferdinand von Tümpling, der Stifter der Preußischen Linie, geb. 1750, gest. 1803. Er trat zunächst in Kursächsische Dienste. Als Premier-Lieutenant der Garde du Corps schrieb er an seinem 21. Geburtstage ein Gebet nieder, das um seiner Klopstock'schen Klänge und der sittlichen Idealität willen, die in diesem jungen Gardeofficier sprudelt, hier auszugsweise wiedergegeben sei:

„Herr, oller Wesen Herr! Monarch des großen, des prächtigen Gebäudes der Welt, welches Du selbst Dir zu Ehren und zur Verherrlichung Deines heiligsten Nahmens, ous Nichts, durch die Größe Deiner Allmacht, mit Deiner vollkommensten Weisheit vereinigt, hervorgebracht hast. Ich unterstehe mich, Schöpfer, am Tage meiner Geburth, oon Deiner Größe zu sagen, vov Deiner Größe, o Herr, im niedern Staube der Menschheit. Vergieb, liebreichster Vatter, vergieb der unvermögenden Zunge, daß Worte und Ausdrücke ihr fehlen, Dein Lob noch Deiner Vollkommenheit zu erheben.

Schon 21 Sommer hat Deine unermeßliche Güte, in heitere und trübe Tage getheilt, mich nunmehr zurücklegen loßen. Ich sehe anjetzo zurück ouf jene trüben derselben, welche die sonst so ruhigen Jahre der unschuldigen Jugend schon in meiner ersten Kindheit verdunkelt haben; ... erfüllt mit Trauern und Wehmuth erblicke ich euch, würdigste Eltern, in beneidenswürdiger Freude vor dem Trohne des Allmächtigen, umhüllt mit himmlischem Glantze, mir aber zu frühe durch den Tod entrißen, zu früh meiner unerfohrenen Jugend. Wie wonderbohr ist, o Herr! die Führung Deiner Göttlichen Vorsehung, nie sind wir vermögend selbige ihrem Endzweck vach einsehen zu können, glücklich ist der, so sich derselben blindlings überlaßend nie dev Gedanken foßt selbige zu ergründen.

Schwermüthig denke ich heute an meine ferneren Tage, von Dir o Gott mir bestimmt auf diesem Erdboden zu durchlaufen ..... Du Schöpfer hast sie gezählet und Dank sey es Deiner weißen Vorsicht, daß Du dieselben, sie seien gleich böse oder gut, viel oder wenig, in den undurchdringlichen Nebel der Zukunft verhüllt host, auch nie werde ich mich unterfangen, Dich um Vermehrung derselben anzuflehen, nein Herr! unerschrocken und ohne Murren gehe ich dem mir von Dir bestimmten Verhängnis entgegen.

Dies eintzige bitt ich von Dir: laß Tugend und Redlichkeit jederzeit in meinem Hertzen wohnen, laß nie ein beflecktes Gewissen Furcht, Reue und Unruhe über meine Tage verbreiten, laß weder Armuth noch Reichthum mich drücken, laß Kronkheiten nicht meinen Körper verletzen, lerne mich selbst erkennen und laß dos Ende meiner Tage seelig und sanft seyn“ . . . .

Bald darauf erfolgte die erste Theilung Polens. Friedrich d. Gr. sah sich genöthigt, seine Armee zu vergrößern. Sein Oheim Georg Wolf II. und ein Vetter standen bereits in Preußischen Diensten und so wurde Ferdinand von Tümpling, warm empfohlen und mit guten Zeugnissen entlassen, 1773 in eines der neugebildeten Husarenregimenter in Westpreußen, in das Owstien'sche (Nr. 10), als Premier-Lieutenant hinübergenommen, um 1778 zum Rittmeister zu avanciren. Als solcher machte er im bairischen Erbfolgekrieg den Feldzug nach Böhmen mit und vermählte sich mit einer Enkelin des berühmten General-Feldmarschalls Grafen Curt Schwerin, einer Schwester des späteren schwedischen Feldmarschalls Grafen von Stedingk. 1786 zum Major, 1794 zum Oberstlieutenant befördert, hatte er beim Ausbruch des polnischen Aufstandes das Unglück, in der Nacht vom 14. zum 15. März 1794 von Madalinski bei Szrensk überrumpelt und gefangen genommen zu werden. Allein „das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, erleichtert alles Unglück“, die von ihm selbst beantragte Untersuchung ergab seine völlige Unschuld und schadete ihm jenes Mißgeschick so wenig, daß er 1795 zum Commandeur seines Regiments ernannt wurde und 1802 den Orden pour le mérite erhielt. Er stand unmittelbar vor der Ernennung zum Generalmajor, als das Nervenfieber ihn am 17. October 1803 im Alter von 53 Jahren in seinem

Digitized by Google

Standquartier Warschau hinwegriß. Characteristisch für seine späteren Tage ist, was er 1802 in Potsdam seinem ältesten Sohne Adam in's Stammbuch schrieb:

„Der Segen Gottes geleite Dich, bleibe bieder, gehe gerade aus und erwarte nie eine beßere Belohnung Deiner Handlungen als Dein inneres Bewußtseyn. Du hast mich nie betrübt, Gott lohne es Dir, vergiß Deinen Vater nie, wenn er einst modert, er liebte Dich zärtlich."

Kurz darauf erkrankte er schwer in Berlin und schrieb seinen letzten Willen nieder, „mit thränenden Augen und dem gerührtesten Herzen" dankend für alle Liebe und Treue, die er von seiner geliebten Frau und seinem theuren Bruder Wolf erfahren hat, mit denen er durch Gottes Gnade in den Wohnungen des Friedens und der Seeligen wieder vereinigt zu werden hoffte — in jeder Zeile ein Kind seiner Zeit. Am besten wird seine aufrichtige und tiefe Frömmigkeit dadurch bezeichnet, daß er nach dem Zeugniß seines Sohnes Adam fast täglich in Gellert's Geistlichen Oden und Liedern zu lesen pflegte und in seine Gellert-Ausgabe mehrere geistliche Lieder (z. B. O Haupt voll Blut und Wunden, Wer nur den lieben Gott läßt walten, Befiehl Du Deine Wege, Wie sanft seh'n wir den Frommen 2c.) eigenhändig eingetragen hat. So ist dieses Buch ein Kleinod der Familie geworden. Adam von Tümpling bekennt, selbst oft Trost darin gefunden zu haben, und vermacht es in seinem Testament d. d. Potsdam, 27. April 1870 mit beweglichen Worten seinem Enkel Wolf, der es neben Ferdinand's Bibel noch heute auf dem Thalstein aufbewahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Arbeiter-Kolonie.

(Berlin N. 65., Reinickendorferstr. 36a)

Das Jahr 1892 war, wie wir dem uns vorliegenden 8. Berichte der Berliner Arbeiter-Kolonie über die Jahre 1891 und 1892 entnehmen, in mehrfacher Beziehung eine schwere, sorgenvolle Zeit für die Vorsteher und Leiter dieser Anstalt. Die allgemeine Geschäftslosigkeit erschwerte den Absatz der Arbeitserzeugnisse, die herrschende Theuerung steigerte in erheblicher Weise die Kosten für den Unterhalt der Kolonisten. Dabei war der Zudrang zur Kolonie größer als früher. Man ging ins Jahr 1891 hinein mit einem Bestande von 183 Personen, während die Zahl der etatsmäßigen Plätze 184 betrug. Nachdem letztere im Januar 1891 auf 200 erhöht war, stieg die Zahl der Kolonisten auf die gleiche Höhe und erhielt sich auf derselben bis in den Monat April hinein. Dabei mußten wegen Ueberfüllung abgewiesen werden im Januar 309, im Februar 281, im März 87 Personen. Selbst in den Sommermonaten des Jahres 1891 machte sich nur eine geringe Abnahme in der Besetzung der vorhandenen Plätze bemerkbar.

Gegen Ende des Sommers ward die Anstalt erweitert durch Errichtung einer Filiale in Tegel, wo derselben von der Königlichen Forst-Verwaltung das frühere Kasino und zwei Baracken des Artillerie-Schießplatzes in freundlichster Weise zur unentgeltlichen Benutzung überlassen wurden. Es war dadurch Platz gewonnen für 60 Betten, die sonst erforderlichen Räumlichkeiten und die Wohnung des Vorstehers, als welcher der frühere Stadtmissionar Rohrbach angestellt wurde, der schon seit längerer Zeit in der Hauptkolonie beschäftigt gewesen war und sich in die Sache eingearbeitet hatte.

Die Einrichtung dieser Filiale ermöglichte es nicht nur, eine weitere Anzahl von arbeitslosen Leuten unterzubringen, sondern sie bietet auch Gelegenheit, die zur Verrichtung schwerer körperlicher Arbeit tauglichen Kolonisten im Forst und bei Kulturarbeiten zu beschäftigen.

Im September 1891 hatte die Kolonie bereits wieder einen Bestand von 231 Leuten, im October wurden sämmtliche Plätze hier in Berlin und in Tegel besetzt. Der Zudrang steigerte sich von Monat zu Monat. Wegen Ueberfüllung mußten abgewiesen werden im November 76, im December 45; einer noch größeren Zahl Arbeitsuchender mußte die Aufnahme verweigert werden, weil sie nicht im Besitze eines giltigen Krankenbuches und sonst genügender Papiere waren. Es wird aber den Arbeitsuchenden, welche aus den angeführten oder anderen Gründen nothgedrungen abgewiesen werden müssen, immer eine Mahlzeit verabreicht.

Die Vereinsmitglieder erhalten in jedem Falle durch den Inspector über die erfolgte Aufnahme, bezw. Abweisung der von ihnen der Anstalt überwiesenen Arbeitslosen Nachricht. Das Ausbleiben einer solchen Benachrichtigung darf demnach jedesmal als Beweis dafür angesehen werden, daß die angeblich Arbeit suchenden Bettler von dem Ueberweisungszettel keinen Gebrauch gemacht haben, weil es ihnen thatsächlich nicht um Arbeitsgelegenheit zu thun war, sondern nur um das Erbetteln von Almosen.

Vom Februar 1892 ab verringerte sich der Bestand bis auf 138 im September, ist aber seit dem Eintritt der kälteren Jahreszeit naturgemäß in steigender Zunahme begriffen.

Seit Eröffnung der Anstalt bis Ende October 1892 sind im ganzen aufgenommen 3626, abgegangen 3454 Personen.

Der Arbeitsbetrieb in der Hauptkolonie ist im ganzen und großen derselbe wie früher geblieben. Eingeschränkt, wenn auch nicht ganz aufgegeben wurde die Anfertigung von Fußmatten und Treppenläufern aus Stuhlrohrabfall, Kokusfasern und Strohflechten, weil der Absatz dieser Erzeugnisse sich als zu wenig lohnend erwies. Fortgesetzt wurde dagegen die Fabrikation von Bürsten und Besen, die Herstellung von Flaschenhülsen aus Stroh und die Anfertigung von Kisten in den beiden großen Tischlerwerkstätten, in welchen gelegentlich auf Bestellung auch anderweitige

Digitized by Google

Tischlerarbeiten hergestellt worden sind. In der Filiale Tegel wurden die Kolonisten theilweise auch mit der Zerkleinerung von Brennholz beschäftigt, welches von dort wie von der Hauptkolonie aus bezogen werden kann. Die Verwaltung beabsichtigt diesen Betrieb thunlichst zu erweitern und nimmt deshalb gern Bestellungen auf zerkleinertes Brennholz entgegen.

Wenn aus dem Arbeitsbetriebe auch in den beiden letztverflossenen Jahren sich nennenswerthe Ueberschüsse nicht ergeben haben, so ist dies einerseits, wie schon erwähnt, der gedrückten Geschäftslage zuzuschreiben, andererseits wird immer zu berücksichtigen bleiben, daß bei dem fortwährenden Wechsel des Arbeitspersonals eine ganze Anzahl von Kolonisten beschäftigt ist, die erst allmählich sich die Geschicklichkeit und Fertigkeit für die ihnen zugewiesene Arbeit aneignen müssen. Es wird deshalb überhaupt auf erheblichen Gewinn aus dem Arbeitsbetriebe nicht zu rechnen sein. Auch für die Folge ist es nicht möglich, daß die Kolonie durch Ueberschüsse aus ihrem Betriebe die Unterhaltungskosten für die Kolonisten, geschweige denn die sonst erforderlichen Ausgaben, Generalunkosten ꝛc. aufbringen kann. Es darf dies nicht befremden, da soweit bekannt, sämmtliche Arbeiter-Kolonien erheblicher Zuschüsse bedürfen, um bestehen zu können, wie beispielsweise die Kolonie Friedrichswille im Rechnungsjahre 1891/92 von dem Provinzialverein zur Bekämpfung der Vagabundennoth reichlich 30 000 Mk. empfangen hat, zu welcher Summe die Kreise und andere Verbände über 25 000 Mk. beigesteuert haben.

Unter den Kolonisten sind nach wie vor die verschiedensten Stände vertreten. Beispielsweise waren unter den am 25. October 1892 in der Anstalt befindlichen 158 Leuten: 33 Kaufleute, 6 Schreiber, 5 Steindrucker, 5 Barbiere, 4 Kellner, 3 Oekonomen, 3 Gärtner, 3 Bildhauer, 2 Lehrer, 2 Köche, 1 Buchdrucker, 1 Zeichner, 18 Handarbeiter und 72 Handwerker, darunter 10 Tischler, während die übrigen Handwerke nur durch einzelne Personen vertreten waren. Es mögen diese Zahlen zu erneuerten Belag dafür dienen, daß neben den ländlichen Arbeiter-Kolonien auch solche in Großstädten mit industriellem Betriebe ihre Berechtigung haben, da sehr viele, der in der Berliner Kolonie Aufnahme suchenden Arbeitslosen für schwere körperliche Arbeiten, wie sie in den ländlichen Kolonien vorzugsweise betrieben werden, nicht tauglich sein würden.

Der Gesundheitszustand der Kolonisten ist im letztverflossenen Jahre im allgemeinen ein recht befriedigender gewesen; selten waren mehr als drei bis vier Betten im Krankenzimmer belegt, bisweilen blieb letzteres ganz unbenutzt, während im Herbste 1891 längere Zeit hindurch die vorhandenen Betten kaum ausreichten. Der Einschleppung der Cholera, welcher wie unsere Stadt, so insonderheit die Kolonie wegen des Zuzugs von außen eine Zeit lang ausgesetzt war, ist dieselbe durch Gottes Schutz glücklich entgangen.

In der von rechtskundiger Seite hervorgerufenen Annahme, daß die Arbeiterkolonien nicht verpflichtet seien, nach dem Gesetze vom 15. Juli 1883 die Kolonisten zu versichern, war letzteres unterblieben. Infolge eines Erkrankungsfalles wurde aber die Kolonie im vorigen Jahre zur nachträglichen Zahlung der rückständigen Versicherungsbeiträge und zu ferneren Leistungen nach Maßgabe des Gesetzes angehalten. Demgemäß haben reichlich 5000 Mark gezahlt werden müssen und ist die Kolonie außerdem in eine Schuld von circa 11 000 Mark an rückständigen Krankenversicherungsgeldern gerathen, wodurch die ohnehin nicht günstige Vermögenslage der Kolonie sich beträchtlich verschlimmert hat.

Jetzt ist die ärztliche Behandlung der erkrankten Kolonisten einem practischen Arzte übertragen, welcher auch die zur Aufnahme sich meldenden Leute einer sorgfältigen Untersuchung unterzieht, damit es verhindert werde, daß Zuzügler aufgenommen werden, welche an ihrer Gesundheit sehr geschwächt oder schon im leidenden Zustande befindlich, in kurzer Frist bettlägrig werden und dadurch der Anstalt auf längere Zeit hin zur Last fallen und erhebliche Kosten verursachen könnten.

Die Heranziehung einer ärztlichen Kraft für die Kolonie hängt damit zusammen, daß seit dem 1. Juli v. J. die Verwaltung der Kolonie die Verpflegung der Kranken selbst besorgt und letzteres ward wiederum dadurch veranlaßt, daß der Kolonie aus der Verpflichtung, die von ihr beschäftigten Arbeiter bei der Ortskrankenkasse zu versichern, wie oben angegeben, große Unkosten erwuchsen.

Die Führung der Kolonisten war durchweg gut. Es hat zwar nicht an solchen gefehlt, welche wegen Unbotmäßigkeit, wegen Arbeitsscheu, wegen Uebertretung der Hausordnung und insonderheit wegen Trunkfälligkeit bei Beurlaubungen mit Entlassung bestraft werden mußten, aber in der überwiegenden Mehrzahl verrichten sie die ihnen überwiesenen Arbeiten mit Fleiß und Sorgfalt, erweisen ihren Vorgesetzten die schuldige Ehrerbietung und beobachten im übrigen bei der Arbeit wie in den Mußestunden ein geziemendes Verhalten. Durch die straffe Zucht, welche die ganze Tagesordnung regelt, werden sie wieder an Ordnung gewöhnt, durch Arbeit zur Arbeitsfreudigkeit erzogen.

Den aus der Anstalt Austretenden wird ein Wort freundlicher und ernster Mahnung mit auf den Weg gegeben. Es konnte dabei die Beobachtung gemacht werden, daß die Einwirkungen des göttlichen Wortes auf die Herzen und Gewissen der Leute während ihres Aufenthaltes in der Kolonie an ihrer vielen nicht ohne Frucht geblieben sind. Um diese Erfolge zu dauernden zu machen, wird fortgesetzt versucht werden, soweit es sich als möglich erweist, auch mit den wieder in geregelte Beschäftigung zurückgekehrten Kolonisten in persönlicher Beziehung zu bleiben. Erfreulich ist die Wahrnehmung, daß wenigstens manchen der Leute, welche eine längere oder kürzere Zeit in der Anstalt verweilten, nachdem sie vorher theils infolge mißlicher

Digitized by Google

Verhältnisse, in überwiegender Mehrzahl allerdings nicht ohne eigene Schuld in Verfall gerathen waren, der Aufenthalt in der Kolonie der Uebergang und das Mittel geworden ist, wieder in geordnete Beschäftigung und gesicherte Stellung zu gelangen.

Wünschenswerth wäre es, wenn die Kolonie selbst in ausgedehnterem Maße als dies bis dahin zu ermöglichen war, den Kolonisten geeignete Arbeit verschaffen könnte. Die Verwaltung wird ihr Augenmerk darauf gerichtet behalten, was in dieser Beziehung weiter geschehen könnte und ersucht ihre Vereinsmitglieder sie in diesem Bestreben durch Arbeitsnachweis zu unterstützen. Gleichzeitig macht der Bericht darauf aufmerksam, daß die Verwaltung der Kolonie meistens in der Lage sein werde, eine geringe oder größere Anzahl von Kolonisten an Arbeitsgeber nicht nur in der Anstalt, sondern event. auch außerhalb derselben z. B. für die Ausführung von Erdarbeiten in Tagelohn zu verdingen.

Die materiellen Verhältnisse der Kolonie sind leider keine günstigen und man kann nur den lebhaften Wunsch aussprechen, daß ihr Hilfe aus Kreisen zu Theil werde, die sich an diesem Barmherzigkeitswerke bisher noch nicht betheiligt haben. Die jetzigen Mitglieder des Vereins zur Zahlung wesentlich höherer jährlicher Beiträge zu veranlassen, dürfte kaum Erfolg haben, da an sie gerade hier in Berlin je länger je mehr von so sehr vielen Seiten her große Ansprüche gestellt werden. —

Evangelischer Gottesdienst in Curorten.

Ueber die Thätigkeit des Vereins für Einrichtung deutsch-evangelischer Gottesdienste in Curorten (Vorsitzender: General z. D. Graf Bismarck-Bohlen) giebt ein eben erschienener neuer Bericht erfreuliche Kunde. Derselbe ist diesmal zu einer kleinen Brochure von zwei Bogen angewachsen, mit einigen Abbildungen der Curorte, wo der Verein Predigtstätten eingerichtet hat, ausgeschmückt und durch den stellvertretenden Vorsitzenden und Geschäftsleiter, Herrn M. Bernus, 4 Taunus-Anlage, Frankfurt a. M., gegen Einsendung von 3 Zehnpfennig-Marken zu beziehen. Die Zahl der aufgeführten Gottesdienststationen umfaßt die Orte: Bordighera (Hotel Lozeron), Ospedaletti (Hotel de la Reine), Nervi (Hotel Eden), Rapallo (Hotel de l'Europe), Capri (Hotel Faraglioni), Gardone (Pension Aurora), Arco (Curhaus), Gries-Bozen (Cursaal), Bellagio (Grand Hotel Bellagio), St. Blasien (Curhaus), Falkenstein (Heilanstalt), Scheveningen (Badekapelle), Blankenberghe (Saal der Rue Breydel), Heyst (Hotel du Cursaal), Ostende (Evangelische Kapelle, Rue Longue). Die Jahresversammlung fand am 14. Juni 1892 in Berlin statt. Eine Schwierigkeit macht an manchen Orten die Beschaffung eines geeigneten Gottesdienstlocales. Zwar beschloß die Versammlung noch keinen Kapellenbau in einem einzelnen Falle, nahm jedoch einen Passus in das Statut auf, welcher auf eine solche Eventualität Bezug nimmt. Es wurde auch der Wunsch ausgesprochen, den Bezug der durch ihre Handlichkeit beliebten Vereinsgesangbücher durch Vermehrung der Verkaufsstellen zu erleichtern. „Dieselben sollen in Zukunft an jeder Station des Vereins von dem anwesenden Curprediger, sowie von der deutschen evangelischen Buch- und Traktatgesellschaft, 29 Behrenstraße und 142 Ackerstraße, Berlin (Preis gebunden 1 Mk.) zu beziehen sein." In der That wird Mancher, der auf Reisen geht, sich gerne mit dem kleinen Büchlein versehen, und auch zum Gebrauch im Privatleben ist es wegen seiner guten Auswahl von Liedern und angenehmen Form zu empfehlen. Irgend welche Anfragen und Wünsche ist der obengenannte Geschäftsleiter zu beantworten bereit. Beiträge zur Bestreitung der jährlichen Ausgaben nimmt der Schatzmeister, Herr C. de Neufville, 4 Barckhausstr., Frankfurt a. M., in Empfang.

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1893. Nr. 1. Januar und Februar. Seite 1—16.

Inhalt: Chronik des germanischen Museums. — Fundchronik. — Abbildung einer Wismuthmalerei mit dem pfalzbayerischen Wappen vom Jahre 1531 auf einem Kästchen in den Sammlungen des germanischen Museums.

Beilage: Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1893. Bogen 1—3. Inhalt: Zur Geschichte der technischen Verwendung des Papiers. — Ein Brief vom Maler Müller an Wieland. — Zur Geschichte des Reichenhaller Salzhandels.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 22. 25. Februar 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges (Fortsetzung). — Sieben weitere Beiträge zur märkischen Pflanzensymbolik (Fortsetzung). — Zwei Jahre in Frankreich. Erinnerung aus der Occupationszeit Juli 1871 bis Juli 1873 (Fortsetzung). — Die Entwürfe zum Denkmal der Kaiserin Augusta. — Ein märkischer Streifzug auf Schlittschuhen (Fortsetzung). — Kleinere Mittheilungen: Berliner Neubauten (mit 3 Abbildungen). — Oeffentliche Verkaufsstellen. — Vereinsnachrichten.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 15. März 1893. Nr. 11.

Bilder aus der Tümpling'schen Ahnengallerie.

Von H. O. Stölten, Pfarrer zu Frauenprießnitz bei Camburg a. d. Saale.

(Fortsetzung.)

Die ehrwürdigste Gestalt unter den Tümplings ist unstreitig Ferdinand's bereits mehrfach genannter Sohn **Adam von Tümpling, der spätere Preußische Generaladjutant**, zugleich der erste von den drei Herren von Tümpling, welche die Ehre hatten, als Rechtsritter in den Johanniterorden aufgenommen zu werden. Seine Erscheinung fordert zu einem Vergleich mit der Kaiser Wilhelm's I. heraus. Beide zeichneten sich durch besondere Treue, Selbstzucht, durch kindliche Frömmigkeit, strengste Gewissenhaftigkeit und Pflichterfüllung aus; beide sieht man noch als Achtziger hoch zu Roß, umgeben von dem Nimbus einer großen Zeit, und verbindet sich nun die Würde des Alters mit dem Reize einer anscheinend ewigen Jugend, die Herzensgüte und Milde eines abgeklärten edlen Characters mit der stillen Hoheit einer durch und durch vornehmen Natur, die reiche Erfahrung mit einer innigen Religiosität zu einem priesterlichen Gesammtbilde, das jeden zur Ehrfurcht zwingt. Selbst in ihrer bildlichen Erscheinung zeigen sie eine merkwürdige Aehnlichkeit.

Geboren am 10. Mai 1781 zu Soldau in Ostpreußen leistete er mit 14 Jahren den Eid als Standarten-Junker der Anspach-Baireuth-Dragoner in Pasewalk, um 1799 zum Secondlieutenant ernannt zu werden. Reizend erzählt er von der strammen Reitschule, die er hat durchmachen müssen, von den täglichen Mühen, welche der Kopfputz, das Pudern und Pommadisiren, die Ohrlöckchen und der Zopf verursachten — sein Regiment brauchte jährlich 11440 Ellen Zopfband, die Officiere freilich gestatteten sich Nachmittags statt des „ungebührlichen Prügels im Nacken" ein kleines Schwänzchen —, von den Revuen und Manövern und den militärischen Berühmtheiten jener Tage. 1804 vermählte er sich mit der Gräfin Wilhelmine von Bohlen a. d. H. Stretense. 1806 hatte sein Regiment die Ehre, die Königin Luise zum Chef zu bekommen. „Etwas Schöneres und Erhabeneres konnte uns nicht widerfahren." Als am 5. März 1806 das Officiercorps bei den Allerhöchsten Herrschaften in Charlottenburg gespeist hatte und am Abend jenes Tages das ganze Regiment sich im Opernhause zu Berlin befand, wo Wallenstein's Lager gegeben wurde, „fehlte für den Augenblick nichts als der Feind, um seine Legionen in den Staub zu treten." Der Augenblick sollte bald kommen, wenn auch mit anderem Ausgang. Am 18. September führte die Königin ihr Regiment durch Berlin, während die Prinzen aus den Fenstern des Palais dem Schauspiel zusahen. Am 14. October focht es bei Auerstedt. Adam, selbst verwundet, wurde hier der Retter seines schwer verwundeten Regimentskameraden Ferdinand von Schill. Unzählige Officiere mußten nach dem Frieden von Tilsit verabschiedet werden, Tümpling blieb bei seinem auf 4 Schwadronen reducirten Regiment, das die pommersche Küste gegen die Einfuhr englischer Waaren zu schützen hatte, und rückte 1811 zum Premierlieutenant, 1812 zum Stabsrittmeister auf.

Die Entscheidungsstunde schlug im nächsten Frühjahr. Das Regiment Königin-Dragoner kam zum Bülow'schen III. Corps. Sofort bei Vehlitz-Möckern (5. April 1813) sollte Adam Gelegenheit finden, sich auszuzeichnen. Im Laufe des Gefechts entwickelte sich an einem Punkte, wo man es nicht erwarten konnte, feindliche Cavallerie. Der Brigade-Commandeur von Borstell wollte es nicht glauben. Plötzlich stößt sie vor auf die preußische Infanterie. „Da brach ich in ihre Flanke los und überzeugte Borstell durch 4 gefangene Officiere und 70 Pferde, daß wir es mit dem Feinde recht ordentlich zu thun gehabt hatten." So focht er auch in den Maitagen mit bei Groß-Görschen, Bautzen, Haynau, Hoyerswerda und am 4. Juni bei Luckau. Für Hoyerswerda erhielt er das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Während des Waffenstillstandes wurde er zum Adjutanten des Generals von Oppen ernannt, der die Reserve-Cavallerie des III. Corps commandirte, und focht

Digitized by Google

nach Wiedereröffnung der Feindseligkeiten bei Wittstock, Großbeeren und Dennewitz. Bei Dennewitz gab es blutige Arbeit. Für den Adjutanten Tümpling war es ein besonders schwerer Tag. Nachdem er sich schon einige Tage vor der Schlacht unwohl gefühlt, befand er sich am 6. September so elend, daß der General wollte, er solle sich zurückziehen. „Ich sagte ihm aber, wenn ich mich nicht auf's Pferd halten könne, ließe ich mich darauf festbinden; im Laufe der Sache wurde ich immer besser und mein damals junges Blut brachte mich so in Feuer, daß ich kein Uebel mehr empfand. Aber die Nacht im Biwak, auf dem Felde, ohne Stroh und Essen, bekam ich ein so heftiges Fieber, daß ich nichts von mir wußte." Nach der Schlacht bei Leipzig erhielt Oppen den Auftrag, an der Befreiung der Holländer von dem französischen Joche Theil zu nehmen. Für das glänzende Gefecht und die Erstürmung von Arnheim (30. November) erhielt Adam das Eiserne Kreuz 1. Klasse. „Vom Haupte riß Oppen die Mütze Der nächste Kartätschenschuß. Er aber mit kaltem Eisen Erwidert den heißen Gruß. Er stürmte die starke Veste, Den Seinen stets voran, Und nach der treue Tümpling, Der kriegsgewaltige Mann" (George Hesekiel). Im nächsten Frühjahr wohnte er, jetzt Rittmeister und Adjutant, der Schlacht von Laon bei und am 31. März 1814 dem Einzug in Paris.

„Ich habe Gott dem Allmächtigen, bemerkt er, in meinem Leben Vieles zu verdanken gehabt, aber aus der Fülle meines Herzens danke ich Ihm für den Nachgenuß, das Vaterland von dem Joche eines fremden Tyrannen befreit gesehen zu haben und in seine Hauptstadt eingezogen zu sein; es war ein Schauspiel für Götter und die Rückkehr in das geliebte Vaterland mit gesundem Körper und mit den Eisernen Kreuzen — wahrlich man hatte Veranlassung, auf die Knie zu fallen und dem Herrn der Heerschaaren inbrünstig zu danken."

Daheim freilich wartete seiner ein bitterer Schmerz. Am 7. März 1815 starb seine Gemahlin zu Pasewalk. Allein so nothwendig er bei seinen Kindern gewesen wäre, Napoleon's Rückkehr von Elba führte ihn wieder nach Frankreich, zum zweiten Mal nach Paris. Dafür hatte er die Ehre, noch während des Feldzuges zum Major befördert und nach Beendigung desselben als erster Adjutant in das Hauptquartier Gneisenau's nach Coblenz commandirt zu werden.

Hier vermählte er sich zum zweiten Mal mit Johanna von Lebens, einer Katholikin, mit der er bis an seines Lebens Ende in glücklicher Ehe verbunden blieb. Er glaubte damals den Himmel auf Erden zu besitzen, allein die Vorsehung hatte für ihn noch ein besonderes Glück im Schooß. Im März 1820 wurde er zum Adjutanten bei S. Königl. Hoheit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem neu ernannten Commandirenden des II. Armeecorps, ernannt. „Es mochte damals, schreibt er, im gesammten Vaterlande kein glücklicheres Wesen geben, als den Kronprinzen, der, jetzt im Alter von 25 Jahren, sein Vaterland zu einer Großmacht wiederhergestellt sah, er selbst mit der Heiterkeit und dem Frohsinn, wie er selten Menschen zu Theil wird, mit Witz und klarem Verstande ausgerüstet, mit einem edlen Herzen, einem erhabenen fürstlichen Sinn, — das Ganze wie für einen künftigen Monarchen von Gott zusammengestellt. In seine Nähe berufen zu werden, war ein besonderer Vorzug, den ich aus der Fülle meines Herzens zu allen Zeiten dankbar anerkannte." Das Generalcommando blieb in Berlin; nur im Frühjahr und Herbst ging es nach Pommern, wo dann der Kronprinz „wie ein Vater unter seinen Kindern" weilte und seine Erscheinung „Freude bis in die ärmste Hütte" verbreitete. So fand Major von Tümpling reiche Gelegenheit, am Hofe zu verkehren. Eine besondere Freude war es ihm, daß er 1823 den Kronprinzen zur Einholung seiner Gemahlin, der Prinzessin Elisabeth von Baiern, nach Zeitz und Merseburg begleiten und der hohen Frau eine freundlichere Ansicht über den regierenden König beibringen durfte, den sie sich in manchen Dingen als gar zu ernst und zu streng gedacht hatte.

„Zunächst kam die Prinzessin als Katholikin zu uns und es war nicht unbekannt, wie streng der König über die katholische Religion dachte, daß bis zum Jahre 1806 in den Leib-Compagnien der Garden kein Katholik als Grenadier oder Garde du Corps diente, so wie überhaupt kein Offizier in der Garde von katholischem Glauben war. Die Prinzessin kam als die einzige dieses Glaubens an den Preußischen Hof. Vergebens hatte der König darauf bestanden, daß die Gefeierte in evangelischem Glauben zu uns kommen möchte — der Kronprinz selbst war dem entgegengetreten; er, der bei so ernster Art nie einen anderen Willen hatte, als den aus dem Königlichen Befehl hervorgegangenen, vertraute seiner hohen Erwählten, und seine Gemahlin hielt im Königlichen Schlosse zu Berlin täglich ihre Messe, besuchte aber fortan den Königlichen Dom und hielt wöchentliche Besprechungen mit einem evangelischen Geistlichen. Dieses Verhältniß dauerte über ein Jahr hinaus, indessen wußte der König nun sehr wohl, daß es nur einiger Zeit und der Ueberzeugung bedürfte, um die Prinzessin in unsere Kirche überzuführen und alle Herzen wendeten sich der erhabenen Fürstin zu, als dieses erst nach länger als einem Jahr geschah, indem sie sich nicht durch die strengen Grundsätze des Preußischen Hofes hatte beirren lassen, vielmehr nur ihrer Ueberzeugung zu diesem wichtigen Schritte die Entscheidung überließ. Jetzt konnten wir bei dem Charakter der Kronprinzessin gewiß sein, daß alles Katholische aus ihrem Herzen verbannt war."

Der 30. März 1827 rief ihn aus dieser beglückenden Stellung ab, indem Seine Majestät ihn zum Commandeur des 1. Garde-Ulanen-Landwehr-Regiments in Potsdam, bald darauf zum Oberstlieutenant und 1831 zum Obersten ernannte. In dieser Stellung nahm er 1835 Theil an den russisch-preußischen Manövern bei Kalisch. Einen Blick in seine Seele gewinnt man, wenn man liest, daß er seinem Sohne, als dieser 1827 die Universität bezog, Goßner's Schatzkästlein mitgab und folgende Widmung hineinschrieb: „Zum Andenken für Dich, mein lieber Sohn, bei Deiner Abreise nach Heidelberg, mit dem herzlichen Wunsche, daß Du täglich Glaube, Liebe und innere Zufriedenheit aus diesen

Digitized by Google

heiligen Blättern schöpfen mögest. Gottes Segen begleite Dich!" Charakteristisch für ihn ist auch das Bekenntniß des Freiherrn Ernst von Danckelman, der 1830—1842 sein Adjutant war: „In dem täglichen Umgange mit ihm habe ich das Wenige von Umsicht, Character-Bildung und Verständniß des Lebens, was ich mein eigen nennen darf, erlernt. Ich liebe und verehre ihn daher wie einen zweiten Vater."

1838 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor und Brigadecommandeur in Potsdam. Es kennzeichnet seine Bescheidenheit, wenn er damals in's Tagebuch schrieb: „Diese Beförderung wird wohl meine letzte sein" und sein treues Herz, wenn der Abschied von seinem Regiment ihn fast zu Thränen rührte. Das Jahr 1840 brachte in Preußen den Herrn auf den Thron, dessen Adjutant er jahrelang gewesen war. Als er Friedrich Wilhelm IV. zum ersten Mal nach seiner Thronbesteigung sprach, umarmte ihn der König wiederholt in tiefer Bewegung. Tümpling war es auch, der den sächsischen Höfen den Thronwechsel zu notificiren hatte. Im folgenden Jahre wohnte er einer Cavallerie-Commission unter dem Vorsitz des Prinzen von Preußen bei und hatte ihn darauf zur Inspection der Bundestruppen nach Wien und Böhmen zu begleiten. Der Herbst d. J. 1842 brachte die Feier des hundertjährigen Geburtstags Blücher's: „Es wurden herrliche Lieder gesungen und der Impuls jener großen Zeit durchglühte eines Jeden Brust und Herz." Im folgenden Jahr fanden Cavallerie-Uebungen unter Wrangel in einem Umfange statt, wie man sie bis dahin nicht gekannt hatte; und wieder war es der Generalmajor von Tümpling, dem die ehrenvolle Rolle zufiel, eine der Divisionen zu führen. Wie sehr er aber das Wohlwollen des in militärischen Dingen maßgebenden Prinzen von Preußen, der das Gardecorps commandirte, gewonnen hatte, kam darin zum Ausdruck, daß er auf dessen besonderen Wunsch 1844 zum Commandeur der gesammten Garde-Cavallerie ernannt wurde, was seine Uebersiedelung nach Berlin und einen unmittelbaren dienstlichen Verkehr mit dem Thronerben zur Folge hatte. Im folgenden Jahr erfolgte seine Ernennung zum Generallieutenant. Das letzte Jahrzehnt hatte ihm so viele Auszeichnungen gebracht, daß man sein Leben wohl als ein ruhmvolles bezeichnen konnte. Allein wie dachte er selbst doch so bescheiden von sich! In einem Briefe an seinen Sohn vom Jahre 1844 heißt es: „Du sprichst von meinem ruhmvollen Leben. O mein Sohn! wo sind die Erfolge meiner Thaten? was habe ich gewirkt und gethan, das nach meinem Tode der Erinnerung an mich werth wäre? Wo ist mein Werk, das nach meinem irdischen Leben von mir Zeugniß giebt? Nein! auf Ruhm kann mein Leben keinen Anspruch machen, weil bin ich entfernt von dieser Anmaßung, und auch nur danach geht mein Verlangen, daß einstens die Meinigen meiner in Liebe gedenken möchten!"

Wie er über äußere Anerkennungen dachte, legte er in einem Briefe vom Jahre 1863 nieder: „Bei richtiger Würdigung derselben thun sie dem inneren Menschen wohl, drücken den Stolz herunter, nähren im Herzen die Demuth und erheben die Seele zu Gott, dem allein unser tiefster und höchster Dank gebührt!"

Am 15. Juni 1845 feierte er, 64 Jahre alt, in größter Rüstigkeit sein 50jähriges Dienstjubiläum. Es brachte ihm die Ernennung zum Generaladjutanten, Zuschriften vom König und vom Prinzen von Preußen, Ehrengeschenke u. s. w. Er selbst hatte sich nach Coblenz zurückgezogen, wo er seinen Enkel Wolf, den Verfasser der Geschlechtsgeschichte, aus der Taufe hob, und bemerkt er darüber in seinem Tagebuch: „Der Prediger Möllhausen erwähnte in seiner Rede meines 50jährigen Dienstjubilaeums und segnete mich mit meinem Enkel zugleich ein, welches mich in den Tiefen meines Wesens wehmüthig und voll Danks gegen Gott erschütterte."

So nahte das Jahr 1848 heran. Am 18. März und in der folgenden Nacht war Generallieutenant von Tümpling mit seiner Cavallerie bemüht, die Verbindung mit dem Schloß, dem Brandenburger-, Potsdamer- und Oranienburger-Thor und der Leipziger Straße offen zu halten. „Unsere Soldaten benahmen sich mit großer Entschlossenheit während des Kampfes." Am folgenden Morgen (19. März) hatte er die Gardecavallerie rings um Berlin postirt, als der Befehl eintraf, die Regimenter sollten sogleich nach ihren Garnisonen zurückkehren, er selbst nach dem Schlosse kommen.

„Es mochte gegen 1 Uhr sein — heißt es in seinem Tagebuch —, als ich dort angekommen war. Viele tausend Menschen der geringsten Klassen waren um das Schloß und in demselben versammelt und machten durch und in dasselbe gräßliche Aufzüge mit den Leichen ihrer Gebliebenen. Der König wollte in den Wagen steigen, um nach Potsdam zu reisen, ich beeilte mich, als er die Treppe herunter kam, ihn davon abzuhalten, weil sein Leben auf dem Spiel stand, wäre er in den Wagen gestiegen; auch wurden Leichen vor die Pferde hingelegt.. In der Halle befanden sich alle Personen und Officiere, welche zum Hofe gehörten und das Recht hatten, dort zu sein, ebenso alle Prinzen, mit Ausnahme der Prinzen Carl und Albrecht, Brüder des Königs; die Prinzessin von Preußen war auch zugegen. Der Pöbel wüthete durch Schreien u. s. w. immerfort und jeden Augenblick war sein Eindringen in die Halle zu erwarten. Wir hatten Alle die Hand an dem Degen, um das Leben des Königs und das unsere so theuer als möglich zu verkaufen. Dieser fürchterliche Zustand dauerte mehrere Stunden und wechselte in seiner Heftigkeit der Gefahr .... Abends ging ich wieder nach dem Schloß .... die bewaffneten Bürger hatten bereits die Wache im Schloß bezogen, die Gefahr für die Person des Königs hatte sich vermindert, doch blieb ich bis etwa 11 Uhr in der Halle, wo ich es für Erschöpfung nicht länger aushalten konnte, daher nach Hause ging .... (In den folgenden Tagen mußten alle Truppen, auch die Garde-Cavallerie, die Stadt verlassen) Sonnabend, 25. März. Zur Parole. Der König ließ uns Officiere nach dem Marmorsaal ins Schloß kommen, lobte das Benehmen der Truppen .... Ich war tiefbetrübt und voller Kummer, es that mir aber doch wohl, den König zu

Digitized by Google

sehen. In seinen Mienen lag tiefer Ernst und ein trüber Ausdruck .... (28. März.) Mittag beim König; sowohl die Majestäten als auch wir Generale waren sehr stille und niedergeschlagen .... (30. März.) Der König ließ mich rufen und schickte mich nach Berlin zu den Ministern ...."

Der Prinz von Preußen hatte bekanntlich flüchten müssen. Tümpling versicherte ihm brieflich seine Theilnahme und erhielt aus London vom 18. Mai höchst gnädige und inhaltlich bemerkenswerthe Antwort:

„Empfangen Sie meinen innigsten Dank für Ihr liebes, theilnehmendes Schreiben. Was liegt Alles hinter uns, seitdem wir uns nicht mehr sahen! Gott sei Dank, daß unsere Truppen mit Ehren aus der Katastrophe hervorgingen — das ist ein Lohn für Ihre und unsere Dienste, die wir bei Erziehung der Truppen leisteten! Jetzt scheinen freilich die Machthaber zu glauben, daß man Truppen in 8 Tagen erziehen kann — ich vermuthe aber, daß diese Art Erziehung den Erziehern wenig Genugthuung gewähren wird und daß es vorkommen dürfte, daß die Machthaber solche Erzogenen auch wohl gegen sich agiren sehen könnten! Jede raisonnirende Truppe, sagte der alte Wellington sehr richtig, ist keine Truppe mehr, sondern ein bewaffneter, undisciplinirter Haufe ...."

Die Aufregungen dieser Monate hatten Adam v. T. tief erschüttert. Auf sein wiederholtes Gesuch erhielt er im Herbst 1848 unter warmer Anerkennung seiner Verdienste seinen Abschied mit dem Character als General der Cavallerie. Noch 23 Jahre sollte er in Potsdam seines Ruhestandes genießen. Bis zu seinem 88. Jahre stieg er täglich zu Pferde. Seinen Lebensabend erhellten die innigsten Beziehungen zu den Allerhöchsten Herrschaften, insbesondere zu seinem langjährigen Vorgesetzten, der auch als Prinzregent, König und Kaiser auf jede Huldigung, die der greise Kamerad in seiner Eigenschaft als sein Generaladjutant ihm gelegentlich einer der wunderbaren Wendungen in der vaterländischen Geschichte darbrachte, mit immer neuen, den Spender ehrenden, den Empfänger beschämenden Gnadenerweisen antwortete. Bei dem königlichen Leichenbegängniß am 7. Januar 1861 geleitete Adam von Tümpling mit dem Generaladjutanten von Gerlach das von dem Feldmarschall Wrangel getragene Reichs-Panier. Schon am 3. Januar hatte König Wilhelm ihn als Generaladjutanten zu Seiner Disposition gestellt. Als er im folgenden Jahr seinen 82. Geburtstag feierte, gab der König zur Parole „Soldau", den Namen seines Geburtsortes, und stellte ihn à la suite des 1. Garde-Ulanen-Regiments. Fortab hatte er die Ehre, bei Paraden dem König sein altes Regiment vorführen zu dürfen, — Auszeichnungen, die uns zugleich das Bild des guten alten Kaisers ins Gedächtniß rufen. 1865 wurde ihm der Schwarze Adlerorden verliehen, und zwar vom König in höchsteigener Person und in der Uniform des 1. Garde-Ulanenregiments überreicht, — eine Auszeichnung, bemerkt der alte Held, „die mich schamroth macht, weil sie meine geringen Dienste weit überhebt. Ich fühle ordentlich eine Niederlage in mir selbst! Hinweg! Eitelkeit und Ehrgeiz der Welt!" Kämpfen konnte er in den nun folgenden bewegten Jahren für seinen königlichen Herrn nicht mehr, so hat er wenigstens für ihn gebetet. Unter dem 22. März 1870 findet sich in seinem Tagebuch die Notiz: „Königs Geburtstag. Der Herr wird heute 73 Jahr alt. Alles Wohl von Gott für den König erbeten." Der 18. Januar 1871 war für ihn der bedeutungsvolle Anlaß, dem König zu gratuliren, und erhielt er noch zwei gnädige Telegramme vom Kaiser aus Versailles und Ferrières.

Und zu dem Glücke dieser Beziehungen kam das Glück, das er in seinem Hause fand. Seine zweite Ehe war kinderlos; aber wie innig das Verhältniß unter den Eheleuten war, dafür zeugt manches Blatt in seinem Tagebuch, z. B. die Notiz zum 3. Juli 1871 — es war der Geburtstag seiner Gemahlin —: „Morgens nach 7 Uhr, als mein Frauchen erwachte, ging ich zu ihr und gratulirte sie von ganzem Herzen, nachdem ich schon zuvor dem lieben Gott für ihre Erhaltung gedankt hatte." Sie war, wie erwähnt, eine Katholikin und ist ihrer Kirche bis zu ihres Lebens Ende treu geblieben. Um so bemerkenswerther ist der Eintrag über die Feier ihrer goldenen Hochzeit am 14. März 1868:

„Morgens um 7 Uhr bin ich aufgestanden. Wir dankten dem lieben Gott für unser Glück und machten Vorbereitungen zu unserm Fest .... Um 2 Uhr begaben wir uns zur religiösen Feier in unseren Saal, die von dem katholischen Pfarrer Beyer und dem evangelischen Pfarrer Heym vollzogen wurde. Letzterer händigte uns eine Bibel von der Königin-Wittwe zum Geschenk ein .... Wir trennten uns etwa nach 7 Uhr, unsere Kinder um 10 Uhr. Ich habe mit meiner lieben Frau noch gelesen und gebetet und gingen etwa um 11 Uhr zu Bett."

Und zu dem Glück der Ehe kam das Glück seines einzigen Sohnes, den er als Helden von Gitschin aus Böhmen zurückkehren und als commandirenden General an der Spitze des VI. Armeecorps nach Frankreich ziehen sah, wie das Glück seiner Enkel. Am 7. Mai 1871 durfte er seinen Enkel Wolf, der, Gesandtschafts-Attaché in Constantinopel, von dort in den Krieg gezogen war und als Reserve-Lieutenant im 2. Garde-Dragonerregiment bei Mars-la-Tour den zweiten furchtbaren Cavalleriekampf jenes Tages mitgemacht hatte, unversehrt in seine Arme schließen. „Durch Gottes Gnade ist er gesund wieder an unser Herz gekommen. Gott sei gelobt!" Am 14. Juni sah er seinen Sohn wieder. „Gegen 8 Uhr kam er glücklich an. Wir haben uns in thränender Freude an's Herz gedrückt und ich habe dem lieben Gott herzinnig gedankt, daß er meinen braven Sohn gesund aus tausend Gefahren in meine Arme zurück geführt hat." Ja, am 16. Juni hatte er noch die Freude, ihn zum Chef des 15. Dragoner-Regiments ernannt zu sehen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Hospiz für unbemittelte Curgäste zu Johannisbad in Böhmen.

Nach dem Verwaltungs-Bericht des Vorstandes pro 1892 über den Besuch des zu Johannisbad i. B. durch deutsche Curgäste am 26. Juli 1886 begründeten evangelischen Hospizes für nicht bemittelte Bewerber aus dem Lehrer-, Beamten- und Kaufmanns-Stande ohne Unterschied der Confession, aus den beiden Kaiser-Staaten Oesterreich und Deutschland ist Folgendes zur Kenntniß der bisherigen Gönner und Freunde dieser Anstalt zu bringen, damit sie diesem Werke treu bleiben und womöglich neue Gönner und Förderer dadurch gewonnen werden. — Die bei der ersten Stiftung des Hospizes ein für alle Mal von der Kaiserlich Königlichen Cur-Inspection und dem Herrn Bade-Besitzer bereitwilligst zugesagten Vergünstigungen der kostenfreien Bäder und Erlaß der Cur-Taxe sind Seitens der vorgenannten Behörden in sehr liebenswürdiger Weise auch in diesem Jahre den Hospiz-Gästen weiter gewährt worden. Auch der Herr Dr. Schreier hat die Gäste wiederum unentgeltlich behandelt. Die Kosten der Wohnungs-Miethe und Bedienung konnten gedeckt werden, durch direkte Gaben von hohen Gönnern der Anstalt, namentlich durch einen Beitrag von dem Königlichen Regierungs-Präsidenten Herrn Dr. von Bitter aus Oppeln, von unseren Freunden aus Böhmen, aus Sachsen und von Gr. Saegewitz, sowie von Fräulein von Kramsta auf Muhrau, und zu einem sehr großen Theile durch den Ertrag von Vorträgen, welche der Herr Pastor W. Becker früher in Breslau gehalten hat. Auch die Bahnfahrt-Ermäßigung haben die meisten Gäste erhalten. Es sind i. J. 1892 im Hospize aufgenommen worden: 6 Pastoren und Angehörige — 16 Beamte und Angehörige — 13 Volks-Schullehrer — 7 Privat- und Volks-Schullehrerinnen — 2 Kaufleute — 6 Kranken- und Schul-Schwestern — zusammen = 50 Gäste. Unter Hinzurechnung der 123 Gäste aus den 5 Vorjahren hat das Hospiz schon in Summa 173 bedürftigen Curgästen die Wohlthat der Freibäder 2c. gewährt, und sind bei durchschnittlich 20 Bädern daher schon 3460 Freibäder ertheilt worden. Nach der Versicherung vieler Hospiz-Gäste haben dieselben die besten Erfolge von ihrem Aufenthalt und dem Gebrauch der Bäder in Johannisbad gehabt und sind namentlich einzelne sehr nervöse und sehr gelähmte Kranke, wie ein durch großen Schreck schwer erkrankter Lehrer, durch Gottes Gnade fast ganz wieder hergestellt worden. Die rührende und so überaus große Dankbarkeit der Hospiz-Besucher sind der schönste Lohn des Vorstandes und liegt ihm daher die Pflicht ob, diese in dem paradiesisch schönen Bade Johannisbad mit der wunderbaren Heilquelle durch Gottes Gnade und die Liebe so vieler human gesinnter Mitmenschen begründete Erholungs-Stätte mit den so werthvollen ein für allemal zugesicherten Vergünstigungen für die unbemittelten Cur-Gäste aus den vorgenannten Ständen möglichst für alle Zukunft zu erhalten.

Möchten die vielen Behörden und Kommunen, deren Untergebenen hier schon Heilung gefunden haben und finden können, sich bereit finden lassen, das Hospiz auch fernerhin zu unterstützen. Aber auch alle diejenigen, welche ein Herz haben für die leidenden Brüder und Schwestern, werden vom Vorstande dringend ersucht um einen Beitrag zur Erhaltung dieser Stätte der Barmherzigkeit, oder wenn möglich zur Erbauung eines eigenen Häuschens! — Freundliche Gaben nimmt entgegen das Bürgermeister-Amt zu Johannisbad und der Vertreter des Vorstandes Landes-Bauinspector Sutter zu Schweidnitz.

Die städtische Armenpflege in Berlin

im Rechnungsjahre vom 1. April 1891 bis 31. März 1892.

Dem Verwaltungsberichte des Magistrats zu Berlin entnehmen wir nachstehende Mittheilungen:

Das städtische Armenwesen (mit Ausschluß der städtischen Anstalten) verursachte einen Aufwand von 6 144 642 Mk. 12 Pf., wovon nur 946 187 Mk. 77 Pf. durch Einnahmen gedeckt sind, so daß ein Communalzuschuß von 5 198 454 Mk. 35 Pf. erforderlich war. Dazu kommt der Aufwand der Waisenverwaltung mit 1 027 100 Mk. 55 Pf., des Arbeitshauses Rummelsburg mit 556 616 Mk. 98 Pf., des städtischen Obdachs mit 247 622 Mk., des Friedrich-Wilhelms-Hospitals und der Siechenanstalten mit 439 337 Mk. 65 Pf., der städtischen Krankenhäuser im Friedrichshain, in Moabit und am Urban mit 1 778 553 Mk. 36 Pf., der Irrenanstalt in Dalldorf mit 2 074 958 Mk. 59 Pf. Der Gesammtaufwand betrug 12 268 831 Mk. 25 Pf. (im Vorjahr: 10 674 567 Mk. 69 Pf.), durch Einnahmen sind gedeckt: 2 352 904 Mk. 59 Pf., somit bleibt ein Gesammtcommunalzuschuß von 9 915 926 Mk. 66 Pf. Der Aufwand hat sich um nahezu 15 % gesteigert gegen das Vorjahr.

Für die offene Armenpflege waren in 239 Bezirksarmencommissionen 2418 Personen in Thätigkeit; die Kommissionen bezahlen die Unterstützungen selbst aus, zu welchem Zweck sie aus der Stadthauptkasse einen Vorschuß im Betrage des einmonatlichen Bedarfes erhalten.

Laufende Almosenunterstützungen wurden im Betrage von 3 358 874 Mk., 60 Pf., Pflegegelder 636 203 Mk. 65 Pf., an außerordentlichen Unterstützungen 495 430 Mk. 88 Pf. verabfolgt. An Naturalien wurden abgegeben Fleisch, Milch, Wein u. dgl. im Werthe von 52 111 Mk. 29 Pf., Brot u. s. w. im Werthe von 5826 Mk. 45 Pf., Kleidungsstücke im Werthe von 2735 Mk. 5 Pf.

Fortlaufend wurden durchschnittlich monatlich unterstützt 20 169 Almosenempfänger und 7976 Pflegekinder, ein Almosenempfänger erhielt durchschnittlich monatlich 13 Mk. 88 Pf., für ein Pflegekind wurde

Digitized by Google

im Monat durchschnittlich 6 Mk. 65 Pf. bezahlt. 0,3 % der Almosenempfänger waren unter 20 Jahren alt, 4,4 % 20–40 Jahre, 7,1 % 40—50, 15,3 % 50—60, 39,1 % 60—70, 28,8 % 70—80, 4,8 % 80—90, 0,2 % 90—100 Jahre. Von den 20 834 Almosenempfängern waren 4941 männlichen und 15 893 weiblichen Geschlechts. Die Höhe des monatlichen Almosens schwankte zwischen 3 Mk. und 30 Mk. und darüber; mehr als die Hälfte der Unterstützten erhielt zwischen 9 Mk. und 15 Mk. monatlich.

58 % der Almosenempfänger mußten wegen hohen Alters (über 65 Jahre), 30 % wegen andauernder Krankheit oder Siechthums, 12 % wegen nicht zureichenden Erwerbes unterstützt werden.

Bei einer Civilbevölkerung von 1 592 128 wurde jeder 57. Civileinwohner oder 1,77 % der Bevölkerung dauernd unterstützt.

In der offenen Armen-Krankenpflege waren 65 besoldete Armenärzte (Besoldungsaufwand: 87 975 Mk.) thätig; außerdem leisteten 34 Aerzte (meist Specialisten) unentgeltliche Dienste.

30 Reconvalescenten aus der Armenpraxis wurden in die Genesungsheimstätten geschickt und zwar meist mit bestem Erfolge.

Eine sehr zweckmäßige Art der Naturalunterstützung ist die Ueberlassung von Land zum Kartoffelbau; 72,60 ha wurden zu diesem Zweck gepachtet und in kleineren Parzellen (4 Ar) an die zu Unterstützenden in wohlgedüngtem Zustand überlassen gegen eine Entschädigung von 7,50 Mk. für die Parzelle, während die Saatkartoffeln (75 kg) unentgeltlich verabreicht wurden. Bei einer guten Mittelernte hat das Unternehmen einen Reingewinn von 74 886 Mk., d. h. für jeden Theilnehmer am Kartoffelbau auf jeder Parzelle einen solchen von 41 Mk. 26 Pf. ergeben.

Die Vertheilung von nahrhaften und wohlschmeckenden Suppen an Arme in Portionen von 1,1 l erforderte in den Wintermonaten (15. December bis 31. März) bei 751 180 Portionen und einem Aufwand von 80 047 Mk. 63 Pf. einen Zuschuß der Armendirection im Betrage von 53 000 Mk. Zur Bekleidung armer Confirmanden (800, 446 Knaben und 354 Mädchen) wurden 11 733 Mk. 25 Pf. verwendet. Zur Anschaffung von Brennmaterialien erhielten die meisten Almosen- und Pflegegeld-Empfänger zu Neujahr je 6 Mk., zusammen 146 736 Mk.

In den Krankenhäusern wurden für Rechnung der Stadt Berlin verpflegt 18 430 Kranke mit 539 671 Verpflegungstagen und einem Aufwand von 858 321 Mark 15 Pf. (darunter für Pfleglinge in den Heimstätten für Genesende 6322 Mk. 50 Pf.). Dazu kommen in den städtischen Krankenverpflegungsanstalten 22 356 Kranke mit 779 162 Verpflegungstagen.

Durch letztwillige oder sonstige Zuwendungen und Stiftungen ist die Armendirection in der Lage, neben der gesetzlichen Armenpflege auch eine nicht unbedeutende Wohlthätigkeitspflege auszuüben. Das Kapitalvermögen der verschiedenen Wohlthätigkeitsfonds der Haupt-Stiftungskasse vermehrte sich im Jahre 1891/92 durch neue Zuwendungen im Betrage von 73 263 Mk. 43 Pf. auf 4 379 638 Mk. 30 Pf. Dazu kommen weitere Stiftungen mit gesonderter Rechnungsablage im Gesammtbetrage von 14 831 665 Mk. 68 Pf.

Zur Uebung der Wohlthätigkeitspflege standen der Armendirection 254 998 Mk. 66 Pf. (darunter 173 666 Mk. 39 Pf. Zinsen aus Stiftungskapitalien), sowie die Miethsüberschüsse von 5 Häusern zur Verfügung; aufgewendet wurden 304 358 Mk. 72 Pf.

Nimmt man die ungezählten Summen hinzu, welche von der kirchlichen Armenpflege und von der organisirten und nicht organisirten Privatwohlthätigkeit in Berlin alljährlich aufgewendet werden zur Linderung der Noth, so sollte man meinen, es könnten alle Quellen des Elends damit verstopft werden. Allein es zeigt sich auch hier, daß der Massenarmuth der modernen Großstädte gegenüber alles, was seitens der Armenpflege und Wohlthätigkeit geschehen kann, nur wie der Tropfen auf dem heißen Stein ist, und daß die Quellen des großstädtischen Elends mit den Mitteln der Armenpflege und Wohlthätigkeit allein nicht verstopft werden können, daß dazu vielmehr noch weitere Maßnahmen nöthig sind, die auf anderem Gebiete liegen.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 23. 4. März 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges (Fortsetzung). — Die Benutzung des Schneeschuhs in der Armee (mit 3 Abbildungen). — Zwei Jahre in Frankreich. Erinnerungen aus der Occupationszeit Juli 1871 bis Juli 1873 (Schluß). — Sieben weitere Beiträge zur märkischen Pflanzensymbolik (Schluß). — Ein märkischer Streifzug auf Schlittschuhen (Fortsetzung). — Kleine Mittheilungen: Victor Herzog von Ratibor (mit Abbildung). — Die Freimaurer im Munde des Volkes. — Vereinsnachrichten ɪc.

Im Verlage der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth a. Rhein ist erschienen:

Das Diakonissen-Mutterhaus zu Kaiserswerth am Rhein und seine Tochterhäuser. Neue, erweiterte Ausgabe mit vielen Holzschnitten, von D. J. Disselhoff. 156 Seiten 8°. Preis geheftet 75 Pfg. — Theodor Fliedner. Kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens von Georg Fliedner. Dritte Auflage. 144 S. kl. 8° mit vielen Illustrationen. Preis geheftet 40 Pfg.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 22. März 1893. **Nr. 12.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. März 1893 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. März 1893 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	53			
	Zugang pro . .	19			
		72			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	49	49	1 420	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	60			
	Zugang pro . .	28			
		88			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	66	66	1 716	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus)				
	Bestand am 1. Februar 1893	83			
	Zugang pro . .	4			
		87			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	82	82	2 368	130
4	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	37			
	Zugang pro . .	24			
		61			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	32	32	1 255	50
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	47			
	Zugang pro . .	15			
		62			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	48	48	1 317	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	32			
	Zugang pro . .	15			
		47			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	25	25	759	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	30			
	Zugang pro .	28			
		58			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	31	31	877	43
	zu übertragen		333	9 692	487
	Uebertrag		333	9 692	487
8.	**Landsberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	35			
	Zugang pro . .	18			
		53			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	33	33	918	40
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	62			
	Zugang pro . .	35			
		97			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	67	67	1 891	66
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	43			
	Zugang pro . .	19			
		62			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	33	33	1 173	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	45			
	Zugang pro . .	39			
		84			
	Abgang . . .	33			
	Bleibt Bestand	51	51	1 825	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	52			
	Zugang pro . .	57			
		109			
	Abgang . . .	59			
	Bleibt Bestand	50	50	1 558	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	44			
	Zugang pro . .	35			
		79			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	48	48	1 356	45
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	25			
	Zugang pro . .	24			
		49			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	19	19	639	40
	zu übertragen		634	18 552	810

Digitized by Google

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. März 1893 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro Februar 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		834	18 552	810
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	74			
	Zugang pro " "	46			
		120			
	Abgang " " "	50			
	Bleibt Bestand	70	70	2 061	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	22			
	Zugang pro " "	20			
		42			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	26	26	611	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	44			
	Zugang pro " "	13			
		57			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	37	37	1 118	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	22			
	Zugang pro " "	19			
		41			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	26	26	714	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	35			
	Zugang pro " "	25			
		60			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	36	36	994	42
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	29			
	Zugang pro " "	11			
		40			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	27	27	854	41
21.	**Pyritz:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	35			
	Zugang pro " "	29			
		64			
	Abgang " " "	33			
	Bleibt Bestand	31	31	852	42
22.	**Sorau:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	18			
	Zugang pro " "	19			
		37			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	13	13	515	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1893	11			
	Zugang pro " "	—			
		11			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	11	11	308	15
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	9			
	Zugang pro " "	9			
		18			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	11	11	280	20
	zu übertragen		922	26 859	1 268
	Uebertrag		922	26 859	1268
25.	**Binne:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	19			
	Zugang pro " "	15			
		34			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	20	20	567	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	25			
	Zugang pro " "	27			
		52			
	Abgang " " "	28			
	Bleibt Bestand	24	24	618	20
27.	**Kurstwana-Gostin:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	4			
	Zugang pro " "	4			
		8			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	6	6	150	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	17			
	Zugang pro " "	6			
		23			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	8	8	392	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1893	29			
	Zugang pro " "	—			
		29			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	29	29	812	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	32			
	Zugang pro " "	26			
		58			
	Abgang " " "	28			
	Bleibt Bestand	30	30	852	30
31.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	15			
	Zugang pro " "	15			
		30			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	17	17	480	23
32.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	8			
	Zugang pro " "	5			
		13			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	9	9	244	29
33.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	25			
	Zugang pro " "	19			
		44			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	30	30	712	48
34.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	37			
	Zugang pro " "	17			
		54			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	36	36	936	50
	zu übertragen		1 131	32 642	1 545

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. März 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 131	32 642	1 545
35.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. Febeaar 1893	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	86
36.	**Lippspringe:****)				
	Bestand am 1. Februar 1893	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
37.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	46			
	Zugang pro . .	12			
		58			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	38	38	1 161	40
38.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Febraar 1893	7			
	Zagang pro . .	6			
		13			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	5	5	157	15
39	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	4			
	Zugang pro . .	3			
		7			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	6	6	155	21
40.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Februar 1893	79			
	Zugang pro . .	84			
		163			
	Abgaag . . .	96			
	Bleibt Bestand	67	67	1 954	36
41.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Februar 1893	10			
	Zugang pro . .	19			
		29			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	16	16	409	25
42.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand aat 1. Februar 1893	24			
	Zugang pro . .	9			
		33			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	20	20	685	20
	Zusammen		1 283	37 163	1 829

Dee gesammte Abgang an Kranken pro Februar 1893 beträgt 836, davon sind gestorben 57
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 37
geheilt 742
wie vor 836.

43. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Januar 1893** . . . . . . 31 Kranke.
Zagang pro **Januar 1893** . . . . 36 „
67 Kranke.

*) Ist vom 1. October v. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.
**) Ist vom 1. November v. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

Davon sind:
gestorben . . . . 2 Kranke
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . 3 „
geheilt . . . . 23 „
28 „

Bleibt Bestand am 1. Februar 1893: . . . 39 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 20 orientalische Christen, 6 Muhamedaner, 3 Drusen und 4 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1893 beträgt 1108.

Poliklinisch wurden 722 Personen behandelt.

---

1. Friedrich Graf von der Schulenburg-Hohenberg, Landrath a. D. und Kammerherr, auf Hohenberg, Kreis Osterburg, Rechtsritter seit 1864, † zu Hohenberg 9. März 1893.
2. Gustav Carl Friedrich Wilhelm von Stumpfeldt, Landrath a. D., Ehrenritter seit 1870, † zu Danzig 9. März 1893.

Bilder aus der Tümpling'schen Ahnengallerie.

Von H. O. Stölten, Pfarrer zu Frauenprießnitz bei Camburg a. d. Saale.

(Schluß.)

Aber nun sollte auch dieses reichbeglückte Leben rasch zu Ende gehen. Nachdem er noch kurz zuvor in der Friedenskirche zum heiligen Abendmahl gegangen, ging er am 10. August 1871, 91 Jahr alt, zu der Ruhe ein, mit der er sich seit Jahren vertraut gemacht hatte. „Verdienstvolles Wirken, verbunden mit einem edlen, freundlichen Wesen sichern ihm ein ehrenvolles Andenken" — heißt es in dem Referat, in welchem seiner in dem Capitel des Schwarzen Adler-Ordens gedacht wurde. Seine Lebensweisheit faßt sich in folgende Sätze zusammen: „Prüfe Dich öfters, daß niemals Herrschsucht Dich überfalle, huldige stets der Demuth, sei niemals geringschätzig gegen Deinen Nächsten und betrachte die Verhältnisse und Dinge in der Welt nicht zu schroff." Wie der Officier seinen Beruf auffassen soll, hat er 1863 in einem Briefe an seinen Sohn niedergelegt:

„Du stehst an der Spitze von 15—20 000 Soldaten — Du wirst damit einst Schlachten, ja vielleicht das Schicksal eines Krieges entscheiden können. Sorge für den Soldaten in aller Beziehung, gerechte Strenge, Hebung des Ehrgefühls, Nachsicht in unwesentlichen Dingen, Vermeidung aller nutzlosen Plackereien, dies ist der Weg, auf dem man den Soldaten zur größten Hingebung und Opferwilligkeit veranlassen kann . . . Es ist eine Haupteigenschaft unseres Soldaten, daß ihm die Religiosität im Allgemeinen und im Besonderen zu Zeiten der Gefahr Bedürfniß ist. Auf dieser Basis beruht seine unbesiegbare Tapferkeit und die Masse seiner guten Eigenschaften, die bei richtiger Leitung zu den größten Folgen führen müssen."

In seinem Testamente fand sich folgender Wunsch:

„Ich bitte meine geliebte Herzensfrau, mir kein prunkendes, sondern nur ein einfaches, anständiges Begräbniß bereiten zu wollen. So ist es auch mein Wunsch, daß der geistliche Herr,

der meinen Körper einsegnen wird, nicht etwa eine Lobrede über mich hält. Möge er sagen: daß ich unter vier unserer Könige treu gedient, ein Soldat mit Leib und Seele, ein armer sündhafter Mensch gewesen bin, der mit festem zuversichtlichen Vertrauen auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit gestorben ist."

In das **Gebetsleben**, das er in der Stille geführt, hat uns sein Tagebuch bereits einigen Einblick gewährt. Hier nur noch die eine Notiz zu seinem 88. Geburtstag: „Mein Erwachen war Dankgebeth zu Gott, dann Beglückwünschung meiner guten, geliebten Frau. Morgens gelesen und Beglückwünschung meines braven Sohnes, der 1/2 7 angekommen war. ... Sollte dieses mein letzter Geburtstag auf dieser Welt gewesen sein? Der liebe Gott wird es gewiß am besten einrichten." Wahrhaft rührend und ergreifend ist ein Blatt, das sich, mit zitternder Hand geschrieben, unter seinen Papieren fand:

„Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist!

Du mein dreieiniger Gott, mein Vater im Himmel! Dir danke ich indrünstig und herzinniglich für die süße Ruhe und Schlaf auch in dieser verflossenen Nacht, für mein gestärktes Erwachen, für Deinen Allmächtigen Schutz und Obhut auch in dieser verflossenen Nacht! Ich danke Dir, mein himmlischer Vater, inbrünstig für die Erhaltung meiner geliebten Gattin, meines braven Sohnes, seiner Frau und lieben Kinder und meine eigene Erhaltung, und flehe Dich herzlich an, Du wollest auch an dem heutigen Tage aus Gnade und Barmherzigkeit uns Alle in Deinem allmächtigen, göttlichen, väterlichen, barmherzigen, liebevollen Schutz und Obhuth behalten.

Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiliget werde Dein Name, Dein Reich komme auch zu uns, Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, unser tägliches Brod gieb uns heute, vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern, führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Uebel, denn Dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen! In Jesu Namen. Amen!

O Gott, verschmähe nicht mein kindliches, herzinnigliches Dankgebeth für das große Glück unserer Gesundheit! Erhöre mein Flehen, mein Bitten! ... Stärke auch fernerhin meine schwachen Kräfte wie Du es bisher so unaussprechlich gnädig, barmherzig und liebevoll gethan hast. Verlaß mich armen Sünder nicht in Noth, Tod, Angst, Qual und Schmerz. Ach! sey bey mir, mein geliebter Heiland Jesus Christus, mein Erlöser! in meiner letzten Stunde, in meiner letzten Noth! und sei dann meiner armen Seele gnädig und barmherzig in alle Ewigkeit, Amen!

O Jesus, hilf siegen, wenn Alles verschwindet
Und ich mein Nichts und Verderben nur seh',
Wenn kein Vermögen zum Bethen sich findet
Und ich mich fühl' wie ein schüchternes Reh.
Ach! Herr! Dann laß Du im Grunde der Seelen
Mir nicht den Trost Deines Naheseins fehlen!
Und soll's zum Sterben gehen,
Wollest Du, o Jesus, bei mir stehen,
Mich durch's Todesthal begleiten
Und zur Herrlichkeit bereiten,
Daß ich einst mag sehen
Mich, o Herr! zu deiner Rechten stehen!!!
Amen!" —

Der einzige Sohn Adams von Tümpling war der Preußische **General der Cavallerie Wilhelm von Tümpling**.

Geboren am 30. Dezember 1809 zu Pasewalk, schon als Knabe von lebhaftem Geist und liebenswürdigem Wesen, erhielt er volle Gymnasial- und Universitätsbildung, um erst nach wohl bestandenem Auscultator-Examen die Laufbahn seiner Väter einzuschlagen. Als 18jähriger Jüngling schrieb er einem Vetter: „Laß uns bedenken, theurer Wolf, daß es unsere heilige Pflicht ist, den Namen der Tümplings in Ehren und Achtung zu erhalten und nichts zu begehen und in nichts zu willigen, was unserer und unserer Familie Ehre zuwider ist." In dieser Gesinnung wählte er sich in seiner Jugend zur Devise die seiner Heidelberger Saxo-Borussia: „Virtus sola bonorum corona", später den Wahlspruch Gustav Adolfs: „Der frömmste Soldat der tapferste Soldat!" Die gediegene Bildung des Gardes du Corps-Officiers verschaffte ihm baldige Aufnahme in die allgemeine Kriegsschule, seine Verwendung als Erzieher des Prinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz und bereits 1839 den Eintritt in den Generalstab. 1849 machte er als Major im Stabe der Division von Hanneken den badischen Feldzug mit. Nach dem Doppelgefecht von Bischweier und Oberweier, wo diese Division entscheidend focht, schrieb er an seine Gemahlin Wilhelmine geb. v. Stelzer:

„Rings vom Feinde umgeben, bezogen wir nach 8 Uhr ein Biwuak bei Niederweier, wir Alle lagen auf freiem Felde der General und wir unterm schönen Himmel am Saum eines Waldes. Ich schlief ein paar Stunden auf dem Moos des Waldes und betete indrünstig, als die Sonne gestern schön sich wieder erhob, für mich und Euch! Dieses Leben, schwer und gefahrvoll, ernst und mühevoll, befriedigend aber mein Soldatenherz, bringt mich Gott wieder viel näher — ein solches Gefecht ist der mächtigste Bußprediger für eine Seele, die nach dem Besseren ringt — ich werde dann ganz ruhig und kommt dann das Gefecht, so gehe ich ruhig hinein in Gedanken an Euch und Gott, der mir dann mein Benehmen vorschreibt und meine Aufregung mäßigt, die sich natürlich immer damit einfindet. Dies schwere Gefecht am 29. Juni wird der Division wohl einiges Zutrauen zu mir gegeben haben, da kein Truppentheil übrig blieb, der nicht von mir angestellt oder ins Gefecht geführt wurde, wie es meine Pflicht gebot. Sey getrost, der Herr ist so gütig und barmherzig gegen uns wie gegen wenige Menschen, laß uns ihm dankbar seyn durch freudige Ergebung, durch Muth und Kraft im Tragen, durch Freudigkeit im Dulden, in der Hoffnung und Liebe zu seinen Wegen, die ja so wunderbar gnädig sind! Er wird mich erhalten, viele auch treue Herzen gewiß sind gebrochen, sie starben den Heldentod für eine gerechte Sache. Was bin ich besseres, daß ich verschont blieb? Die Kugeln schlugen zuerst groß und klein neben mir ein, tödteten rings um mich her, ich hörte ihr Zischen und Pfeifen und der Engel des Herrn stand bei mir und wies ihnen andere Wege als in die Brust, die das treueste Herz hegt für ein geliebtes Weib, für geliebte Kinder und für meinen theuren Vater. Um so größer ist mein Dank, um so größer das Gefühl meiner Schuld gegen Ihn, um so ernster mein Vorsatz, nur ihm zum Dank zu leben und fest den Weg der Pflicht und der Ehre zu gehen."

Ein Kamerad erzählt aus dem Jahre 1850: „Die Herzen der Officiere, sowie die unserer Leute schlugen ihm gleich entgegen. Seine zündenden Worte beim Einmarsch, seine belebte, anregende Unterhaltung bei den Diners berauschten uns vollkommen." Als Com-

mandeur (1854) desselben Garde-Ulanen-Regiments, das der Vater gehabt hatte, entwickelte er sich zu einem Taktiker, mit dem nach dem Zeugniß des Prinzen Friedrich Carl „keiner der Collegen sich mehr messen zu wollen erklärte“. Kurz vor Ausbruch des dänischen Krieges war er General-Lieutenant geworden. Einige Regimenter seiner Division (der 5.) waren am Sturm auf die Düppeler Schanzen betheiligt, er selbst durfte seinen Posten in Kiel nicht verlassen. Damals schrieb er: „Ich glaube, daß Gott den recht führt, der still sich führen läßt. Das ist die Erfahrung meines Lebens. Die Thräne quillt mir aber in den Augen, daß ich nicht dabei sein kann, wenn meine braven Truppen siegen und bluten!“ Kurz darauf: „Es ist ein großer Segen, daß solche Zeiten auch den lieben Herrn und Gott wieder heimisch in der Armee machen, und es macht meine Freude und meinen Stolz aus, Ihn, den Herrn und Heiland, vor meiner Division laut und öffentlich zu bekennen.“ Zwei Jahre später ging es nach Böhmen hinein. Seiner Gemahlin schrieb er: „Oft geht's mir so wie den ritterlichen Vorfahren, die manch' stilles pater noster im Sattel beteten. . . . . Ich sehe den Ereignissen mit Ruhe und Ergebung und freudiger Einigkeit mit meinem Herrn und Gott entgegen.“ Bei **Gitschin** (wiederum ein 29. Juni) sollte er seine Probe bestehen und er bestand sie glänzend. Gegen eine dreifache Uebermacht mit 24 gegen 96 Geschützen drang seine Division siegreich vorwärts und brachte den Feind durch kühnen Flankenmarsch im Feuer und concentrirten Angriff so in Unordnung, daß die auf einer anderen Straße vorrückende 3. Division Werder unter geringen Verlusten noch am Abend desselben Tages bis an die Thore von Gitschin vorrücken und die fünfte die Stadt in der Nacht besetzen konnte, wodurch die Verbindung mit der Armee des Kronprinzen ermöglicht war. Er selbst hatte sich in jenem kritischen Augenblick, als die ermatteten Grenadier-Bataillone des 12. Regiments zum entscheidenden Sturm auf den Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung, auf Brada-Podulsch, geführt wurden, an die Spitze der 6. Compagnie gestellt und war durch einen Gewehrschuß außer Gefecht gesetzt worden. „Vom Pferde gestiegen, ließ er den Generalmajor von Kaminsky ersuchen, den Befehl über die Division zu übernehmen und nicht eher zu ruhen, als bis Gitschin selbst genommen sei; dann brach er ohnmächtig zusammen“ — eine persönliche Bravour, die dem Prinzen Friedrich Carl das Wort entlockte: „Es ist schön, wenn ein preußischer General blutet, — das bringt der Armee Segen!“ Am 22. Juni 1880 schrieb ihm Prinz Friedrich Carl: „. . . Ihre und Ihrer Division Leistungen an diesem denkwürdigen Tage“ — Gitschin — „sind nicht genugsam gewürdigt worden, denn es trafen sehr schnell Ereignisse von größerer Tragweite ein; aber es ist meine Meinung, daß in unserer gesammten Kriegsgeschichte höchst selten Kämpfe vorkommen, welche, gleich Ihrem Ehrentage von Gitschin, in solchem Maße für die Vortrefflichkeit des Führers und der Truppe sprechen. . . .“

Wer beschreibt die Freude des alten Vaters? Am 1. Juli schrieb er: „Mein geliebter theurer Sohn! Dein Telegramm von gestern Abend aus Reichenberg hat uns Kunde gegeben von Deinem Siege und Deiner Blessur. Gott sei gedankt für Beides und insbesondere für Deine Erhaltung! Gott segne Dich! Gott lohne Dir! Ich danke Dir, mein braver Sohn, für Deine Siegesthat!“ Und am 3. Juli: „Mein Vaterherz zittert voll inniger Rührung und Freude!“ Und zum ersten Jahrestage der Schlacht:

„. . . Du hast das edle Bewußtsein, zu Preußens glorreichem Kriege 1866 einen wesentlichen Antheil herbeigeführt zu haben, denn von den drey Hauptacten in demselben: Nachod, Gitschin und Königgrätz ist der zweite Dein Werk und nur durch diesen konnte der dritte und letzte statthaben. Dein Bewußtsein ist Dein bester Lohn für Deine ruhmvolle That, die durch Deine Demuth vor Gott ihren wahren und höchsten Werth erreicht!“ . . .

Der König überreichte ihm persönlich den Orden pour le mérite, die Stadt Frankfurt a. O. den Ehrenbürgerbrief; noch im October rückte er, 56 Jahre alt, zum commandirenden General des VI. Armeecorps auf*) und siedelte über nach Breslau. Es ist bekannt, daß die Schlesier um Oesterreichs anfänglicher Haltung willen beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges zunächst daheim bleiben mußten, und Manchem noch erinnerlich der schwungvolle Corpsbefehl, in welchem General von Tümpling seinem Jubel Luft machte, als endlich marschirt werden durfte: „Eure Herzen zu Gott! Eure Fäuste auf den Feind! Hurrah! Es lebe der König!“ Um so mehr wird man es verstehen, wenn es ihn schmerzlich berührte, daß sein Armeecorps, welches erst am 6. August bei Landau eintreffen konnte, in diesem Kriege so wenig Gelegenheit fand, an hervorragenden Kämpfen Theil zu nehmen. Sein alter Vater glaubte ihn trösten zu müssen: „Das sind alles Ereignisse, wie sie der liebe Gott herbeiführt, und der macht es immer am besten, wenngleich es manchmal nicht so ist, wie wir es wünschen.“ Der Kaiser dagegen verlieh ihm das Eiserne Kreuz I. Klasse und ernannte ihn am 16. Juni 1871 — gelegentlich des feierlichen Einzuges der Truppen in Berlin — zum Chef des 3. Schlesischen Dragoner-Regiments Nr. 15, verlieh ihm 1875 den Schwarzen Adlerorden und ehrte ihn, wie der Kronprinz und mehr noch Prinz Friedrich Carl und Graf Moltke, zu seinem 50jährigen Dienstjubiläum im Jahre 1880 mit schmeichelhaften Zuschriften, die Städte Breslau und Namslau durch Ernennung zum Ehrenbürger, andere Städte, Behörden, Corporationen

*) König Wilhelm schrieb am 6. Januar 1867 an Adam: „Ihren Sohn als kommandirenden General zu sehen, kann Ihnen nicht erfreulicher sein, als mir selbst; aber noch schöner ist es, daß er sich durch Bravour und Einsicht auf dem Schlachtfelde diese Stellung erwarb!“

Digitized by Google

durch Adressen. Das Hauptorgan der Provinz sagte in einem Festartikel:

„Es ist ein großer und schöner Beruf, eine Nation körperlich und geistig für die Vertheidigung des Vaterlandes zu erziehen. General Tümpling hat seine hohe Stellung stets in diesem Sinne erfaßt und dabei segensreich gewirkt. Wie er, immer den Ernstfall vor Augen, von seinen Truppen bei allen Uebungen die höchste Anspannung fordert, so läßt er, wo es sich um das persönliche Wohl seiner Untergebenen handelt, das Herz in edelster Weise walten. Stets bestrebt, einen Jeden nach Möglichkeit auf seinem Lebenswege zu fördern, gelte es, hervorragenden Leistungen Anerkennung zu verschaffen oder Härten des Geschicks zu mildern, hat er sich die verehrungsvolle Liebe Aller in reichem Maße gewonnen."

Doch seit 1881 schwankte seine bis dahin eherne Gesundheit. Als im September 1882 der ersehnte Augenblick gekommen war, seinem Königlichen Herrn im Kaisermanöver sein Armeecorps noch einmal vorzuführen, erkrankte er schwer. Der Kaiser kam tröstend an sein Lager, richtete eine huldvolle Cabinets-Ordre an ihn und verlieh ihm sein lebensgroßes Oelbild. Allein Tümpling durfte nicht mehr reiten, wie früher; Bäder brachten keine Heilung und nachdem er noch auf Wunsch des Kaisers an der Einweihung des Niederwald-Denkmals, das ja auch seine Züge verewigt, Theil genommen, erhielt er am 22. November 1883 seinen im August erbetenen Abschied unter Verleihung des Schwarzen Adlerordens mit Brillanten und indem der Kaiser in der Cabinets-Ordre aussprach: „... Es ist eine lange, besonders ehrenvolle Dienstlaufbahn, die Ich hierdurch beendige — überall und immer gekennzeichnet durch treueste Pflichterfüllung und vollste Hingabe an die Anforderungen Ihrer Stellung — jederzeit ein Muster von Ehrenhaftigkeit und auch die stolzeste Erinnerung des Soldaten, ehrenvolle Verwundung vor dem Feinde, enthaltend. — Eine solche Dienstlaufbahn kann ich nicht ohne tiefe Bewegung zu Ende gehen sehen und ohne das Gefühl des wärmsten Dankes... Zugleich bestimme Ich, daß Sie in Ihrer Stellung als Chef des 3. Schlesischen Dragoner-Regiments Nr. 15 auch ferner verbleiben, damit Sie die wohlverdiente Ehrenstelle in der Armee behalten und damit der Name des Regiments auch ferner zum Ausdruck bringt, welche hervortretenden Verdienste Sie sich in einer 17jährigen Commandoführung insbesondere um das Schlesische Armeecorps erworben haben..."

In einem eigenhändigen Schreiben sagte ihm der Kaiser am 5. Januar 1884: „Auf 3 Briefe und ein Telegramm bin Ich Ihnen Antwort schuldig; der erste enthielt leider Ihren Antrag auf Niederlegung Ihrer Dienste. Ein langer Zeitraum verstrich bis zu meiner Entscheidung, der Ihnen jedoch, zu Meiner Freude, noch gestattete, als activer commandirender General bei der unvergeßlichen Feier auf dem Niederwald zu erscheinen, als Einer, der durch sein militärisches Eingreifen zu den großen Erfolgen mitwirkte, die dort gefeiert wurden!... Unsere lange Bekanntschaft, die von Ihrem Eintritt in die Gardes du Corps datirt als Avantageur bis zum commandirenden General, konnte Mir die Entscheidung, Sie ausscheiden zu sehen, nicht leicht machen!... So nehmen Sie denn nun Meinen und des Vaterlandes Dank für Ihre erfolgreichen Dienste in 4 Kriegen, in denen Sie selbst Ihr Blut fließen sahen..."

Der General zog sich nach Thalstein zurück. Es gab Zeiten, wo er sich ganz wohl fühlte. Dann war er von früh bis spät beschäftigt und erquickte das „gerne Gott in der Natur bewundernde" Auge an den schön geformten Bergen und den baumreichen Wiesen des Saalethals. Bis in seine letzten Tage hinein ließ er sich aus den Predigten, Reden und Ansprachen vorlesen, welche gelegentlich der Luther-Jubiläumsfeier in Wittenberg vom 12.—14. September 1883 gehalten worden waren. Nach einem letzten kurzen Krankenlager, während dessen er noch das heilige Abendmahl genommen hatte und in seinen Träumen auf den Schlachtfeldern verweilte, ging er am 13. Februar 1884 schlummernd zu seinem himmlischen König ein.

Seine Leiche wurde übergeführt in die Provinz, die das meiste Anrecht an sie hatte und seiner in warmem Nachruf gedachte:

„Auch Thränen fehlen seinem Heimgang nicht,
Denn Viele sind bei uns, die seines Herzens
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren."

In dem Beileidsschreiben des Kaisers Wilhelm heißt es: „... Es ist ein Ehrenmann weniger, und was die Armee in Ihm hatte, der Erfahrung, Handlung in seinen Dienststellungen im Kriege und im Frieden bewährte, wird sein Andenken nicht erlöschen lassen!" Sich selbst und das Ideal, dem er nachstrebte, hat er am besten characterisirt in einem Briefe aus dem Jahre 1849:

„Sage ihr, daß sie möge unsere Kinder für den Himmel, nicht für die Welt erziehen, wohlverstanden natürlich zum Siege über die Welt. Erst dann kann man in den Himmel eingehen. Ich will meine Kinder frisch und frei und fröhlich und muthig erzogen haben, dabei aber fromm und demüthig. Dann werden sie die Welt haben und nicht die Welt sie, der Himmel aber wird sie haben und sie werden dereinst segnen, die sie so lehrten und erzogen. Muth und Kraft, Innigkeit und Frömmigkeit besiegen jeden Feind und wär's der Teufel selbst! Man muß nur die rechten Waffen haben aus der Rüstkammer Gottes und man kann dann mit dem Helden Luther rufen: Und wenn die Welt voll Teufel wär', mein Weg geht mitten drauf!" —

* * *

Wir sind zu Ende. Wohl einer Familie, die auf solche Ahnen zurückblickt! Und wohl einem Volk, dem solche Bilder aus seiner Geschichte geboten werden können! Nichts ist heilsamer, als dem lebenden Geschlecht vor Augen zu halten, weß Geistes Kinder sie waren, die Helden, denen wir das Glück verdanken, das wir heute genießen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 29. März 1893. Nr. 13.

Genossenschaft im Königreich Bayern.

Die Herren Johanniter-Ritter der Genossenschaft im Königreich Bayern lade ich zum Rittertage: Sonnabend, den 8. April d. J., Nachmittags 3 Uhr, im kleinen Saale des Kunstgewerbevereinshauses, Pfandhausstraße Nr. 7 in München, ganz ergebenst ein.

München, den 23. März 1893.

Der Commendator
Max Graf zu Pappenheim.

Im Hospize des Johanniter-Ordens zu Jerusalem

wurden im Jahre 1892: 115 Gäste verpflegt; 13 weniger als 1891, was sich dadurch erklärt, daß zu Anfang des Jahres die wegen der Cholera in Syrien und später wegen der Cholera in Europa verhängte Quarantaine den Fremdenverkehr in Palästina sehr beeinträchtigt hat.

Von den 115 Hospizgästen kommen auf die I. Klasse 59 Gäste, nämlich 33 Deutsche, 1 Oesterreicher, 9 Engländer, 6 Amerikaner, 6 Deutsch-Russen, 1 Däne, 1 Norweger und 2 Schweizer.

Auf die II. Klasse kommen 56 Gäste, nämlich 46 Deutsche, 2 Oesterreicher, 1 Engländer, 1 Amerikaner, 1 Deutsch-Russe, 2 Dänen, 2 Schweizer, 1 Holländer, welche zusammen 651 Tage unentgeltliche Verpflegung genossen.

Unter den Gästen I. Klasse waren drei Johanniter-Ritter, nämlich:

der Ehren-Commendator und Werkmeister des Johanniter-Ordens Graf von Zieten-Schwerin mit seinem Herrn Sohne, Regierungsassessor in Posen,

der Ehrenritter, Oberst a. D. von Kamienski, aus Berlin und

der Commendator, Schloßhauptmann von Osnabrück Graf von dem Bussche-Ippenburg genannt von Kessel nebst Gemahlin und Tochter.

An Verpflegungsgelder von den Gästen I. Klasse wurden eingenommen 15 650 Piaster 20 Para, sowie an Miethe für einen kleinen zum Hospize gehörigen Laden 109 Piaster, zusammen 15 719 Piaster 20 Para, während sich die gesammten Ausgaben auf 35 193 Piaster 25 Para stellten, so daß aus den Mitteln des Johanniter-Ordens zugeschossen worden sind: 19 474 Piaster 5 Para, oder, den Piaster zu 16 Pfennigen gerechnet, 3115 Mark 86 Pf.

Die Kirchbauten in und um Berlin in den letzten vier Jahren.

In den letzten vier Jahren ist in und um Berlin der Bau von 26 neuen Kirchen begonnen worden. Sieben derselben, die Friedenskirche, die Capelle in St. Marcus, die Erlöserkirche in Rummelsburg, die Segenskirche in Reinickendorf, die Gethsemanekirche, die Nazarethkirche und in Luckenwalde die Petrikirche sind bereits eingeweiht; in zwei Jahren werden bis auf die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche die übrigen vollendet sein. 15 Baumeister sind an den Kirchbauten betheiligt wie folgt: Königlicher Baurath Spitta mit 5 Kirchen (eine davon ausgeführt vom Regierungs-Baumeister Bürde unter Oberleitung des Königlichen Bauinspectors Mühlke), Baurath Orth mit 4 Kirchen, Baurath Schwechten mit 3 Kirchen, Großherzoglich Mecklenburgischer Kirchenbaurath Möckel mit 3 Kirchen, Königlicher Geheimer Ober-Baurath Adler mit 2 Kirchen, Baurath Otzen mit 2 Kirchen, Königlicher Geheimer Baurath von Tiedemann, der Stadtbaurath Blankenstein (ausführender Architect Regierungs-Baumeister Menken), die Professoren Kühn und Vollmer, die Architecten Doflein, Schatteburg, Schilling mit je einer Kirche.

Der Gesammtwerth, welchen diese Kirchen einschließlich der inneren Einrichtungen und der Bauplätze mit Anlagen darstellen, beträgt über 15 Millionen Mark. An dieser Summe sind der Allerhöchste Dispositionsfonds Seiner Majestät des Kaisers sowie die vereinigten Kreissynoden mit je etwas über 1 600 000 Mark betheiligt, so daß ca. 12 Millionen auf Geschenke zu

Digitized by Google

rechnen sind. In letzter Summe sind ungefähr 2 Millionen enthalten, welche den Werth der Bauplätze darstellen. Dieselben sind bis auf drei gekaufte vom Magistrat, Staat, von kirchlichen Gemeinden, zumeist aber von Privatleuten geschenkt. Es bleiben somit ungefähr 10 Millionen Mark Spenden von Evangelischen, zum größten Theile von den Einwohnern Berlins, zu welchen aber auch die wohlhabenderen Kirchengemeinden Berlins ungefähr 1 250 000 Mark beigetragen haben. Rechnet man hierzu die Kosten, welche zur Erhaltung eines Pfarr-Systems in Berlin mit zwei Geistlichen jährlich ca. 22 000 Mark, in Summa also für die 24 Berliner Kirchen ca. 480 000 Mark jährlich betragen werden, so muß man mit Dank, Freude und Genugthuung auf die gewaltige Arbeit der kirchlichen Behörden, sowie auf die großen, opferwilligen Leistungen unserer Evangelischen Berlins und auch auf manche treue Hilfeleistung aus den Provinzen zurückblicken. Es ist, nachdem in 30 Jahren vorher nur vier Kirchen gebaut worden sind, geschehen, was irgend geschehen konnte.

Ein schöner Anfang ist gemacht, aber weiter kann auch in solchem Maße die Privat-Mildthätigkeit nicht mehr in Anspruch genommen werden; jetzt müssen die kirchlichen Behörden mit dem inzwischen erhaltenen Anleihe-Recht, durch die Gründung neuer Kirchen und Parochien eine energische Fortsetzung machen. Drei Kirchbauten sind zunächst leider jährlich noch nöthig allein für die in einem Jahre durchschnittlich zuziehenden, meist den arbeitenden Klassen angehörigen 50 000 Protestanten, und außerdem im Ganzen noch etwa 30 Kirchen, um geordnete kirchliche Gemeindezustände, d. h. Gemeinden von 25—30 000 Seelen, zu erreichen.

Wenn die kirchlichen Behörden in allen Instanzen energisch Hand an's Werk legen, kann in 6 bis 8 Jahren die Kirchennoth Berlins vorüber sein, zumal wenn gegen den unhaltbaren Zustand des gewaltigen Zuzuges, der das flache Land entvölkert und die großen Städte gefahrbringend überfüllt, Abhilfe geschaffen wird.

Bei den Kirchbauten sind sowohl in Bezug auf die ganze Behandlung dieser Angelegenheit, als auch namentlich in Bezug auf die Kosten sehr lehrreiche und werthvolle Erfahrungen gemacht worden. In beiden Dingen tappte man anfänglich ganz im Dunkeln. Bei den mühevollen und zeitraubenden Vorarbeiten zu einem Kirchenbau zeigte sich zunächst bei den Gemeinde-Körperschaften und den Architecten eine solche Unerfahrenheit, bei den in zu großer Menge betheiligten kirchlichen, staatlichen und städtischen Behörden solche Verschiedenheiten in den Ansichten mit einer so unübersehbaren Zahl von Bestimmungen und Verfügungen, daß jeder Beginn eines Kirchbaues zunächst einer monatelangen, ja in einzelnen Fällen jahrelangen Federschlacht glich, welche auf alle Betheiligten ermüdend wirkte und vor allen Dingen die Schaffensfreude lähmte. Allgemein hat man anerkannt, daß in diesem Geschäftsgange umfassende und eingreifende Aenderungen stattfinden müssen. Zwei Dinge haben sich als ein Gebot der Nothwendigkeit herausgestellt:

1. die Bildung einer eigenen Abtheilung im Consistorium für Berlin, so lange kein eigenes Consistorium für die Hauptstadt gegründet wird, da das jetzige für Berlin und die Provinz gleichzeitig die erdrückende Arbeitslast nicht bewältigen kann;
2. die Bildung einer permanenten Kirchbau-Commission für Berlin, in welcher alle betheiligten Factoren, vor Allem auch hervorragende Privat-Baumeister vertreten sind.

Was die Kosten betrifft, so hat sich in den letzten vier Jahren, wo das gesammte Material für den Bau günstige Durchschnittspreise hatte, die Löhne indessen als gleichmäßig hohe zu bezeichnen waren, folgendes Resultat herausgestellt:

Eine im Aeußeren und im Inneren geschmackvolle, würdige Kirche mit 1000 Sitzplätzen, den strengen hiesigen baupolizeilichen Anforderungen entsprechend, aus besten Ziegeln, gewölbt, mit hohem Thurme, zwei Sacristeien und Confirmandensaal ist excl. der inneren Einrichtung für 200—250 000 Mark herzustellen. Der Bauplatz ist dabei natürlich nicht berechnet. Somit kommt der Sitzplatz auf 200—250 Mark. Nach Kubikmetern umbauten Raumes (excl. innere Einrichtung) betragen die Kosten ca. 20—23 Mark für den Kubikmeter.

Bei der schönen Erlöserkirche in Rummelsburg kostet der Sitzplatz ca. 210 Mark, der Kubikmeter ca. 21½ Mark. Derselbe Preis wird z. B. bei der Samariter- und der Versöhnungskirche innegehalten. Die Segenskirche in Reinickendorf, welche eine Holzdecke hat, und wo auch die übrige Architectur einfacher ist, kostet mit 850 Sitzplätzen, einer Sacristei und einem Confirmandensaal 105 000 Mark, sodaß der Platz auf ca. 123 Mark kommt.

Bei denjenigen Kirchen, welche in größeren Verhältnissen und mit reicherer Architectur erbaut werden (Himmelfahrt-, Nazareth-, Gethsemanekirche rc.) steigert sich der Werth des Platzes bis auf höchstens 300 Mark, der Kubikmeter auf 23—24 Mark. Wo statt der Ziegel Hausteine zur Anwendung kommen, vertheuert sich ein Bau um ca. 20 Procent. Monumentalbauten, wie die Gedächtnißkirchen für den Kaiser Wilhelm und die Kaiserin Augusta, sind hier natürlich nicht in Betracht zu ziehen.

Bei der noch immer großen Kirchennoth in Berlin muß aber noch billiger gebaut werden. Dabei vertreten wir die Ansicht, daß die Kirche ein Schmuck und eine Zierde der Gemeinde sein soll; ein liebliches und würdiges Gotteshaus übt eine berechtigte Anziehungskraft aus. Aber trotzdem können durch niedrige Thürme, Holzdecken und dementsprechend geringere Fundamente und Mauerstärken Ersparnisse gemacht werden, sodaß sich auch für 150—200 000 Mark

Digitized by Google

freundliche, zweckentsprechende Gotteshäuser zu 1000 Sitzplätzen, 2 Sacristeien und 1—2 Sälen herstellen lassen.

Ein kürzlich von den Königlichen Baubehörden entworfenes Muster einer billigen Kirche für 75 000 Mark entspricht nicht den hiesigen Anforderungen, weil ihm die für Berlin ganz unentbehrlichen Nebenräume und Säle fehlen.

Für eine einfache innere Einrichtung (d. h. Glocken, Orgel, Altar, Kanzel, Taufstein, Gestühl und die sonstigen kleineren Gegenstände) muß man 30 bis 40 000 Mark rechnen. Kirchen mit mehr als 1000 oder 1200 Sitzplätzen zu bauen, empfiehlt sich durchaus nicht, da dieselben in der Regel kaum bis zur Hälfte gefüllt sein werden.

Auf das Kirchbauen allein und die damit verbundene Anstellung der Geistlichen darf man indessen, namentlich in Berlin, nicht zu große Hoffnungen für die Entwickelung des evangelischen Gemeindelebens setzen. Um die großen Gemeinden zu sammeln, sind zwei oder drei Gottesdienste in der Woche, der Confirmanden-Unterricht, Seelsorge u. s. w. nicht ausreichend. Dazu kommt die verschiedenartige Begabung der Geistlichen, ihre so oft übermäßig hervortretenden Meinungsverschiedenheiten, wo im Wortkampf über Nebensächliches die Thaten nicht zur Ausführung kommen, welche auf das eine gemeinsame große Ziel gerichtet sein sollen; auch drängen sich nicht selten die politischen Kämpfe in die Kirche hinein und wirken dort noch unheilvoller wie in der Außenwelt.

Deswegen muß für die evangelischen Gemeinden der großen Städte außer dem meist nur sonntäglich und höchstens ein oder zwei Mal in der Woche zur Predigt geöffneten Gotteshause noch ein anderer täglich und stündlich zugänglicher und Alle, Arm und Reich, Hoch und Niedrig anziehender und zu christlicher Hilfe und Liebesarbeit mahnender Sammelpunkt vorhanden sein. Das ist das Gemeindehaus. Die evangelische Kirche beruht auf der Gemeinde. Aber ein wirkliches Gemeindeleben in christlichem Sinne läßt sich in unseren großen Städten nur durch Gemeinde-Häuser anregen. Eine von hier aus mit practischem Sinne und mit Liebe geleitete Arbeit, die Sammlung der verschiedenen Kreise, der Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, sowie der kleinen Kinder in gemeinsamer Liebesthätigkeit, wird eine Gemeinde noch mehr erwecken und beleben als die bloße Predigt.

Das Ideal wäre nun, das Gotteshaus zugleich mit dem Gemeindehause, und wenn möglich noch mit dem Pfarrhause zu verbinden.

Das ist, namentlich in den Vorstädten, wo noch ausreichend Bauterrain ist, durchführbar. Es muß aber so durchgeführt werden, daß die Baukosten nicht wesentlich erhöht und die Bauplätze, wie bisher, unentgeltlich hergegeben werden. Wie wir sahen, kosteten unsere jetzigen Kirchen mit 2 Sacristeien und 1—2 Confirmanden-Sälen im Durchschnitt zwischen 250 bis 350 000 Mark. Für 300—350 000 Mark läßt sich, wie bereits mehrere unserer Kirchbau-Architecten eingehend erörtert haben, eine Kirche mit einem Pfarr- und einem einfachen Gemeindehause herstellen (ausschließlich der Kosten für den Bauplatz). Dieses Ziel muß in Berlin von den kirchlichen Behörden und den Gemeinden angestrebt werden.

Die kirchlichen Arbeiten Berlins in den letzten Jahren sind wie das Morgendämmern eines schönen Tages nach langer trüber Nacht. Aber die großen Erfolge waren nur dadurch möglich, daß Männer aller Kreise und aller Parteien, denen die Noth des Volkes zu Herzen ging, sich einmüthig zu gemeinsamer Arbeit die Hand reichten. Es ist der schöne Beweis geliefert, daß unendlich Viele, die in ihrem Herzen ein religiöses Bewußtsein tragen, trotz mannigfacher Parteiunterschiede in der Bethätigung des „practischen Christenthums", welches in der Nächstenliebe gipfelt, sich als wahre und treue Freunde zusammenfinden.

Diese Ueberzeugung ist von Anfang an die Richtschnur des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins und des durch ihn begründeten Evangelischen Kirchenbau-Vereins gewesen.

Der Weg ist gewiesen, welcher mit Segen weiter beschritten werden kann. Die Evangelischen Berlins haben durch ihr einmüthiges Vorgehen und häufig unterstützt von Freunden in der Provinz, welche mit ihren eigenen in der Hauptstadt verlassenen Kindern Erbarmen hatten, in nicht vier Jahren ihre Stadt aus der tiefsten Kirchennoth gerettet. In der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche hat diese opferfreudige Gesinnung den schönsten Ausdruck ihrer hohen und tiefen Begeisterung gefunden, damit aber auch gewissermaßen ihren Höhepunkt erreicht und einen Dank- und Schlußstein errichtet, welcher mahnend und fördernd wirken soll, daß, nachdem die in Berlin auf weiten Gebieten unentbehrliche Privatopferwilligkeit für Kirchbauten das Höchste geleistet hat, nunmehr die maßgebenden gesetzlichen Factoren mit dem Anleiherecht schnell und energisch zur gänzlichen Beseitigung der Kirchennoth eintreten. Möchten sie dabei vor allen Dingen die Gemeindehäuser voranstellen. Mit den Arbeiten der Nächstenliebe versöhnen wir die Herzen und gewinnen sie zurück. Erst wenn die Menge der Entfremdeten den Segen des practischen Christenthums an sich persönlich fühlt, wird sie erkennen, daß für die Kirche Opfer bringen, nichts Anderes ist, als sich selber Hilfe in aller Noth schaffen.

Ueber die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche werden wir in einem folgenden Aufsatze Näheres bringen.

Die Unterstützung der Diakonissenarbeit in der Gemeinde.

Der Nr. 296 der „Bausteine", Monatsblatt für innere Mission, entnehmen wir einem Referate des Rectors der Diakonissenanstalt in Dresden, Pastors Dr. Molwitz, über die Aufgabe, Grenze und Unter-

stützung der Diakonissenarbeit in der Gemeinde, das Nachstehende mit dem Wunsche, daß dasselbe auch in weiteren Kreisen Beachtung finden möge:

Vor allem bedürfen die Gemeindediakonissen einen Kreis von Hausfrauen, die bereit sind, den Pfleglingen der Gemeindediakonie Essen darzureichen. Zwar wird in den meisten Gemeindepflegen von den Schwestern auch für die Kranken gekocht; aber da, wo nur eine Schwester angestellt ist, fehlt dazu die Zeit und Kraft. Macht doch solchen alleinstehenden Gemeindediakonissen oft schon die Zubereitung des eigenen Mittagessens Schwierigkeiten. Aber auch da, wo mehrere Schwestern arbeiten, kann doch die Küche des Diakonissenheims nicht mehr als Suppe liefern. Es wird aber doch, namentlich auch für die Reconvalescenten, anderes Essen gefordert. Dieses auf Marken in einem Gasthause holen zu lassen, ist nach den vielerorts gemachten Erfahrungen nicht räthlich. Die Kranken sind dabei nicht so versorgt worden, wie ihre Wohlthäter es wünschten. So bleibt ja gar nichts anderes übrig, als daß man das Krankenessen aus hilfsbereiten Familien zu gewinnen sucht.

Weiter bedarf die Gemeindepflege einen Kreis von Frauen, die willig sind, an der Herstellung der Krankenwäsche mitzuarbeiten. Ein reichlicher Vorrath solcher Wäsche ist für eine Gemeindepflege unerläßlich. Man darf gewiß sagen, daß in manchen Fällen, wenigstens bei der Aufnahme der Kranken, die Beschaffung der nöthigen Wäsche noch nothwendiger ist, als die Beschaffung der Nahrung. Wie sieht es an manchem Krankenbette aus, und wie wohl thut es den Kranken, wenn sie von ihrem Schmutz befreit und mit reinlicher Leib- und Bettwäsche ausreichend versorgt sind! Es erhöht auch die Freudigkeit der Schwestern in ihrer Arbeit, wenn sie erst ihre Kranken sauber und reinlich gekleidet sehen. Man hat nun in einzelnen Gemeindepflegen die Herstellung dieser Wäsche an arme Frauen vergeben, um auf diese Weise die Arbeit der Herstellung zu einer Wohlthat zu machen. Aber damit geht der Gemeindepflege ein Gewinn verloren, den sie hat, wenn sich aus den Frauen der Gemeinde ein eigentlicher Nähverein bildet. Ein solcher Verein reift in seinen Arbeitsstunden, die zumeist an einem ersten Tage der Woche, des Nachmittags abgehalten werden, allmählich zu einer auch nach anderen Seiten hin wichtigen Stütze der Gemeindepflege heran. Denn da in den Arbeitsstunden die Diakonissin in der Regel anwesend ist und aus ihrer Arbeit Mittheilungen machen kann und wird, so gewinnen die Mitglieder des Nähvereins einen gründlichen Einblick in die ganze Arbeit der Diakonissin und in die Zustände der ärmeren Bevölkerung, der doch für die ganze Fürsorge für die Gemeinde von großem Segen werden kann. Es sind aus diesen Nähvereinen öfters schon segensreiche Veranstaltungen zum Wohle der Gemeinde hervorgegangen. Außerdem treten die Mitglieder des Vereins in den Arbeitsstunden der Schwester auch persönlich nahe und können ihr dann mit ihrem Rath in solchen Fällen beistehen, in welchen ihr der Rath und das Urtheil von Frauen erwünscht ist. Der Versammlungsort ist wohl am richtigsten das Diakonissenheim, da dort ja zugleich das Wäschedepot sich befindet.

Drittens braucht die Gemeindepflege eine Anzahl freiwilliger Helferinnen. Diese sollen für die Diakonissin eintreten, wenn diese einmal durch Erkrankung oder Abwesenheit von der Versorgung der Kranken abgehalten ist, oder wenn sie wegen nothwendiger Krankenbesuche den Jungfrauenverein nicht abhalten kann. Auch wäre es wünschenswerth, wenn während des jährlichen Urlaubs der Schwester die Arbeit durch solche Helferinnen weiter geführt werden könnte. Je mehr die Zahl unserer Stationen wächst, desto weniger können wir die Entsendung einer solchen Stellvertreterin aus dem Mutterhause versprechen. Diese freiwilligen Helferinnen sollen aber nicht nur für die Schwestern, sondern auch mit denselben arbeiten. Denn eine Gemeindediakonissin soll keineswegs darauf ausgehen, alle Arbeit in ihren Händen zu vereinigen, sondern sie soll es sich im Gegentheil angelegen sein lassen, die schlummernden Kräfte in der Gemeinde zu wecken, daß sie sich mit ihr im Verein für die Gemeinde regen. Die Gemeindepflege soll auch dadurch ein Segen in der Gemeinde sein, daß sie Gelegenheit zu Anschluß und zur Eingliederung für solche bietet, die der Gemeinde dienen können und wollen. Auch freiwillige Helfer kann die Gemeindepflege oft recht gut brauchen, Männer, die bereit sind, helfend einzutreten, wenn es in einem Falle nothwendig und richtig ist, daß ein Mann in der Nachtwache oder in der Pflege an die Stelle der Frau tritt.

Endlich bedarf die Gemeindepflege noch einer Stätte für solche Fälle, wie sie vorhin angeführt worden sind, eines Asyles, in welchem Mädchen auf dem Wege zum Magdalenenasyl einstweilen untergebracht werden können, eines Asyles, in welches verwaiste Kinder, namentlich Säuglinge, gebracht werden können, bis eine dauernde Versorgung erreicht worden ist. Eine solche Stätte wird wohl am einfachsten durch ein Abkommen mit einer zuverlässigen Wittwe getroffen, die zugleich nach ihrer Gesinnung zur Hilfeleistung in kirchlicher Arbeit befähigt ist. Es würde darin bestehen, daß sich der Vorstand der Gemeindepflege durch einen Beitrag zur Miethe ein Zimmer für solche Zwecke sichert, und daß er sich verpflichtet, für jeden Pflegetag, den die Wittwe zu leisten hat, eine besondere Entschädigung zu zahlen. Der Gemeindediakonissin würde die Oberaufsicht über das Asyl zu übertragen sein.

Wird sich denn nun aber auch diese wünschenswerthe Unterstützung allenthalben finden? Ein Kreis von Hausfrauen zur Darreichung von Krankenessen brauchte in den meisten Fällen gar nicht erst gesammelt zu werden. Er war in zahlreichen Fällen schon vor Errichtung der Gemeindepflege vorhanden. Wo er aber nicht vorhanden war, da hat es doch gewöhnlich keine Mühe gekostet, ihn

Digitized by Google

zusammenzubringen. Auch ein Nähverein ist meist leicht zustande gekommen. Sogar da, wo ähnliche Vereine schon vorhanden waren, haben sich für einen neuen Verein Mitglieder gefunden. Zumeist haben die Pfarrfrauen die Errichtung des Vereins in die Hand genommen. Das Pfarrhaus ist deshalb auch in einzelnen Fällen der Versammlungsort. In vielen Fällen bot der Frauenverein die erwünschte Anlehnung, wie wir denn überhaupt die Erfahrung gemacht haben, daß an vielen Orten die bestehenden Frauenvereine erst durch die Gemeindepflege zu rechtem Leben gekommen sind. Es ist mir dies von Vorsteherinnen solcher Vereine wiederholt bezeugt worden. Namentlich ist die Sitte einzelner Frauenvereine, sich mit einer Weihnachtsbescheerung zu begnügen, vielfach abgestellt worden. Der bessere Einblick in vorhandene Noth änderte auch die Form der Hilfeleistung. Anders steht es mit den freiwilligen Helferinnen. In diesem Punkte sind wir noch nicht so weit, als es zu wünschen wäre. Ich vertraue aber auf unsere Jungfrauenvereine, aus denen schon einzelne solche Helferinnen, ja auch tüchtige Diakonissinnen hervorgegangen sind, und auf die dienenden Schwestern des Johanniterordens, die ja die ausdrückliche Anweisung haben, die empfangenen Kenntnisse und Fertigkeiten im Dienste der heimathlichen Gemeinde zu verwerthen, und von denen schon jetzt im Sommer viele in den verschiedenen Diakonissenhäusern als Stellvertreterinnen beurlaubter Schwestern thätig sind. Auch die freiwilligen Helfer werden sich, wie es scheint, finden.

Die deutschen Arbeitercolonien.

Unter den Bestrebungen, die Wanderbettelei in Deutschland einzudämmen, nehmen die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Arbeiter-Colonien eine der ersten Stellen ein. Wir sind in der Lage, aus einer soeben erscheinenden Arbeit von Dr. Berthold („Die deutschen Arbeiter-Colonien. Sechste Folge 1889/91.“ Berlin 1893. M. Pribe) die Hauptresultate seiner Feststellungen, die auf officiellem Zählkartenmaterial beruhen, mittheilen zu können. Es bestehen zur Zeit 25 Colonien, von denen 17 in Preußen, darunter zwei städtische Colonien in Berlin und Magdeburg, zwei in Württemberg, je eine in Bayern, Sachsen, Baden, Oldenburg, Hamburg und in den Thüringischen Staaten. Die Zahl der verfügbaren Plätze beträgt 3100; überhaupt fanden bis 1. April 1891 44 807 Personen Aufnahme, 42 764 gelangten zur Entlassung; allerdings fanden bei den Colonisten zahlreiche Wiederaufnahmen derselben Personen statt, sodaß man fast von einem gewissen Stammpublikum reden kann. In den Jahren 1887/89 gelangten 13 575 zur Aufnahme, 1889/91 15 425, denen aber nur 10 403 bezw. 11 088 Personen entsprechen, sodaß 23,4 bezw. 28,1 pCt. wiederholt aufgenommen wurden.

Was speciell die Arbeiter-Colonie Berlin N. betrifft, so zeigt sich die Eigenartigkeit dieser städtischen Colonie nach den verschiedensten Richtungen. Im Gegensatz zu den anderen Colonien, welche die Colonisten mit landwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigen, überwiegt in Berlin der industrielle Betrieb. Es befanden sich 1889/91 in der Colonie 1088 Personen; entlassen wurden 892; in Berlin steht als Abgangsgrund „schlechtes Betragen“ mit 10,7 pCt. und „Entlaufen“ mit 16,7 pCt. erheblich höher als in den anderen Colonien, was sich zum Theil aus der bequemen Gelegenheit des Entlaufens und der Möglichkeit, schnell anderweitig Unterkunft zu finden, erklärt. Hinsichtlich der wiederholten Aufnahmen ergiebt sich, daß 66,9 pCt. zum ersten Mal, 33,1 pCt. wiederholt bis zu elf Mal sich in Colonien befanden; bestraft waren 70,8 pCt., unbestraft 29,2 pCt., allerdings hatten 44,7 pCt. nur Haftstrafen verbüßt; mit Gefängniß waren 17,6 pCt., mit Zuchthaus 3 pCt. bestraft. Die Aufenthaltsdauer erstreckte sich bei einzelnen Colonisten (5,5 pCt.) bis auf über 7 Monate, darunter bei 1,3 pCt. sogar auf über ein Jahr, so daß die Frage entsteht, ob nicht derartige Personen in Versorgungsanstalten einzuweisen wären, da die Colonien ursprünglich nur zu vorübergehendem Aufenthalt bestimmt sind.

Eine der Hauptaufgaben der Colonien, ihren Insassen Arbeit zu verschaffen, ist leider nur in beschränktem Maße möglich gewesen; während 1887/89 20,8 pCt. aller Entlassenen Arbeit fanden, glückte es 1889/91 nur bei 19,7 pCt. Es ist dringend zu wünschen, daß alle Arbeitgeber nach Kräften dieses Bestreben, die Colonisten in Arbeit unterzubringen, fördern, wie andererseits die Colonievorstände bei jeder Empfehlung eines Colonisten für eine Arbeitsstelle sehr vorsichtig sein müssen.

Das Diakonissen-Mutterhaus zu Kaiserswerth am Rhein und seine Tochterhäuser.

Neue, erweiterte Ausgabe mit vielen Holzschnitten, von D. Julius Disselhof. Verlag des Diakonissen-Hauses zu Kaiserswerth am Rhein. 1893. 156 Seiten 8°. Preis geheftet 75 Pf.

Wir können den Lesern dieses Blattes das vorgenannte treffliche Werk warm empfehlen und vermögen hier aus demselben nur den Inhalt kurz, wie folgt, anzugeben:

Das Buch beginnt mit einer geschichtlichen Einleitung, aus der wir ersehen eine wie hervorragende Rolle die kleine Stadt Kaiserswerth früher in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes gespielt hat, „da von ihr aus der Niederrhein und die bergischen Lande durch Suitbertus Christenthum und Cultur empfangen haben. Noch heben sich aus den Fluthen des Rheinstromes, der hier und bei Mainz die größte Breite hat, die Ruinen der Kaiserpfalz empor mit ihren gewaltigen Basaltsäulen, Zeugen alter bedeutungsvoller Herrlichkeit. Von hier aus mußte Agnes, die Wittwe Kaiser

Digitized by Google

Heinrichs III. 1062 mit eigenen Augen ansehen, wie ihr zwölfjähriger Sohn Heinrich IV., vom Erzbischof Hanno von Cöln auf ein Schiff gelockt, in den Rhein sprang, aufgefischt, ihr entführt und damit ein Grund zu unseligen Zwistigkeiten zwischen weltlicher und geistlicher Macht gelegt wurde. Dieselbe Pfalz aber ist unter Kaiser Friedrich Barbarossa auch ein Hort des Friedens für die ganze Umgegend gewesen, wie die Inschrift meldet, welche einem mächtigen Stein über dem Portale eines Erweiterungsbaues eingegraben wurde".

Jahrhunderte sind seitdem vergangen und das kleine Städtchen, lange unbekannt und unbeachtet im weiten Deutschen Reiche, hat erst seit etwas mehr als 50 Jahren wiederum eine große Bedeutung dadurch erlangt, daß in ihm nicht nur die Wiege des von dem seligen Pastor Theodor Fliedner wieder aufgerichteten Diakonissenthums steht, sondern daß unter dem Segen Gottes sich diese Wiege entwickelt hat zu einem großen, über weite Lande sich ausbreitenden Werke evangelischer Liebe und Barmherzigkeit, von dem Ströme des Segens ausgegangen sind und ausgehen für und für.

Der 2. Abschnitt legt die Grundzüge der Organisation des Mutterhauses dar, während der 3. Abschnitt über das Mutterhaus und seine Tochterhäuser in Kaiserswerth selbst handelt, ingleichen über die deutschen Tochterhäuser des Rheinisch-Westfälischen-Diakonissen-Vereins außerhalb Kaiserswerths, endlich über die außerdeutschen Tochterhäuser.

Der 4. Abschnitt berichtet über die übrigen Arbeitsfelder und enthält eine tabellarische Uebersicht sämmtlicher Stationen.

Im 5. Abschnitt wird über den Dienst des Kaiserswerther Mutterhauses in Familien und bei allgemeinen Landesnöthen berichtet, während der 6. Abschnitt Nachricht über verlassene und nicht besetzte Arbeitsfelder giebt.

Als Anhang ist die Uebersicht über den Stand der zur Kaiserswerther General-Conferenz verbundenen Diakonissen-Mutterhäuser im Jahre 1891 beigefügt, dem der nachstehende Schluß folgt:

„Wiewohl die vorstehende Darstellung unseres Werkes auf einem Gebiete sich bewegt, welches vorzugsweise das Gemüth in Anspruch nimmt, haben wir doch nur die objectiven Thatsachen reden lassen. Wir vertrauen der Macht derselben, daß sie dem Verständniß für unsere Arbeit in weiteren Kreisen Bahn brechen, vorhandene Vorurtheile aus dem Wege räumen und neue, hilfreiche Freunde uns gewinnen werden. Insbesondere hoffen wir, daß die vermehrte Kenntniß von dem Verlangen unserer Zeit nach Diakonissen und von der erfolgreichen Thätigkeit derselben in geeigneten Persönlichkeiten das Verlangen wecken wird, sich diesem Geist und Gemüth befriedigenden Berufe zu widmen. Damit würde eine von den größten Schwierigkeiten gehoben, die unsere Wirksamkeit hemmen, der Mangel an passenden Arbeitskräften. Wenn das vorhandene Bedürfniß nach Diakonissen auch nur annähernd befriedigt würde, — und nach der Menge der unbeschäftigten weiblichen Kräfte könnte es befriedigt werden, — wie viel kräftiger würden wir mit den besonderen Gaben, welche Gott dem weiblichen Geschlechte verliehen hat, in den großen allgemeinen Kampf gegen die leibliche, geistliche und sittliche Noth der Gegenwart eintreten können!!"

Literatur.

„Martha, eine illustrirte Wochenschrift für die Hausfrau, die Töchter und weiblichen Angestellten des Hauses," ist eine Zeitschrift betitelt, die P. Ernst Evers von der Berliner Stadtmission zum 1. April d. J. im Vereine mit mehreren Fachschriftstellerinnen herausgiebt. Das Blatt erscheint im Formate des „Sonntagsfreundes" und will nicht allein der Unterhaltung, sondern auch der Erbauung und der Belehrung des weiblichen Geschlechtes dienen. Demzufolge zeigt die vorliegende Probenummer eine angenehme Fülle der verschiedensten Gaben, die mit einer kernigen Schriftauslegung beginnen, den Anfang einer aus E. Evers bewährter Feder stammenden Erzählung „Aus einem Tagebuche" bringen, ein hübsches Lebensbild aus der inneren Mission, wie aus dem Marthadienste des Hauses geben, und mit Mustern zu Handarbeiten und Rathschlägen für Zimmergärtnerei enden. Alles ist durchweg volksthümlich und doch auch für Hände geeignet, die nicht von der Arbeit gehärtet sind.

Die beigegebenen Illustrationen machen das Ganze um so gefälliger. Der Preis, 75 Pf. für das Quartal, ist kein hoher, zumal er sich bei Bestellung von mehreren Exemplaren wesentlich ermäßigt. Zu beziehen ist die „Martha" von der Expedition S.W., Johannistisch 6, Buchhandlung der Berliner Stadtmission oder durch die Post.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 25. 18. März 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges (Fortsetzung). — Bilder aus der Mark. II. Burg Rabenstein (mit Abbildung). — Aus den Befreiungskriegen. Erlebnisse eines Officiers beim Lützowschen Freicorps und im 7. Reserve-Regiment. — Auch ein Hohenzoller. — Kleine Mittheilungen: Berliner Straßenpost (mit 2 Abbildungen). — Kirschner, der neue Bürgermeister von Berlin (mit Abbildung). — Der Fall der Königserle zu Burg im Spreewalde. — 2c.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 a.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 5. April 1893. **Nr. 14.**

Die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche, ein nationales Denkmal, das Denkmal Berlins und Charlottenburgs für den unvergeßlichen Heldenkaiser.

Der Kirchenbau-Verein hatte in sein Arbeitsfeld auch die weitausgedehnte Stadtgegend, wo Berlin und Charlottenburg zusammenstoßen, hineingezogen. Im Berliner Magistrat war an den Plänen zu einem Kaiser Wilhelm-Denkmal gearbeitet worden, bis das Reich beschloß, dem großen Kaiser ein Denkmal Deutschlands in der Reichshauptstadt zu errichten. Damit fiel natürlich der Plan der Errichtung noch eines großen Reiterstandbildes seitens der Stadt Berlin fort. In Folge dessen beschloß der Kirchenbau-Verein auf dem Platze, wo sich Berlin, die Geburtsstadt des geliebten Kaisers, und Charlottenburg, seine Grabesstätte, vereinen, die in dieser Gegend geplante Kirche als Denkmal der Liebe und Dankbarkeit für den verewigten Herrscher auszugestalten. Am 22. März 1891 legten Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin den Grundstein im Beisein vieler Fürstlichkeiten, unter welchen sich auch die Großherzogin von Baden und Ihr hoher Gemahl befanden. Noch im Juli desselben Jahres, nachdem die nothwendige Vergrößerung des Platzes und die Verlegung der umgebenden Straßen mit ihren Pferdebahngeleisen beendet war, konnte mit der durch die nicht günstigen Bodenverhältnisse und durch die Größe der Kirche schwierigen und großartigen Fundamentirung vorgegangen werden.

Die Geldsammlungen für den Bau begannen erst unmittelbar vor der Grundsteinlegung. Dieselben ergaben bei dem ersten Jahresabschluß im Mai 1892, also in nicht einem Jahre, 800 000 Mark, eine große Summe, wenn man bedenkt, daß gleichzeitig für noch über 20 Kirchen gewirkt werden mußte. Die Zeit vom Juni bis zum Winter ist in Berlin bekanntlich auf dem Gebiete der freiwilligen Liebesthätigkeit und der damit verbundenen Geldsammlungen eine stille Zeit. Trotzdem belief sich der Baufonds bis Ende 1892 auf fast 1 Million Mark. Das Baucomitee hatte beschlossen, daß, da die Kaiser Wilhelm-Kirche ein Denkmal werden sollte, sich bei den Spenden auch Nicht-Evangelische betheiligen könnten, was natürlich bei den anderen Kirchen ausgeschlossen war. Indessen sind auch bei der Kaiser Wilhelm-Kirche bis jetzt die meisten Geber nur Evangelische und nur etwa einige 50 Katholiken und Israeliten mit ca. 30 000 Mark betheiligt. Bei den bedeutenden verfügbaren Mitteln konnte die regste Bauthätigkeit entfaltet werden. In den Steinbrüchen am Rhein und in Schlesien, in den hiesigen Werkstätten der großen Steinmetze und an der Kirche selbst waren täglich über 400 Arbeiter beschäftigt. Hunderttausende der besten Ziegel kamen aus den Brennereien in Herzfelde. Gewaltige Blöcke und Steinmassen wurden namentlich da, wo sich der Hauptthurm erheben soll, in die Erde versenkt, die schönsten Modelle romanischer Baukunst wurden beschafft, um Zeichner und Former für die künstlerische, architectonische Ausstattung auszubilden. So gelang es durch ununterbrochene, angestrengteste Thätigkeit, die große Kirche im vergangenen Jahre schon soweit zu fördern, daß einzelne Theile bereits die Höhe des Hauptgesimses des Daches erreicht haben. Der Laie macht sich im Allgemeinen keine Vorstellung von dem Umfange und der bis ins Kleinste gehenden mühevollen Genauigkeit bei einem solchen Bauwerke. Wir erwähnen als ein Beispiel nur, daß jeder einzelne Stein eines solchen Hausteinbaues in natürlicher Größe bis auf einen Millimeter genau gezeichnet und nummerirt wird. Nach den Plänen wird er im Steinbruch behauen und nummerirt, in den hiesigen Werkstätten revidirt, nummerweise auf dem Bauplatz abgeliefert, aufgestellt und dann nach den Plänen nach seiner Nummer im Bau versetzt. Es genügt, daß ein wichtiger Stein, der zu einer Ecke, zu einem Bogen, unter ein Fenster 2c. gehört, auf dem Transport Schaden nimmt, um an dieser Stelle den Bau um 2 bis 3 Wochen zu verzögern, bis das Ersatzstück in den Steinbrüchen wieder angefertigt und auf dem Bauplatze angekommen ist.

Bis zum Winter waren die großen Bauzeichnungen durch rastlose Arbeit vieler bedeutender Architecten soweit gediehen, daß man sich zum ersten Male ein

Digitized by Google

ganz vollständiges Bild der großen Kirche machen konnte. Nach den ursprünglichen Skizzen waren manche Veränderungen eingetreten. Vor Allem war der Bau dadurch vergrößert, daß von musikalischen Autoritäten der dringende Wunsch ausgesprochen und von den Ministerien befürwortet war, die Orgelemporen so umfangreich zu gestalten, daß sie die großartigen, schönen Kirchenmusik-Aufführungen ermöglichten, wofür es bisher in Berlin gänzlich an Gelegenheit fehlte. Diese innere Vergrößerung mußte naturgemäß eine Erhöhung der Schiffe und damit der sämmtlichen fünf Thürme zur Folge haben. Dadurch stieg der ursprüngliche Preis von ca. 1 200 000 Mark auf $1^1/_2$ Millionen. Bei dem monumentalen Charakter des Baues und in Anbetracht dessen, daß die große, evangelische Reichshauptstadt noch nicht eine einzige wirklich hervorragende Kirche besitzt, wurde es außerdem als wünschenswerth anerkannt, die Thurmhelme massiv in Hausteinen zu errichten und auch dem Innern der Kirche durch Anwendung von Hausteinen und durch eine etwas reichere architectonische Gliederung ein würdigeres Ansehen zu geben, wodurch sich der Preis allerdings auf fast 2 Millionen Mark erhöht, excl. der auf eine halbe Million veranschlagten inneren Einrichtung.

Als der Kirchenbau-Verein im Januar d. J. seine Arbeiten auf allen Gebieten wieder aufnahm, trat er an diese Fragen heran, nicht ohne Sorge, ob die Beschaffung der Mittel für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche in schönster Ausführung gelingen würde. Aber die Freude an dem begonnenen herrlichen Werke, die Liebe und Verehrung für den alten Kaiser siegten über alle Bedenken, und der Weiterbau wurde nicht nur im vollsten Umfange, sondern auch in schönster Ausführung beschlossen.

Bei Beschaffung der Mittel hat der Kirchenbau-Verein von Anfang an den Gesichtspunkt aufgestellt, daß er je nach dem Weitergange des Baues schrittweise vorgehen, sich in erster Linie an seine Mitglieder und durch dieselben an wohlhabende Leute einzeln wenden wolle, besonders an diejenigen, welche dem alten Kaiser nahe gestanden haben oder welche die Erhaltung und Vermehrung ihres Wohlstandes seiner glorreichen Regierung verdanken. So sind von überallher reiche Spenden eingegangen. Von einer wiederholt vorgeschlagenen Landes-Collecte und einer Kirchen-Collecte wurde bisher, namentlich auf Wunsch der Provinzen, von wo sich Viele einzeln mit nicht geringen Spenden betheiligten, Abstand genommen, weil man nicht störend in die dortigen zahlreichen Collecten für provinzielle Zwecke eingreifen wollte.

An der im Januar 1893 vorhandenen Million war die Betheiligung in runden Summen ungefähr folgende:

Von der Königlichen Familie	50 000 M
Aus den Provinzen (von ca. 550 Gebern)	250 000 »
Von Deutschen aus dem In- und namentlich aus dem Auslande	125 000 M
Der Fonds, der zur Errichtung eines Obelisken für den Kaiser in Berlin bestimmt war	125 000 »
	550 000 M
Aus Berlin und Charlottenburg:	
Luisengemeinde in Charlottenburg	60 000 M
Von 20 Gebern	200 000 »
Von über 500 Gebern	120 000 »
Ertrag der Zinsen, aus Concerten und einigen kleinen Sammlungen ca.	70 000 »
	450 000 M

Aus den Zahlen erhellt, daß bisher eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Gebern in Anspruch genommen ist. Jetzt hat Seine Majestät der Kaiser die Summe von 150 000 Mark aus Allerhöchstseinem Dispositionsfonds bewilligt und von vielen Freunden, vor Allem von zahlreichen Mitgliedern des Kirchenbau-Vereins, welche sich während des Baues der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche zu besonders hohen Jahresbeiträgen verpflichtet haben, sind in den letzten Wochen namhafte Summen gezeichnet worden. Auch aus den Provinzen treffen täglich Gaben ein, überall regen sich opferbereite Herzen und Hände, um für das hehre Denkmal ein Dankesopfer darzubringen.

Wenn gewiß auch die Gesammtsumme als Kosten für einen Kirchbau eine bedeutende zu nennen ist, so ist sie doch eine sehr geringe im Vergleiche zu anderen Gedächtnißkirchen. Wir erinnern nur an die Votivkirche, welche das österreichische Volk seinem noch lebenden Kaiser nach seiner Errettung aus Mörderhand errichtete, an die gewaltige sacré coeur-Kirche, welche die Franzosen als Sühnekirche nach dem Feldzuge 1870/71 erbauten, eine Kirche, mit welcher die Erinnerung an den großen Besieger der mächtigen, stolzen Nation für immer verbunden sein wird. Diese Bauten kosten jede über 50 Millionen. Auch erscheint es uns im Vergleiche mit der großen Zahl herrlicher katholischer Kirchen, welche jede katholische Stadt Europas schmücken, angemessen, daß die Reichshauptstadt, der Sitz unseres evangelischen Königshauses, die Hauptstadt des Protestantismus, endlich auch einmal wenigstens eine ihrer Größe und Bedeutung würdige Kirche erhalte.

So wenden wir uns jetzt vertrauensvoll an die Bewohner Berlins und Charlottenburgs. Im April wird in beiden Städten eine Hauscollecte beginnen. Das hehre Bild des unvergeßlichen theuren Kaisers ist Jedem ohne Unterschied des Standes und Ranges, ohne Unterschied der Partei unauslöschlich ins Herz geprägt. So hoffen wir, daß unsere Mitbürger, wie sie in schweren Kriegeszeiten Opfer um Opfer brachten, jetzt einmüthig zusammenstehen werden, um das Denkmal ihrer Liebe zu errichten für den Helden, der uns glänzenden Sieg und segensreichen Frieden erkämpfte, das Denkmal, welches kommenden Geschlech-

Digitized by Google

tern die Treue und Verehrung eines ganzen Volkes und im Besonderen der beiden Städte verkünden soll, mit welchen das Leben, Wirken und Sterben des großen Kaisers unzertrennlich verbunden ist.

Aus dem 20. Berichte über die Diakonissen-Stationen im Morgenlande,*) die Zeit vom 1. Juli 1890 bis 30. Juni 1892 umfassend, welcher vor Kurzem erschienen ist, entnehmen wir folgende Mittheilungen:

Die Orientstationen der Kaiserswerther Diakonissen-Anstalt sind folgende:

1. In **Jerusalem** das Diakonissen-Krankenhaus und das Erziehungshaus Talitha kumi.
2. In **Constantinopel** das deutsch-evangelische Krankenhaus.
3. In **Smyrna** die deutsche Schule und das Waisenhaus.
4. In **Alexandrien** das Diakonissen-Hospital.
5. In **Cairo** das Diakonissen-Hospital Victoria.
6. In **Beirut** das Diakonissen-Waisenhaus Zoar, das Diakonissen-Lehrhaus, das Johanniter-Hospital und als Filiate der Erholungsort und die Schule in Areya auf dem Libanon.
7. In **Bukarest** die Kleinkinderschule, die evangelische Mädchenschule und das Diakonissen-Lehrhaus.
8. In **Pest** das Diakonissenhaus.

I. Das Diakonissenwerk in Jerusalem.

Fast 42 Jahre lang dürfen die Kaiserswerther Schwestern in der heiligen Stadt ihre doppelte Liebesarbeit an den Kranken und Kindern üben; trotz des mannigfachen Segens, den Gott jene ganze Zeit hindurch auf diese Arbeit gelegt, gilt auch heute noch von derselben das Wort des seligen Fliedner: „Jerusalem ist die Anstalt in Knechtsgestalt und muß es bleiben.“ Ja es scheint fast, als sollte das der Zeit nach zuerst in der Hauptstadt des heiligen Landes begonnene Diakonissenwerk ein für allemal bleiben für die gesammte Arbeit der Schwestern im Morgenlande, vorbildlich wie für den Segen, mit welchem er diese Arbeit begleitet, so auch für den Druck, unter welchem diese Arbeit geschehen soll. Die Nothlage des Hospitals wird im Eingange des Berichts geschildert, kaum weniger drückend aber ist die Sorge um das Fortbestehen der Arbeit in dem Erziehungshause Talitha kumi, da die für diese Arbeit zu Gebot stehenden Mittel äußerst gering sind und in keinem Verhältnisse zu der Zahl der Zöglinge stehen. Da aber die Arbeit in beiden Anstalten ausschließlich den Armen und Unbemittelten gewidmet ist in der Stadt und dem Lande, in welchem der Herr arm ward um unseretwillen, so ist man in Kaiserswerth der fröhlichen Zuversicht, daß unser Gott und Herr, dessen beides ist, Silber und Gold, es auch ferner für beide Häuser an innerem Segen, wie an äußeren Mitteln nicht fehlen lassen wird. —

1. Das Krankenhaus auf dem Berge Zion.

Wenn irgend etwas das unabweisbare Bedürfniß eines Hospital-Neubaues darthut, so ist es der Umstand, daß trotz der im bisherigen Krankenhause obwaltenden so überaus ungünstigen Verhältnisse, trotz der Aermlichkeit desselben im Vergleich mit den später errichteten, weit glänzenderen Krankenhäusern anderer Confessionen, und endlich trotz der seit dem Jahre 1886 geforderten Zahlung eines wenn auch noch so bescheidenen Pflegesatzes für Bemittelte, die Zahl der Pfleglinge im Hospitale auf dem Berge Zion nicht vermindert, sondern im Gegentheil bedeutend gestiegen ist, wie folgende Uebersicht beweist: im Jahre 1886: 496, 1887: 493, 1888: 538, 1889: 550, 1890: 624, 1891: 632 Kranke. In bezug auf diese hocherfreuliche Thatsache schreibt die vorstehende Schwester: „Wir haben noch keine Abnahme an der Zahl unserer Kranken verspürt, seit die Muhamedaner ihr schönes, neues Krankenhaus eröffnet haben, trotzdem katholische Schwestern dort pflegen und die Patienten kein Eintrittsgeld zu zahlen brauchen. Die französischen Schwestern haben ja auch ein stattliches Hospital vor dem Jaffathore, aber ihre deutschen Glaubensgenossen kommen doch meistens zu uns, und wenn wir Privatzimmer hätten, würden sie noch lieber kommen.

— Ueber die Statistik der beiden Berichtsjahre geben folgende Zahlen Auskunft: Von den im Jahre 1890 in 12237 Pflegetagen verpflegten 624 Kranken waren 346 Männer, 143 Frauen, 135 Kinder. Der Nation nach waren es 555 Araber, 31 Deutsche, 3 Oesterreicher, 18 Armenier, 3 Abessinier, 4 Griechen, 3 Bulgaren, 3 Türken, 1 Italiener, 1 Russe, 1 Engländer, 1 Pole. Der Religion nach waren es: 117 Protestanten, 187 Griechisch-, 5 Römisch-Katholische, 18 Armenier, 4 Kopten, 3 Syrianer, 1 Maronit, 1 Proselyt, 3 Juden, 236 Muhamedaner. — Von den im Jahre 1891 in 12241 Pflegetagen verpflegten 632 Kranken waren 325 Männer, 168 Frauen, 139 Kinder. Der Nation nach waren 550 Araber, 29 Deutsche, 6 Oesterreicher, 17 Armenier, 4 Abessinier, 7 Griechen, 8 Bulgaren, 5 Türken, 3 Russen, 1 Italiener, 1 Däne, 1 Holländer. Der Religion nach waren 93 Protestanten, 71 Griechisch-, 58 Römisch-Katholische, 17 Armenier, 4 Kopten, 4 Syrianer, 7 Juden, 1 Proselyt, 379 Muhamedaner. Inbezug auf die letztgenannte Zahl erinnert der Bericht daran, daß im Anfang des Bestehens der Diakonissenarbeit zu Jerusalem die Muhamedaner das Krankenhaus als unrein mieden, während sie nun schon lange Jahre hindurch die weitaus größte Zahl der Pflegebefohlenen in demselben bilden, — ein schöner Sieg der aus dem christlichen Glauben fließenden, sich aller Hilfsbedürftigen ohne Unterschied erbarmenden Liebe! Und daß neben der leiblichen Pflege auch der Same

*) Kaiserswerth am Rhein. Im Verlage der Diakonissen-Anstalt.

Digitized by Google

des Wortes Gottes selbst in Muhamedanerherzen nicht vergeblich ausgestreut wird, das dürfen die Schwestern im Verein mit dem sie treulich unterstützenden arabischen Evangelisten Elias jahraus, jahrein immer wieder zu ihrer dankbaren Freude erfahren.

In der mit dem Hospitale verbundenen Poliklinik wurden im Jahre 1890: 9889, im Jahre 1891: 8028 Kranke behandelt, von denen nur die Vermögenden eine geringe Vergütigung für die Arznei bezahlten. Also auch dieser Zweig der Arbeit ist im Vergleich zu früheren Jahren (im Jahre 1886 betrug die Zahl der Klinikpatienten nur 5238) erheblich gewachsen.

2. Talitha kumi.

Die Zahl der Zöglinge dieses Erziehungshauses, in welchem jetzt 8 Diakonissen arbeiten, beträgt mindestens 115, wurde aber in den letzten Jahren noch um einige überschritten und würde noch viel größer sein, wenn Raum und Mittel es zuließen.

In Bezug auf beides berichtete die vorstehende Schwester im Januar 1891: „Im vergangenen Jahre betrug die Anzahl unserer Zöglinge 118, in diesem Jahre 117; dazu kommen 4 unserer Tagesschülerinnen, 2 Amerikanerinnen und 2 Armenierinnen, die aus Mangel an Raum nicht ins Haus eintreten konnten und deshalb ausnahmsweise als Tagesschülerinnen angenommen wurden. Von den 11 neu aufgenommenen Kindern zahlen nur 6 etwas. Pflegemütter oder Vereine für ein Pflegekind haben 27 der Kinder gefunden. Das ist wohl eine schöne, dankenswerthe Zahl; doch wäre es sehr wünschenswerth, wenn wir noch mehr liebe Wohlthäter für ein oder das andere unserer armen Kinder fänden."

II. Das deutsch-evangelische Hospital in Constantinopel.

Schon seit 37 Jahren dürfen die Kaiserswerther Diakonissen in der Hauptstadt des Muhamedanismus ihre Liebesarbeit treiben. Nicht weniger als 1241 Kranke waren im letzten Jahre in dem 1877 unter Mithilfe des deutschen Reichs von dem deutschen Wohlthätigkeitsvereine zu Constantinopel erbauten und demselben gehörigen Hospitale der Pflege von elf Schwestern anvertraut, während eine zwölfte Diakonissin an der Kleinkinderschule arbeitete. Auch Armenpflege wird von den Schwestern geübt und zwar zumeist an den vielen durchreisenden, besonders auch deutschen Handwerksburschen, treulich unterstützt von dem seit längeren Jahren bestehenden Hilfsvereine des eben genannten Wohlthätigkeitsvereins. Endlich ist den dortigen Diakonissen die Gefangenenpflege von den Insassen des im Erdgeschosse des Hospitals befindlichen deutschen Consulargefängnisses übergeben. Erfreulicherweise betrug die Zahl der Inhaftirten im letzten Jahre nur drei. Auch unter den Pfleglingen des Hospitals befinden sich jahraus jahrein viele deutsche Landsleute, namentlich manche Glieder der deutschen, im Dienste des Sultans stehenden Commission, die bei dem unzuträglichen Klima vielfach am Typhus erkranken.

III. Die deutsche Schule und das Waisenhaus in Smyrna.

Das seit dem Jahre 1853 in Smyrna bestehende Lehrhaus hat seit einiger Zeit insofern eine Umgestaltung erfahren, daß dasselbe nunmehr einen deutschen Charakter trägt. Während früher die französische Sprache Haupt- und Unterrichtssprache gewesen ist, ist dies jetzt die deutsche Sprache. Doch wird das Französische auch jetzt noch immer als obligatorischer Unterrichtsgegenstand gelehrt, während der Unterricht in der englischen und grichischen Sprache nur als Privatunterricht gegen besondere Vergütigung ertheilt wird. Das Lehrhaus vereinigt in sich Pensionat und Tagesschule und nimmt als Halbpensionairinnen auch solche Tagesschülerinnen auf, welche weiter entfernt wohnen.

Aus dem letzten Anstaltsjahre (1891) berichtet die vorstehende Schwester: „Bei Beginn des Jahres hatten wir 39 Schülerinnen, durften aber am Schlusse desselben 55 aufzählen. Unsere Kinder haben uns bisher rechte Freude gemacht durch gutes Betragen und Eifer im Lernen. Nur einzelne haben es an letzterem fehlen lassen, doch ließen auch sie sich antreiben, und wir müssen Gott dafür preisen, daß ein so guter Geist unter den Kindern waltet. Im Anfange des Jahres hatten wir, außer der Kleinkinderschule, drei höhere Klassen, in denen drei Schwestern und eine Lehrerin arbeiten. Wir fühlten das Bedürfniß nach einer Hilfe und baten um eine vierte Schwester. Diese erhielten wir Ende April und wir hofften, daß sie uns eine rechte Stütze sein würde. Doch nicht lange sollte sie unter uns weilen: nur sieben Wochen der Arbeit waren ihr vom Herrn geschenkt. — Bis dahin war alles so gut gegangen. Die Schülerinnen waren gesund, fleißig und fröhlich gewesen. Zu unseres theuren Kaisers Geburtstag hatten wir uns zu einem Schulfeste vereinigt. Ende Mai war das Schulexamen gehalten worden, das zu allgemeiner Befriedigung ausfiel. Dann feierten wir abermals ein fröhliches Fest und gaben uns der Hoffnung hin, nun noch sechs Wochen lang still weiter arbeiten zu können, bis die Sommerferien, Mitte Juli, uns für die heißeste Zeit des Jahres eine allgemeine Ruhe und Erholung bringen würden. Doch plötzlich erkrankten zwei unserer Lehrschwestern und eine dritte Schwester im Waisenhause an einem typhösen Fieber, welches in der Stadt herrschte. Ein Theil der Kinder blieb nach und nach fort; die übrigen erhielten noch bis zum Schulschluß den Unterricht von einer Schwester und der Lehrerin, während ich mich der Krankenpflege widmete. Mit rührender Theilnahme erkundigten sich die Kinder nach dem Befinden der kranken Schwestern, und ich konnte ihnen, gestützt auf die Aussage des Arztes, immer hoffnungsvolle

Digitized by Google

Nachrichten geben, bis ich selbst eines Morgens früh erkannte, daß unsere jüngste Schwester von uns scheide. Der Herr rief sie ab in die obere Heimat. Zum vierten Male betteten wir nun schon hier in Smyrna eine Schwester in den Schooß der Erde auf Hoffnung, als ein Samenkorn zur herrlichen Auferstehung." „Mitte September konnte die Schule von neuem beginnen. Die beiden anderen kranken Schwestern hatten sich erholt und wir anderen in unserm freundlichen Landhause zu Karatasch am Meere neue Kräfte gesammelt. Gern kehrten wir zur Arbeit in die Stadt zurück und am ersten Schultage waren schon 40 Schülerinnen erschienen. Wir erhielten eine neue Schwester, konnten eine vierte Klasse einrichten und fanden auch noch Hilfe in einer älteren Schülerin. Am Schlusse des Jahres 1891 hatten wir 55 Zöglinge; 43 Mädchen und 12 kleine Knaben. 18 Kinder waren evangelisch, 13 römisch-, 13 griechisch-katholisch, 11 israelitisch; 16 waren deutsche Kinder, 21 österreichische, 12 griechische, 2 holländische, 2 schweizer und je ein englisches und französisches Kind."

Besonders einflußreich ist die oben berührte Umgestaltung für das **Waisenhaus** in Smyrna gewesen, daß infolge derselben eine bedeutende Vergrößerung erfahren hat. Um dasselbe zu einer Heimstätte für verwaiste deutsche Mädchen in der ganzen Levante erweitern zu können, hat man einen Theil der Räume des anstoßenden Pensionats hinzugezogen. Infolge dessen ist die Zahl der Waisen, die unter den früheren Verhältnissen höchstens 24 betrug, rasch auf 40 gestiegen und belief sich in letzten Jahren auf 43, während mehr als 60 Kinder Aufnahme begehrt hatten. Von jenen 43 Kindern waren 23 deutscher Abkunft, 7 derselben aus Alexandrien, 8 aus Constantinopel, je eins aus Brussa, Rumänien, Triest und Syra, 2 aus Smyrna selbst und 2 aus der Umgegend von Smyrna. Von den übrigen Kindern waren 15 Griechinnen, 1 Oesterreicherin, 1 Engländerin, 1 Schwedin, 1 Schweizerin, 1 Armenierin; 25 Kinder waren evangelisch, 14 griechisch-, 3 römisch-katholisch, 1 armenisch.

Die Zöglinge des Waisenhauses werden in zwei Klassen von zwei Lehrdiakonissen unterrichtet, während drei Pflegediakonissen die Kinder in allen weiblichen Arbeiten in Haus, Nähstube, Küche und Waschküche anleiten. Die Umgangs- und Unterrichtssprache ist im Waisenhause von Anfang an die Deutsche gewesen; doch besuchen die englischen und griechischen Kinder zur Befestigung ihrer Muttersprache die betreffenden Sprachstunden in der deutschen Schule.

IV. Das Diakonissen-Hospital in Alexandrien.

Bereits im November des Jahres 1857 waren die drei ersten Diakonissen in Alexandrien gelandet. Heute arbeiten 11 Schwestern im dortigen Krankenhause, das in seiner jetzigen Größe und Ausdehnung im Jahre 1870 vollendet und bezogen wurde und das jährlich meist zwischen 1100—1200 Kranke verpflegt. Besonders groß ist das Gewimmel von Nationen und Confessionen, welches in demselben zusammenströmt, da Alexandrien der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Indien, Australien und Europa, und des Handels im Mittelmeere bildet. Durch einen im Spätsommer 1890 vollendeten Ausbau auf das Hospital ist es möglich geworden, im Erdgeschoß einen größeren Raum zu einem bis dahin fehlenden Betsaal einfach, aber würdig einzurichten und auszuschmücken, an dessen Einweihung sich seiner Zeit die evangelischen Glieder der deutschen, englischen und schweizerischen Colonie in großer Anzahl und mit lebendigem Interesse betheiligt haben. Mit dem Hospitale ist zugleich eine Poliklinik verbunden, für welche im Jahre 1878 ein besonderes Gebäude mit Apotheke, je einem Saale für Europäer und Araber und einem Arzt- und Operationszimmer errichtet wurde. Seitdem hat die Zahl der poliklinisch behandelten Kranken, die auch vor jener Zeit schon jährlich viele Tausende betrug, noch bedeutend zugenommen und beläuft sich jährlich auf gegen 30000. Die meisten von ihnen werden unentgeltlich behandelt.

Mit Einschluß des Bestandes von 56 Patienten des Jahres 1890 wurden im Hospitale selbst während des letzten Jahres 1163 Kranke verpflegt. Die Zahl der Pflegetage betrug 22 854; demnach waren es durchschnittlich 63 Kranke pro Tag mit je 20 Pflegetagen. 901 der Kranken waren Männer, darunter 133 Seeleute verschiedener Nationen, 195 Frauen und 67 Kinder.

Der Confession nach waren 177 Protestanten, 166 römische, 136 griechische Katholiken, 56 Kopten, 24 Armenier, 11 Maroniten, 2 Baptisten, 1 Methodist, 42 Israeliten und 548 Muhamedaner. Ihrer Heimath nach waren 41 aus Deutschland, 105 aus England, 22 aus den englischen Besitzungen, 4 aus Frankreich, 1 aus den französischen Besitzungen, 16 aus der Schweiz, 4 aus Holland, 44 aus Oesterreich, 28 aus Italien, 1 aus Spanien, 8 aus den Donaustaaten, 94 aus Griechenland, 53 aus der Türkei, 11 aus Rußland, 15 aus Skandinavien, 3 aus Persien, 11 aus Kleinasien, 47 aus Syrien, 2 aus Palästina, 30 aus Oberägypten, 15 aus dem Sudan, 13 aus der Berberei, 1 aus Sansibar, 5 aus Abessinien, 384 aus dem Delta, 8 aus Amerika und endlich 197 aus Alexandrien selbst. Es waren also 10 Konfessionen und 20 verschiedene Heimathsländer unter den Kranken vertreten.

43 Kranke wurden in den Privatzimmern I. Klasse verpflegt mit 842 Pflegetagen, 153 Kranke in den Privatzimmern II. Klasse mit 3506 Pflegetagen; 967 Kranke wurden in den allgemeinen Krankenzimmern verpflegt mit 18 506 Pflegetagen; 135 Kranke wurden gratis aufgenommen und verpflegt mit 3530 Pflegetagen. 645 Kranke verließen das Hospital geheilt, 225 gebessert, 124 mußten ungeheilt entlassen werden, oft, weil sie doch nicht so lange als nöthig bleiben

wollten, oder sich einer Operation widersetzten u. s. w.; 83 sind gestorben.

In den von einem Freunde der Diakonissen-Arbeit gestifteten drei Freibetten wurden verpflegt: im Jahre 1891: 28 und im 1. Halbjahr 1892: 12 Kranke. Von diesen 12 waren 9 Muhamedaner, 2 Deutsche und 1 Böhmin; letztere starb nach langem Leiden, die übrigen verließen geheilt oder sehr gebessert die Anstalt.

Wie bereits im vorigen Berichte mitgetheilt wurde, hat es sich ermöglichen lassen, die schon seit langer Zeit gewünschte und herbeigesehnte Gemeindepflege unter den deutsch-evangelischen Armen und Hilfsbedürftigen Alexandriens einzurichten. Desgleichen ist am 3. November 1890 die im letzten Berichte ebenfalls in Aussicht gestellte Kleinkinderschule, die von einer zu Kaiserswerth ausgebildeten Lehrerin bedient wird, mit 18 Kindern eröffnet worden, zu denen sich im Januar 1891 noch einige hinzugesellten. 9 Kinder blieben zum Mittagessen, und um 3 Uhr erhalten alle Kinder einen Becher Milch. Die Schule hat augenblicklich noch mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen.

V. **Das Diakonissen-Hospital Victoria in Cairo.**

Am 3. November 1884 eröffnet, hat sich dieses jüngste außerdeutsche Tochterhaus Kaiserswerths überraschend schnell weiter entwickelt und vergrößert. Die ursprüngliche Zahl von 24 Betten hat sich bereits nahezu verdoppelt, und aus dem einen Hause sind nun schon drei Häuser geworden, nämlich außer dem eigentlichen Krankenhause das im Jahre 1889 eingeweihte Isolierhaus für ansteckende Kranke und die im December desselben Jahres eröffnete Augenklinik. Die beiden letztgenannten Häuser sind von dem Hauptgebäude vollständig getrennt, welch letzteres, von prächtigen Gartenanlagen umgeben, in der Mitte des Grundstückes liegt. In der Augenklinik wurden im letzten Jahre nicht weniger als 24 702 Patienten behandelt und 422 Augenoperationen ausgeführt. Die chirurgische Klinik wurde von 1716 Kranken besucht, denen die Arzeneien zu geringen Preisen verabreicht wurden.

Im Hospitale selbst wurden im Jahre 1890 in 6346 Pflegetagen 344 Kranke verpflegt, 252 Männer, 65 Frauen und 27 Kinder, im Jahre 1891 in 6938 Pflegetagen 349 Kranke, 216 Männer, 91 Frauen und 42 Kinder. In beiden Jahren waren 8 Konfessionen und mehr als 20 Nationen unter den Patienten vertreten; unter letzteren stellten, außer Aegypten selbst, die größte Zahl von Kranken Deutschland mit 54, Griechenland mit 68, England mit 35 und Italien mit 42 Patienten. Im Jahre 1890 wurden als geheilt entlassen 232 Kranke, als gebessert 54, als ungeheilt 10; im Jahre 1891: als geheilt 207, als gebessert 83, als ungeheilt 18. Es starben im Jahre 1890: 37 Kranke, im Jahre 1891: 35. Die unverhältnißmäßig große Zahl der Sterbefälle erklärt sich dadurch, daß viele Kranke in bereits halbtotem Zustande gebracht wurden, von denen etliche schon nach wenigen Stunden, andere nach wenigen Tagen starben.

(Schluß folgt)

Eine neue Colonie von Arbeiter-Wohnungen der Militärwerkstätten in Spandau wird am 1. April eröffnet. Hundert Arbeiterfamilien, die bisher in privaten Miethshäusern wohnten, beziehen zu Ostern fiscalische Gebäude. Die Colonie ist auf dem Gelände des früheren Ritterguts Haselhorst errichtet und macht ganz den Eindruck einer bescheidenen Villenanlage; jeder Wohnung ist ein Gemüsegarten zugetheilt. Bei dem Bau ist, wie der „A. f. d. H." bemerkt, Einförmigkeit des Stils sorgsam vermieden worden: jedes Haus hat ein besonderes schmuckes Aeußere erhalten. Der Militärfiscus besitzt jetzt mehr als 400 Wohnungen für Arbeiterfamilien, schrittweise soll die Colonie erweitert werden, bis der gesammte Arbeiterstamm der Königlichen Fabriken in Spandau billige gesunde Wohnungen hat.

Literatur.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. Organ des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche 50. Serie. 1893. März-Heft. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses.

Inhalt: Beim Eintritt in's Jahr 1893. III. — Zehn Jahr Gefängnißprediger. IV. In der dritten Strafanstalt. — Blicke in die Arbeiterwelt. — Zur Vorgeschichte der „Krippen". — Hotel-Mission in Berlin. — Vermischte Nachrichten: Der diesjährige Evangelisch-sociale Congreß. — Die neunte Jahresversammlung des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. — Zur Anzeigepflicht bei ansteckenden Krankheiten. — Nachrichten aus dem Rauhen Hause.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXIV. Band. Berlin, März 1893. Nr. 3.

Inhalt: Bericht über die 470. Sitzung vom 17. Januar 1893. — Bericht über die 471. Sitzung vom 7. Februar 1893. — Eine Kritik der Wappen der deutschen Minnesinger. — Ueber Familien-Chroniken. — Wappen in der ungarischen Kapelle im Aachener Münsterschatz (mit 2 Abbildungen). — Wappentafel in der Rathsstube zu Kalmünz (mit einer Tafel). —Bücherschau. — Auszüge aus den Inhaltsverzeichnissen heraldischer und anderer Zeitschriften 2c.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint
jeden Mittwoch. — Das Abonnement
beträgt 3 Mark für das Vierteljahr
in allen Theilen des Deutschen Reichs.
Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und
Buchhandlungen des In- und Auslandes
nehmen Bestellungen an, für Berlin
auch das Büreau des Johanniter-Ordens,
Potsdamer-Straße 134 a.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 12. April 1893. **Nr. 15.**

1. Adolf Carl Ludwig Hans von Gadow, Kreisdeputirter, auf Hugoldsdorf bei Tribsees in Pommern, Rechtsritter seit 1864, † zu Hugoldsdorf 31. März 1893.
2. Hermann Freiherrn von Dörnberg, Generallieutenant z. D., Rechtsritter seit 1883, † zu Cassel 3. April 1893.

Die Bonaparte.

Der Name Bonaparte ist welthistorisch geworden, wie wenige. Es ist ihm wie den Namen anderer berühmten Emporkömmlinge neuerer Zeiten gegangen; man hat dem Ruhme der jüngsten Vergangenheit einige Jahrhunderte von Geschichte und Sage mit in den Kauf zu geben gesucht. Der Name, wie andere ähnliche, kommt nicht selten vor im italienischen Mittelalter, außerhalb Toscanas, in der Lombardei, in Bologna, in den Marken und anderwärts. Es ist indessen durch nichts erwiesen, noch so scheint es zu erweisen, daß die verschiedenen Geschlechter dieses Namens sich auf denselben Ursprung zurückführen lassen. Indem man, um Ahnenregister und Verzweigungen der Bonaparte von Ajaccio zu mehren, der Geschichte Zwang angethan, indem man die Bonaparte von Treviso und von Florenz, von San Miniato und Sarzana alle aneinander zu reihen versucht, indem man endlich, als wäre es damit noch nicht genug, noch „Bonaparts" des fünfzehnten Jahrhunderts auf den Balearen gefunden hat, die im Jahre 1411 sich auf Corsica niedergelassen haben und von denen Georges Sand in dem Buche Un hiver à Majorque berichtet, ist der genealogische Wirrwar entstanden, aus welchem man sich nur herausrettet, indem man jede für sich betrachtet. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, lange bevor man ahnte, daß dieser Name die Welt erfüllen werde, war man in Betreff der Genealogie im Zweifel.

Die Buonaparte von Treviso, von denen, als seinen Ahnen, des Kaisers Neffe Carl Lucian Buonaparte, Fürst von Canino, in seiner 1843 herausgegebenen Genealogie gehandelt, kommen zuerst an die Reihe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie zum alten Adel gehörten, wenn man auch die Behauptung, daß ihnen im Jahrhundert Carl's des Großen die Grafenwürde zugestanden sei, auf sich beruhen lassen darf. Nachdem sie zu verschiedenen Malen die ersten Aemter in der Heimath verwaltet, ja zu Zeiten Herren von Treviso gewesen, erloschen sie im Jahre 1397. Daß sie identisch mit dem florentinischen Bonaparte, ist eine auf nichts sich stützende Annahme. Denn wenn ein Oderigo Bonaparte von Treviso im Jahre 1345 als Capitano del popolo oder Anführer der Bürgermilizen in Florenz vorkommt, wozu man immer einen fremden Edelmann guelfischer Partei zu wählen pflegte, so kann dies natürlich keinen Anhaltspunkt geben, wie denn elf Jahre früher ein Giovani Bonaparte von Ascoli als Podestà oder oberster Richter nach der Arnostadt berufen ward. Die Bonaparte von Treviso führten, so heißt es, den Adler im Wappenschilde.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, in den Tagen der heftigsten Kämpfe zwischen Gibellinen und Guelfen, zwischen Friedrich II. und der Kirche, welche Tuscien wie alle übrigen Länder Italiens zerrissen, finden wir in Florenz die Bonaparte unter den Familien von Adel, den sogenannten Grandi, denen bald darauf die Theilnahme an den Staatsangelegenheiten gewaltsam genommen werden sollte. Sie stammten aus einem Oertchen im oberen Arnothal, Cuona oder Quona geheißen. Bonaparte, der Sohn Gianni's, des Sohnes Martignone's, ist der erste dessen, so viel man weiß, vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Erwähnung geschieht. Ein Document vom Jahre 1241 zeigt ihn, wie er zu Merula bei dem Castell von Incisa am Arno, wo Francesco Petrarca's Vaterhaus steht, Güter kauft; eine andere Urkunde aus dem Jahre 1265 redet von Erwerb zu Fontesterni, einem Orte an dem Bergstrome Vicano, der die Tannenwälder des berühmten

Klosters Vallombrosa durchrauscht. Er scheint der erste gewesen zu sein, welcher sich in Florenz niederließ. Zu gleicher Zeit kommen hier aber zwei Linien dieses Geschlechts vor.

Der Sitte zuwider, welche die Wohnungen von Verwandten gruppenweise vereinigte, wie man noch heute an den Namen mancher florentiner Straßen, jener der Albizzi, der Bardi, der Martelli, der Ginori u. s. w. erkennt, finden wir Bonaparte'schen Besitz bei Santa Maria Maggiore wie im Borgo San Niccolò. Vielleicht berechtigt dieser Umstand zu der Annahme, daß wir hier verschiedene Familien vor uns haben. Heute noch zeigt man ihre Häuser oder die Stellen, wo sie standen. Wo seit dem siebzehnten Jahrhundert der prächtige Palast der Orlandini, einer der umfangreichsten und schönsten der Stadt, sich erhebt, welchen jahrelang Jerome Bonaparte, vormals König von Westfalen, bewohnte, stand ein Bonaparte'sches Haus, welches im Jahre 1260 niedergerissen ward, nach der blutigen Schlacht von Montaperti im Sieneserlande, von welcher die toskanischen Chroniken und die göttliche Comödie zu erzählen wissen. Die Gibellinen, Sieger durch König Manfred's Beistand, vertrieben ihre Gegner aus der Heimath; ein Donato di Bonaparte gehörte zu den unterliegenden Guelfen, und nicht bloß seine städtische Wohnung ward ihm zerstört, nach dem entsetzlichen Kriegsrechte jener Zeit, sondern auch sein ländlicher Besitz wurde ihm verwüstet, den er in der benachbarten Provinz des Mugello hatte. Der durch die Zerstörung des Hauses ihm zugefügte Schaden findet sich zu 30 Lire geschätzt — wie gering erscheint uns heute diese Summe, behält man nicht den veränderten Geldwerth wie den des Grundeigenthums im Gedächtniß.

Donato die Bonaparte ging, so heißt es, mit den übrigen flüchtigen Guelfen nach Lucca und von dort, als die Sieger die Nachbarstadt wegen der ihnen mißliebigen Gastfreundschaft mit Krieg bedrohten, nach der Lunigiana, wo die Dynasten aus dem viel verzweigten, heute noch in verschiedenen Linien blühenden Hause der Malaspina auf ihren zahlreichen Burgen saßen, die sie vom Reiche zu Lehn trugen. Historische Beweise fehlen für diese Annahme, die von solchen gemacht worden ist, welche die Bonaparte von Sarzana in dem gedachten Lande von Luni, die man gewöhnlich, und wohl mit Recht, für die Ahnen der corsischen Familie hält, durchaus mit den Florentinern in Zusammenhang bringen wollen.

Während so eine Linie des Geschlechts die Schicksale der guelfischen Partei wenigstens momentan theilte und siegte, unterlag eine andere mit den Gibellinen. Es waren die Bonaparte von San Niccolò, wie man sie nach der Lage ihrer Wohnungen im niedrigsten Theile der Stadt auf dem linken Flußufer nannte, am Fuße der anmuthigen Hügel, welche die Basilica von San Miniato und hundert reizende Villen tragen, darunter diejenigen, wo Francesco Guicciardini und Galileo Galilei ihre letzten Jahre verbrachten. Hier hatte Bonaparte di Gianni sich niedergelassen, den wir schon als Gutsbesitzer im oberen Arnothal kennen lernten. Er und sein Sohn Giovanni di Bonaparte saßen im Jahre 1260, als ihre Vettern oder Namensvettern aus Florenz vertrieben wurden, im Großrath der Commune; sieben Jahre später gingen auch sie in's Exil. Die Schlacht von Benevent, in welcher König Manfred ein blutiges Ende fand, gab zugleich der gibellinischen Partei in Florenz und in einem großen Theile Toscana's den Todesstoß. Eine Versöhnung der beiden Factionen, wie man sie oft versucht hat, war nicht von Dauer. Am Ostersonntage verließen die Gibellinen die Stadt, welche Graf Guido von Monfort mit 800 Reitern König Carl's von Anjou besetzte. Ihre Güter wurden eingezogen und vertheilt; ein Drittel nahm die Commune für sich, ein anderes Drittel ward den guelfischen Häuptern als Schadenersatz bewilligt für die Zwecke der Parte Guelfa, im Krieg und Frieden wurde der Rest zurückgelegt und verwaltet. Als König Carl wenige Monate später selber nach Toscana kam, waren nur noch Pisa und Siena gibellinisch. Conradin's von Schwaben Niederlage bei Tagliacozzo besiegelte im darauf folgenden Jahre die Niederlage der großen Partei, welche seinem Hause Namen und Macht verdankte.

Giovanni Bonaparte verließ Florenz. Wohin das Loos der Verbannung ihn führte, sagt die Geschichte nicht; sie nennt ihn nicht unter denen, welche bei Sant Ellero gegen die Reisigen des Anjou kämpften. Die Tradition weiß mehr von ihm, und auf diese Tradition stützt sich der ganze Bau der älteren Geschichte der Bonaparte. Hören wir, was sie von Giovanni berichtet. Der Vertriebene, heißt es, brauchte nicht weit zu gehen, um gastfreundlichen Boden zu finden. Das Castell San Miniato al Tedesco gewährte ihm den Schutz, den er suchte.

Auf dem linken Ufer des Arno, zwischen den Strömen Elsa und Evola, etwa halbwegs zwischen Florenz und Pisa, steigt ziemlich jäh aus der fruchtbaren lachenden Ebene eine langgestreckte Anhöhe empor, von deren schmalem Rücken die Thürme von San Miniato weit über das Land hinschauen. Der Volksglaube schreibt dem Sachsenkaiser Otto die Gründung zu; schon im achten Jahrhundert jedoch, in den Tagen der longobardischen Herrschaft, gab es hier eine Kirche, dem heiligen Miniatus geweiht, gleich der schon erwähnten Basilica auf dem Mons Regis vor den Thoren von Florenz, welche die Stelle einnehmen soll, wo nach der Legende während der Christenverfolgung unter Decius die sterblichen Reste des frommen florentinischen Ritters geborgen wurden, der den Märtyrertod erlitt, weil er den falschen Göttern nicht opfern wollte. Und zweihundert Jahre später hatte das Castell San Miniato edle Herren

Digitized by Google

longobardischen Ursprungs. Kaiserliche Richter nahmen ihren Sitz in der Burg, welche unter Friedrich dem Rothbart eine Kaiserpfalz ward, wie manche dort erlassene Urkunden bezeugen. „Datum in palacio apud castrum Sancti Miniatis“ heißt es in einem im Archiv zu Florenz vorhandenen, die Abtei S. Salvatore all' Isola betreffenden, wie gewöhnlich im Namen des Reichserzkanzlers für Italien, des kölnischen Erzbischofs Philipp von Heinsberg, ausgestellten Urkunde vom 20. Januar 1178, „imperante Domino Frederico glorioso Romanorum imperatore Augusto“, in welcher ein Burcard Castellan von „Maidenburg“, Friedrich von Ansort u. a. als Zeugen genannt sind. Solche Urkunden giebt es manche aus gedachter wie aus späteren Zeiten. Im Juli 1185 finden wir Friedrich, im Spätsommer des folgenden Jahres seinen Sohn Heinrich in San Miniato, wo sie die Privilegien für die Bischöfe von Luni und Volterra erließen.

Die Bedeutung des Castells nahm noch wesentlich zu unter Kaiser Friedrich dem zweiten. Im Juli 1226 erschien dieser, von Parma auf der alten Heerstraße Mittel-Italiens durch das Turothal auf der Südseite des Gebirges nach Pontremoli herabsteigend, in San Miniato, wo er mehrere Decrete erließ und unter andern einen vom Deutschordensmeister Hermann von Salza gemachten Gütererwerb bestätigte. In dieser Zeit wurde die Reichs-Castellanei in San Miniato eingerichtet. Herzog Reinald von Spoleto, Reichsvicar in Toscien, ernannte seinen Neffen Eberhard von Arnstein zum Castellan, eine Ernennung, welche vom Kaiser während seines Aufenthalts zu Foggia in Apulien im September des nachfolgenden Jahres bestätigt ward, mit dem Geheiß an die Gemeinde, wie an die Orte des gegenüber liegenden Nievolethales, dem Castellan zu gehorsamen, welcher von hier aus die widerspänstigen Ortschaften, unter andern Montepulciano im Chianathal mit Geldstrafen belegte. Es war eine Zeit, wo es nicht leicht ward, die Reichsgerichtsame in Toscien, gegenüber den immer mehr erstarkenden und sich dessen bewußten und beinahe autonomisch gewordenen Communen, zu wahren, während die Schwierigkeiten sich noch mehrten in Friedrich's letzten Jahren und in seinem verhängnißvollen Kampf gegen die Kirche. Des Kaisers Sohn, König Manfred, verlieh im Januar 1260 von Foggia aus den Ghibellinen zu San Miniato, außer anderen Gnadenbezeugungen, die Güter und Besitzungen der zu Rebellen erklärten Guelfen des Gebiets, als Beweis der Geneigtheit, wie als Entschädigung für erlittene Unbilde seitens der Gegner. Drei Jahre darauf bestätigte er der Gemeinde, zum Lohne für die seinem Vater und ihm bewiesene Treue, ihr herkömmliches Recht. Manfreds Tod mußte auch die Dinge in San Miniato ändern: aber Rudolph von Habsburg sandte schon 1281 seine Reichsvicare nach Toscana und sie sprachen Recht und empfingen die Huldigung an demselben Orte, wie ihre Vorgänger unter den Hohenstaufen. Dann aber glang es den Florentinern, sich in San Miniato zu befestigen, und Heinrich der Lützelburger vermochte nichts wider den hochgelegenen Ort, der so lange den Mittelpunkt der stets bedeutsamen gerichtlichen Verhandlungen mit dem Reiche gebildet hatte, bevor Pisa's Unterliegen in der Seeschlacht bei der Meloria am 12. Juni 1284 die Autorität des Reichs augenblicklich factisch beinahe vernichtet und den Dingen eine wesentlich verschiedene Wendung gegeben hatte. Aber die Idee der Reichseinheit blieb und lebte wieder mächtig auf unter den spätern Lützelburgern.

Mehr denn siebzig Jahre nach der zuletzt genannten Zeit, im März 1355, hob Kaiser Carl der Vierte die Abgesandten von San Miniato, welche ihm nach seiner Ankunft in Pisa Obedienz zu leisten gekommen waren, vom Boden auf und „empfing sie“, wie Matteo Villani erzählt, ad osculum pacis, was er mit den dem Gesandten keiner andern Stadt gethan.“ Und er kehrte in der Kaiserburg ein, auf dem Wege zur Krönung, und nochmals als er im Mai 1356 von Rom zurückkam — Gnadenbezeugungen, welche nach dem florentinischen Chronisten ihren Grund hatten „in der alten Zuneigung des Reichs zu San Miniato, wo die Residenz der Kaiser und ihrer Vicare zu sein pflegte, weil es mitten inne lag zwischen den großen und guten Städten von Toscana.“

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, mitten im guelfischen Lande solche ghibellinische Burgen wie San Miniato, wie Poggibonzi, der mons imperialis Heinrich's VII., welcher noch im sechzehnten Jahrhundert diese Benennung trug, wo schon bei Heinrich's III. Römerzug im Jahre 1047 kaiserliche Notariatsacte ausgefertigt wurden, wo zu Ende des elften Jahrhunderts die Markgräfin Mathilde und im August 1185 der Rothbart weilte; jenes heute seitwärts vom neueren Poggibonzi in Trümmern liegende, aber noch im sechzehnten Jahrhundert wieder befestigte Castell, vor welchem im Jahre 1276 der Besieger Manfred's und Conradin's vier Monate lang mit seinem Heere lag, als die bei seinem Nahen aus Florenz gewiesenen Ghibellinen das die Grenze des Sieneserlandes schützende Castell stark befestigt hatten und tapfer vertheidigten; die Burg, wo im Winter von 1312 auf 1313 Kaiser Heinrich Hof hielt, zum Zuge wider Robert von Neapel und das große guelfische Heerlager rüstend, während seine Richter und Notare die Acht über die Großen und Edlen der ihm widerstrebenden Partei verlasen und Lehnertheilungen verkündeten. Zu diesen Burgen gehört auch Montecarlo im Nievolethale, ein toscanisches Carlstein, welchem, gleichwie dem böhmischen, derselbe Carl IV. den Namen gab, während schon des Landes alte Markgrafen hier gesessen und in Ludwig des Baiers Zeiten die deutschen Söldner Castruccio's, des Herrn von Lucca, sich hier verschanzt hatten.

Digitized by Google

Die Erinnerung an diese Zeit, die Erinnerung an die Majestät des römisch-deutschen Reichs, welcher man, die Rechtsverhältnisse nicht gehörig beachtend, gewöhnlich viel zu geringen Einfluß auf die Gestaltungen des späteren italienischen Mittelalters nach dem Ausgange der Staufen beimißt, bewahrt noch der Name San Miniato al Tedesco.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem 20. Berichte über die Diakonissen-Stationen im Morgenlande.

(Schluß.)

VI. Die Diakonissen-Stationen in Beirut am Libanon.

Ueber dieselben, — es sind das Waisenhaus Zoar, das Pensional, das Johanniter-Krankenhaus und der Erholungsort und Schule in Areya am Libanon, — wird alle zwei Jahre ein besonderer Bericht veröffentlicht, der nächste im Herbst 1893. Der vorliegende Bericht aus dem wir diese Auszüge mittheilen, ist deshalb über dieselben nur kurz gefaßt.

Das Waisenhaus Zoar hat bereits am 6. November 1890 sein 30. Jahresfest feiern dürfen, und die vielen Hunderte von arabischen Mägdlein, die im Laufe jener 30 Jahre in Zoar, dessen Begründung bekanntlich durch jenes schauerliche Blutbad auf dem Libanon im Jahre 1860 veranlaßt worden war, den Segen christlicher Erziehung genossen haben, sind zum großen Theil selbst wieder vielen Anderen zum Segen geworden, indem sie das, was sie in Zoar in sich aufgenommen, zum Nutzen und Frommen derer verwerthen, unter welche sie Gott gestellt hat, sei es als Mägde, Lehrerinnen, Hausfrauen, Bibelfrauen oder Diakonissen. Auch in den beiden letzten Jahren sind wiederum drei frühere Zöglinge als Probeschwestern eingetreten, von denen eine, aus Damaskus stammend, im Krankenhause zu Cairo arbeitet, die andere aus Siden in Alexandrien, die dritte, aus Bhamdun im Libanon, in Jerusalem unter den Kindern ihres Volkes. Eine vierte, Homa Assad, aus Kaffr Schina, einem lieblichen Dorfe im Libanon, aus welchem schon viele Mädchen nach Zoar gekommen sind, hat 17 Jahre ihres Lebens, theils als Zögling, theils als Hilfslehrerin in Zoar verbracht, bis sie auf ihren dringenden Wunsch am 21. November 1889 als Probeschwester aufgenommen wurde. Nur wenige Monate durfte sie im Waisenhause Thalitha kumi zu Jerusalem arbeiten; dann führte sie eine tötliche Krankheit zuerst in ihre Heimat, dann in das Hospital nach Beirut, wo sie am 4. April 1891 über Erwarten schnell von allem Erdenleid erlöst, in Frieden eingegangen ist zu ihres Herrn Freude.

Einen besonders erfreulichen Beweis, daß nicht wenige der früheren Zöglinge Zoars selbst erkennen, welch ein Segen ihnen in jener Anstalt zu theil geworden, liefert der vor einigen Jahren von erwachsenen Zöglingen des Hauses, ganz aus eigenem Antrieb, gegründete Zoar-Verein, der seine Zweige schon über Syrien und die umliegenden Länder ausbreitet und der zum Zweck hat, nach Vermögen zur Unterstützung des Waisenhauses beizutragen. Zu dem Ende versammeln sich die Vereinsmitglieder an den verschiedenen Orten wöchentlich an einem bestimmten Abend, um für Zoar zu arbeiten.

Als eine weitere Segensfrucht, die Gott aus der Liebesarbeit der Kaiserswerther Schwestern hat erwachsen lassen, betrachtet das Mutterhaus das stets zunehmende Vertrauen, welches die Eingeborenen denselben entgegenbringen, sowie nicht minder auch den Geist der Zucht und des Gehorsams, welcher im Großen und Ganzen unter den Zöglingen Zoars herrscht. Darum hat man es auch, obgleich es Gott nicht gefallen hat, Zoar von Schulden frei zu machen, dennoch im Vertrauen, daß der Vater der Waisen auch fernerhin Herzen erwecken werde, gläubig gewagt, das Erziehungswerk an den 130 Waisen in der bisherigen Weise fortzusetzen und die Zahl derselben nicht zu vermindern.

Das Pensionat in Beirut ist durch den Um- und Neubau einiger Nebenräume wesentlich verbessert worden. Die Schülerzahl war eine wechselnde. Einmal belief sich die Gesammtzahl auf 127, ein ander Mal, als beim Anfang des Schuljahres besonders ungünstige Verhältnisse durch die wegen der Cholera eingeführte und streng gehandhabte Quarantäne einwirkten, nur auf 42, welche Zahl indeß trotzdem bald wieder auf 88 stieg. Von diesen waren 19 Pensionäre, 5 Halbpensionäre, die übrigen besuchten nur die Unterrichtsstunden. Dieser große und häufige Wechsel erschwert die Arbeit in hohem Maße, ist aber bei den schwankenden Verhältnissen des Morgenlandes unvermeidlich. Der Druck, welcher allenthalben in den Handelskreisen gespürt wird, macht sich besonders im Orient fühlbar; konfessioneller Einfluß drückt bald mehr, bald weniger auf römisch- und griechisch-katholische Familien, und vor allem ist die Nachgiebigkeit der Eltern zu beklagen, welche es gar vielfach von dem Eigenwillen und Launen der Kinder abhängen lassen, ob sie eine Schule besuchen wollen oder nicht. Daß aber trotz dieser erschwerenden Umstände die Arbeit der Kaiserswerther Schwestern Anerkennung findet, beweist die Thatsache, daß durch die freundliche Vermittelung des deutschen Consulats zu Beirut im Jahre 1891 zum ersten Male ein Reichszuschuß bewilligt worden ist in Anbetracht, daß viele Kinder, welche deutsche Reichsangehörigkeit besitzen, in der Schule Unterricht und vaterländische Bildung empfangen.

Das Johanniter-Krankenhaus zu Beirut, im schattigen Garten über dem Meere prächtig gelegen, wird von 5 Diakonissen bedient, welche in einem Geiste mit den amerikanischen Missionsärzten arbeiten dürfen. Letztere sind zugleich die Professoren einer Medizinischen Schule, in welcher junge Syrer

Digitized by Google

zu Aerzten ausgebildet werden. Sie halten es für einen Vorzug ihres Amtes, allsonntäglich den arabischen Kranken einen Gottesdienst zu halten. Unsere Schwester Henriette, welche schon seit Jahren von einem schweren Leiden heimgesucht worden ist, aber eben deswegen nach ärztlichem Rath in dem warmen Klima bleiben sollte, hat in diesem Sommer ihre Arbeit einstellen müssen.*)

Im Jahre 1891 wurden im Beiruter Krankenhause 537, in 15542 Tagen, 1892: 536 Kranke, in 15180 Tagen verpflegt. Außerdem wurden in der Poliklinik des Hauses 1891: 12716, 1892: 11630 Personen behandelt.

Salem im Libanon.

In Areya, dem Libanon-Salem Kaiserswerths, suchen die Schwestern der südlichen Orient-Stationen: Beirut, Alexandrien, Cairo und Jerusalem während der Sommermonate abwechselnd und je nach Bedürfniß Ruhe und Erquickung für Leib und Seele. Zugleich arbeitet die arabisch redende Hausmutter, unterstützt von einer in Zoar ausgebildeten Gehilfin, als Gemeindeschwester unter den Armen und Kranken und als Lehrerin und Erzieherin an den Kindern des Dorfes, deren Zahl im Winter 30—35, im Sommer 18—20 betrug. Sonntagsschüler waren im Winter 15—20, im Sommer 10—12.

VII. Die deutsch-evangelische Schule in Bukarest.

Die deutsch-evangelische Gemeinde in der Hauptstadt Rumäniens ist bei weitem die größte in Süd-Osten unseres Erdtheils. An den Pforten des Orients gelegen, ist es ihre Aufgabe, ihr Licht hell leuchten zu lassen in die Länder, welche unter der Herrschaft des falschen Propheten stehen und in welchem die einheimischen Christen selbst in Finsterniß sitzen. Da ist es von großer Wichtigkeit und ein Grund beständiger Freude, daß die weibliche Jugend dieser Gemeinde von der ersten Kindheit an bis zum reiferen Alter von Diakonissen unterrichtet und zum Theil erzogen wird. Viele Mädchen aus anderen Confessionen und aus dem Volke Israel, auch einzelne Muhamedanerinnen, nehmen an diesem, vom christlich-evangelischen Geist getragenen Unterricht theil.

Die Kleinkinderschule wird täglich im Sommer von 80—100, im Winter von 60—80 Kindern besucht. Zuerst machen die Kleinen, welche in ihren Familien zumeist rumänisch reden hören, der Kindertante manche Noth, weil sie von der deutschen Schulsprache noch nicht viel verstehen; aber das bessert sich bald und dann macht das kleine Volk seiner Lehrerin viele Freude.

Nahe bei der Kleinkinderschule liegt die Elementarschule für Mädchen, in welcher die allermeisten Töchter der evangelischen Gemeinde vom 6. bis zum 14. Lebensjahre den Unterricht genießen. Von den 328 Schülerinnen, welche sich im letzten Halbjahr in den 5 Klassen dieser Schule befanden, gehörten 206 dem evangelischen, 30 dem griechischen und 29 dem römisch-katholischen Bekenntnisse an; 60 waren Juden, 1 Muhamedanerin und 2 Kinder von konfessionslosen Eltern. Der Muttersprache nach gehörten 247 zu den Deutschen, 51 zu den Rumänen, die übrigen zu sehr verschiedenen Zungen.

Die Erbauung neuer geräumiger Schulklassen hat für die Arbeit große Erleichterung geschaffen; leider mußte ein Theil des schönen Gartens dabei zum Opfer gebracht werden.

Die höhere Mädchenschule zählte 91 Schülerinnen, von denen 30 ganz im Hause wohnten, 40 den Tag dort zubrachten, während 21 nur die Unterrichtsstunden besuchten; etwa die Hälfte dieser Kinder sind evangelisch.

Im ganzen arbeiten 14 Diakonissen an diesen Schulanstalten. So viel es ihre besetzte Zeit erlaubt, suchen sie mit der weiblichen Jugend, wenn diese der Schule entwachsen ist, durch Sonntagsvereine u. s. w. in Verbindung zu bleiben. Der seit Jahren bestehende Wunsch, derartige Arbeit, sowie anderweite Sorge für die Bedürfnisse der evangelischen Armen und Kranken in die Hand einer eigentlichen Gemeindeschwester zu legen, konnte noch immer nicht erfüllt werden.

VIII. Das Diakonissenhaus Bethasda in Pest.

In der evangelischen Kirche Ungarns wird das Diakonissenwerk vielfach begehrt, aber noch wenig getrieben. Während in Preßburg mit Hilfe des österreichischen Mutterhauses zu Gallneukirchen ein neuer Anfang mit der Diakonissenthätigkeit gemacht worden ist, fehlt es in dem Hause zu Pest noch immer an dem nöthigen Zuwachs von Schwestern. Seit 26 Jahren arbeitet dort unsere Schwester Sophie, welcher außer einer Kaiserswertherin nur vier ungarische Diakonissen und vier Probeschwestern zur Seite stehen. Der theuere Pastor König, welcher das Werk in das Leben gerufen und mit großer Treue gepflegt hat, mußte wegen Altersschwäche sein Amt niederlegen und die Stadt verlassen. Sein Nachfolger Gladischewsky ist mit gleicher Liebe an seine Stelle getreten und Herr Oberinspector Biberauer, welcher zu den Mitbegründern des Hauses gehört, unterstützt die Schwestern mit alter Treue. Trotz aller Schwierigkeiten, welche zum Theil durch den Wiederstreit der Nationalitäten veranlaßt werden, hat das Werk in den letzten Jahren sichtbaren Fortgang gehabt. Bei der Feier des 25jährigen Bestehens am 29. Juni 1891 zeigte es sich deutlich, daß auch dort das Werk der Liebe viel Dank und Anerkennung gefunden hat. Eine besondere Freude wurde der Vorsteherin durch die Huld unserer theuren Kaiserin zu Theil, welche ihr an diesem Tage eine Prachtbibel überreichen ließ

*) Schwester Henriette Hohendorff ist am 7. Januar d. J. selig heimgegangen. D. R.

Digitized by Google

mit der eigenhändigen Widmung Psalm 18, 3: „Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott, mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und Horn meines Heils und mein Schutz."

In demselben Jahre konnte der große Neubau, von welchem schon der vorige Bericht erzählte, eingeweiht werden, ganz zur rechten Zeit, da der Andrang von Kranken nie so groß war, wie im letzten Jahre. Während im Jahre 1890: 624 Kranke verpflegt wurden, stieg die Zahl im Jahre 1891 auf 816, darunter 200 Evangelische, 48 Juden; fast alle übrigen waren römisch-katholischer Confession. Manchmal ist es zu spüren, daß der römischen Geistlichkeit die Thätigkeit der evangelischen Schwestern ein Dorn im Auge ist. Um so erfreulicher ist die Thatsache, daß von einzelnen katholischen Christen dem Werke Hilfe zu Theil wird, einmal z. B. ein Vermächtniß von 1200 Gulden.

Dem Herrn ist es ein Geringes, durch viel oder wenig zu helfen. Er wird auch ferner der kleinen Kraft, welche er dem ungarischen Diakonissenhause verliehen hat, eine offene Thür geben.

Das Victoriahaus für Krankenpflege in Berlin hielt am 18. März unter dem Vorsitz des Staatsministers Dr. Delbrück im Reichstagsgebäude die Generalversammlung ab, mit der das erste Jahrzehnt des Hauses abgeschlossen wurde.

Das Arbeitsfeld hat sich auch im verflossenen Jahre erweitert. Die Zahl der Schwestern hat sich von 149 auf 160 vermehrt; neu aufgenommen wurden 53 Probeschwestern, wieder ausschieden 25 Probeschwestern und 17 angestellte Schwestern, von welchen letzteren 9 der Krankenpflege erhalten blieben. Die theoretische Prüfung bestanden 32 Probeschwestern.

Im Dienste der Stadt Berlin stehen 94 der Schwestern, und zwar wirken 59 am Friedrichshain, 28 am Urban, die übrigen in Rummelsburg, Blankenburg, Heinersdorf und an der neuen Heimstätte für Genesende in Malchow. Außerdem sind in Berlin noch Victoriaschwestern thätig im Kaiser und Kaiserin Friedrich-Krankenhause, in der Universitäts-Frauenklinik und in der chirurgischen Klinik; drei Schwestern helfen in Privatkliniken, 5 stehen im Dienst der Armenpflege, die von 2 Stationen aus geübt wird; endlich war die in der Friedenstraße Nr. 13 befindliche Station für Privatkrankenpflege mit 7 Schwestern besetzt, welche im vorigen Jahre an 31 Kranken in 723 Tagen Pflege ausgeübt haben.

Auch auswärts hat sich das Arbeitsfeld erweitert. Nachdem bereits im Vorjahr der chirurgischen Klinik der Universität Breslau Schwestern überwiesen waren, ist nunmehr die Aufsicht der Pflege auch in drei anderen Kliniken dieser Universität: in der Frauenklinik, in der medicinischen Klinik und in der Klinik für Hautkrankheiten übernommen. Außerdem befinden sich Schwestern in Friedrichshagen, in Bornstedt, in Kronberg, in Neuenhain und in San Remo, sowie neuerdings auch in der neugegründeten Volksheilanstalt für Schwindsüchtige in Falkenstein im Taunus.

Für einige Wochen hatte sich auch in Hamburg während der Cholera ein reiches Arbeitsfeld eröffnet.

Die Einnahmen des Hauses betrugen insgesammt 67 078 Mk., die Ausgaben 67 097 Mk. Das Vermögen beläuft sich auf 257 165 Mk., wovon 56713 Mk. den Pensions- und Unterstützungsfonds bilden.

Literatur.

Von „Meyers Conversations-Lexicon. Eine Encyklopädie des Allgemeinen Wissens". Fünfte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage, liegen uns die Hefte 2 und 3 des I. Bandes vor. Diese neue Auflage führt sich durch die vorzügliche Behandlung des bisher zur Verwendung gekommenen textlichen Stoffes, durch die zweckmäßige Anordnung und die reiche Ausstattung so vortheilhaft ein, daß ein begründetes Urtheil zu gunsten des Unternehmens schon jetzt nicht schwer fällt. Kleine Unrichtigkeiten kommen bei einem so breit angelegten und umfassenden Werke, wie das in Rede stehende, selbstverständlich auch bei der größten Aufmerksamkeit vor. So finden wir im 3. Hefte Seite 136 bei dem Artikel: „Adlerorden" Spalte 2 Zeile 35 u. f., nachstehende nicht richtige Angabe in Bezug auf den Königlich Preußischen Rothen Adler-Orden: „Für im Felde erworbene Verdienste wird der Orden mit Schwerdtern am Ringe verliehen". Während es correct heißen muß: „Für im Felde erworbene Verdienste wird der Orden mit Schwerdtern verliehen. Erhält der Betreffende eine höhere Klasse dieses Ordens, so werden die Schwerdter am Ringe derselben getragen.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 27. 1. April 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7 jährigen Krieges (Fortsetzung). — Aus den Befreiungskriegen. Erlebnisse eines Offiziers im Lützowschen Freicorps und im 7. Reserve-Regiment (Fortsetzung). — Friedrich der Große und sein Vorleser Abbé de Prades. — Kleine Mittheilungen: Der Wettbewerb für Entwürfe zu einem märkischen Provinzial-Museum in Berlin (mit 2 Abbildungen) (Schluß). — Die Rumpelmette. — 2c.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 19. April 1893. Nr. 16.

1. Werner Graf von der Schulenburg-Burgscheidungen, Kammerherr, Majoratsbesitzer und Mitglied des Herrenhauses, auf Burgscheidungen bei Tröbsdorf, Provinz Sachsen, Rechtsritter seit 1886, † zu Nervi 8. April 1893.
2. Max von Schlieffen, Rittmeister a. D., auf Klein-Soltikow, Kreis Schlawe in Pommern, Ehrenritter seit 1887, † zu Klein-Soltikow 6. April 1893.

Frauenhilfe

für die unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin stehenden Pflegestationen des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins zu Berlin.

Am Montag, den 10. April 1893, Vormittags 11 Uhr, fand in der Philharmonie die Jahresversammlung statt, zu welcher sich über 3 000 Frauen und Jungfrauen aus allen Kreisen und Theilen Berlins eingefunden hatten. Ihre Majestät die Kaiserin und Königin trafen mit den Damen und Herren Allerhöchstihres Gefolges um 11 Uhr ein und wurden von dem Wirklichen Ober-Consistorialrath Propst D. Freiherr von der Goltz und den übrigen Herren des Vorstandes des Berliner Localvereins des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins empfangen und zur Königlichen Loge geleitet.

Der Wirkl. Ober-Konsistorialrath Propst D. Frhr. von der Goltz eröffnete die Sitzung mit folgender Ansprache:

Eure Majestät haben vor einigen Wochen die Gnade gehabt, genauen Bericht entgegenzunehmen über die Arbeit in den Pflegestationen und über die Thätigkeit der Frauenhilfe, und haben dabei hineingeschaut in mancherlei Fragen und Sorgen, die auch bei dieser Arbeit nicht erspart bleiben. Heute ist es Eurer Majestät Befehl, daß aus dem großen Kreise von Frauen und Jungfrauen, die helfend in unsere Arbeit eingetreten sind, hier etwas über dieselbe berichtet werde. Die Seele jeder christlichen Arbeit ist, Den wieder zu lieben, der uns zuerst geliebet hat bis in den Tod. Auch in unserer Arbeit muß das die treibende Kraft immer mehr werden, daß wir nicht dienen um Lohn, sondern aus Dank, daß wir eine hohe Ehre darin erblicken, nach den Nothleidenden, die der Heiland seine Brüder und Schwestern nennt, unsere hilfreiche Hand auszustrecken, denn er sagte zu Simon: „Hast Du mich lieb, so weide meine Lämmer." Dies zeigt uns, wie der Inhalt aller christlichen Liebesarbeit ist, daß wir der Nothleidenden, der Schwachen, der Bedürftigen uns annehmen! Aber wenn wir es mit unseren leidenden Brüdern und Schwestern zu thun haben, dann gilt das Wort Jesu „Geben ist seliger wie Nehmen"; und dies müssen wir in unsere Arbeit hineinlegen. Wir müssen Freude haben am Geben, wachsende Freude am Geben und es nicht nur bei einer kalten Geldgabe bewenden lassen, sondern mit unserem Herzen hineintreten und uns erbarmen der Noth, der Thränen, der Seufzer, die in unserer Stadt verborgen und doch so tausendfach vorhanden sind, ohne daß Hilfe und Trost für sie da ist.

In den ernsten Nothständen unserer Zeit, die sich gerade hier in Berlin in einer erschreckenden Weise sammeln, ist es doch zuletzt die wirksamste Hilfe, daß gerade unter den Bedrückten, Sorgenden und Leidenden wieder das Gefühl erweckt wird: es giebt eine Liebe, die sich um uns kümmert! — Daß also wieder Vertrauen erweckt wird. Aber dies wird nicht durch bloßes äußerliches Geben erweckt — es löst erst den Druck und den Groll in den Herzen, wenn diese erfahren, daß die Liebe, die vom Himmel stammt, fortwaltet und das Eigene einsetzt, um den Brüdern zu dienen. So wollen wir unsere Arbeit immer weiter verbreiten und immer mehr vertiefen, und wie der Herr uns bisher dazu gesegnet hat, so sind wir gewiß, daß er auch ferner mit uns sein werde.

Wir haben dem heutigen Kreise, der viel größer ist, wie der im vorigen Jahre, viel zu danken. Unsere alten Stationen sind verstärkt, die neuen sind bereits auf zehn vermehrt worden, und die Gründung

Digitized by Google

einer elften und zwölften steht in Aussicht. Es geht vorwärts; auch durch ein größeres Kapital sind uns hochherzig die besonderen Mittel zur Verfügung gestellt worden, um kranken Wöchnerinnen in ihrer häuslichen Sorge für ihre Familien kräftiger beistehen zu können, und so sind in 1100 Familien mehr als 10 000 Tagpflegen und gegen 2500 Nachtpflegen geleistet worden, und hinter diesen Zahlen, so kahl sie auch lauten, verbirgt sich doch viel stille und wirklich hilfreiche Arbeit, durch welche Thränen getrocknet und Gott sei Dank auch manche Seele wieder mit Gottes Wort in Verbindung gebracht worden ist. Aber empfinden wir es Alle hier in unserer Stadt nicht manchmal, daß in unseren zahlreichen Wohlthätigkeits-Bestrebungen etwas mangelt? Es heißt immer: Geld! Geld! und wiederum Geld! Aber man möchte doch so gern außer dem Geben auch persönlich mit eintreten und etwas thun, und das ist die Hoffnung, daß die „Frauenhilfe" des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins neben dem Werben von Mitgliedern, die uns die Mittel herbeischaffen, immer mehr die heilige Kunst lerne, persönlich in ihrer Nachbarschaft in die Häuser der durch Krankheit schwer Bedrängten einzutreten und Andere dazu zu ermuntern. Die Liebe macht erfinderisch, und zum Finden immer neuer Wege sind wir heute versammelt; ich bitte Gott, daß er, wie bisher, alle unsere Besorgnisse beschämt und uns von Jahr zu Jahr mehr zeigt, wie wir in die Noth noch tiefer hineinzugreifen haben und unsere Herzen warm werden läßt, und daß wir nicht ruhen, bis mehr als bisher geholfen wird, daß unsere Hände geleitet werden dahin, wo die Hilfe am meisten Noth thut. Ich bitte daher im Namen des Vorstandes, daß Alle, jeder an seinem Theile, mit in diesen Bund zu thatkräftiger Liebe eintreten, damit das gute Werk, das wir angefangen, immer mehr zunehme und wir Hilfe bringen für Leib und Seele.

Hierauf erstattete Gen.-Sup. D. Braun nachfolgenden Bericht: Euere Majestät haben gleich zu Beginn unserer Arbeit Fürsorge treffen lassen, daß dieselbe nach jeder Beziehung vor Mißverständnissen geschützt werde, und deshalb haben wir von vornherein in allen unseren Kundgebungen nachdrücklich ausgesprochen: es solle durch die Arbeit unserer Diakonissen die Liebesthätigkeit jeder einzelnen christlichen Familie, zu der sie sich verpflichtet weiß und getrieben fühlt, in keiner Weise als überflüssig erklärt werden; im Gegentheil, sie soll gerade dadurch wirksamer angeregt und belebt werden. Das war ja die Befürchtung des gesegneten Stifters der Männer-Kranken- und der Frauen-Krankenvereine hier im Westen unserer Stadt, des seligen Pfarrers Goßner, daß er dachte, wenn berufsmäßige Diakonissen eintreten, dann werden vielleicht die Damen der Stadt meinen, sie könnten sich nun von der persönlichen Fürsorge für Kranke und Arme mehr und mehr zurückziehen. Ganz unmotivirt ist diese Befürchtung auch nicht gewesen: es sind im Laufe der Jahre die Frauen-Vereine eingegangen, die er gestiftet hatte, aber es hat sich in jeder Gemeinde hier in unserer Stadtgegend immer eine Reihe von Damen zusammengefunden, welche sich persönlich der Armen und Kranken herzlich angenommen hat und welche auch unseren lieben Diakonissen das Vorrecht nicht gönnen wollten, den Aermsten und Kranken allein zu dienen. Wir haben im Anfang unserer Arbeit manchmal die ängstliche Frage von Damen bekommen, ob nicht von ihnen persönlich Hilfeleistungen begehrt würden, die über ihre Kräfte hinausgingen? Wir haben jedesmal damit geantwortet, daß wir hier auf dem Boden der vollkommensten Freiwilligkeit und der individuellen Selbständigkeit stehen; daß wir aber überzeugt sind, es werde an vielen Stellen mit der größten Dankbarkeit begrüßt werden, wenn die Frauen Berlins mehr und mehr Gelegenheit nehmen, auch Erquickungsmittel für die lieben Armen und Kranken zu bereiten und sie ihnen hinzubringen, und nicht minder durch persönlichen Zuspruch oder Handreichungen, soweit es eben ihre Kräfte und die häuslichen Verhältnisse erlauben, den Armen nahe zu treten. Und Gottlob, wir sind n dieser Erwartung nicht getäuscht worden: es hat unsern lieben Kranken nicht an Erquickung gefehlt, wie sie denn auch jeder Zeit trostreichen Zuspruch und opferwillige Hilfe von unsern Schwestern erfahren haben; die theuren Damen, denen es vergönnt gewesen ist, den Armen und Kranken in dieser Weise persönlich nahe zu treten, sie werden es bezeugen, welch' einen Segen man davon hat, wenn man einmal mit der Noth der Andern sich recht eingehend beschäftigen kann. Es wird das Herz dabei jedesmal so still und zufrieden mit der eigenen Lebenslage; es ist nichts so geeignet, jede Regung der Unzufriedenheit und der Sorge um die eigene Lebenslage in den Menschenherzen zu dämpfen und zu vernichten, als wenn man recht gründlich sich fremde Noth einmal vor's Auge nimmt. Wie wird man dankbar und tief beschämt, wenn man sieht, wie Andere geduldig ihre Noth tragen und wie zufrieden und dankbar sie sind, wenn sie nur eine kleine Erleichterung bekommen. Und wie beseligt wird man, wenn es Einem gelingt, einem solchen armen Wesen Hilfe zu bringen! Und diese gesegnete Freude, möchte ich Sie bitten auch Ihren lieben Töchtern zu gönnen und auch ihre jungen Freundinnen dahin zu bringen. Der schönste Sonnenschein, der in unser Herz fällt, ist doch immer der Strahl der göttlichen freundlichen Liebe, der in das Dunkel der menschlichen Noth hineinfällt, denn solange das Wort des Herrn in unserem Herzen in Erfüllung geht, daß wir die Brüder lieben sollen, so lange werden wir die Gesetze Jesu Christi erfüllen; die Hauptsache ist doch, daß wir lieben lernen nach dem Worte des großes Bischofs Basilius. Als diesem Vorwürfe gemacht wurden, daß er selbst zu einem Kranken hineingegangen war und ihn gepflegt hatte, da sagte er: Anders

Digitized by Google

habe ich nicht lieben gelernt. Es sind doch immer die edelsten Perlen unseres Herzens mit, wenn wir Thränen trocknen und Seufzer stillen können, und am meisten werden ja diese zeugen vor dem Throne Gottes.

Und wenn wir daran denken, daß unser Vaterland an irgend einer Stelle auch in diesem Jahre von einer Epidemie heimgesucht werden könnte, dann könnten unsere Diakonissen-Stationen entblößt werden von ihren Kräften. Da müssen wir dann mehr junge Damen in Reserve haben, welche es gelernt haben, einen Kranken auch kunstgerecht zu behandeln, also solche, die in einem Krankenhause vielleicht 3 oder 6 Monate einen Kursus durchgemacht haben. Es muß noch werden wie beim Militär: wenn die Linientruppen abgerufen werden, dann muß die Reserve und schließlich die Landwehr und der Landsturm heran. Wir haben jetzt ein großes Reservekorps in den lieben Johanniterschwestern, aber es ist noch viel zu klein, und deshalb bitte ich, daß Sie alle mithelfen und sich bei unsern Schwestern und unsern Stationen erkundigen wollen, wo Kranke und Arme sind, die Ihre Hilfe gebrauchen, damit, wenn einmal eine Katastrophe über unser Vaterland kommt, der Hauch des göttlichen Geistes dann über die Menschen hinbläst und einen Sturm der Liebe erzeugt, unter welchem Sorge und Noth allmählich verschwinden müssen.

Schließlich hielt Gen.-Sup. D. Dryander folgende Ansprache: Als der Gedanke der Pflegestationen zuerst in einem Kreise von Männern des Hilfsvereins und Vorstehern von Diakonissenhäusern ausgesprochen wurde, da wurde uns nach längerem Berathen und Zögern schüchtern in Aussicht gestellt: am Ende dieses Jahres könnten vielleicht 2 Schwestern zu unserer Disposition für diesen Zweck gestellt werden. Jetzt nach 3 Jahren haben wir schon 12 Stationen, jede zu 6 Schwestern. Das heißt eine segensreiche Entwickelung. Die Vorurtheile sind verschwunden, die Befürchtungen zerstreut, und mit dem Wachsen der Arbeit hat Gottlob die helfende Liebe und die hilfreiche Unterstützung vollkommen gleichen Schritt gehalten. Wir sind noch nie in Verlegenheit gewesen. Als im Jahre 1834 die große Cholera-Epidemie in Hamburg herrschte und Amalie Sieveling sich entschloß, sich als Pflegerin für das städtische Choleralazareth anzubieten, da hielten nicht blos ihre Verwandten und Freunde, sondern eigentlich die ganze Stadt sie für nicht ganz bei Sinnen. Die Aerzte waren die, die am ehesten belehrt waren, denn nach acht Tagen wünschten sie lauter solche Pflegerinnen. Heute nach 60 Jahren ist der Gedanke allgemeiner Wehrpflicht der Frauen auf dem Gebiete der barmherzigen Liebe in ganz anderem Sinne durchgedrungen, ihr Sinn hat sich umgekehrt und zwar zu dem Heilsamen und zu dem Schönen. Aber es fehlt noch viel, daß wir am Ziele dieser Entwickelung angekommen seien. Es giebt ohne Zweifel sehr viele Frauen und Jungfrauen, die von Natur als ein Charisma ihres Gottes in der Wiege die Pflicht empfangen haben zu barmherziger Thätigkeit, zum Beglücken, zum Helfen und zum Dienen, und diese finden überall Gelegenheit, in die Häuser der Armen Sonnenschein zu bringen und an den Krankenbetten Hilfe zu leisten. Es giebt aber auch sehr viele weibliche Wesen, den dieses Charisma nicht in die Wiege gelegt worden ist und denen es wie andern Menschenkindern schwer wird, von sich selbst los zu kommen und sich der selbstlos dienenden Liebe hinzugeben für Andere. Wozu hat Gott die Menschen neben einander gestellt? So wurde ein Mädchen in der Sonntagsschule gefragt; und es antwortete: „Damit sie sich das Leben leicht machen, damit sie sich unter einander lieben sollen!“ Wozu hat Gott vier Töchter in eine Familie gestellt? Damit drei davon sich ein anderes Feld der Liebe suchen als wie sie zu Hause finden. Unter den 47 Prozent Frauen des deutschen Reiches, die ohne Versorger sind, haben ganz ohne Zweifel Millionen mit harter Noth zu kämpfen, aber es sind auch ohne Zweifel Zehntausende, die sich noch nicht das weiblich schönste Lebensziel klar gemacht haben, nämlich daß sie dazu da sind, zu helfen, zu dienen, zu pflegen, zu wirken und Segenspuren zu hinterlassen. Aber wenn nur etliche Tausende in jedem Jahr lebendig erfaßt würden von diesem Gedanken, so würde unser Mangel an persönlichen Kräften schon fast gehoben sein, und wie würde dann — ich spreche nicht nur von den Diakonissen — ein Trost der Liebe durch die Häuser unserer Armen und Kranken ziehen und unsere Pflegestätten so mannigfaltiger Noth behoben werden. Und wie bereits angedeutet, in diesem Reservefonds der Liebe, da ist die Gelegenheit zu dem Kraftbeweise, der den Funken erweckt und ihn zur Flamme emporlohet. Was uns tröstet, ist doch nicht blos die Selbstsucht und das träge Dahinträumen, sondern das Nichtwissen der Dinge und die Unkenntniß der Sachen, und darum preise ich jede Gelegenheit, die den Menschen hinzuruft zu dem Zweck, auf dem Felde der dienenden Liebe zu arbeiten. In einem sozialdemokratischen Buche über die Frau wird gesagt, daß die sozialdemokratische Bewegung nicht siegen werde, ehe sie nicht die Frauen gewonnen habe, und wir sagen, es wird das Christenthum und der Glauben auf Erden nicht siegen, es sei denn, daß die Frauen ihre Kraft zu dem Heldenthum der barmherzigen Thätigkeit mobil machen, und jener Liga, die nur umstürzend wirkt, eine andere Liga, die der heiligen, geweihten christlichen barmherzigen Nächstenliebe, entgegenstellt. Es geht ein Strom der Barmherzigkeit und des Wohlthuns über unsere Zeit, der viele Thüren geöffnet und viele Herzen weich gemacht hat. Es fluthet aber auch ein finsterer Strom trüben Schlammes, ein Strom des Grolls, der Verbitterung und des Hasses durch unsere Zeit hindurch; so trübe und trostlos wie heute haben die Fluthen noch nicht ausgesehen. Da helfen keine allgemeinen Redensarten, wie etwa: die Liebe müsse doch siegen!

Digitized by Google

Die wird siegen, das glaube ich auch, weil die Welt die Liebe nicht entbehren kann. Aber die Liebe muß stärker sein als der Haß, und daher müssen wir mit eintreten mit einem warmen, dem Herrn geweihten Herzen in diese Liebesarbeit. Es hat ein bekannter Humanist zur Zeit der Reformation unter dem Gefühl, daß sie eine neue Weltanschauung gebären werde, ausgerufen: „Jetzt, ja gerade jetzt ist es eine Lust zu leben!" Und so soll auch unter dem Ringen unserer Zeit eine neue Zeit geboren werden, wo die Kraft des Evangeliums aufs Neue erweisen soll, daß auch wirklich das Christenthum die Liebesmacht besitzt, welche die Welt überwindet. Und so sollen auch wir das Wort aussprechen: Jetzt, ja gerade jetzt ist es eine Lust zu leben. Nicht weil wir in den Zeitungen dies lesen wollen, sondern weil wir das Gefühl haben, mitberufen zu sein, in den heiligen Dienst der Barmherzigkeit und Liebe miteinzutreten. Also noch einmal: Freiwillige vor, und nicht nur für unsern Diakonissendienst, sondern auch für die große Arbeit in den Krankenhäusern, welche die Krankenpflege zu lehren bestimmt sind, damit ein Korps bereit stehe mit der liebenden Pflege, wenn ein Nothstand kommt, den auch wir vermuthlich — Gott möge es verhüten — noch einmal erleben werden. Gott aber walte darüber, daß es uns dann nicht fehle an Menschen, die bereit sind, zu dem edlen Heldenthume, auf welches Sie heute hiermit hingewiesen."

Mit dem vom Generalsuperintendenten D. Dryander ertheilten Segen schloß die Versammlung.

Die Bonaparte.

(Fortsetzung.)

Wenn man heute San Miniato besucht, an welchem die von Florenz nach Livorno führende Eisenbahn, in geringer Entfernung vorüberzieht, so findet man einen nicht unansehnlichen Ort, lang gedehnt vermöge der dem Hügelrücken Siena's ähnelnden Lage, im ganzen wohl gebaut, gut gepflastert, ungeachtet der zum Theil sehr steilen Straßen, leblos wie die meisten toscanischen Städtchen, mit zahlreichen Kirchen, Oratorien und Klöstern, mit einem Bischofsitz und Gerichtshof, mit manchen Häusern, deren Aeußeres und Wappenschilder Familien höheren Standes verkünden, mit einer weder von Canova noch von Thorwaldsen herrührenden Mamorstatue Großherzog Leopold's II., welche dankbare Gesinnung für erwiesene Wohlthaten bezeugt. Ueberaus lohnend aber ist der Anblick, dessen man von der höchsten Spitze des Hügels genießt, zu welcher von dem malerischen Platze des Seminars aus ein steiler Fußpfad zwischen Ruinen und Gesträuch hinanführt. Es ist die alte Kaiserpfalz, welche diese Höhe einnahm, wo man unter ihren Trümmern wandert — von hier schauten „die gepanzerten Friedriche" und jener, der „die Tochter des Normannes" freite, über das blühende Land, das der Arno durchströmt, bis nach Pisa und der Livorneser Ebene, bis zu den Höhen, auf welchen das etruskische Volterra und das schön gethürmte San Gemignano ragen, über die waldigen Bergkuppen des Monte Albano, welcher die Pistojesische Ebene verbirgt, über die Hügel zwischen Pesa und Greve, welche das florentinische Arnothal den Blicken entziehen. In der Mitte der Trümmer erhebt sich der riesige Thurm, von fern schon gleichsam das Wahrzeichen der Stadt, viereckiger Form, aus Backsteinen felsenfest gemauert, heute der einzige hervorragende Theil der Ruinen, welche mit zerbröckelndem Mauernkreis und den geringen Resten er alten Pfalz den Ort und die nähere Umgebung beherrschen.

So ist heutzutage diese Staufenburg beschaffen. In dem Städtchen aber, das gleich allen toscanischen Städten sein goldenes Buch hat, stand die Wiege von Männern, die mit Ruhm oder Ehre mancher Art in der Geschichte genannt werden, wie denn kaum ein Ort in Toscano teer ausgegangen ist an bemerkenswerthen Personen. Francesco Sforza, erster Herzog von Mailand seines Geschlechts, wurde hier am 23. Juli 1401 geboren.*) Michele Mercati von San Miniato legte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die erste naturwissenschaftliche Sammlung im Vatican an, dessen Garten er umschuf; Lodovico Cardi, gewöhnlich Cigoli genannt, nach einem benachbarten Oertchen, wo seine bis auf unsere Tage blühende Familie Grundeigenthum besaß, gab der unter den Händen von Michel-Angelo's Schülern und Nachahmern blaß und ohnmächtig hingesunkenen Malerei Leben und Farbe wieder. Nicht fern vom Ende des Orts zeigt man das Haus, welches einst den Borromeern gehörte, von denen ein Zweig im vierzehnten Jahrhundert in der Lombardei eine neue Heimat gründete. Filippo Borromeo, eines der Häupter in einem zu Gunsten des Herzogs von Mailand unternommenen Aufstand der Serminiatesen wider die Florentiner, wurde 1370 zu Florenz enthauptet. Seine Kinder flohen zum Visconti, und aus der Ehe seiner Tochter Margherita mit Giovanne Vitaliani von Pavia entsprossen jene mailändischen Borromeer, welche der Welt den heiligen Carl und den Erzbischof Friedrich gaben und seit dem lombardischen Kampfe von 1848 in Pirmont leben, während die toscanische Linie 1672 ausstarb. Das gegenwärtige Gerichtsgebäude aber, am Platze San Sebastiano war einst die Wohnung der Bonaparte.

Giovanni Bonaparte der Gibelline gründete hier, so berichtet die Sage, Haus und Familie. Außerhalb des Orts, am Fuße des Hügels, zeigt man eine, moderner Ausbesserung ungeachtet an alte Zeiten und bessere Verhältnisse erinnernde Wohnung, welche das Bonapartische Wappen trägt:**) hier soll

*) Er war ein natürlicher Sohn des Muzio Attendolo von Cotignola.

**) Die beiden silbernen Schrägbalken im rothen Schilde, begleitet von 2 goldenen Sternen.

Digitized by Google

der Verbannte sich niedergelassen haben, bevor seinen Nachkommen ein nicht unbedeutender Besitz im Innern des Castells durch Erbschaft anheimfiel. Daß Giovanni zu den angesehenen Männern seiner Partei gehörte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er im Februar 1280 als einer derjenigen auftrat, welche auf dem Platze vor der Kirche Santa Maria Novella zu Florenz die von Papst Nicolaus' III. Legaten, dem Cardinal Latino, bewerkstelligte Versöhnung und Eintracht zwischen Gibellinen und Guelfen beschwor. Seine beiden Söhne Corrado und Guido blieben der Sage zufolge in San Miniato wohnen: einer der Enkel Guido's, Lapo, aber soll nach Florenz zurückgekehrt sein, wo er 1383 starb und eine Linie gründete, welche zwei Jahrhunderte hindurch blühte und, um zu den Aemtern zugelassen zu werden, gemäß den Statuten der demokratischen Republik, sich in eine der Zünfte, in die der Seidenwirker, aufnehmen ließ. Alles dies haben Genealogisten in verschiedenen Zeiten zu beweisen gesucht. Aber vergebens. Der historischen Factis giebt's wenige und das wenige widerspricht jenen Annahmen. Man kann mit ziemlicher Bestimmtheit feststellen, daß Giovanni der Gibelline nach dem Friedensschluß des Cardinals Latino in Florenz blieb, wo er um das Jahr 1300 starb, und wo seine Nachkommenschaft gegen 1620 erlosch, ohne irgend einen Mann hervorgebracht zu haben, dessen Name von Bedeutung gewesen wäre. In Santa Croce und Santa Maria Novella finden sich Grabsteine dieser Bonaparte, deren Wappen: „Einen silbernen Sparren im rothen Felde" zeigte. Ueber den Ursprung des Bonaparte von San Miniato ist folglich nichts gewisses bekannt, und es ist eine bloße, wahrscheinlich gar nicht alte Sage, welche sie auf die oben erzählte Weise mit der älteren florentinischen Linie in Verbindung bringt. Es währt längere Zeit, bis wir hier eigentlich historischen Boden finden.

Die beiden Linien von San Miniato, wie die Tradition sie aufstellt, machten selbst dieser zufolge lange wenig oder gar nicht von sich reden. Auch dann nicht, als ihre neue Heimat, in den nicht endenden verderblichen Kämpfen zwischen Gibellinen und Guelfen, von denen erstere durch die mailändischen Visconti, letztere durch die neapolitanischen Anjou unterstützt wurden, sich den Florentinern völlig unterwerfen mußte und fortan zum Gebiet der Republik gehörte, obgleich noch im Jahre 1397 von gibellinischen Ausgewanderten ein Aufstand versucht ward, welcher kein weiteres Ergebniß als Morde und Hinrichtungen lieferte. Die Nachkommen Guido Bonaparte's wurden friedliche Unterthanen der Medici, nachdem die Medici aus Bürgern Fürsten geworden, und Prinz Ferdinand, der talentvolle und kunstsinnige ältere Sohn Großherzogs Cosmus III., hielt im Februar 1691 einen kleinen Bonaparte über die Taufe. Wir finden unter ihnen Pröpste in Livorno und San Miniato, Canoniker im Genuß einer Familienpräbende, Militärs in kaiserlichen, savoyischen, spanischen Diensten, Beamte in der Heimat, Professoren der Medicin in Pisa, bis am 24. December 1799 die Linie Guido's in der Person des Canonicus Filippo Bonaparte erlosch, von dem noch später die Rede sein wird.

Von Corrato, dem andern Sohn des Gibellinen Giovanni, welcher zu den Rittern der militia aurata gehört haben soll, will die Sage zu berichten wissen, daß er so wenig wie sein Bruder nach Florenz zurückgekehrt sei. Ein Moccio (Diminutiv von Giacomomuccio) Bonaparte, den man zu seinem Enkel macht, erscheint zuerst als Mitglied des kleinen Raths von San Miniato. Es fehlte diesem Zweige nicht an verdienten Männern. Niccolo war als Kammerkleriker Mitglied der römischen Prälatur unter Nicolaus V. und Calix III. Governatore von Ascoli und Erzpriester von Colle im Elsathal. Sein Bruder Piero ließ sich in Florenz nieder, infolge seiner Heirath mit einer Albizzi. Die Verschwägerung mit einer so vornehmen Familie, welche den Medici vorangehend, über sechzig Jahre lang die Republik beherrschte, wie mit den Pitti, den Visdomini, den Tornaberoni, den Alberti u. a. spricht für die Stellung, welche diese Bonaparte (von San Miniato) einnahmen. Im Jahre 1484 erlangten sie das florentinische Bürgerrecht.

Ihre Wohnung, die vor ihnen den Alamanni gehörte, sieht man heute noch in Borgo San Niccolo. Die festen Mauern von schwärzlichen Bossagen mit großen Bogen am Erdgeschosse, bezeugen den mittelalterlichen Ursprung. Das Innere ist großentheils modernisirt, seit Caroline Ungher-Sabatier, die ausgezeichnete dramatische Sängerin, welcher manche von Donizetti's Opern ihr großes Glück verdanken, das Bonaparte'sche Haus an sich gebracht, welches vorher in den Besitz des Cambiagi, dann der Pitti-Tovaglia übergegangen war. Wandgemälde im Prunkzimmer, von der Hand zweier talentvollen jung verstorbenen Franzosen, Bouquet und Papety (des Malers des bekannten Rêve de Bonheur), führen den Beschauer die berühmtesten Dichter und Künstler vor.

Jenes Piero Sohn Benedetto war es, welcher die Capelle in Santo Spirito baute, und die das Wappen der Sanminiateser Bonaparte trägt, die beiden silbernen Schrägbalken im rothen Feld von zwei goldenen Sternen begleitet. Es ist dies das Wappen, das die heutigen Napoleoniden als ihr angestammtes Wappen beanspruchen.

Sein Bruder Jacopo, vom Papste Clemens VII. begünstigt, als er noch Cardinal Medici war, Dechant des Florentiner Domcapitels und apostolischer Protonotar und Scriptor, ist der angebliche Verfasser jener mehrmals gedruckten Geschichte der Erstürmung

Digitized by Google

Roms durch das Heer des Connetable im Mai 1527, welche eigentlich von Luigi Guicciardini herrührt, dem Bruder des berühmten Historikers.

Während Jacopo Bonaparte den Medici anhing, folgten seine Brudersöhne Giovanni und Pier Antonio der Volkspartei, als in jenem Jahr 1527, welches so grauses Unglück über die Hauptstadt der Christenheit brachte, Florenz, seine alte Freiheit in Anspruch nehmend, wider die Autorität und die Angehörigen Papst Clemens' aufstand. Der unglückliche Ausgang dieses letzten heldenmüthigen Versuchs, die unrettbare Republik zu retten, zog auch den Brüdern Bonaparte die Verweisung zu. Man hieß sie nach San Miniato zurückkehren, unter der Bedingung, den Ort nicht wieder zu verlassen. Diese Verweisung, oder, nach italienischem Ausdruck, „Confinirung", wie man die Anweisung eines gezwungenen Wohnorts nennt, ist gewisser als die des dreizehnten Jahrhunderts! Die Nachkommenschaft des ältern der Brüder, Giovanni, zu welcher der berühmte Pandektist und Professor in Pisa, Niccolo, im siebzehnten Jahrhundert zählte, erlosch im Jahre 1780 in Moccio Giuseppe, welcher Carlo Bonaparte von Ajaccio zu seinem Erben einsetzte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie kommt der kleine Mann zum eigenen Heim?

Unter diesem Titel hat Oberinspector Lieber in Bielefeld im Auftrage des deutschen Vereins „Arbeiterheim" ein kleines Auskunftsbüchlein herausgegeben, das in klarer, knapper Form jedem, der sich mit der in der Ueberschrift genannten Frage beschäftigt oder an die practische Lösung derselben herantreten will, sachgemäße Anleitung giebt. Das Schriftchen gliedert sich in sehr übersichtlicher Weise in 6 Abschnitte; der erste beantwortet die Frage: Wie fängt man's an?, indem er die ersten vorbereitenden Schritte für ein Unternehmen zur Schaffung von Wohnungen für den kleinen Mann aufzählt, im 2. ist das Gesetz vom 1. Mai 1889 betreffend „eingetragene Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht" in seinen wesentlichen Bestimmungen wiedergegeben und damit der Weg gezeigt, der sich gegenwärtig vor anderen zur Erreichung des erstrebten Zwecks empfiehlt. Besonderes Interesse wendet sich dem 3. Abschnitt zu, der die Frage behandelt: Woher kommt das Geld? Dabei wird zuvörderst auf die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Verbindung von Bau- und Sparvereinen aufmerksam gemacht, der Betheiligung bemittelter Arbeitgeber an der Genossenschaft das Wort geredet und auf die entgegenkommende Haltung der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten hingewiesen, von welchen große Kapitalien für diesen gemeinnützigen Zweck flüssig gemacht werden könnten. Der 4. Abschnitt giebt unter der Ueberschrift „Allgemeines" eine Reihe kurzer Winke für das Gedeihen des Unternehmens; (es ist darin die Rede vom Bauplatz, Haus und Garten, Vorkaufsrecht, Fernhaltung sittlich schädigender Einflüsse, wie Branntwein u. dergl., Vertheilung der Häuser durchs Loos, Art des Baues, Reservefonds u. s. w.) Im 5. Abschnitt finden wir einen Nachtrag der den Entwurf eines Musterstatuts für eine Baugenossenschaft enthält, im 6. den Entwurf eines Kauf- bezw. Miethvertrags.

Ueber den deutschen Verein „Arbeiterheim" erfahren wir im Vorwort, daß er sich aus dem fröhlich gedeihenden Bielefelder Ortsverein, der mit seinen mehr als 60 freundlichen Doppelhäuschen in vieler Beziehung als Muster dienen kann, entwickelt hat, namentlich unter treulichem Beistande des Kaisers Friedrich und des Kaisers Wilhelm II, der das erste und thätigste Mitglied ist. Der Verein hat sich die Doppelaufgabe gestellt: zu lernen, wo es nur im deutschen Vaterlande auf diesem Gebiete zu lernen giebt, um das bewährte Gute einzelner Einrichtungen wieder dem Ganzen nutzbar zu machen, und zur Abhilfe anzuregen, wo der kleine Mann sittlich und körperlich durch die Wohnungsverhältnisse gefährdet ist und mit seiner Familie zu Grunde gehen muß, und soweit irgend die Kräfte reichen, bereitwillig und kostenlos die Hand zur Hilfe zu bieten, dem kleinen bedrängten Mann zum Heim auf eigener Scholle, zu Hoffnungsfreudigkeit und Frieden zu verhelfen. Was seitens des Vereins bis jetzt geschehen konnte, ist nur wie ein Tropfen auf einen glühend heißen Stein. Daher wendet sich das Schriftchen mit einem warmen Zuruf an das Volksgewissen, die Riesenschuld, die wir unsern kleinen Mitbürgern gegenüber haben, immer mehr abzutragen.

Möchte das Schriftchen, das durch die Schriftenniederlage der Anstalt Bethel bei Bielefeld zu beziehen ist, viele Leser finden und dieselben erwärmen zur thatkräftigen Mitarbeit an einer so bedeutsamen Aufgabe der Gegenwart.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 28. 8. April 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman (Fortsetzung). — Fragment aus Leutingers Topographia Marchiae (Fortsetzung). — Friedrich der Große und sein Vorleser Abbé de Prades (Fortsetzung). — Aus den Befreiungskriegen (Schluß). — Dem Fürsten Bismarck zum 1. April. Gedicht (mit Abbildung). — Kleine Mittheilungen: Oster-Censuren (mit Abbildung). — Ein Vorschlag zur Erweiterung der Stadtbahn (mit 2 Abbildungen). — Aus der Franzosenzeit. ꝛc.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 26. April 1893. **Nr. 17.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1893 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. April 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Tannenberg:**				
	Bestand am 1 März 1893	48			
	Zugang pro	28			
		76			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	54	54	1 569	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. März 1893	66			
	Zugang pro	27			
		93			
	Abgang	39			
	Bleibt Bestand	54	54	2 000	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. März 1893	82			
	Zugang pro	6			
		88			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	85	85	2 566	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. März 1893	32			
	Zugang pro	23			
		55			
	Abgang	27			
	Bleibt Bestand	28	28	942	50
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. März 1893	49			
	Zugang pro	18			
		67			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	44	44	1 438	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. März 1893	25			
	Zugang pro	21			
		46			
	Abgang	25			
	Bleibt Bestand	21	21	770	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. März 1893	31			
	Zugang pro	23			
		54			
	Abgang	32			
	Bleibt Bestand	22	22	1 005	43
	zu übertragen		308	10 290	487
	Uebertrag		308	10 290	487
8.	**Landsberg:**				
	Bestand am 1. März 1893	33			
	Zugang pro	14			
		47			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	30	30	953	40
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. März 1893	67			
	Zugang pro	17			
		84			
	Abgang	29			
	Bleibt Bestand	55	55	1 842	66
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. März 1893	33			
	Zugang pro	13			
		46			
	Abgang	26			
	Bleibt Bestand	20	20	977	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. März 1893	51			
	Zugang pro	36			
		87			
	Abgang	37			
	Bleibt Bestand	50	50	1 666	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. März 1893	50			
	Zugang pro	63			
		113			
	Abgang	55			
	Bleibt Bestand	58	58	1 789	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. März 1893	48			
	Zugang pro	28			
		76			
	Abgang	40			
	Bleibt Bestand	36	36	1 351	45
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. März 1893	19			
	Zugang pro	14			
		33			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	14	14	468	40
	zu übertragen		571	19 286	810

Digitized by Google

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. April 1893 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro März 1893.	Zahl der darin verstorbenen Kranken.
	Uebertrag		571	19 286	810
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. März 1893	70			
	Zugang pro " "	35			
		105			
	Abgang " " "	46			
	Bleibt Bestand	59	59	1 857	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. März 1893	26			
	Zugang pro " "	17			
		43			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	25	25	799	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. März 1893	37			
	Zugang pro " "	17			
		54			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	34	34	1 080	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. März 1893	26			
	Zugang pro " "	11			
		37			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	15	15	685	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. März 1893	36			
	Zugang pro " "	20			
		56			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	37	37	1 099	42
20	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. März 1893	27			
	Zugang pro " "	13			
		40			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	21	21	756	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. März 1893	31			
	Zugang pro " "	38			
		69			
	Abgang " " "	41			
	Bleibt Bestand	28	28	884	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. März 1893	13			
	Zugang pro " "	14			
		27			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	10	10	357	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. März 1893	11			
	Zugang pro " "	—			
		11			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	10	10	324	15
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. März 1893	11			
	Zugang pro " "	6			
		17			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	13	13	345	20
	zu übertragen		823	27 470	1 268
	Uebertrag		823	27 470	1 268
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. März 1893	20			
	Zugang pro " "	10			
		30			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	16	16	554	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. März 1893	24			
	Zugang pro " "	36			
		60			
	Abgang " " "	36			
	Bleibt Bestand	24	24	707	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. März 1893	6			
	Zugang pro " "	1			
		7			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	4	4	162	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. März 1893	8			
	Zugang pro " "	4			
		12			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	5	5	182	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. März 1893	29			
	Zugang pro " "	—			
		29			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	29	29	899	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. März 1893	30			
	Zugang pro " "	25			
		55			
	Abgang " " "	35			
	Bleibt Bestand	20	20	809	30
31.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. März 1893	17			
	Zugang pro " "	2			
		19			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	13	13	472	23
32.	**Plön:**				
	Bestand am 1. März 1893	9			
	Zugang pro " "	6			
		15			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	7	7	246	29
33.	**Tannenberg:**				
	Bestand am 1. März 1893	30			
	Zugang pro " "	26			
		56			
	Abgang " " "	32			
	Bleibt Bestand	24	24	832	48
34.	**Altena:**				
	Bestand am 1. März 1893	36			
	Zugang pro " "	17			
		53			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	34	34	1 122	50
	zu übertragen		999	33 455	1 545

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. April 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		999	33 455	1 545
35.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. März 1893	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	86
36.	**Lippspringe.****)				
	Bestand am 1. März 1893	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
37.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. März 1893	38			
	Zugang pro " "	20			
		58			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	43	43	1 330	40
38.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. März 1893	5			
	Zugang pro " "	7			
		12			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	1	1	116	15
39.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. März 1893	6			
	Zugang pro " "	6			
		12			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	11	11	263	21
40.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. März 1893	67			
	Zugang pro " "	80			
		147			
	Abgang " " "	83			
	Bleibt Bestand	64	64	1 962	36
41.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. März 1893	16			
	Zugang pro " "	12			
		28			
	Abgang " "	14			
	Bleibt Bestand	14	14	479	25
42.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. März 1893	21			
	Zugang pro " "	13			
		34			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	21	21	569	20
	Zusammen		1 153	38 174	1 829

Der gesammte Abgang an Kranken pro März 1893 beträgt 898, davon sind gestorben 61
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 57
geheilt 780
wie vor 898.

43. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Februar 1893** . . . . 39 Kranke.
Zugang pro **Februar 1893** . . . . 40 "
79 Kranke.

*) Ist vom 1. October v. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.
**) Ist vom 1. November v. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

Davon sind:
gestorben . . . . — Kranke
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . 15 "
geheilt . . . . 25 "
40 "

Bleibt Bestand am **1. März 1893:** . . . . 39 Kranke.
Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 20 orientalische Christen, 16 Muhamedaner und 1 Druse.
Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1893 beträgt 1103.
Poliklinisch wurden 903 Personen behandelt.

Lothar Freiherr von Richthofen, Rechtsritter seit 1867, † zu Breslau 13. April 1893.

Die Bonaparte.

(Fortsetzung.)

Die Bonaparte von Ajaccio, so sagt man, stammen von Pier Antonio, dem jüngeren der beiden Verbannten von 1530. Von seinen zahlreichen Enkeln begründete nämlich der eine, auch Pier Antonio geheißen, die dritte Sanminiateser Linie, welche gleich den beiden andern in vorigen Jahrhundert ausstarb, während ein anderer, Luigi Fortunato, Stammvater des corsischen Zweiges sein soll, welche in fünfter Generation Carlo Bonaparte, zweier Kaiser Vater und Großvater, repräsentirte.

Ein Nobili von San Miniato, Damiano Morali, dessen Familie, welcher der letztverstorbene Erzbischof von Florenz angehörte, den Nachlaß der eben erwähnten dritten Bonaparte'schen Linie erbte, hat im Jahre 1847 unter dem Titel: Storia genealogica della famiglia Bonaparte dalla sua origine fino all' estinzione del ramo già esistente nella città die San Miniato scritta da un Sanminiatese ein Buch geschrieben, wesentlich in der Absicht die Abstammung der Familie Kaiser Napoleon's von dem toscanischen sanminiatesisch-florentinischen Geschlecht, die Abstammung des letzteren aber von Giovanni di Bonaparte dem Gibellinen nachzuweisen.*)

Luigi Fortunato, so hieß er, begab sich im Jahr 1610 von San Miniato nach Sarzana im Küstenlande der Lunigiana, wo Laura Bonaparte, die letzte der im dreizehnten Jahrhundert dahin verpflanzten Nachkommen des Guelfen Donato, ihn zur Erbschaft berief. Damals sechsundvierzig Jahr alt, heirathete er 1612 Luisa Lomellini aus vornehmen genuesischen Hause und ließ sich in Corsica nieder. Schon ein Jahrhundert früher hatte es jedoch in Ajaccio Bonapartes gegeben: Die Memorie storiche della Lunigiana des Abbate Gerini von Fivizzano gedenken

*) Dieselbe bringt für die sanminiatesischen und florentiner Linien manches Dankenswerthe, erhöht aber die Confusion durch die Sagen der älteren Zeiten und das willkürliche Anknüpfen an den Sarzanisch-Corsischen Zweig.

Digitized by Google

ihrer, und bringen einen Stammbaum, der sie von den Sarzanesen herleitet. Der Stammbaum wie der andere oben erwähnte, den Carlo Bonaparte Fürst von Canino im Jahre 1843 drucken ließ, mag im Detail noch so viele Irrthümer enthalten — der Zusammenhang der corsischen Bonaparte mit jenen von Sarzana muß dennoch jedem einleuchten, der die Beziehungen Sarzana's zu Genua und die Oberherrschaft Genua's über Corsica in Anschlag bringt.*)

Wenn nun, um die Bonaparte von Ajaccio von denen von San Miniato herzuleiten und ihr florentinisches und sanminiatesisches Patriciat festzustellen, worauf Carlo Bonaparte und seine Söhne Anspruch machten, behauptet wird, die sarzanesischen Bonaparte in Ajaccio seien zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts ausgestorben, zu Anfang des siebzehnten sei die corsische wie die sarzanesische Erbschaft an den einen Zweig der Sanminiatesen (von Luigi Fortunato abstammend) gelangt, von welcher des Kaisers Vater in sechster Generation abstammte, so steht diese Hypothese an Kühnheit hinter vielen andern genealogischen Träumen nicht zurück.

Die historische Kritik wirft aber das ganze Kartenhaus zu Boden. Die Bonaparte von Sarzana, deren schon früher gedacht worden ist, kommen nicht von dem florentinischen Guelfen Donato, sondern von Giansaldo dem Sohne Hugo's, der aus Fucecchio in Nievolethale stammend, sich in Lucca niederließ, und welchen Urkunden aus den ersten Dezennien des dreizehnten Jahrhunderts namhaft machen. Alfred von Reumont hat im vierten Bande seiner Beiträge zur italienischen Geschichte die Abstammung dieses Giansaldo auf Grund des Archiv-Forschungen des Cavaliers Luigi Passerini in Florenz, ersten Sekretärs der Central-Archiv-Direction, gegeben, welche Arbeit dieser letztere mit Belegen versehen für eine neue Gesammt-Ausgabe der Werke Kaiser Napoleons I. bestimmt hatte. Hiernach vermacht Giansaldo, florentinischer Herkunft, Sohn des verstorbenen Ugo, Sohnes des Grafen Wido (Guido) in einer am 15. Mai 1235 zu Fucecchio im Nievolethale von dem Richter Diomicidiede**) aufgenommenen Pergament-Urkunde, zum Heil seiner Seele, wie der Seele seiner Ehefrau Imelda, Tochter des Ugolio di Nerlo (de 'Nerli) und seines Sohnes Wilhelm, genannt Bonaparte, dem von seinem Urgroßvater dem Grafen Ugo und seiner Gemahlin Cilia an dem der Rosenhain (Rosaio) genannten Orte errichteten Spital, alle Ländereien, Besitzthümer, Gilen und sonstiges Einkommen im Gebiet von Fucecchio, unter der Bedingung, daß die Rectoren dieses Spitals zum heiligen Jacob gedachte Güter zu einzigem Nutzen der Siechen, Armen, Pilger, Wittwen und Waisen verwalten und nie irgend etwas davon veräußern sollen. („Jamfaldus de Florentia 6. us Domini Ugonis quondam Widi, qui fuit comes, pro anima sua et Dominae Imeldae Ugolini Nerli uxoris suae et Willielmi qui nun cupatus Bonaparte filii sui et dictae dominae Imeldae.")

Das Spital, von welchem es sich hier handelt, Rosajo oder Rosajolo genannt („in loco qui dicitur Rosario") war in der Nähe des Sumpfes von Fucecchio, bei der gegenwärtigen Villa Poggio Adorno, im Jahr 1086 von dem Grafen Ugo oder Uguccione und seiner Gemahlin Cilia (Cecilia) gegründet worden. Es war längere Zeit eine bisweilen streitige Dependenz des benachbarten, in der toscanischen Geschichte berühmten Pilgerspitals von Altopascio, welches an der vormaligen florentinisch-lucchesischen Grenze am Saum der sumpfigen Niederungen von Bientina und an der alten Strada Francesca gelegen, in lucchesischen Urkunden des Jahres 952 vorkommt, und wohl Hospiz Mathildens genannt wird, weil in der Nähe jene Burg Vivinaia, das spätere Montecarlo, sich erhob, wo die alten Markgrafen Tusciens saßen, deren Erbin Papst Gregor's VII. berühmte Freundin war, sie, deren sterbliche Reste die Peterskirche aufnahm, während ihre Mutter, die Markgräfin Beatrixe, ein Pisaner Camposanto in dem antiken Marmorsarkophag mit der Meleager- oder Hippolytosjagd ruht, nach der Inschrift: „quamvis peccatrix sum domna vocata Beatrix". Der Graf Ugo aber, welchen Giansaldo als seinen Urgroßvater bezeichnet, wird in den Genealogien des bis in die erste Hälfte des zehnten Jahrhunderts hinausreichenden Geschlechts der Grafen Cadolingi von Fucecchio als der letzte dieser Familie aufgeführt, dessen Tod in das Jahr 1114 fällt. Daß diese Cadolingi, in der verworrenen Geschichte Tusciens unter der Herrschaft des Markgrafen oft genannt, nicht mit diesem Ugo erloschen, scheint sich allerdings mit einiger Zuverlässigkeit aus jener oben angeführten Urkunde zu ergeben, welche zwar in der großen Sammlung der Memorie perservire all istoria della città e stato di Lucca gedruckt und von E Repetti im Dizionario geografico fiscico-storico della Toscana angeführt, aber nicht in ihrem Zusammenhang mit der Geschichte der Bonaparte beachtet worden ist. Diese von Passerini gegebene Genealogie des Grafen von Pistoja-Fucecchio stimmt größtentheils mit der von dem Abbate Giuseppo Tigri in seinem Buche: Pistoia e il suo territorio (Pistoja 1853) gegebenen.

Auf Grund des vom Abbate Emanuele Gerini von Fivizzano nach Sarzaneser Urkunden bearbeiteten Stammbaums der Bonaparte von Sarzano, in dessen

*) Die Geschichte jenes Luigi-Fortunato ist bloße Fiction. Im Jahre 1570 geboren, starb er in der Jugend; sein Vater Giovanni Francesco überlebte ihn bis zum October 1607, während jene Angaben ihn im Jahre 1612 die Heirathsanzeige des Sohnes erhalten lassen!

**) Diomicidiede, das ist Deusmededit — einer der vielen in jener Zeit vorkommenden ähnlichen Namen, welche sich auf göttlichen Schutz und Gnade beziehen, von denen einige auch heute noch üblich sind — Namen zu deren Klasse auch andere, wie Bonaparte, Bonaginuta, Bonapate, Bonacosa, Bonavita, Bonaguida, in welchen man leicht Beinamen erkennt, gehören.

Digitized by Google

Memorie storiche di Lunigiana (Massa 1829. Bd. 1. S. 68—83) giebt Reumont nun die weitere Geschichte der Nachkommen Giansaldo's. Dessen Sohn Wilelmo (Guglielmo) genannt Bonaparte, Notar mittelst kaiserlichen Privilegiums, findet sich in Documenten aus den Jahren 1237, 1245, 1270. Er ging in den Dienst der Malaspina, jener altvornehmen Dynasten in der Lunigiana, von denen es in der göttlichen Comödie (Fegefeuer VIII, 124) in des Dichters Antwort an den Markgrafen Corrado heißt:

„In euern Ländern, sprach ich, war ich nie,
Doch wer — wohin wir uns auch mögen kehren
In ganz Europa — kannte dann nicht sie?
Der Ruf von eures Hauses großen Ehren
Hat eure Land' und Herrn so hoch gestellt,
Daß, wer nicht dort war, doch es weiß vom hören."

Zu Sarzana, am Ufer der Magra, in dem so oft den Ueberschwemmungen preisgegebenen Flußthal, ließen die lucchesischen Bonaparte sich nieder.

Giovanni Bonaparte, Guglielmo's Sohn, mit dem oft genannten florentiner Giovanni, dem Gibellinen, nicht zu verwechseln, kommt im gedachten Ort in Urkunden der Jahre 1294 bis 1305 vor. Er war 1296 Syndicus in Sarzana und starb gegen 1312. Es folgen sich nun nach Gerini's Stammbaum vier Generationen in gerader Linie von Vater auf Sohn: Nicolo, der Sohn des zuletzt genannten Giovanni, kaiserlicher Notar in Sarzana 1366 erwähnt; dessen Sohn Giovanni, erwähnt 1397, Syndicus 1404; dessen Sohn Cesare, erwähnt 1441, Prior und Haupt der Anzianen 1465; dessen Sohn Giovanni, erwähnt 1486 bis 1496. Des letzteren Sohn Francesco ließ sich 1529 auf Corsica nieder, wie aus einem in Emanuele Gerini's Memorie storiche di Lunigiana (I. 81) im Auszug gegebenen Document hervorgeht, in welchem seiner als „absentis a civitate Sarzanae, et in insula Corsicae ut asseritur stipendiarius" gedacht wird. Sein Sohn Gabriel kommt in einer Sarzaner Urkunde von 1567 als habitator Ajaccii Insulae Corsicae vor und verkaufte 1579 das väterliche Haus in Sarzana an seinen Schwager Francesco Montani. Soweit Gerini. Von diesem Gabriel will nun Reumont die corsischen Bonaparte herleiten, wodurch er dieselben vermittelst der Abstammung der Sarzaneser Bonaparte von Giovanni di Bonaparte bis in die Zeit der ersten habsburgischen Kaiser zurückführt, und weiter durch Giansaldo, dessen Großvater, der auf Grund der oben erwähnten Urkunde im dritten Grade vom Grafen Ugo von Fucecchio stammte, dessen Ahnherr der Graf Tedicio, longobardischen Ursprungs, um das Jahr 923 starb, bis zu Anfang des zehnten Jahrhunderts gelangt. Hiernach hätten die Bonaparte von Corsica — wenn man die Ursprünglichkeit der Urkunde von 1235 zugiebt und die Grafen von Fucecchio nicht mit dem Grafen Ugo 1114 aussterben läßt, sondern Giansaldo in dritten Gliede von ihm ableitet, — ohne in Treviso und San Miniato Ahnen zu borgen, keine andere Familie, welche sie immer sein mag, weder Montmorency noch Créqui, weder Caetani noch Gherardesca, blicken wie auf nicht souveräne Geschlechter, um das Alter ihres Stammbaums zu beneiden.

Aber leider steht es um die fernere Filiation der folgenden Grade etwas mißlich. Die corsische Genealogie scheint lediglich auf Familien-Traditionen zu beruhen, und ist von verschiedenen zu verschieden angegeben worden, als daß man sich auf dieselbe verlassen könnte. Ueber die nächsten Ascendenten des Kaisers Napoleon spricht ein im Jahre 1826 in Rom geschriebener Brief der Madame Laetitia an einen ihrer Söhne. Nach dem Stammbaum, den Reumont auf Grund der Arbeiten von Passerini, Gerini und jener Familien-Traditionen zusammengestellt hat, hatte Gabriel, dessen wir zuletzt erwähnten, einen Sohn Geronimo, der als Haupt der Anzianen in Ajaccio vorkommt, und dieser wieder einen Sohn Sebastiano. Dieser letztere hatte drei Söhne: Luciano Archidiaconus, Giuseppe und Napoleone. Der mittlere, Giuseppe, ist der Vater des Carlo Bonaparte, der als Stammvater der heutigen Napoleoniden zu betrachten ist. Die drei vorhergehenden Generationen entbehren im Gegensatz zu den älteren urkundlich beglaubigten der Sarzanesischen Bonaparte, aller Daten, was allein schon ihren traditionellen Ursprung verrieth, von Carlo aber wissen wir, daß er 1746 zu Ajaccio geboren ward. Man sieht daraus, daß es mit der Abkunft des corsischen Bonaparte von den sarzanesischen nicht viel besser steht, als von den florentinisch-samminiatesischen, weil die letzten drei Generationen aller urkundlichen Beweise entbehren, mag auch immer Reumont diese Abstammung als die wahrscheinlichste auf Grund der Beziehungen Sarzana's zu Genua und der Oberherrschaft Genua's über Corsica annehmen. Gregorovius, der sich in seinem Buche über Corsica zu derselben Ansicht wie Reumont bekennt, giebt nichts desto weniger einen durchaus abweichenden Stammbaum der corsischen Bonaparte.

Das Wappen der zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erloschenen Bonaparte von Sarzana zeigte silberne Bienen im rothen Feld — folglich schon das vierte Bonapartische Wappen, welches wir finden. Und diese Verschiedenheit der Wappen dürfte bei dem gänzlichen Mangel an zuverlässigen historischen Nachrichten, wohl zu dem Schluß führen, daß die Bonaparte von Treviso, von Florenz, von San Miniato und von Sarzana verschiedenen Ursprungs sind, während man sie mit den gewohnten Künsten dienstfertiger Genealogen sämmtlich an einander zu reihen versucht hat. Eine vollkommen richtige Geschlechtstafel ließ sich wohl keinesfalls aufstellen.

Wie dem immer sein möge, die Bonaparte von Ajaccio haben wenigstens seit den Tagen von Napoleon's Vater Carlo ihre Abstammung von den florentinisch-samminiatesischen behauptet und seitdem das Wappen der Bonaparte von San Miniato: die beiden silbernen Schrägbalken im rothen Feld begleitet von zwei goldenen Sternen, geführt.

Digitized by Google

Am 30. November 1769 erhielt Carlo Bonaparte „Nobile Patrizio Fiorentino, Sanminiatese e di Ajaccio" zu Pisa die juristische Doctorwürde. Es war die Zeit als nach dem Verlust der blutigen Schlacht von Pontenuovo auf Corsica, welcher Letizia Ramolini, im siebenten Monat mit Napoleon schwanger, vom Monterotondo zusah, für die Anhänger Paoli's alle Hoffnung verloren schien, und die Insel sich den siegreichen Franzosen unterwarf, während Paoli und viele seiner Freunde die Heimat verließen. Carlo Bonaparte begab sich in dem gedachten Jahr nach San Miniato, seine Namensvettern zu besuchen. Sei es, daß die Condition eines Zusammenhanges mit diesen wirklich in der Familie von Ajaccio bestand, sei es, daß der fast sein ganzes Leben hindurch von widrigem Geschick verfolgte erst in Pisa von jenen toscanischen Bonaparte hörte, welche nicht unvermögend waren: in jedem Falle mochte es ihm der Mühe werth scheinen, ihnen einen Besuch abzustatten. Seine Absicht erreichte er wenigstens insofern, daß Moccio Giuseppe, der letzte einer der beiden noch übrigen toscanischen Linien, ihn zum Erben einsetzte. Vielleicht hat er damals das Wappen der Bonaparte von San Miniato angenommen.

Damit aber hörten die Beziehungen nicht auf. Josef Bonaparte, der älteste im Jahre 1768 geborene von Carlo's Söhnen, kam zwanzigjährig nach Toscana und promovirte am 24. April 1788 zu Pisa gleich seinem Vater als Doctor Juris. Er wurde von dem Canonicus Filippo in San Miniato gastfreundlich aufgenommen und wohnte lange unter dem Dach des „Ohms", wie er den alten Mann nannte. Von dort aus richtete er im folgenden Jahr eine Bittschrift an den Großherzog Leopold, worin er um Verleihung des St. Stefankreuzes bat, jenes Mediceischen Ritterordens, welcher seinen ursprünglichen Zweck des Kampfs wider die Ungläubigen längst mit der friedlichen Existenz mehr oder minder einträglicher Familienkommenden vertauscht hatte. In dieser Bittschrift um das Rechtskreuz des Ordens stützte sich der nachmalige König von Spanien auf seinen alten toscanischen Adel und seine Verwandtschaft mit den Albizzi und Alberti, den Tornabuoni und Attavanti. Auch als Napoleon in der Militärschule zu Brienne, als Elisa in dem adligen Fräuleinstift von St. Cyr Aufnahme fanden, berief man sich auf alten Adel.

(Schluß folgt.)

Das christliche Curhospital und Kinderheilstätte Siloah zu Kolberg.

Das See- und Solbad Kolberg, mit Solquellen, starkem Wellenschlage, ozonreicher Luft und ausgedehnten Parkanlagen, ist bekannt genug. Weniger bekannt ist das seit 12 Jahren daselbst bestehende christliche Curhospital nebst Kinderheilstätte Siloah.

In dem Pensional erster und zweiter Klasse der Anstalten finden Gäste, sowohl Erwachsene als Kinder, gute Aufnahme gegen sehr mäßige Preise. Denjenigen, die an Scropheln und ihren Folgen leiden, Augenkranken, Blutarmen und solchen, die einer längeren chirurgischen Behandlung in Verbindung mit Solbädern bedürfen u. s. w., ist besonders die Benutzung der Anstalten heilsam. Mehrere Zimmer in Siloah, besonders die erster Klasse, sind groß genug, um (bei ermäßigten Preisen) ein Zusammenwohnen mehrerer Mitglieder einer Familie zu gestatten. Es sind jedoch auch kleinere Zimmer für alleinstehende Personen vorhanden.

Eltern, die ihre Kinder nicht begleiten können, mögen diese getrost dem christlichen Curhospital anvertrauen.

Die ganze Anstalt besteht aus 3 Häusern, wovon das eine allein der Kinderheilstätte gewidmet ist. Kranken wird der Rath des Anstaltsarztes, Stabsarzt a. D. und Sanitätsrath Dr. Rohde geboten. Die Pflege liegt in den Händen von Diakonissen aus der Kinderheil- und Diakonissenanstalt zu Stettin.

Solbäder werden im Hause aus der eigenen Quelle verabreicht.

Das Haus hat die Genugthuung, daß seine Gäste gern darin weilen. Es ist nicht auf Gewinn berechnet, sondern es will dienen; was es erwirbt und was ihm die christliche Liebe an Gaben gewährt, das wendet es für die Armen und Elenden in immer größerem Maße an.

Die Anstalten werden am 23. Mai eröffnet und bis Ende September offen gehalten.

Ausführliche Prospecte übermittelt auf Ersuchen gern Herr Pastor Uebe zu Kolberg, Schriftführer des christlichen Curhospitals Siloah.

Literatur.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert. 28. Band. 7. und 8. Heft. October—December 1892. Königsberg i. Pr. Verlag von Ferd. Beyers Buchhandlung (Thomas und Oppermann). Ausgegeben April 1893.

Inhalt: I. Abhandlungen: Zur Beurtheilung von Kant's Kritik der reinen Vernunft und Kant's Prolegomena. Von Emil Arnoldt (Fortsetzung). — Postalisches aus Preußen. Von A. Treichel. — Berichtigung und Zusatz zu dem Aufsatze: „Die Wappen der Städte Alt-Preußens." Von E. Beckherrn. — II. Kritiken und Referate. — III. Mittheilungen und Anhang.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 3. Mai 1893. **Nr. 18.**

1. Bernhard Burggraf und Graf zu Dohna, Major a. D. und Kammerherr, auf Rayschen bei Winzig in Schlesien, Rechtsritter seit 1867, † zu Hiller-Gaertringen 24. April 1893.
2. Hugo von Wedel, Stiftshauptmann und Majoratsbesitzer auf Braunsforth, Rechtsritter seit 1880, † zu Frankfurt a. d. Oder 24. April 1893.
3. Alfred Freiherr von Tettau, Rittergutsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses, auf Tolks bei Bartenstein, Rechtsritter seit 1864, † zu Berlin 26. April 1893.

Pommersche Genossenschaft.

Am 15. d. Mts. findet in Stettin eine Sitzung des Convents der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens statt.

Schlesische Genossenschaft.

Auf dem am 11. v. Mts. zu Breslau stattgehabten Rittertage der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens sind:

das Convents-Mitglied, Rechtsritter: Landrath a. D. und Kreisdeputirter Conrad von Röder, auf Ober-Ellguth bei Tschirnau, zum Werkmeister,

der Rechtsritter: Geheime Regierungsrath, Mitglied des Herrenhauses Remus von Woyrsch, auf Pilsnitz bei Breslau, zum Mitgliede des Convents,

der Rechtsritter: Kammerherr und Landesälteste Aurel Graf von Rittberg, auf Modlau, zum Mitgliede des Convents,

gewählt worden, an Stelle bezw. des Conventsmitgliedes und Werkmeisters Prinzen Heinrich IX. Reuß, Durchlaucht, auf Neuhof bei Schmiedeberg, welcher aus Gesundheitsrücksichten aus dem Convente geschieden ist, und des verstorbenen Rechtsritters und Convents-Mitgliedes: Rittmeisters a. D. Rudolf von Scheliha, auf Zessel bei Oels.

Die Bonaparte.

(Schluß.)

Diejenigen, welche die Familie des Kaisers der Franzosen durchaus zu einer der vornehmsten Italiens zu machen sich bestreben, welche in derselben die alten Herren Treviso's, sowie die Herren von Castelvecchio bei San Miniato sehen, das nie den Bonaparte gehört hat, wonach aber in unserer Zeit ein Bonapartescher Sprößling benannt worden ist, wollen den Namen Napoleon, der sonst in dem Hause nicht vorkommt, von der Verwandtschaft mit einem der größten und berühmtesten Feudalgeschlechter, den Orsini ableiten, welche zahlreiche Napoleone gehabt haben, unter ihnen ihnen jenen vielgenannten Cardinal, der auf die Papstwahl Clemen's V. und somit auf die Verlegung des heiligen Stuhls nach dem Süden Frankreichs so großen Einfluß übte. Aber von dieser Verwandtschaft weiß die Geschichte nichts, während unter den mit den Sanminiatesen verschwägerten Familien sich zwei befinden, in denen der Name Napoleon vorkommt, so die Aldobrandini von Florenz, welche an altem Adel Niemanden nachstehen.*)

Daß Joseph Bonaparte's Wunsch Rechtsritter des Stefanordens zu werden nicht in Erfüllung ging, wird den Verwickelungen der politischen Zustände Corsicas und Frankreichs zugeschrieben, wahrscheinlicher aber ist es, daß man in Florenz die Adelsproben der Bonaparte von Ajaccio nicht für genügend erachtete. Napoleon erbat sich dann sieben Jahre

*) Niedrige Schmeichelei ging sogar soweit, einen Stammbaum herzustellen, der mit Emanuel II., dem achten Kaiser aus dem Hause der Comnenen anhebt, dessen zwei Söhne nach dem Falle Constantinopels unter dem Namen Bonoparte erst nach Corfu, dann nach Neapel, nach Rom und Florenz gegangen sein sollen. Von ihnen stammen dann lächerlicher Weise die corsischen Bonoparte ab.

Digitized by Google

später, vom Großherzog Ferdinand das rothe Kreuz für den „Ohm" den Canonicus.

Am 26. Juni 1796 rückten die Franzosen unter dem Commando des Siegers von Montenotte, von Millesimo und Lodi in Toscana ein. Ohne Florenz zu berühren, besetzten sie Pistoja. Der Obergeneral schrieb an demselben Tage (8 Messidor des Jahres IV), an den Großherzog; er komme auf Befehl des Directoriums, die Neutralität Livorno's zu schützen, wo die Flagge der Republik täglich durch die Engländer insultirt werde; er hoffe Seine königliche Hoheit werde der gerechten, nützlichen und nothwendigen Maßregel seinen Beifall nicht versagen. Am folgenden Morgen setzten die Franzosen bei Fucecchio über den Arno und waren Abends in Livorno, während, ein unwillkommener Anblick, etwa sechzig englische Handelsschiffe von mehreren Fregatten escortirt auf der Rhede die Anker lichteten. Am 29. begab sich Napoleon Bonaparte nach San Miniato und übernachtete bei dem „Oheim". Wenn dieser, hoch erfreut über den Besuch, dem jugendlichen Sieger alles zeigte, was er an Documenten und Nachrichten über die Familie gesammelt hatte, so war er doch hauptsächlich darauf bedacht, demselben eine Menge Papiere über den Kapuziner Fra Bonaventura vorzulegen, welcher gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts im Geruch der Heiligkeit gestorben, der Familie angehört und ursprünglich Gian Genesio Bonaparte geheißen haben soll. Der gute Canonicus hegte den sehnlichen Wunsch, einen Heiligen in seiner Familie zu besitzen, wie unter den Florentinern die Pazzi und die Ricci, die Corsini und Falconieri, von den vielen nicht zu reden, die selige*) Vorfahren haben. Er bat darum den Corsischen Vetter, die Canonisirung Fra Bonaventura's bei Papst Pius VI. zu bevorworten. Napoleon versprach ihm auch, sich der Sache anzunehmen. Als er am folgenden Tag nach Florenz kam, wo er bei dem Gesandten der Republik, Miot im Palast Ximenes abstieg, (nachmals Sitz der englischen Ambassade) gedachte er des Wohlthäters seiner Angehörigen, in dem er ihm, wie gesagt, eine Commende jenes Ordens verschaffte, welchen sein Bruder sich vergebens gewünscht hatte.

Napoleon Bonaparte war schon erster Consul, als der Canonicus Filippo Bonaparte am 24. December 1799 starb. Mit ihm erlosch der letzte Zweig der San Miniateser Familie. Er hatte schon mehrere Jahre zuvor die Armen zweier Pfarren zu Erben seines für seine Verhältnisse nicht unbedeutenden Nachlasses eingesetzt. Die Vettern von Ajaccio bedurften jetzt nicht mehr solcher Hilfe und auch nicht mehr der erborgten Ahnen, denn wie Napoleon einst seinem Schwiegervater dem Kaiser Franz II. entgegnete, als dieser ihm in schmeichelhafter Weise auf den alten Florentiner Adel der Bonaparte hinwies: „Das Genie bedarf keiner Wiege."*)

In Santa Croce, dem Pantheon der Florentiner, gefüllt mit „dust which iseven in itself an immortality,"**) sieht man zur Rechten des Hauptaltars eine der Capellen, ursprünglich nebst drei andern von Giotto's Hand in Fresco ausgemalt, im vorigen Jahrhundert übertüncht, im gegenwärtigen ganz restaurirt, einst Juspatronat der florentinischen Familie Giugni. In der Mitte erhebt sich ein Altar von weißem Marmor, geschmückt mit einem Bilde der Himmelfahrt Mariä, von der Hand Giuseppe Bezzuoli's, während man unter dem Altartische folgende Inschrift liest:

Cet autel
Est consacré à la Vierge
Consolatrice des affligés
Par Julie Clary Bonaparte
En mémoire de sa fille chérie
Qui repose dans cette chapelle
MDCCCXXXIX.

An beiden Seitenwänden stehen Grabmale von weißem Marmor. Das zur Linken wird durch einen Sarkophag gebildet, auf welchem eine weibliche Büste, das Haupt mit einem Schleier bedeckt. Die einfache Inschrift besagt:

Ici repose
Charlotte Napoléon Bonaparte
Digne de sonom
MDCCCXXXIX.

Und unter der Büste:

Née à Paris XXXI Octobre MDCCCII.

Es ist ein Werk Lorenzo Bartolini's, des gefeiertesten unter den toscanischen Bildhauern neuerer Zeit, dessen Sculpturen in Santa Croce, mit einer Ausnahme, wenig zu seinem Ruhm beitragen, wie das oben erwähnte Altarbild zum Ruhm des Malers. Ein anderer Sarkophag steht diesem gegenüber. Das Relief, welches dessen Vorderseite schmückt, stellt die Werke der Barmherzigkeit dar. Unter demselben liest man folgende Worte:

A Julie Clary Bonaparte
Née à Marseille le 26 Décembre 1777

*) Unser deutsches Wort „selig" drückt den Begriff nicht genügend aus, indem wir von allen Verstorbenen als selige reden. Die Franzosen haben für diesen Begriff das Wort „bien heureux", es ist dies die Vorstufe zur Heiligsprechung. Es ist von jeher ein Ehrgeiz ältester Familien gewesen, einen Heiligen unter ihren Ahnen zu zählen. Der Prinz eines protestantischen Fürstenhauses sagte mir einst mit Emphase: „Wir haben auch einen Heiligen im Himmel unter unseren Vorfahren."

*) Als Napoleon Schwiegersohn Oesterreichs geworden war, ließ der Kaiser Franz Nachforschungen über dessen Familie anstellen und übersandte seinem Schwiegersohne einige Documente, welche beweisen sollten, daß die Bonaparte lange Zeit Herren von Treviso gewesen seien. Napoleon dankte und entgegnete, er finde sich geehrt genug, der Rudolf von Habsburg seines Stammes zu sein. Und auch sonst beseitigte er die alten Adelsdiplome, die man ihm vorkramte, mit dem Worte: ich datire meinen Adel von Millesimo und von Montenotte.

Gregorovius: Corsica II 141.

**) Lord Byron Child Harold's Pilgrimage Canto III.

Morte à Florence le 7 Avril 1845 |
La pieté de sa fille réconnaissante.

Ein einfacher Grabstein trägt den Namen eines im Jahre 1842 geborenen und gestorbenen Töchterchens von „Carlo e Zenaide Bonaparte principi Romani.“

Während Joseph, der älteste der Brüder des Imperators, welcher den Titel eines Grafen von Survilliers führte, in Amerika lebte, folgte seine Gemahlin Julie Clary, ihren beiden Töchtern nach Europa. Die ältere, Zenaide, war mit ihrem Vetter Carl Lucian, ältesten Sohn Lucian's Fürsten von Canino vermählt, deren Töchterchen der zuletzt beschriebene Grabstein gewidmet ist; die jüngere Charlotte, gestorben 1839 zu Sarzana, war ebenfall an einen Vetter, an Napoleon Ludwig, ältesten Sohn Ludwig's Grafen von St. Leu (ehemals König von Holland) und der Hortense Beauharnais vermählt. Ihrem Gedächtniß gilt der von ihrer Mutter der Jungfrau errichtete Altar, sowie das zuerst beschriebene Grabmal und die daneben angebrachte Büste. Ihr gegenüber errichtete die überlebende Tochter Zenaide der Mutter das zweite der oben beschriebenen Grabmäler. Tochter eines Marsailler Kaufmannes, hatte ein ungewöhnliches Geschick Julie Clary*) zweimal auf einen Thron gehoben, aber im häuslichen Leben hatte sie erfahren müssen, was es mit dem Schein von Glück und Größe auf sich hat.

Nicht die Oberkirche nur von Santa Croce erinnert an den berühmten Namen. Auch die Unterkirche, jene nur von wenigen besuchten Räume, welche einst die Gläubigen aufnahmen, bevor im Jahre 1295 der Bau des mächtigen gothischen Gotteshauses durch Arnolfo di Lapo unternommen ward; die Räume, wo dann die zahlreichen meist zu milden Zwecken gestifteten Laiengenossenschaften ihre Capellen hatten und Zusammenkünfte hielten, welche in den verdachtvollen mediceischen Zeiten so vielen und nicht immer grundlosen Anlaß zu Besorgniß gaben, und wo Hunderte von Wappenschildern und Namen der Familien, die hier ihre Grabstätten besaßen, an die Zeiten der Republik erinnern. In diesen Gewölben, in welche die Wasser des Arno so oft verheerend gedrungen, und die lange entheiligt und zu Holzmagazinen benutzt waren, sieht man, gerade unter dem Hochaltar, eine mit einem Kreuz bezeichnete Stelle: es ist das Grab Joseph Bonaparte's, des wie Carl III. erst König von Neapel, dann von Spanien war.

Und eine zweite Kirche der toscanischen Hauptstadt bewahrt Erinnerungen an die Bonaparte. Es ist die schönste der modernen Basiliken Italiens, Santo Spirito, das Meisterwerk Filippo Brunelleschi's, zu deren Vollendung, mit den Capponi, welche hier berühmte Todte zählen, mit den Ridolfi, Corbinelli, Dati, die Bonaparte beigesteuert hatten. In einer der hinter dem Hochaltar befindlichen Capellen, wo man den Grabstein des gelehrten Grafen Giovan Batista Baldelli sieht, des Biographen Giovanni Boccaccio's und Herausgebers des Marco Polo, gewahrt man ein Bonaparte'sches Familienwappen (das der von San Miniato) zwei silberne Schrägbalken im rothen Felde, mit zwei goldenen Sternen. Ein gleiches Wappenschild, das einst den Grabstein bezeichnete, von welchem nur ein Fragment mit der Inschrift: S. di Benedeto Di Piero di Giovanni Buonaparte. Edisua — Destendenti geblieben, wurde in den anstoßenden großen Hof des Augustinerklosters gebracht und dort unter einem Grabstein neuester Zeit eingemauert. Dieser Grabstein ist verschwunden seit die sterblichen Reste, deren Ruhestätte er bezeichnen sollte, in jene Capelle von Santa Croce gebracht wurden, die oben geschildert ward.

Aber Viele erinnern sich der vom tiefsten und innigsten Schmerz eingegebenen Worte, die das Scheiden eines jungen Mannes beklagten, ferne von seinem kranken alternden Vater, von seiner verzweifelnden Gattin. Es war der Grabstein Napoleon Louis Bonaparte's, älteren Sohnes des vormaligen Königs von Holland und Bruder des späteren Kaisers Napoleon III., der 1831 zu Forli starb, nachdem beide Prinzen sich an dem Aufstand in der Romagna betheiligt hatten. Dies sind die Erinnerungen unserer Tage an die Bonaparte.

In den dreißiger Jahren schien Florenz eine zeitlang bestimmt, die Mehrzahl der Napoleoniden aufzunehmen. Außer der Gräfin Survilliers mit ihren Töchtern, die den großen Palast Serristori auf der linken Arnoseite bewohnte, hatte sich der Graf von St. Leu seit 1826 hier niedergelassen, wo er zuerst im Palast Pandolfini-Nencini wohnte, den Rafael Sanzio für Giannozzo Pandolfini Bischof von Troja und Suffragan der Florentiner Metropolitankirche baute, der in der Inschrift der Gunst der Mediceischen Päpste — Leonis X et Clementis VII beneficiis auctus — dankbar gedenkt.

Er kaufte dann einen der an den Quai des Arno stoßenden Palazzi, der im Jahre 1798 erloschenen altberühmten Familie Gian Figliazzi, deren Wappenschild, den springenden blauen Löwen im goldenen Felde zeigend, von Donatello's Hand man über dem Eingangsthore sieht. Nebenan liegt das gleichfalls Gian Figliazzi'sche Haus, wo Alfieri und die Wittwe des letzten Prätendenten, die Prinzessin Louise Stolberg, gelebt hatten. Im Sommer bewohnte er die Villa dell Nero zu Camerata, am Abhange der Fiesolaner Hügel, bis er die Villa Capponi zu Montughi erwarb, dicht bei dem Landhause, wo Pauline Borghese ihre letzten Tage zubrachte, — ein Besitz der bei seinem Tode an seinen Neffen Ludwig Lucian kam, während der Palast in fremde Hände überging.

*) Sie hatte zwei Stiefschwestern: die eine war die Gemahlin Bernadotte's und als solche Königin von Schweden, die andere Madame Villeneuve, die bei ihr in Florenz lebte

Digitized by Google

Jérome Bonaparte, der seit 1814 den Titel eines Fürsten von Montfort führte, kam 1831 nach Florenz, wo kurz zuvor seine erste geschiedene Gattin Elisabeth Patterson eine zeitlang geweilt hatte. Von allen Napoleoniden konnte er am wenigsten sein ephemeres Königthum vergessen, welchem auch die Verwandtschaft durch seine Gemahlin Prinzessin Catharine mit dem königlich württembergischen und dem kaiserlich russischen Hause zu gute kam, und er fuhr daher fort in Florenz eine Art Hof zu halten. Seine Wohnung im Palast Orlandini bei San Maria Maggiore, auf dessen Stätte, wie schon erzählt worden, im 13. Jahrhundert ein Bonaparte'sches Haus gestanden, war lange Zeit der Schauplatz glänzender Feste. Nicht lange nach dem jüngsten Bruder kam die jüngste Schwester Caroline Murat nach Florenz. Hier hat die Gräfin Lipona (Anagramm von Napoli) ihre letzten Jahre zugebracht, wo sie das im Borge Ognissanti am Arno gelegene Grifonische Haus kaufte und umbaute. Sie hatte sich in heimlicher Ehe mit dem General Mac Donald, Kriegsminister König Joachims, vermählt und wußte ihr Haus durch Liebenswürdigkeit und Anmuth zum angenehmsten Versammlungsort der Florentiner Gesellschaft zu machen. Gern erwies man der vormaligen Königin die Ehre, welche sie nicht erheischte. Das Haus ist jetzt, wie so mancher Florentiner Palast, ein Gasthof geworden: Hotel d'Italie. — Der Graf von Survilliers war der letzte der Napoleoniden, der die Erlaubniß erhielt, nach Florenz zu kommen. Er war ein körperlich gebrochener, dann auch geistig geschwächter Mann, als er in das Land zurückkehrte, wo er als Student gelebt und den „Ohm" in San Miniato besucht hatte; er erreichte ein Alter von 77 Jahren und starb in Florenz dem 28. Juli 1844.

Es war, als ob die Napoleoniden die schöne Stadt am Arno, in der ihre Namensvettern im Mittelalter eine nicht geringe Stellung eingenommen, als eine Heimat ansahen, nach der sie nach allen Stürmen des Geschicks, als ihrer natürlichen Zufluchtsstätte zurückstrebten. L.

Die evangelische Diakonissen-Kranken-Anstalt in Posen

hat ihren Verwaltungsbericht, das Jahr 1892 betreffend, veröffentlicht, aus dem wir Nachstehendes entnehmen:

Vor 27 Jahren nahm das Werk der weiblichen Diakonie in der Provinz Posen seinen Anfang. Sein Werden und Wachsen trägt unverkennbar das Gepräge göttlichen Segens an sich. Eine kleine evangelische Krankenstation wollte man haben, ein Mutterhaus ist aus ihr geworden. Mit einer Miethswohnung wollte man sich begnügen, ein eigenes Haus wurde dem Unternehmen zu theil. Und als das alte Haus zu enge wurde, baute die Liebe der gesammten preußischen Landeskirche ein neues, groß und schön; und als auch dieses sein Pflegepersonal und seine Pfleglinge nicht mehr zu fassen vermochte, wurde es mehr als einmal erweitert, und Freunde und Glaubensgenossen füllten dem Vorstande dazu die Hände. Und der Gott aller Gnade, der die Herzen willig macht zu Opfern an materiellem Gut, erweckte auch die Herzen zu persönlichem Dienste. Kein Jahresbericht ist ausgegeben worden, ohne daß von einem Wachsthum der Schwesterschaft zu berichten gewesen wäre. Auch die Aufgaben haben nie gefehlt. Man brauchte die Arbeit nie zu suchen, sie wurde angetragen und zwar in jedem Jahre in einer Fülle, die das Maß der vorhandenen Kräfte überstieg. Aber es ist dennoch in jedem Jahre möglich gewesen, nicht nur die alten Arbeiten weiter zu führen, sondern auch neue zu übernehmen.

Auch das vergangene Jahr brachte einen erfreulichen Zuwachs an Schwestern. 25 Aspirantinnen wurden in die Vorprobe aufgenommen. Da 13 Schwestern theils freiwillig, theils unfreiwillig wieder ausschieden, betrug die Gesammtzahl derselben am Schlusse des Kalenderjahres 157, von denen 77 eingesegnete Diakonissen, 37 Beischwestern und 43 Probeschwestern waren. Am 8. Februar d. J. wurden 12 Beischwestern zum Diakonissen-Amte eingesegnet. — Die Diakonissen-Vorschule bestand am Ende des Jahres aus 19 jungen Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren. 17 Schülerinnen wurden aufgenommen, 7 schieden wieder aus, eine wurde entlassen und 5 traten in die Schwesternschaft.

Im Laufe des verflossenen Jahres wurden 3 Damen als Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens aufgenommen. Vier dienende Schwestern des Ordens haben der Anstalt mehrere Monate hindurch schätzenswerthe Dienste erwiesen.

Die Zahl der in das Hospital des Mutterhauses im Jahre 1892 aufgenommenen Kranken betrug 1428, gegen 1401 im Vorjahre, die der Verpflegungstage 45 984 gegen 47 539 im Vorjahre. Die höchste Krankenzahl betrug 152.

Die Leistungen des Hauses in der Privatpflege haben sich im Vergleich zu dem Vorjahre erheblich gesteigert. Es wurden vom Mutterhause aus in 110 Familien, von denen 65 in der Stadt und 45 in der Provinz wohnten, 1566 Tagespflegen und Nachtwachen und außerdem 356 Nachtwachen geleistet.

Neue Arbeitsfelder sind 8 übernommen und 16 neue Schwestern dauernd auswärts stationirt worden. Am Schlusse des Jahres betrug die Zahl der mit Diakonissen des Hauses besetzten Arbeitsfelder 52, die der Städte, in denen sie arbeiten, 36.

Die Einnahmen für 1892 betrugen einschließlich eines aufgenommenen Darlehns von 9040 Mk. 40 Pf.: 120 013 Mk. 52 Pf., die Ausgaben 117 633 Mk. 22 Pf., darunter für Baukosten 14 158 Mk. 42 Pf., so daß ein Bestand von 2380 Mk. 30 Pf. verblieben ist.

Die Schulden der Anstalt betragen 108 750 Mk.

Digitized by Google

Der Verein zur Förderung des Volkswohls in Bremerhaven.

Der Verein zählt 470 Mitglieder, von denen 387 in Bremerhaven, die übrigen in Lehe wohnen. Er ist Mittelpunkt der verschiedensten gemeinnützigen Bestrebungen in den Hafenorten Bremerhaven und Lehe. Jeder Zweig dieser Thätigkeit untersteht einer besonderen Verwaltung. Seine älteste Veranstaltung, das Arbeiterheim, erfreute sich im abgelaufenen Rechnungsjahre eines erfreulichen Aufschwungs. Die Räume sind vergrößert und die Hafenarbeiter, für welche das Heim bestimmt ist, verkehren jetzt immer lieber in demselben, nachdem es gelungen ist, Arbeitsscheue und Landstreicher, welche sich dort einzunisten gesucht hatten, fernzuhalten.

Im Arbeiterheim dürfen, abgesehen von einem leichten Bier, geistige Getränke nicht verabreicht werden, aber auch der Verbrauch an Bier steht weit zurück hinter demjenigen anderer nichtgeistiger Getränke. So wurden 26 977 Portionen Kaffee verschenkt gegenüber 8900 Flaschen und 371 Liter Bier.

Die zweite Anstalt des Vereins, die Kinderbewahranstalt, hat im verflossenen Jahre ebenfalls einen stärkeren Besuch aufzuweisen als im Vorjahre. Der große Saal dieser Anstalt wird, nachdem nunmehr eine strengere Sonntagsruhe eingeführt ist, an Sonn- und Festtagen den Handlungsgehilfen und Lehrlingen zur Erholung durch Lesen und harmlose Spiele offen gehalten. Hier werden geistige Getränke überhaupt nicht verabreicht. An den Sonntagabenden wird den Arbeitern und ihren Angehörigen in den Volksunterhaltungsabenden, welche im Arbeiterheim stattfinden und deren Leitung abwechselnd je zur Hälfte zwei Vorstandsmitgliedern unterstellt ist, Gelegenheit gegeben, gegen geringes Entgeld (10 Pf.) sich zu unterhalten und zu belehren. Musikalische Vorträge von Dilettanten und Künstlern, auch Gesangvereinen, wechseln ab mit declamatorischen und populär-wissenschaftlichen Vorträgen; den Schluß bildet meist ein Lustspiel oder Posse, bei welchen die Darsteller aus den Kreisen der Arbeiter und ihrer Angehörigen genommen werden. Diese Abende sind regelmäßig stark besucht.

Der Verein ist zugleich Zweigverein des Weimarer Hauptvereins zur Massenverbreitung guter Schriften. Diesem Zweigverein gehören, abgesehen von der Zugehörigkeit zum Verein zur Förderung des Volkswohls, 26 Mitglieder an. In den Volksunterhaltungsabenden wird gelegentlich an jeden Besucher ein Heft dieser Schriften ohne besonderes Entgeld vertheilt.

Im Laufe des verflossenen Winters wurde zur Bestreitung der Kosten für die Vergrößerung der Räume des Arbeiterheims ein Bazar abgehalten, der rund 7000 Mk. reine Einnahme brachte und es ermöglichte, neben Herstellung der geplanten Vergrößerung der Räume noch einen Betrag von 2000 Mk. als Grundstock für den vom Verein ins Auge gefaßten Bau einer Volksbadeanstalt verzinslich zu belegen.

Endlich ist der Verein zugleich Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Als solcher hatte der Verein auf gegebene Anregung hin sich bereit erklärt, bei den Hafenerweiterungsbauten die Kantine (Verpflegung der Arbeiter) zu übernehmen, jedoch die Bedingung gestellt, daß der Ausschank geistiger Getränke ausgeschlossen sein müsse. Da es nach längeren Verhandlungen nicht möglich war, einen wirksamen Schutz für die Aufrechterhaltung dieser Bedingung zu erlangen, mußte der Verein sein Anerbieten zurückziehen, zu seinem lebhaften Bedauern, denn der Verein hätte durch die That den Beweis erbringen wollen, daß schwere Erd- und Wasserarbeiten auch ohne den Genuß geistiger Getränke verrichtet werden können.

In Folge Wunsches des Herrn Oberst a. D. von Kamienski hierselbst veröffentlichen wir zur Förderung seines gemeinnützigen Unternehmens das nachstehende Schreiben desselben:

Berlin, im März 1893.

Euer Hochwohlgeboren

erlaube ich mir ergebenst mitzutheilen, daß ich als Mitglied des Vereins „Herold" mich veranlaßt gesehen habe, eine Liste aufzustellen über Familien-Porträts, Wappen, heraldisch geschmückte Denkmäler, Epitaphien rc., die sich in Schlössern, Kirchen und im Privatbesitz befinden, um die Existenz derselben allgemein bekannt zu machen.

Da es zu weit führen würde, die Liste bis in die Jetztzeit fortzuführen, werden Bilder rc. von Personen, welche vor den Befreiungskriegen geboren sind, noch in der Liste Aufnahme finden. Dagegen sind Bilder von noch lebenden Personen auszuschließen, wie auch solche fürstlicher Personen, da dieselben als bekannt vorausgesetzt werden müssen.

Notizen über fremde Familien, d. h. solche anderen Namens als der Besitzer, sind ganz besonders erwünscht. Es würde also nicht dem Zwecke entsprechen, sämmtliche Bilder rc. der eigenen Familie, wenn sie räumlich getrennt sind, aufzuzählen. Es kommt vielmehr darauf an, alle Gegenstände dieser Art, die sich unter einem Dach, in einer Kirche befinden, zur Kenntniß zu bringen und wird die Veröffentlichung um so interessanter sein, je unbekannter diese Gegenstände den betreffenden Familien bisher gewesen sind. Es ist gerade der Hauptzweck dieser Liste, bisher Unbekanntes aus Tageslicht zu ziehen und zu veröffentlichen. Die Liste ist nach den Besitzern resp. nach dem Orte, wo sich die Bilder rc. befinden, geordnet und darf nicht zu eingehend sein. Ein kurzer Hinweis auf die Persönlichkeit genügt dem Zweck vollkommen, da eine genauere Beschreibung sich wegen der Menge des eingehenden Materials und des beschränkten Raumes verbietet. Es wird meist ein Vorname genügen, höchstens

zwei. In der Rubrik über den Stand wird die Angabe desjenigen genügen, auf welchen der Verstorbene oder die Familie das meiste Gewicht legte, bei Angabe der Zeit das Geburts- und Todesjahr. In Betreff der aufzuführenden Gegenstände sei bemerkt, daß es sich hierbei handelt um Oelgemälde, Pastellbilder, Miniaturen, — wenn von einer Persönlichkeit mehrere Bilder existiren, würde nur das beste anzugeben sein, und nur Originale, — Kupferstiche und Lithographien würden nur aufzuführen sein, wenn andere Bilder nicht existiren. Es würden ferner in der Liste Aufnahme finden: Todtenschilde, Wappen und Epitaphien in den Kirchen, Leichensteine — Schmucksachen und andere Gegenstände, die heraldisches Interesse beanspruchen können.

Die Veröffentlichung der Liste wird von Zeit zu Zeit im „Deutschen Herold" stattfinden, und zwar mit besonderer Seitenbezifferung, um das Ganze später gesondert binden lassen zu können. Am Schlusse jedes größeren Abschnitts erscheint ein alphabetisches Inhalts-Verzeichniß.

Da es für einen Einzelnen aber unmöglich ist, allein das Material zu dieser Liste herbeizuschaffen, so richte ich die Bitte an Euer Hochwohlgeboren, wenn Sie ein Interesse für diese Angelegenheit haben sollten, mir durch Zusendung von Notizen bei Aufstellung und Fortsetzung der Liste behilflich zu sein, und zwar nicht nur über die in Ihrem Besitz befindlichen Gegenstände, sondern auch aus dem anderer Familien, sowie aus den Kirchen Ihrer engeren Heimath. Wer selbst Familiengeschichte geschrieben hat, wird aus eigener Erfahrung wissen, wie interessant oft die kleinste Notiz sein kann und wie hochwichtig die Entdeckung eines Familienbildes, eines Epitaphiums ꝛc. unbedingt für jede Familie sein muß.

Die Notizen bitte ich nach untenstehendem Schema mir direct, oder dem Herausgeber des „Deutschen Herolds", Herrn Professor Hildebrandt, Berlin W., Derfflingerstr. 20a zusenden zu wollen.

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

Berlin W., Mohrenstr. Nr. 27.

v. Kamienski,
Oberst a. D.

№	Namen	Vornamen	Stand	Geburts- und Todesjahr	Gegenstand	Bemerkungen
			Beispiele:			
			Bes. v. Wallig, Hauptmann a. D. auf Klutschen; Kreis Soldin.			
1.	v. Zawen	Ernst, Carl, Ulrich	Obrist und Chef eines Küraß.-Regiments	*1681 †1742	Oelgemälde	Uniform und Küraß
2.	v. Kalben	Ursula, Eleonora	seine Gemahlin	*1692 †1761	dito.	
3.	Graf Redecke	Joh. Fried., Carl	Majoratsherr auf Tulken u. s. w	*1702 †1781	Pastell	Stände-Uniform
4.	Gräfin Meyern	Aurora, Gabriele	dessen Gemahlin	*1720 †1793	Miniature	
			Kirche zu Blenheim, Kreis Polzin, Rgb. Coeslin.			
1.	v. Blottenberg	Emannel, Carl	Erbherr auf Blenheim	*1615 †1720	Oelgemälde auf Kupfer	im Küraß
2.	v. Spangenheim	Kurt, Klaus	Ritter, Besitzer von Gallinden	*1510 †1581	Epitaphium	mit Wappen: Rohr, Mörner, Kleist, Arnim.
3.	v. Kumeise	Johannes, Fabian	Erbherr auf Klonken	*1485 †1550	Denkstein od. Grabstein	in ganzer Figur als Ritter, mit W. Kumeise und Arnim.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXIV. Band. Berlin, April 1893. Nr. 4.

Inhalt: Bericht über die 472. Sitzung vom 21. Februar 1893. — Bericht über die 473. Sitzung vom 7. März 1893. — Mittelalterliches Wappenbuch aus dem Breisgau. — Grabsteine aus der Kirche zu Alswade. — Erzbischof Berthold von Mainz stellt eine Adelsbescheinigung aus 1487. — Das gegenwärtig Fürstlich Stolbergsche Wappen. (Mit Lichtdruck.) — Danemarks Adels Aarbog 1893. — Bücherschau ꝛc.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 30. 22. April 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7 jährigen Krieges (Fortsetzung). — Fragment aus Leutingers Topographia Marchiae. (Fortsetzung.) — Schubarts Beziehungen zu Preußen. — Das Dorf Großlübbenau. — **Kleine Mittheilungen:** Die Schloßkirche in Wittemberg (mit 3 Abbildungen). — Oberstlieutenant v. Caprivi als Generalstabs-Chef des X. Armee-Corps bei Beaume la Rolande und Vendôme. — ꝛc.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 a.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 10. Mai 1893. Nr. 19.

1. Oscar Friedrich von Witzleben, Oberstlieutenant a. D., Rechtsritter seit 1872, † zu Baden-Baden 29. April 1893.
2. Gustav Graf von der Schulenburg, Major a. D., Rechtsritter seit 1880, † zu Triebusch bei Bojanowo 30. April 1893.

Zur Vervollständigung der Ordensliste.

Die durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 13. Februar 1893 neu ernannten 49 Ehrenritter des Johanniter-Ordens sind wie folgt beigetreten:

I. Direct der Balley Brandenburg:

1. Eugen von Normann, Hauptmann und Batterie-Chef im Feld-Artillerie-Regiment General-Feldzeugmeister (2. Brandenburgischen) Nr. 18.
2. Alexander von Zglinitzki, Hauptmann und Compagnie-Chef im Cadetten-Corps.
3. Heinrich XXX. Prinz Reuß j. L., Premier-Lieutenant im 2. Garde-Regiment zu Fuß.
4. Dr. jur. Alfons Mumm von Schwarzenstein, Legations-Secretair und Kammerjunker, zu Bukarest.
5. Günther von Puttkamer, Lieutenant der Reserve des Husaren-Regiments von Zieten (Brandenburgischen) Nr. 3 und Kammerjunker, auf Schloß Schlackow bei Saleske in Pommern.
6. Benno von Gloeden, Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 76.
7. Dr. jur. Arthur von Kirchenheim, außerordentlicher Professor an der Universität Heidelberg.
8. Nicolaus Freiherr Vay de Vaja Lieutenant der Reserve des Königlich Ungarischen 5. Honved-Husaren-Regiments, zu Tisza-Lök in Ungarn.
9. Martin von Szent-Iványi jun., Präsident des Waisengerichts des Liptauer-Comitats, zu Lipto Szent-Ivan in Ungarn.
10. Zoltán Jekelfalussy von Jelel und Margitfalva, K. und K. Oesterreichischer Kämmerer, Ministerial-Concipist im Königlich Ungarischen Finanz-Ministerium, zu Budapest.
11. Nicolaus Freiherr von Korff, Fideicommißbesitzer, auf Schloß Kreutzburg, bei Kreutzburg in Rußland.
12. Nicolai von Brevern, Kaiserlich Russischer Hofrath und Sectionschef im Ministerium des Innern, zu St. Petersburg.

II. Den Genossenschaften der Balley Brandenburg:

a) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Anton Freiherr von Rosenberg, Hauptmann a. D., Landschafts- und Kreisdeputirter, auf Hochzehren, Kreis Marienwerder.
2. Alfred-Benedict von Heyking, Lieutenant der Reserve des Cürassier-Regiments Graf Wrangel (Ostpreußischen) Nr. 3 und Erbstiftsverwalter, auf Truntlack bei Nordenburg in Ostpreußen.
3. Adolf von Thadden, Landrath, zu Mohrungen in Ostpreußen.
4. Alfred Freiherr von Hoverbeck genannt von Schoenaich, Premier-Lieutenant der Reserve des Ulanen-Regiment Kaiser Alexander II. von Rußland (1. Brandenburgischen) Nr. 3 und Majoratsbesitzer, auf Klein-Tromnau, Kreis Rosenberg in Westpreußen.
5. Erich von der Groeben, Rittmeister und persönlicher Adjutant Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Georg von Preußen.
6. Otto von Beneckendorff und von Hindenburg, Major im Dragoner-Regiment König Friedrich III. (2. Schlesischen) Nr. 8 und Adjutant der 2. Cavallerie-Inspection.
7. Bruno von Hartmann, Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Seebataillon.

Digitized by Google

b) Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Justus von Gruner, Privatgelehrter zu Berlin.
2. Wilhelm von Watdow, Premier-Lieutenant der Reserve des 2. Garde-Regiments zu Fuß und Landrath, zu Berlin.
3. Georg von Buch, Gerichts-Assessor, zu Lübben in der Niederlausitz.
4. Johann Heinrich Graf von Bernstorff, Premier-Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Feld-Artillerie-Regiments und Legations-Secretair, zu Belgrad.
5. Erich von Hanstein, Hauptmann und Compagnie-Chef im Füsilier-Regimt. Prinz Heinrich von Preußen (Brandenburgischen) Nr. 35.
6. Rochus von Rochow, Premier-Lieutenant à la suite des Großherzoglich Mecklenburgischen Contingents und Rittergutsbesitzer, auf Schloß Stülpe, Kreis Jüterbock-Luckenwalde.
7. Ernst Friedrich Wilhelm Louis Erdmann von Heynitz, Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 76.
8. Wilhelm von Heinz, Hauptmann und Compagnie-Chef im Königin Augusta Garde-Grenadier-Regiment Nr. 4.

c) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Ernst von Berg, Premier-Lieutenant der Reserve des Dragoner-Regiments von Wedel (Pommerschen) Nr. 11 und Rittergutsbesitzer, auf Dubkeoitz bei Gingst.
2. Dr. jur. Benz-Gerhard von Blanckenburg, Lieutenant der Reserve des Dragoner-Regiments Freiherr von Derfflinger (Neumärkischen) Nr. 3 und Rittergutsbesitzer, auf Strippow, Kreis Coeslin.

d) Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:

Richard Graf Schack von Wittenau, Major und Escadron-Chef im 2. Leib-Husaren-Regiment Kaiserin Nr. 2.

e) Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Felix von Studnitz, Premier-Lieutenant der Reserve des Leib-Cürassier-Regiments Großer Kurfürst (Schlesischen) Nr. 1 und Rittergutsbesitzer, auf Schönwald, Kreis Rosenberg in Oberschlesien.
2. Georg Freiherr von Zedlitz und Neukirch, Landrath, auf Neukirch a. d. Katzbach.
3. Woldemar Graf von Pfeil, Hauptmann und Compag.-Chef im Grenadier-Regmt. König Friedrich Wilhelm II. (1. Schlesischen) Nr. 10.
4. Georg von Stössel, Hauptmann à la suite des Füsilier-Regiments von Steinmetz (Westfälischen) Nr. 37 und Lehrer an der Kriegsschule in Engers.
5. Günther Graf von Kirchbach, Major und Bataillons-Commandeur im Großherzoglich Mecklenburgischen Grenadier-Regiment Nr. 89.

f) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Hubert Freiherr von dem Bussche-Lohe, Director des adligen Fräulein-Stifts Gisela-Agnes zu Cöthen, auf Cösitz bei Radegast in Anhalt.
2. Gustav Adolf von Trotha, Premier-Lieutenant der Reserve des Magdeburgischen Husaren-Regiments Nr. 10 und Herzoglich Anhaltischer Kammerherr, auf Hecklingen, Kreis Bernburg.
3. Otto von Hoffmann, Rittmeister und Escadron-Chef im Braunschweigischen Husaren-Regiment Nr. 17.
4. Wolfgang von Byern, Hauptmann und Platzmajor in Königsberg i. Pr.

g) Der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Julius von Ahlefeldt, Hauptmann und Vorstand des Festungs-Gefängnisses in Neisse.
2. Dr. jur. Ernst Freiherr von Heintze-Weissenrode, Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Dragoner-Regiments Königin von Großbritannien und Irland, Legations-Secretair, zu Buenos-Aires.

h) Der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Alexis Fürst zu Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt, Oberstlieutenant à la suite der Armee, zu Burgsteinfurt, Kreis Steinfurt in Westfalen.
2. Heino von Heimburg, Hauptmann in der 8. Gendarmerie-Brigade.

i) Der Westfälischen Provinzial-Genossenschaft:

Carl von Wrochem, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälischen) Nr. 15.

k) Der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz:

1. Nicolaus von Katzler, Rittmeister und Escadron-Chef im 1. Großherzoglich Mecklenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 17.
2. Alexander von Oertzen, Premier-Lieutenant der Reserve des Ulanen-Regiments Kaiser Alexander II. von Rußland (1. Brandenburgischen) Nr. 3 und Rittergutsbesitzer, auf Blumenow bei Fischerwall in Mecklenburg-Strelitz.

l) Der Hessischen Genossenschaft:

1. Maximilian von Kehler, Regierungs-Rath, zu Cassel.

Digitized by Google

2. Dr. jur. Werner von Doetinchem de Rande, Lieutenant der Reserve des Husaren-Regiments König Wilhelm I. (1. Rheinischen) Nr. 7 und Regierungs-Assessor, zu Cassel.

m) Der Genossenschaft im Königreich Bayern:

Rudolf Freiherr von Thüngen, Königlich Bayerischer Kämmerer, Rittmeister à la suite des 6. Chevaulegers-Regiments und Adjutant der 4. Cavallerie-Brigade.

Miß Marsden.*)

Miß Käthe Marsden ist der Name jener englischen barmherzigen Schwester, welche vor etwa zwei Jahren das Wagestück unternahm, nach dem fernsten Theile Sibiriens zu reisen, um die dort lebenden Aussätzigen aufzusuchen, ihre Lage aus eigener Anschauung kennen zu lernen und dann den Versuch zu machen, denselben in ihrer entsetzlichen Noth Hilfe zu bringen. Jetzt hat sie die Erfahrungen, die sie auf jener langen und mit unsäglichen Beschwerden verbundenen Reise gemacht hat, in einem besonderen Buche veröffentlicht, dessen Titel lautet: „On Sledge and Horseback to the Siberian Lepers" („Zu Schlitten und Pferde zu den sibirischen Aussätzigen"), ein Buch, welches der interessanten Einzelnheiten so viele enthält, daß es schwer ist, aus der Fülle des Materials auch nur einen einigermaßen erschöpfenden Auszug zu machen.

Es war im russisch-türkischen Kriege, wo Miß Marsden zuerst jene furchtbare Krankheit des Aussatzes an zwei damit behafteten Bulgaren kennen lernte, und der Anblick dieser armen Leidenden machte einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie begann, es als ihre besondere Mission zu betrachten, sich den Aussätzigen dort, wo sich noch niemand ihrer annahm, zu widmen. Das war nach dem, was sie davon in Erfahrung gebracht, in den fernen, uncivilisirten Gegenden des östlichen Sibiriens, und sie beschloß daher, allen Schwierigkeiten zum Trotz, sich dorthin zu begeben und zu sehen, was sich zur Erleichterung des traurigen Looses der dortigen Aussätzigen thun ließe. Da sie erkannte daß die Reise ohne Unterstützung seitens der russischen Autoritäten eine Unmöglichkeit sei, suchte sie sich diese zu verschaffen. Durch Vermittlung der Prinzessin von Wales, der Schwester der russischen Kaiserin, erlangte sie eine Audienz bei der letzteren, wurde auf das freundlichste empfangen und erhielt von derselben ein höchst huldvolles Handschreiben, welches ihr bei allen russischen Behörden zur Empfehlung dienen sollte, und in der That auf der ganzen Reise die besten Dienste leistete.

Das nächste, was sie für dieselbe zu bedenken hatte, war eine dem russischen Winter und namentlich der Kälte Sibiriens entsprechende Ausrüstung an Bekleidungsgegenständen und Lebensmitteln für sich selbst und ihre Freundin, Miß Field, welche sie begleiten wollte. Dann begaben sich die beiden Damen von Moskau aus auf den Weg. Eine Strecke von einigen hundert englischen Meilen konnten sie noch die Eisenbahn benutzen, dann aber mußten sie sich des Schlittens bedienen, und die Beschwerlichkeiten der Reise begannen. Bis Irbit, einer Stadt im westlichen Sibirien, wo um jene Zeit des Jahres, im Februar, eine größere Messe gehalten wird, ging es noch verhältnißmäßig gut, obgleich das Schleudern und Stoßen des Schlittens in den von zahlreichen Lastschlitten ausgefahrenen Geleisen, das Uebernachten in überheizten, von schlechter Luft angefüllten Quartieren und andere Mißstände den Reisenden schon nicht geringe Unbequemlichkeiten bereiteten; aber das Schlimmere folgte doch erst, als jener Ort erreicht und wieder verlassen war. Immer schlechter wurde die Straße, immer heftiger das Gestoßen- und Geschütteltwerden auf dem Schlitten, der bald in tiefe Löcher hinabglitt, bald über gewaltige Schneeballen dahingezogen wurde, so daß Miß Marsden und ihre Begleiterin mehr todt als lebendig in der Poststation Tjumen anlangten. Doch fanden sie hier wenigstens Erholung in dem gastlichen Hause einer englischen Familie, welche dort ansässig ist.

Aber bald hatten sie diese Oase in der Wüste ihrer Reise wieder zu verlassen und neue Beschwerden und Fährlichkeiten bei Tage und bei Nacht im Schnee und in der Kälte zu bestehen. Unter anderem hatten sie einmal gegen Mitternacht auf freiem Felde Halt zu machen. Zwei der Pferde hatten sich in das Geschirr und in die Stricke, mit denen sie befestigt waren, unentwirrbar verwickelt, fielen hin, und es kostete die größte Mühe, sie wieder auf die Beine zu bringen und regelrecht einzuspannen. Ein anderes Mal, als die Pferde in rasendem Tempo dahin galoppirten, war ein anderes Gefährt ihnen im Wege, sie geriethen in einen Graben und kamen nur mit großer Schwierigkeit wieder heraus. Aehnliche Zufälle ereigneten sich noch wiederholt, bis sie 24 Stunden später sehr erschöpft die Stadt Tobolsk erreichten. Freilich wurden sie auch hier enttäuscht. Sie hatten gehofft, daselbst ein einigermaßen behagliches Gasthaus zu finden, aber statt dessen bot sich ihnen wieder nur ein höchst erbärmliches Nachtquartier in einem schmutzigen, überheizten Raume. Besser ging es ihnen in Omsk, wo sie im Hause des dortigen Gouverneurs gastliche Aufnahme fanden und einen Halt von vierzehn Tagen machten, um sich von den ausgestandenen Strapazen zu erholen. Indessen auch diese Rast genügte kaum, wenigstens mußte Miß Field wegen ihres andauernd schlechten Gesundheitszustandes die Fortsetzung der Reise für ihre Person aufgeben und Miß Marsden ganz allein weiter reisen. Man kann sich leicht einen Begriff davon machen, mit welchen Empfindungen sie von ihrer bisherigen Begleiterin Abschied nahm.

Auf dem Wege von Omsk nach Tomsk überholte

*) Aus Nr. 4 „Ev. Kirchlicher Anzeiger von Berlin."

Digitized by Google

sie mehrere Gefangenen-Transporte, die für Sibirien bestimmt waren. Einmal traf sie einen solchen gerade auf einer Etappe an und besuchte die Gefangenen in den beiden elenden dunklen Hallen, in denen sie zusammengepfercht waren. Wie dankbar waren sie für die Gaben an Zucker und Thee, die Miß Marsden von tiefem Mitgefühl bewegt, ihnen persönlich überbrachte. Ebenso willig nahmen sie Neue Testamente an. Andere Trupps Gefangener traf sie auf dem Marsche. Welch ein trauriger Anblick bot sich ihr dann dar. Welche Mühsale und Leiden sah sie an diesen mit Ketten beschwerten Männern, die oft von ihren Frauen und Kindern begleitet waren. Miß Marsden unterließ niemals, auch diesen Unglücklichen, die sie unterwegs antraf, durch ihre Gaben eine kleine Freude zu bereiten.

Inzwischen neigte sich der lange Winter seinem Ende zu, aber für Miß Marsden wurde die Reise dadurch kaum weniger beschwerlich und gefahrvoll. Denn nun war der Uebergang über die Flüsse nicht mehr so leicht wie zur Zeit des Frostes, auch mußte der Schlitten jetzt mit einem Wagen vertauscht werden, und das Fahren auf dem Tarantaß bereitete ihr bei den schlechten Wegen furchtbare Pein, und doch hatte sie an tausend englische Meilen auf diese Weise zurückzulegen. Endlich erreichte sie Irkutsk in einem elenden Zustande. Zwei Tage lang war sie kaum fähig zu gehen, alle ihre Glieder schmerzten, und sie gesteht selbst, daß nichts in der Welt sie veranlassen könnte, eine solche Reise noch einmal zu machen, ausgenommen die Gelegenheit, das Evangelium Christi verbreiten zu helfen und den armen Aussätzigen Beistand zu leisten. Aber auch in Irkutsk war sie noch lange nicht am Ziele. Nur konnte sie hier schon Näheres über die Niederlassungen der Aussätzigen im Gebiete von Jakutsk und über das Elend derselben erfahren, auch ein einflußreiches Komitee bilden. Dann ging die Reise weiter jetzt zum großen Theil zu Schiff auf dem Flusse Lena.

Drei Wochen brachte sie auf einem Fahrzeuge zu, das zur Aufnahme von Passagieren in keiner Weise eingerichtet war, sondern gewöhnlich nur als Lastschiff zum Transport von Waaren zwischen Irkutsk und Jakutsk diente. Miß Marsden hatte infolge dessen auch auf diesem Theile ihrer Reise viele Unbequemlichkeiten zu ertragen. Aber viel beschwerlicher war doch noch der letzte Theil derselben, welchen sie — eine Strecke von zweitausend englischen Meilen — zu Pferde fast durch die Wildniß, wo auch Bären hausten, zurückzulegen hatte, bis sie endlich, fast zu Tode erschöpft, das Ziel ihrer Reise, die Niederlassungen der Aussätzigen, erreichte.

Miß Marsden hatte erwartet, tief Trauriges vorzufinden, aber was sie nun mit ihren Augen sah, übertraf ihre Erwartungen noch bei weitem. Es ist die Furcht vor Ansteckung, welche die Bewohner jener Gegenden in so hohem Grade beherrscht, daß sie jeden, an dem die Spuren dieser schrecklichen Krankheit sich zeigen, unbarmherzig aus ihrer Mitte verbannen, ihn in entlegene und unwirthliche Wälder schaffen und dort mehr oder minder seinem Schicksale überlassen. Kaum daß sie ihm etwas Nahrung zukommen lassen, und wenn auch das, so ist dieselbe oft verdorben und fast ungenießbar. Rechnet man dazu die Unbilden der Witterung, im Winter die übergroße Kälte, im Sommer eine ebenso außerordentliche Hitze, ferner das Wohnen in ganz erbärmlichen Hütten, die oft mehr als ungenügende Kleidung und endlich die Leiden der Krankheit selbst, so kann man sich ein ungefähres Bild von der Lage jener sibirischen Aussätzigen machen, und man begreift, warum Miß Marsden, nachdem sie einmal die Noth dieser Unglücklichen auf ihre Seele genommen und persönlich in den Abgrund ihres Jammers geschaut hat, von nun an nicht mehr ruhen kann, bis dasselbe, soweit Menschen es vermögen, gelindert ist.

Wahrhaft erschütternd wirken ihre Schilderungen von dem, was sie in den einzelnen Yourtas, den Niederlassungen der Aussätzigen, zu sehen bekam. Ueber eine derselben schreibt sie: „Es war entsetzlich traurig, die schwachen Stimmen dieser armen Aussätzigen zu vernehmen, sie auf ihren Knieen liegen zu sehen, während sie mit ihren verstümmelten Händen, die oft ohne Finger und ganz kraftlos waren, das Zeichen des Kreuzes machten, ihre Gesichter entsetzlich entstellt, in ihren Augen völlige Hoffnungslosigkeit. Ihre Füße waren ohne Zehen, so daß einige überhaupt nicht mehr gehen konnten, sondern ihren Körper nur mit Hilfe eines niedrigen Schemels fortschleppten. Es war das Bild eines ohne jeden Trost dahinsterbenden Lebens. — Das Innere einer Yourta ist so eng, daß die Bewohner derselben genöthigt sind, auf Bänken längs den Wänden zu schlafen, ohne jede Matratze, und einander so nahe, daß die Füße eines Aussätzigen den Kopf des nächsten berühren, während andere auf der bloßen Erde schlafen müssen, da diese Yourtas keine Dielen haben. Die Krankheit erzeugt einen furchtbaren Geruch, und im Winter ist die Kälte so stark, daß, wenn die Thür auch nur eine Minute lang geöffnet wird, die Insassen beinahe erfrieren. Die Kühe sind in derselben Hütte, und wenn jemand stirbt, so bleibt die Leiche noch während drei Tagen dort und vermehrt den entsetzlichen Geruch der Lebenden. Wenn dann der Sarg gebracht ist, muß einer der Aussätzigen sich in die schreckliche Kälte hinausbegeben und ihn, so gut er es vermag, in die Hütte hineinziehen, den Leichnam hineinlegen und dann den Sarg auf einen Schlitten einige Ellen weit zum Grabe bringen. In der That, diese Menschen sind bisher in grausamer Weise verlassen und vergessen worden!"

Die Mittheilungen über andere Niederlassungen sind nicht weniger traurig. „An einem Orte," schreibt Miß Marsden, „waren ein Mann, eine Frau und zwei Kinder fast nackend, an einem anderen waren

Digitized by Google

sechs Personen in demselben Zustande. Die Männer, Frauen und Kinder leben alle zusammen mehr wie Thiere als wie menschliche Wesen. An einem dritten Orte sah ich eine Frau, welche von ihrer Gemeinde dazu verurtheilt war, den Rest ihres Lebens ganz allein zuzubringen. Schon vier Jahre war sie so isolirt gewesen. Sie sah für gewöhnlich niemand außer ihrem Manne, welcher ihr Nahrung und Brennmaterial brachte. Sehr selten sah sie ihre Kinder, und dann nur aus weiter Entfernung, da dieselben nicht wagten, in ihre Nähe zu kommen. In dieser völligen, endlosen Einsamkeit hatte sie alle ihre Tage zuzubringen. Im Winter war es ihre Aufgabe, sich, so gut sie konnte, durch den Schnee zu schleppen, da sie nicht im Stande war zu gehen, um sich die Nahrungsmittel zu holen, die ihr Mann in einiger Entfernung von ihrer Hütte für sie niederlegte. Wenn sie irgend stark genug war, machte sie sich ein Feuer an, wenn nicht, so mußte sie im Kalten bleiben. Wieder an einem anderen Orte lebten drei Männer zusammen, welche mir erzählten, daß die Bären sie oft in Schrecken versetzten, indem sie ganz in die Nähe ihrer Yourta kämen, aber glücklicherweise hätten sie einen klugen Hund, welcher durch beständiges Bellen sie wieder in den Wald zurücklockte. An manchen Orten sind die Yourtas so klein, daß sie eigentlich nur für zwei Personen Raum gewähren, aber wir fanden nicht weniger als acht, auch zehn Menschen darin."

Miß Marsden besuchte im Ganzen 13 Plätze, an denen sich, oft weit von einander entfernt, Niederlassungen der sibirischen Aussätzigen befanden, und überall, wohin sie kam, ging sie an die Unglücklichen heran, sprach mit ihnen mittelst Dolmetschers, theilte ihnen die für sie mitgebrachten Gaben aus und versprach ihnen, alles zu thun, was in ihren Kräften stände, um möglichst bald ihnen die so heiß ersehnte und so dringend nothwendige Hülfe zu bringen. Gern hätte sie noch mehr Niederlassungen besucht, aber sie war durch die Reise und die am Ziele derselben empfangenen Eindrücke an Leib und Seele so erschöpft, daß es dringend nothwendig war, endlich Halt zu machen. So kehrte sie denn um. Mit schwerem Herzen, denn sie ließ hinter sich ein Elend, das zu heben sie vorläufig nicht im Stande war, und vor sich sah sie die mit so vielen Mühen und Beschwerden verbundene Rückreise von mehreren tausend Meilen. An Mühen und Beschwerden hat es ihr auch auf dieser in der That nicht gefehlt, aber es würde zu weit führen, dieselben einzeln zu schildern. Genug, daß sie sie überstand und nach beinahe elfmonatlicher Abwesenheit Moskau glücklich, wenn auch im Zustande größter Ermattung erreichte. Schon unterwegs hatte sie nicht versäumt, wo sich die Gelegenheit dazu bot, die traurige Lage der Aussätzigen von Yakutsk, wie sie sie persönlich kennengelernt, zu schildern und das Interesse für dieselben zu erwecken.

Zu Moskau und auch in Petersburg, wo sie zusammen noch vier Monate blieb, benutzte sie diese Zeit mit großer Energie, um an den entscheidenden Stellen womöglich definitive Maßregeln zum besten ihrer Schützlinge durchzusetzen. Manches hat sie erreicht, manches bleibt ihrer ferneren Thätigkeit für die Mission, zu der sie sich berufen fühlt, noch vorbehalten. Soviel aber ist gewiß, daß sie die Augen der zivilisirten Welt auf einen der wundesten Punkte auf dieser Erde hingelenkt hat, und daß in absehbarer Zeit manches geschehen wird, um das Loos der armen Aussätzigen im fernen nordöstlichen Sibirien durch geeignete Einrichtungen einigermaßen erträglich zu machen. Geplant ist zunächst die Gründung einer besonderen Kolonie, wo alle Aussätzigen jenes Distrikts in guten Wohnungen ein Unterkommen finden und alle nöthige Pflege erhalten können. Miß Marsden aber verdient schon jetzt alle Anerkennung für das, was sie geleistet hat, sie selbst, ein schwaches Weib, allein, wenn auch sichtbar beschirmt und unterstützt durch die Gnade Gottes. Ihm giebt sie auch in ihrem Buche allein die Ehre und verlangt für sich nichts als den Beistand ihrer Mitmenschen zur Vollendung ihrer ebenso schweren wie schönen Mission. Gegenwärtig hält sie in Amerika Vorträge zum Besten derselben.

Aus dem Jahresberichte für 1892 des Diakonissenhauses Henriettenstift in Hannover.

„Es waren 26 844 Pfleglinge, welche von den Schwestern des Henriettenstifts außerhalb des Mutterhauses Liebesdienste forderten und empfingen, während im eignen Hospital 948 Kranke mit durchschnittlich je 35 Tagen Pflege fanden.

Nehmen wir die Gesammtzahl der Pflegetage hinzu, so stellt sich erst das Gesammtbild der Arbeit dar, und wenn es wahr ist, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage hat, so wollen wir es dankbar anerkennen, daß der Herr Gnade und Kraft gegeben hat, alle diese Arbeit im vergangenen Jahre wiederum, wenn auch oft unter Sorgen, so doch auch mit immer erneuter und aus seiner Fülle geschöpfter Kraft zu vollbringen.

Unsere Schwestern stehen jetzt an 53 verschiedenen Orten in mannigfaltiger Arbeit. Es sind 50 Gemeindepflegen, 29 größere oder kleinere Krankenhäuser, 5 Kinderhospitäler, 4 Polikliniken, 2 Sommerstationen, 12 Warte-, 3 Industrieschulen, 4 Pfleghäuser, 2 Siechenhäuser, 1 Rettungshaus, 1 Magdalenium, in welchen Schwestern unseres Hauses angestellt waren, insgesammt 115 Arbeitsgebiete. Wir dürfen noch hinzurechnen diejenigen Warteschulen, welche durch die bei uns ausgebildeten Kleinkinderlehrerinnen geleitet werden, es sind die in Adelebsen, Anmund, Burgdorf, Buxtehude, Geestemünde, Gehrden, Göttingen II, Grohn, Hannover = Christus- und Apostelgemeinde Harburg, Kirchrode, Linden, Mariensee, Moringen, Münden, Nienburg, Norden, Northeim, Peine, Walsrode.

Digitized by Google

In unsern Arbeitsgebieten ist insofern eine Veränderung eingetreten, als das Armenkrankenhaus in Goslar aufgegeben, dagegen das Krankenhaus Verden, sowie die Gemeindepflegen Neuhaus a. O., Nienburg Glasfabrik und Schauenstein, letzteres freilich nur vorübergehend, übernommen wurden. Die zeitweilig vacant gewesenen Stationen Döhren und Hainholz konnten wieder besetzt, Hannover Dreifaltigkeitsgemeinde, Einbeck, Hildesheim (Gemeindepflegen), sowie das Krankenhaus zu Osnabrück, Uelzen und Lüneburg je um eine Schwester vermehrt werden. —

Die Zahl unserer Schwestern ist auch im vergangenen Jahre gottlob gewachsen. Wir zählten am Schlusse des Jahres 1892, Diakonissen: 189, Novizen: 38, Probeschwestern: 24, insgesammt 271 gegen 258 im Vorjahre. Es traten 32 Probeschwestern ein; aus verschiedenen Gründen verließen uns 14; außerdem traten aus: eine Diakonisse, zwei Novizen, wie denn zwei andere Novizen entlassen wurden. Ausgebildet wurden außerdem fünf Johanniterlehrschwestern und drei Pensionärinnen, namentlich für den Dienst der Gemeindepflege in kleineren Orten. Es ist uns erfreulich gewesen, daß auf diesem Gebiete allmählich eine größere Regsamkeit erwacht ist, damit auch denjenigen kleineren Orten, die nicht eine völlig ausgebildete Diakonissin verwenden können, die Wohlthat der Krankenpflege zu theil wird. Es sind oder werden in dieser Beziehung in nächster Zeit bedacht: Sulingen, Rethem a. Aller, Sarstedt, Uslar, Bippen, Jork, Clenze u. a. In sehr erfreulicher und dankenswerther Weise wurden wir in der Zeit der Choleraepidemie durch die früher bei uns ausgebildeten Johanniterschwestern unterstützt, welche eintraten, damit unsere Diakonissen für die Cholerapflege frei wurden oder nöthigenfalls frei gemacht werden konnten.

Ueberblicken wir die Zunahme unserer Schwesternzahl in den letzten 10 Jahren, so ist dieselbe von 1882 bis jetzt von 172 auf 271, also um 100, und jährlich um 10 gewachsen. Das ist allerdings eine stetige Zunahme, für die wir danken; allein es bleibt immer bei dem alten Wort: die Ernte groß, der Arbeiter wenig.

In dem Personal unserer Aerzte ist keine wesentliche Veränderung eingetreten. Indem wir auf die unten folgenden ärztlichen Berichte verweisen, haben wir nur mitzutheilen, daß als Assistenzarzt Dr. Geelvink und als Volontärärzte Dr. Thögel und später Dr. Winkler eintraten, während seit dem Herbst Dr. Georg Lindemann seinem Vater, Herrn Sanitätsrath Dr. Lindemann, namentlich bei chirurgischen Operationen Hilfe leistete. Die ärztliche Behandlung unserer Siechen in Bethesda führte wie früher Herr Dr. Appuhn aus Wülfel. Hier mehrte sich die Arbeit wesentlich. Wir hatten durchschnittlich immer 90 Sieche, insgesammt 113, mit 31 947 Pflegetagen gegen 28 885 im Vorjahre. Den Besitz Bethesdas konnten wir durch Ankauf von 4 Morgen Land vermehren, von dem ein Theil zum Friedhof für unsere Siechen bestimmt ist. Außerdem konnten wir am 23. August mit dem 25jährigen Jubiläum **Bethesdas** die Grundsteinlegung **Salems** für Krebs- und Tuberkelkranke bestimmt, verbinden. Harren wir in dieser Beziehung im laufenden Jahre also wiederum einer Vermehrung einer unserer Filiale, so durften wir im Jahre 1892 unser Feierabendhaus, ebenfalls als einen weiteren Zweig unserer Anstalten, in Betrieb setzen.

Kommen wir endlich auf das, was nun einmal zum Erdenleben gehört, auf die Darreichung von Speise und Trank, Nothdurft und Nahrung des Leibes und Lebens, so soll hier unter Hinweis auf die unten folgende Abrechnung mit Dank gegen Gott gesagt werden, daß wir keinen Mangel gelitten haben. Unsere Freunde haben uns von der gesegneten Ernte reiche Zehnten geschenkt. Die regelmäßigen uns sehr theuren Beihilfen sind wie früher eingegangen. Die Sammelbücher gingen allerdings gegen das Vorjahr um fast 200 Mk. zurück und brachten 11 544 Mk.; dagegen trug die Kirchencollecte reichlich 200 Mk. mehr als das Jahr zuvor, nämlich 15 571 Mk. Für Salem gingen viele schöne und reiche Gaben ein, sowohl an Geld als in Natura. Vom Johanniterorden erhielten wir für Reconvalescenten wiederum 500 Mk., und an kleineren und größeren Legaten gingen 10 ein in der Höhe von 17 759 Mk.

So dürfen wir denn mit Dank gegen den treuen und gnädigen Gott zurückschauen, und uns immer wiederholen, was im Vorplatz unsers Hauses geschrieben ist: „**Der HErr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln**“. Er helfe uns nun, daß wir in ihm Frieden und also Kraft haben, den heiligen Vertheidigungs- und Rettungskampf der herzlichen Barmherzigkeit immer mehr zum Siege hinauszuführen“.

Literatur.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. Organ des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. 50. Serie. 1893. April-Heft. **Inhalt:** Die Vorbildung von Gefängnißaufseherinnen. — Blicke in die Arbeiterwelt (Schluß). — Vermischte Nachrichten aus Berichten von Vereinen und Anstalten, die beim Central-Ausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche eingegangen sind. — Aus dem Geschäftsberichte der Rheinisch-Westfälischen Gefängniß-Gesellschaft pro 1891/92. — Der Ostdeutsche Jünglingsbund. — Der Verein zur Förderung des Volkswohls in Bremerhaven. — Ueber die Verschiebung des Trunksuchtsgesetzes. — Die Verwendung des schweizerischen Alkoholzehntels. — Nachrichten aus dem Rauhen Hause.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 17. Mai 1893. Nr. 20.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Mai 1893 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. April 1893	54			
	Zugang pro " "	35			
		89			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	67	67	1 783	70
2.	**Balzin:**				
	Bestand am 1. April 1893	54			
	Zugang pro " "	27			
		81			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	66	66	1 669	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. April 1893	85			
	Zugang pro " "	5			
		90			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	84	84	2 563	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. April 1893	28			
	Zugang pro " "	29			
		57			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	38	38	984	50
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. April 1893	43			
	Zugang pro " "	13			
		56			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	38	38	1 265	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. April 1893	21			
	Zugang pro " "	19			
		40			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	20	20	478	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. April 1893	26			
	Zugang pro "	28			
		54			
	Abgang " " "	27			
	Bleibt Bestand	27	27	727	43
	zu übertragen		340	9 469	487
	Uebertrag		340	9 469	487
8.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. April 1893	30			
	Zugang pro " "	20			
		50			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	30	30	962	40
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. April 1893	55			
	Zugang pro " "	24			
		79			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	64	64	1 796	65
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. April 1893	20			
	Zugang pro " "	11			
		31			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	14	14	634	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. April 1893	50			
	Zugang pro " "	36			
		86			
	Abgang " " "	39			
	Bleibt Bestand	47	47	1 450	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. April 1893	58			
	Zugang pro " "	51			
		109			
	Abgang " " "	59			
	Bleibt Bestand	50	50	1 654	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. April 1893	36			
	Zugang pro " "	26			
		62			
	Abgang " " "	30			
	Bleibt Bestand	32	32	976	45
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. April 1893	14			
	Zugang pro " "	13			
		27			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	16	16	419	40
	zu übertragen		593	17 360	809

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. Mai 1893 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1893	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
	Uebertrag		593	17 300	809
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. April 1893	59			
	Zugang pro " "	30			
		89			
	Abgang " " "	38			
	Bleibt Bestand	51	51	1 623	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. April 1893	25			
	Zugang pro " "	16			
		41			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	18	18	590	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. April 1893	34			
	Zugang pro " "	18			
		52			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	33	33	1 008	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. April 1893	15			
	Zugang pro " "	14			
		29			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	12	12	398	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. April 1893	37			
	Zugang pro " "	17			
		54			
	Abgang " " "	28			
	Bleibt Bestand	26	26	1 004	42
20	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. April 1893	21			
	Zugang pro " "	16			
		37			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	23	23	621	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. April 1893	28			
	Zugang pro " "	29			
		57			
	Abgang " " "	35			
	Bleibt Bestand	22	22	689	42
22.	**Sorau:**				
	Bestand am 1. April 1893	10			
	Zugang pro " "	16			
		26			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	10	10	358	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. April 1893	10			
	Zugang pro " "	—			
		10			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	10	10	300	15
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. April 1893	13			
	Zugang pro " "	3			
		16			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	7	7	333	20
	zu übertragen		805	24 284	1 267
	Uebertrag		805	24 284	1 267
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. April 1893	16			
	Zugang pro " "	12			
		28			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	18	18	477	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. April 1893	24			
	Zugang pro " "	25			
		49			
	Abgang " " "	32			
	Bleibt Bestand	17	17	543	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. April 1893	4			
	Zugang pro " "	2			
		6			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	4	4	140	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. April 1893	5			
	Zugang pro " "	7			
		12			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	5	5	158	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. April 1893	29			
	Zugang pro " "	1			
		30			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	30	30	894	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. April 1893	20			
	Zugang pro " "	29			
		49			
	Abgang " " "	30			
	Bleibt Bestand	19	19	558	30
31.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. April 1893	13			
	Zugang pro " "	6			
		19			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	10	10	282	23
32.	**Plön:**				
	Bestand am 1. April 1893	7			
	Zugang pro " "	3			
		10			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	8	8	202	29
33.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. April 1893	24			
	Zugang pro " "	44			
		68			
	Abgang " " "	41			
	Bleibt Bestand	27	27	906	48
34.	**Altona:**				
	Bestand am 1. April 1893	34			
	Zugang pro " "	18			
		52			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	36	36	1 065	50
	zu übertragen		979	29 509	1 544

Digitized by Google

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		979	29 509	1 544
35.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. April 1893	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	86
36.	**Lippspringe:****)				
	Bestand am 1. April 1893	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
37.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. April 1893	43			
	Zugang pro " "	20			
		63			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	39	39	1 171	40
38.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. April 1893	1			
	Zugang pro " "	8			
		9			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	6	6	74	15
39.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. April 1893	11			
	Zugang pro " "	7			
		18			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	14	14	380	21
40.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. April 1893	64			
	Zugang pro " "	39			
		103			
	Abgang " " "	53			
	Bleibt Bestand	50	50	1 639	36
41.	**Kiesa:**				
	Bestand am 1. April 1893	14			
	Zugang pro " "	9			
		23			
	Abgang " "	9			
	Bleibt Bestand	14	14	364	32
42.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. April 1893	21			
	Zugang pro " "	18			
		39			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	17	17	592	20
	Zusammen		1 119	33 729	1 835

Der gesammte Abgang an Kranken pro April 1893 beträgt 783, davon sind gestorben 65
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 61
geheilt 657
wie vor 783.

43. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. März 1893** . . . . 39 Kranke.
Zugang pro **März 1893** . . . . 52 "
91 Kranke.

*) Ist vom 1. October v. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

**) Ist vom 1. November v. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

Davon sind: Kranke.
gestorben . . . . —
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . 20 "
geheilt . . . . 36 "
56 "

Bleibt Bestand am 1. April 1893: . . . . . 35 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 32 orientalische Christen, 15 Muhamedaner und 2 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro März 1893 beträgt 1409.

Poliklinisch wurden 645 Personen behandelt.

---

1. Bernhard von Bismarck, Kammerherr, Geheimer Regierungs-Rath und Landrath a. D., auf Külz bei Naugard, Rechtsritter seit 1876, † zu Külz 7. Mai 1893.
2. Friedrich von Issendorff, Königlich Hannoverscher Oberst a. D. und Erbschenk, Ehrenritter seit 1852, † zu Warstade 3. Mai 1893.

Rheinische Genossenschaft.

Der diesjährige Rittertag findet am Sonnabend den 27. Mai d. J. Nachmittags 1 Uhr in Königswinter im „Berliner Hof" statt.

Um 12 Uhr Mittags ist vorher ebendaselbst Sitzung des Convents.

Die im Bezirke der Genossenschaft wohnenden oder weilenden Herren Johanniter-Ritter, welche der Balley oder anderen Genossenschaften angehören, werden zur Theilnahme an dem nach dem Rittertage im „Berliner Hof" stattfindenden gemeinsamen Mittagsmahle ganz ergebenst eingeladen und gebeten, ihre Anmeldung dazu dem Wirthe des „Berliner Hofs" recht frühzeitig zugehen lassen zu wollen.

Mehrum, den 9. Mai 1893.

Der Commendator:

Freiherr von Plettenberg-Mehrum.

Der Verein „Dienst an Arbeitslosen" zu Berlin und sein neuer Zweig: „Die Jugendhilfe".

Die „Schrippenkirche".

Von dem Gedanken geleitet, daß die zu Tausenden in den Straßen Berlins umherirrenden obdachlosen Männer jeder religiösen Anregung, jedes freundlichen Zuspruchs entbehren, vereinigten sich im October 1882 unter der Führung des mitunterzeichneten Vorsitzenden fünf Handwerksgesellen — Mitglieder des Aelteren Jünglingsvereins — zur Veranstaltung eines sonntäglichen Gottesdienstes für Arbeitslose, Obdachlose, Heimathlose.

In der Erwägung, es mit darbenden Leuten zu thun zu haben, verband man mit der religiösen Anregung zugleich eine leibliche Erquickung. Die Veranstalter verpflichteten sich zur unentgeltlichen Aus-

Digitized by Google

führung der mit der Einladung und Bewirthung verbundenen Arbeit in der nicht getäuschten Hoffnung, daß ihnen die nöthigen Mittel dazu von anderer Seite zufließen würden. Der daraus entstandene Verein „Dienst an Arbeitslosen" sammelt in den Monaten September bis April allsonntäglich arbeitslose, obdachlose Männer zu einem Gottesdienst, der gleichzeitig um 8 Uhr früh in zwei freundlichst dazu bewilligten Sälen, im Norden und Süden der Stadt, im Christlichen Vereinhaus der Gemeinschaft St. Michael am Wedding, Müllerstraße 6 und in einem Saale des Stadtmissionshauses Johannistisch 6 abgehalten wird. Jedem Besucher wird dabei eine Tasse Caffee und zwei Weißbrötchen („Schrippen") gereicht. Im Volksmunde hat die Veranstaltung davon den Namen „Schrippenkirche" erhalten.

Etwa 20 bis 25 Helfer, meist jüngere Männer, fast alle den arbeitenden Ständen angehörend, üben den „Dienst" in beiden Abtheilungen, laden im September und October, so lange, bis es überflüssig wird, in der Sonntagsfrühe durch gedruckte Karten und freundlichen Zuspruch die Arbeitslosen auf Straßen und Plätzen und Gassen, auf der Landstraße und an den Zäunen ein, richten die Säle her, stellen die Tische und Bänke, setzen die Tassen, schenken den Caffee ein, räumen nach Schluß die Tische wieder ab, und reinigen dann diese und schaffen sie fort — alles in freiwilliger Liebesthätigkeit, die im tiefen Winter schon um 6½ Uhr des Morgens beginnt und auch bei strengster Kälte ein pünktliches Erscheinen nothwendig macht. Diese Männer bilden den Vorstand des Vereins. Sie verwalten die Gaben, wählen den Vorsitzenden, die Vorsteher, die Ordner, denen sie sich bei der Arbeit unterzuordnen haben, und vereinigen sich zu geistiger Gemeinschaft und zum Gebet.

Die Zahl der verpflegten Gäste betrug in dem zehnjährigen Zeitraum bis Ende April 1892 in der Nordabtheilung am Wedding: 65 276, und in der seit Februar 1887 bestehenden Südabtheilung: 18 130, zusammen 83 406. Der Jahresdurchschnitt der letzten fünf Jahre bezifferte sich auf 11 000. Im Dezember, Januar, Februar ist der Besuch am stärksten und steigt zu Weihnachten im Norden auf über 400, im Süden auf 250 Gäste. Der Sonntags-Durchschnitt der letzten drei Jahre beträgt 334. Viele Einlaßbegehrende müssen oft wegen Ueberfüllung zurückgewiesen werden. Im Sommer ruht der „Dienst".

Die Einnahmen flossen zum großen Theil aus freiwilligen Liebesgaben, die aus allen Ständen, aus der Hütte wie vom Kaiserthron, vom Dienstmädchen wie von der Reichsgräfin, vom Gesellen wie von der Excellenz gekommen sind. Regelmäßig zahlende Mitglieder erhalten den Jahresbericht und die Einladung zum Jahresfest. Ein drohendes Deficit wurde in den letzten Jahren durch einen erheblichen Beitrag des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins beseitigt.

Die Ausgaben betrugen im dreijährigen Durchschnitt pro Kopf 13 Pf., pro Sonntag gegen 40 Mark, pro Jahr rund 1500 Mark. Im Ganzen wurde für die angegebene Zeit in zehn Jahren 11 709 Mark 40 Pf. ausgegeben; und zwar genau 10 000 Mark direct für die Speisung, das Uebrige für Drucksachen und als sachliche Ausgaben.

Der Character des Gottesdienstes ist ein evangelischer. Die Ansprachen wurden meist gütigst von Geistlichen der Landeskirche, zuweilen von Laien übernommen.

Eines besonderen Wohlwollens hat sich der Verein seitens des Militäroberpfarrers Hofprediger D. Emil Frommel zu erfreuen; aber auch viele andere hervorragende Persönlichkeiten gehören zu seinen Gönnern.

Die Nothwendigkeit der „Jugendhilfe".

Nachdem im Jahre 1883 auf Anregung des Vereins die Berliner Arbeiterkolonie entstanden war, um der augenblicklichen Erquickung dauernde Hilfe zufügen zu können, trieb das Bedürfniß, den Gästen liebevoll näher zu treten und wenigstens Einzelnen die Losreißung von dem bisherigen versuchungsreichen Leben zu erleichtern, zur Organisation der Jugendhilfe. Gerade die jungen Leute, etwa bis zu 17 Jahren oder nur wenig ältere, die verhältnißmäßig zahlreich unter den Gästen sitzen, und denen die Aufnahme in die Arbeiterkolonie noch versagt werden muß, sind der Leitung am meisten bedürftig, einem ernsten und freundlichen Zuspruch am leichtesten zugänglich und der Rettung am ehesten fähig. Als wir schon vor zwei Jahren diese jungen Leute aufriefen, sie befragten und ihnen nach Möglichkeit Rath und Hilfe boten, that sich tiefes Elend vor unseren Blicken auf und mancher verlorene Sohn faßte damals reumüthig den Entschluß zur Umkehr. Durch eigene Kraft wieder empor zu kommen, ist einem solchen in den Sumpf der Verwahrlosung gerathenen Jünglinge um so weniger möglich, je weniger die geschwächte Willenskraft der Schwierigkeit der Verhältnisse gewachsen ist. Jedoch auch noch unverdorbene, aber mittellose, in schlechter Gesellschaft — in der Solidarität des Elends — befindliche Obdachlose stehen in der größten Gefahr und vermögen sie um so weniger zu vermeiden, als sie dieselbe häufig gar nicht in ihrem vollen Umfange erkennen.

Haben sie — ein seltener Fall — noch gute Papiere und einen leidlichen Anzug, so hoffen sie von Tag zu Tag, eine Stelle zu finden. Viel zu lange steifen sie sich vielleicht auf eine solche in ihrem engeren Beruf. Viel zu spät entschließen sie sich, vorübergehend mal eine geringere Stelle anzunehmen. Inzwischen benützen sie das Asyl oder das städtische Obdach. Eines Tages ereilt sie das Schicksal: als der Arbeitsscheu verdächtig in das Polizeigefängniß „abgeschoben" zu werden. Kann ein solcher Mensch nicht nachweisen, daß er Arbeit gesucht hat, so wird er wegen „Arbeitsscheu" zuerst milde, im Wiederholungs-

fall strenger, zuletzt mit Arbeitshaus bestraft. Der letzte Funken Ehrgefühl wird damit oft ertödtet. In dumpfer Verzweiflung vegetirt der Mensch dann willenlos weiter. Der Wiedereintritt in die menschliche Gesellschaft ist dem Zerlumpten, dem Bestraften ohnehin erschwert. Der Hunger zwingt ihn immer wieder, zu betteln. Sich nach Hause zu wenden, schämt er sich. Darauf concentrirt sich der letzte Rest des Ehrgefühls. Lieber geht er unter. Jeder Willenskraft bar, innerlich und äußerlich verlumpt, bedarf es eines Leiters, eines Vormundes, eines Lootsen für sein mit der Brandung kämpfendes Lebensschiff.

Welche dringende Aufgabe ist es, ihn zu retten? Welch köstlicher Beruf, einen noch Unverdorbenen vor diesem Schicksal zu bewahren?

Aber die Helfer am Dienst haben für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten und die Rettung eines einzigen Menschen erfordert Zeit, viel Zeit, auch in der Woche. Ein früherer Helfer, der sich gegen geringe Vergütung dazu bereit erklärt hatte und viel Segen erfahren hat, ist in eine Anstalt für innere Mission eingetreten. Die vor zwei Jahren geknüpften Fäden sind zerrissen. Der Bau ist liegen geblieben.

Zur Arbeit der Jugendhilfe gehört ein Berufsarbeiter, ein Beamter, ein „Jugendhelfer", der seine ganze Zeit und Kraft dem Werke widmet, ein Mann mit treuem, warmem Herzen und mit den nöthigen Kenntnissen und Fähigkeiten. Ein Bureau und eine Art Arbeitsstätte oder Asyl zur vorläufigen Unterbringung des Gefährdeten scheint ebenfalls wünschenswerth.

Lange schien es dem Vorstande des Vereins „Dienst an Arbeitslosen" zu gewagt, ohne finanzielle Deckung wenigstens für ein Jahr, einen Beamten anzustellen, oder mit einem solchen Verhandlungen anzuknüpfen. Aber das Gebet um Arbeiter für die große Ernte wurde in anderer Weise erhört. Angerührt durch ein Wort des Missionsinspectors a. D. Lehrer des Suaheli am orientalischen Seminar, Dr. Büttner meldete sich am Tage nach dem letzten Jahresfest, am 26. October v. J., der seit acht Jahren im Dienste der inneren Mission erprobte, in den letzten Jahren in der Berliner Stadtmission thätige Secretär Hermann Jähnichen, zu der auch von ihm als dringend nothwendig erkannten Arbeit. Er erklärte sich bereit, sein festes Amt, sein sicheres Einkommen freiwillig aufzugeben, sich der Rettung der verwahrlosten oder versinkenden Jünglinge zu widmen und die Sorge für seine Existenz vertrauensvoll in die Hände des himmlischen Vaters zu legen.

Das war eine Glaubensthat.

In demselben festen Glauben an die Hilfe des Herrn und an die Barmherzigkeit der Menschen genehmigte der „Ausschuß für Jugendpflege" die Anstellung des Herrn Jähnichen als Secretär des Vereins und als Jugendhelfer. Der Ausschuß ist dauernd, ein für alle Mal vom Vorstand des Vereins „Dienst an Arbeitslosen" gewählt und mit dem Recht der Selbstergänzung ausgestattet.

Am 1. Januar 1893 begann damit die „Jugendhilfe".

Hatte der Verein „Dienst an Arbeitslosen" mit einer Summe von neun Mark in Gottes Namen seine Arbeit angefangen, so standen der „Jugendhilfe" dafür 300 Mark am Anfang zur Verfügung. Die Summe der jährlichen Ausgaben ist einstweilen auf 5000 Mark geschätzt. Abgesehen von den Verwaltungskosten, sind unsere Schützlinge vorläufig zu beherbergen, zu sättigen, zu beschäftigen, zuweilen auch auszustatten.

Wir sind der Zuversicht, daß es uns an den nöthigen Mitteln dazu nicht fehlen wird; wir sind auch gewiß, daß unser Jugendhelfer auf die Frage: „Habt ihr je Mangel gehabt?" jederzeit mit einem „Nein" wird antworten können. Wie die Kosten aufgebracht werden sollen, ist noch nicht entschieden. Zunächst wenden wir uns vertrauensvoll an die Freunde der Armen um gütige Beiträge. Wir bitten herzlich, durch einen festen Jahresbeitrag die Mitgliedschaft zum Verein zu erwerben. Wer einen regelmäßigen Beitrag von jährlich fünf Mark zahlt, wird unterstützendes Mitglied.

Doch wird auch jede kleinere und größere Gabe für diesen Zweck mit herzlichem Dank von den Unterzeichneten angenommen.

Das aufgewendete Kapital wird sich auch im volkswirthschaftlichen Sinne mehr als hundertfach verzinsen. An treuer Arbeit wollen wir es nicht fehlen lassen. Aber weit höher als die productive Thätigkeit eines geretteten Mannes ist seine unsterbliche Seele zu schätzen. (Schluß folgt.)

Dem Jahresberichte des Westpreußischen Diakonissenhauses zu Danzig

für 1892/93 entnehmen wir das Nachstehende:

Die langjährige Oberin des Hauses Leopoldine von Behr ist am 2. September 1892 nach reichgesegneter Thätigkeit aus ihrem Amte geschieden, ist aber als Ehrenmitglied im Vorstande des Hauses verblieben. An ihre Stelle ist am 22. September v. J. als Oberin Cäcilie von Stülpnagel getreten.

Die Zahl der Schwestern ist im vergangenen Anstaltsjahre, die Zeit vom 17. März 1892 bis dahin 1893 umfassend, wieder gewachsen. Es beträgt die Zahl der Diakonissen 117, außer der Frau Oberin, der Novizen 64, der Probeschwestern 21, zusammen 202, hierzu kommen noch 10 Schülerinnen, so daß jetzt im Dienste des Hauses außer der Oberin 212 Jungfrauen thätig sind.

Am 17. März d. J. sind 10 Schwestern als Diakonissen eingesegnet worden.

Auch waren wieder mehrere Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens im Hause, um für den Krankendienst ausgebildet zu werden.

Die 212 Schwestern vertheilen sich nun über die

Provinzen in folgender Weise: Im Mutterhause sind augenblicklich thätig 48, in Danzig 9, im übrigen Westpreußen 67, in Pommern 48, in Brandenburg 17, in Sachsen 18, in Mecklenburg 4, beurlaubt 1.

Im Krankenhause des Mutterhauses waren Kranke I. Klasse 114, II. Klasse 180, III. Klasse 180, Kinder 58, zusammen 1253 Kranke, die in 36 350 Verpflegungstagen gepflegt wurden. Die höchste Krankenzahl eines Tages betrug am 26. Februar 1892: 136.

Es wurden 1892 geheilt entlassen 1011, ungeheilt entlassen 43, es starben 100 und blieben am 31. December 1892 Bestand 99.

Für 6531 Tage wurde kein Entgelt berechnet, und bei 3633 Verpflegungstagen trat eine bedeutende Ermäßigung der Taxe ein.

Die Verpflegungssätze des Hauses betragen: 5 Mk. pro Tag in Klasse I, 2 Mk. 50 Pf. in Klasse II und 1 Mk. in Klasse III.

Das Mutterhaus leistete in 295 Nächten Hilfe in Privatpflege.

Die Zahl der von den Schwestern besetzten und versehenen Krankenhäuser beträgt jetzt 18. Die bedeutendsten sind das städtische Krankenhaus in Stettin und die städtischen Krankenhäuser in Stralsund und Graudenz, außerdem aber die Landes-Irrenpflegeanstalt in Strelitz und die chirurgische Universitätsklinik in Halle. Die Schwestern pflegten in diesen Krankenhäusern 6863 Kranke, bei 174 016 Verpflegungstagen und 1102 Nachtwachen.

Außerdem arbeiten die Schwestern in 4 Siechenhäusern, 4 Waisenhäusern, 1 Asyle und auf 61 Stationen in der Armen- und Gemeindepflege. Im Anschluß an die Gemeindepflege wurde auf 32 Stationen Privatpflege getrieben und zwar in 1580 Tagen und 847 Nächten, wobei die directe Hilfeleistung des Mutterhauses nicht eingeschlossen ist.

Es wurden 1892 an 20 Orten, zum Theil zweiklassige, Kleinkinderschulen mit zusammen 869 Kindern versehen.

In 26 Sonntagsschulen arbeiteten die Schwestern theils ganz selbstständig, theils als Gehilfinnen der Pastoren an 895 Kindern.

Die Jungfrauenvereine der Schwestern sind von 14 auf 24 gestiegen, und verkehrten in ihnen 537 Jungfrauen, gegen 317 im Vorjahre.

Die Handarbeitsschulen sind um 1 gestiegen, es sind ihrer 13 mit 522 Kindern gewesen. —

Der Besitz des Diakonissenhauses ist im letzten Jahre beträchtlich dadurch erweitert worden, daß der Vorstand ein benachbartes Grundstück gekauft hat, welches zu einem Siechenhause für Damen und Feierabendhause für müde Schwestern eingerichtet werden soll.

Einen Neubau verdankt das Haus den allezeit zum Geben bereiten Händen der früheren Frau Oberin Leopoldine von Behr. Es ist dies eine schöne, im gothischen Style im Garten des Hauses erbaute Leichencapelle, die am 12. Juli 1892 geweiht wurde.

An Freibetten stehen dem Hause 13 zur Verfügung, darunter ein Kinderfreibett, außerdem eine Freibettstiftung und ein kleiner Anfang zu einem Kinderfreibett.

Die Einnahmen betrugen 1892: 171 317 Mk. 11 Pf., die Ausgaben 171 180 Mk. 61 Pf. In den Ausgaben sind 6500 Mk. als Angeld für das oben erwähnte Grundstück enthalten.

Um dem dringenden Bedürfnisse nach ausreichenden Räumen zur Aufnahme kranker Kinder zu entsprechen, hat sich der Vorstand des Diakonissenhauses entschlossen, im Garten des Grundstücks ein eigenes Kinderkrankenhaus mit Zubehör zu errichten, dessen Kosten auf 60 000 Mk. veranschlagt sind, das einer größeren Zahl von Kindern als bisher möglich, die Wohlthat einer geordneten und liebevollen Pflege bringen soll. Leider sind dazu nur 20 000 Mk. disponibel, während der Rest von 40 000 Mk. noch aufgebracht werden muß. —

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums 1893. Nr. 2. März und April.

Inhalt: Chronik des germanischen Museums. Fundchronik.

Beilagen: Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1893. Bogen 4 u. 5: Eine Karte von Flandern vom Jahre 1538. — Geschwornenbuch der Nürnberger Barbiere und Wundärzte. — Der Todestag des Malers Georg Penz.

Katalog der im germanischen Nationalmuseum befindlichen Gemälde. 1893. Bogen 1—3

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein Herold in Berlin. XXV. Berlin, Mai 1893. Nr. 5.

Inhalt: Bericht über die 474. Sitzung vom 21. März 1893. — Bericht über die 475. Sitzung vom 4. April 1893. — Eine Kritik der Wappen der deutschen Minnesinger (Fortsetzung). — Geschichtliches über die ehemalige Deutschordenskommende Buro bei Koswick in Anhalt. — Philipp Jacob Spener (Mit einer Lichtdrucktafel). — Genealogie der 1707 geadelten Familie von Luck. — Zur Hohenzollern-Genealogie. — Bücherschau 2c.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 24. Mai 1893. Nr. 21.

1. Friedrich Freiherr von Oeynhausen, Premier-Lieutenant und Regierungs-Assessor a. D., auf Grevenburg bei Vörden, Ehrenritter seit 1876, † zu Grevenburg 7. Mai 1893.
2. Curt von Grabow, Hauptmann a. D., Ehrenritter seit 1891, † zu Cassel 15. Mai 1893.

Der Verein „Dienst an Arbeitslosen" zu Berlin und sein neuer Zweig: „Die Jugendhilfe".

(Schluß.)

Wie wird die Jugendhilfe betrieben.

Es ist Sonntag. Der Saal der Schrippenkirche ist dicht besetzt. Neben den alten grauen bärtigen Männern sitzt hier und da ein noch knabenhafter Bursche. Mit voller Stimme singen sie alle die Choräle. Mit Andacht erheben sie sich beim Tischgebet. Aufmerksam lauschen sie der Predigt, heißhungrig verzehren sie das ihnen gereichte Frühstück. Der Jugendhelfer geht durch die Reihen und beginnt mit einigen Jünglingen ein Gespräch. Nach Schluß des Gottesdienstes sammeln sich 6—8 solcher jungen Männer um den Jugendhelfer. Sie werden von ihm auf Montag nach dem Vereinshaus am Wedding bestellt (später in unser Bureau). Am Montag erscheinen nicht alle, aber die meisten der Aufgeforderten. Jeder wird besonders genommen, jeder beantwortet die an ihn gestellten Fragen nach Namen, Stand, Alter, Heimath, Herkunft, Verwandtschaft, Geld- und Wohnverhältnissen. „Seit wann sind Sie mittellos?" heißt es weiter. (Wir greifen nun ein bestimmtes Beispiel heraus.) „Seit 6 Wochen," erwidert der Gefragte, den wir Fritz nennen wollen. — Fritz ist ein 16jähriger Bursche. Er sieht noch gut aus. Treuherzig blicken seine Augen aus dem runden, hübschen Gesicht. Sein Haar ist gekämmt, sein Anzug noch ganz, wenn auch von der Desinfection und vom Schlafen im Asyl zerknittert. „Seit drei Monaten bin ich arbeitslos", antwortet er auf weitere Fragen. „Zuerst hatte ich noch Geld, dann habe ich Alles versetzt und verkauft. Seit 14 Tagen bin ich in Berlin."

„Wo haben Sie geschlafen?"

„„Im Asyl.""

„Dort dürfen Sie doch nur fünf Nächte hintereinander kommen?"

„„Das kann man schon einrichten. Ich bin immer mit einem großen Haufen mit durchgeschlüpft, wenn wir aus der Wärmehalle kamen.""

„Wovon haben Sie denn gelebt?"

„„Ich habe manchmal etwas verdient!""

„Und sonst? Haben Sie nicht gebettelt?"

„„Was bleibt Einem denn übrig?""

„Sind Sie schon bestraft?"

„„Noch nicht!""

„Sind Sie rein?"

„„Ja, ich habe gestern Abend erst gebadet und meine Sachen sind desinficirt worden.""

Die Papiere des jungen Mannes bestätigten seine Aussagen. Es befanden sich auch einige gute Zeugnisse darunter, doch hatte er schon viel gewechselt. Der Jugendhelfer redet seinen Schützling nun schon etwas dringender an.

„Sagen Sie mal, lieber Freund, warum haben Sie denn nirgends lange ausgehalten?"

Fritz entschuldigt sich. „„In der einen Stelle war die Arbeit alle; in der anderen war ich zu schwach; dann bin ich krank geworden.""

„Das mag alles wahr sein oder auch nicht," bemerkte der Jugendhelfer, „sehen Sie mich mal an! — Haben Sie denn nicht schon recht oft leichtsinnig Ihre Arbeit aufgegeben? Wie gern würden Sie jetzt noch bei manchem Ihrer früheren Meister sein. Gestehen Sie sich's nur ein, daß Sie selbst an Ihrem Unglück schuld sind! Was soll denn aus Dir werden, mein Junge? Bedenke, jeden Tag können sie Dich wegen Bettelns aufgreifen, wegen Arbeitsscheu bestrafen. Willst Du auch einmal so ein alter Vagabond werden, oder willst Du nicht lieber ein tüchtiger, ordentlicher

Digitized by Google

Mensch werden, der sich später einen Haushalt gründet und als nützlicher Bürger glücklich lebt? Jetzt stehst Du noch am Scheidewege und wir wollen Dir die Hand bieten, wieder emporzukommen!"

Darauf antwortete der Junge nicht viel, aber seine Wangen färben sich dunkler und dunkler und endlich bricht er in Thränen aus.

Der Jugendhelfer fährt fort: „Hat die Predigt gestern einen Eindruck auf Dich gemacht?"

„„Ja.""

„Hast Du auch mitgebetet oder hast Du das Beten etwa schon verlernt?"

„„Gestern habe ich seit langer Zeit zum ersten Male wieder gebetet.""

„Weißt Du noch Deinen Confirmationsspruch?"

„„Gewiß: ‚Der Herr ist mein Hirte. Mir wird nichts mangeln.'""

„Nun siehst Du, mein Junge, das kann auch bei Dir wieder in Erfüllung gehen! Gott wird Dir wieder helfen. Komm, wir wollen ihn zusammen darum bitten."

Selbstverständlich ist Inhalt, Verlauf und Resultat jedes einzelnen Gesprächs verschieden. Wenn nöthig, werden die Leute erquickt, jedenfalls in die Arbeiterkolonie geführt, die ihnen Obdach, Aufsicht, Nahrung und Arbeit gewährt. Wir zahlten, um das Vorrecht der Aufnahme zu genießen, pro Mann und Tag 50 Pf. dafür. Der Jugendhelfer hat nun Zeit, die gewonnenen Erfahrungen im Interesse seiner Schützlinge zu verwerthen. Er besucht etwa vorhandene Eltern, Verwandte oder Vormünder, oder schreibt an sie und bemüht sich in gleicher Weise bei Arbeitgebern; häufig mit Erfolg. Auch nach der Unterbringung in eine Stelle behält er den jungen Mann im Auge, besucht ihn, bringt ihn in gute Gesellschaft von Altersgenossen u. s. w. Abgesehen von unseren früheren Versuchen in der Jugendhilfe haben wir in den ersten 14 Tagen unserer erneuten Thätigkeit mit etwa 12 jungen Leuten zu thun gehabt. Einen 16jährigen Kellner haben wir auf Wunsch und Kosten seines Vaters wieder in seine Heimat in Schlesien geschickt, nachdem sein Widerwille dagegen durch freundliches Zureden überwunden worden war. — Ein anderer Jüngling fand auf unsere Anregung durch seines Vormundes Vermittelung eine Lehrlingsstelle im Königreich Sachsen. — Ein junger Handwerksgeselle mit guten Papieren, der gerade am Rande des Abgrundes stand, aber noch gänzlich unverdorben war, wurde durch eine ihm verschaffte Stelle dem verderblichen Umgang und damit dem Untergange entzogen. Er wurde einem Jünglingsverein zugeführt. — Einem vierten Burschen, der sehr zerlumpt aussah und auch schon bestraft war, aber aus seinem Benehmen auf eine innere Umkehr schließen ließ, hat Herr Jähnichen eine Lehrlingsstelle in Berlin besorgt, und so wurde auch noch einigen anderen geholfen und bei den übrigen schweben noch die Unterhandlungen. Mit jedem Tage erweitert sich das Arbeitsfeld, jeder Tag läßt mehr und mehr die Nothwendigkeit und Dringlichkeit unserer Arbeit erkennen, die wir mit Treue weiterführen wollen. Wir werden sehr dankbar auch für den Nachweis von Stellen, am besten auf dem Lande, sein. Werden unsere Schützlinge Arbeitgebern in der Provinz zugeschickt, so behalten wir die Papiere zurück und senden sie besonders per Post, damit die Arbeitgeber eine Sicherheit für das uns übersandte Reisegeld haben, welches von uns zum Ankauf der Fahrkarte verwendet wird. Gott gebe seinen Segen zu dieser im Namen unseres Heilandes und im Vertrauen auf seine Hilfe begonnenen Arbeit. Das allgemeine Elend können wir zwar mit unseren schwachen Kräften nicht beseitigen. Wir können nur im Einzelnen unsere Pflicht thun, wir können nur Einzelne retten. Aber Wassertropfen bilden das Meer. Und wenn wir dazu beitragen, den Einzelnen aus einem Bettler und Vagabunden zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu machen, den jungen Mann von der Bahn, die ins Zuchthaus führt, auf eine Bahn des Glückes, der Zufriedenheit, der Arbeit zu bringen, daß, anstatt Ströme des Verderbens, Ströme des Segens von ihm ausgehen, so dienen wir auch der Allgemeinheit, der Gesellschaft der Menschheit im Sinne dessen, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist. Nicht nur unterstützen, nicht nur helfen, sondern nach Möglichkeit **retten** wollen wir die jungen Leute. Wir sind uns bewußt, daß dazu nicht nur die äußere Hilfe, sondern auch die innere Umkehr nöthig ist, und lassen unser Bestreben darauf gerichtet sein. Dazu erbitten wir uns die Hilfe der Freunde unseres Volkes.

Berlin, im Januar 1893.

Der Ausschuß für Jugendhilfe des Vereins:
„Dienst an Arbeitslosen".
J. A.: C. Liebich, Vorsitzender.

Auf Wunsch versendet der Secretär Nachrichten und ertheilt auch mündliche Auskunft.

Gütige Beiträge erbitten wir mit gefälliger Bezeichnung des Zweckes:
ob „Jugendhilfe" oder „Schrippenkirche"
an das Bureau des Vereins: z. H. d. Secretärs
Hermann Jähnichen, S., Johanniterstr. 4,
oder an die Adresse des Vorsitzenden
Constantin Liebich, SW. 61, Großbeerenstr. 12,
und des Kassirers
Maurermeister Fritz Fuhrmann,
NW., Stephanstr. 48.

Die evangelisch-lutherische Diakonissenanstalt Bethanien zu Breslau*).

„Die Gnade Gottes hat wieder reichlich auf unserm lieben Bethanien sammt seinen auswärtigen Stationen geruht", sagt der uns vorliegende 43. Jahresbericht der Anstalt.

*) Aus dem 43. Jahresbericht dieser Anstalt, den Zeitraum vom 1. Januar bis 31. December 1892 umfassend.

Digitized by Google

Die Schwesternschaft durfte im verflossenen Jahre einen Zuwachs erfahren, wie bisher noch nie, indem sie von 267 auf 290 Schwestern stieg, welche sich am Schlusse des Jahres in 178 eingesegnete, 76 Bei- und 36 Probeschwestern gliederten. Eine Einsegnung von Beischwestern für das Diakonissenamt hat nicht stattgefunden; dagegen wurden gelegentlich der am 15. Mai begangenen Feier des Stiftungsfestes 7 Probeschwestern zu Beischwestern ernannt, zu denen anläßlich der Geburtstagsfeier Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Auguste Victoria, der Protectorin der Anstalt, noch 9 denselben hinzugefügt wurden. In Verbindung mit der am 13. November begangenen Feier des Kirchweihfestes, durfte eine Schwester ihr 25 jähriges Diakonissenamts-Jubiläum feiern. „Dies ist die 21. Schwester unseres Hauses, welcher solch ein Ehrentag im Diakonissenhause durch Gottes Gnade zu theil geworden ist." „Wir heben" so lautet die betreffende Stelle „dies ganz besonders deshalb hervor, weil dies ein unwiderleglicher Thatbeweis ist, daß der Diakonissenberuf, welcher zwar seine Schwierigkeiten hat, wie jeder andere mit Ernst erfaßte menschliche Lebensberuf, eine Aufreibung der Kräfte aber vor der Zeit doch nicht zur Folge hat. Ebenso unbegründet ist auch die Besorgniß vieler, welche die Diakonissensache nur aus der Ferne kennen oder derselben überhaupt nicht hold gesinnt sind, daß besonders die Töchter aus den sogenannten gebildeteren Ständen für diesen Beruf meist zu schwach wären und daher richtiger von demselben sich fernhielten. Wie wenig diese Ansicht aber von dem Diakonissenberufe zutrifft, beweisen gerade die Töchter, welche aus diesen Ständen denselben in Gottes Namen ergriffen und in ihm schon ein höheres Lebensalter erreicht haben."

„Daß der berufsmäßige Dienst christlicher Liebe einen reichen Segen einbringt, bezeugen auch in der Regel mit großer Freude diejenigen jungen Damen, welche auf Veranlassung des Johanniter-Ordens sich in die Diakonissenhäuser zur Absolvirung eines halbjährigen Lehrcursus behufs Erlernung und Uebung der Krankenpflege begeben und hernach sich immer wieder gern zu einem Wiederholungscursus als „dienende Schwestern des Johanniter-Ordens" zur Vertretung von Diakonissen in Krankenhäusern, Gemeindepflegen und Kinderheilstätten einziehen lassen." „Von den 37 Damen, welche bis jetzt im hiesigen Bethanien als „Johanniter-Lehrschwestern" eingetreten sind, haben ihrer 5 den Diakonissenberuf ergriffen, während die überwiegende Mehrzahl der andern — im vorigen Jahre 11 — sich immer herzlich gefreut haben, wenn sie wieder aushilfsweise auf eine Reihe von Wochen unserem Hause ihre Kräfte zur Verfügung stellen konnten, ein Beweis dafür, daß dieselben doch, wie mehrfach behauptet worden ist, wohl auch nicht überangestrengt worden sein können, sondern daß vielmehr bei der Vertheilung der Arbeit billige Rücksicht auf die vorhandenen Kräfte genommen worden sein muß."

„Im vergangenen Jahre haben in unserem Hause 6 Damen als Johanniter-Lehrschwestern einen Cursus in der Krankenpflege durchgemacht, bezw. waren am Schlusse des Jahres noch in demselben begriffen, während für das neue Jahr 3 zum Eintritt neu angemeldet waren." —

Die Arbeit der Diakonissen erstreckt sich, soweit nicht die Anstaltsleitung im Mutterhause, das Anstaltsbüreau, die Kassenverwaltung, die Nähstube, die Apotheke, der Pforten- und Kirchendienst, die Koch- und Waschküche, die Garten- und Viehwirthschaft die Schwesternkräfte in Anspruch nahmen, oder Schwestern die Krankenstube hüten mußten,

a) in der Krankenanstalt auf 1723 Kranke, welche 56 403 Verpflegungstage genossen. Sämmtliche unbemittelte Kranke wurden kostenfrei verpflegt. Krankenkassen-Mitglieder zahlen pro Tag 1 Mk. und bemitteltere Pfleglinge erwiesen sich durch freiwillige Dankesgaben an die Anstaltskasse erkenntlich.

b) Im Siechenhause wurden 58 Pfleglinge in 17 870 Verpflegungstagen verpflegt, so daß durchschnittlich 49 Pfleglinge im Hause waren und jeder derselben im Durchschnitt 308 Tage in Anspruch genommen hat.

c) In der Poliklinik wurden unter Beistand einer Diakonissin, welche hier den ganzen Tag anwesend zu Hilfeleistungen bereit ist, 3234 Kranke ärztlich behandelt.

d) Privatpflegen in einzelnen Familien wurden von mehreren Schwestern aus dem Mutterhause in 80 Fällen geleistet und dabei 425 Nachtwachen gethan.

Die auswärts stationirten Schwestern haben während des vorigen Jahres an 17 881 Pfleglingen gearbeitet und 10 409 Nachtwachen geübt, so daß sich die Thätigkeit der sämmtlichen Schwestern im Mutterhause und auswärts auf 22 926 Personen erstreckte und die Zahl der von ihnen geleisteten Nachtwachen die Summe von 12 735 erreicht hat.

e) Außerhalb des Mutterhauses arbeiten an 40 verschiedenen Orten in der Provinz auf 83 Arbeitsplätzen, 210 Schwestern.

„Wünsche und Hoffnungen haben wir", so äußert sich der Schluß des Berichts, „in betreff unserer Anstaltskasse. Die an dieselbe gestellten Ansprüche mehren sich, ohne daß wir die Fonds besitzen, aus dem dieselben in zureichendem Maße zu befriedigen wären. Da im vergangenen Jahre im ganzen durchschnittlich täglich 203 Kranken- bezw. Siechenbetten belegt gewesen sind, so mußten wir, da nur 60 Betten annähernd fundirt sind, für 143 Betten auf die mildthätige Liebe unserer Freunde und Gönner rechnen und müssen dieses auch künftighin thun, d. h. dieselbe muß uns, wenn wir die Kosten für je einen Pflegling pro Tag mit 2 Mk. berechnen, nur für die Pflege von 143 Pfleglingen für das Jahr oder für 52 195

Digitized by Google

Verpflegungstage 2 × 52 195 = 104 390 Mk. zu dem, was etwa unsere Anstaltskasse zu leisten im Stande wäre, noch zuschießen. — Aber nicht genug; denn es gilt noch die Unterhaltungskosten für das Verwaltungs-, Pflege- und Dienstpersonal, sowie die Kosten für Inventaranschaffungen und Reparaturen zu decken. Auch diese muß die Liebe spenden. Daher wünschen und erbitten wir uns für das neue Jahr für unsere Arbeit viel, viel opferfreudige und opferwillige Liebe. Unser Gott aber, der die Liebe ist, gieße sie durch seinen Geist reichlich in die Herzen unserer Freunde und Gönner aus, damit unsere zahlreichen, durch die Noth oft sehr geängstigten Pfleglinge es erfahren, daß auch sie mit getroster Zuversicht sprechen dürfen: „Gott, der du mich tröstet in Angst, sei mir gnädig und erhöre mein Gebet!“ Auf Grund der bisher gemachten Erfahrung hegen wir die Hoffnung, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehe.“

„Doch unsere Wünsche und Hoffnungen gehen noch weiter. Immer dringender macht sich das Bedürfniß eines zweiten Siechenhauses in unmittelbarer Verbindung mit unserer Anstalt geltend. Unser schon vorhandenes Siechenhaus ist bis auf den letzten Platz gefüllt, unsere Reservestation birgt bereits 12 überzählige Sieche, und von mehr als 360 derselben sind die Namen in unserer Exspectantenliste eingetragen. Wir wissen uns vor den flehentlichen Bitten dieser oft jammervoll Leidenden kaum noch zu retten. Außerdem aber mangelt es uns noch ganz empfindlich an Raum für unsere wachsende Schwesternschaft. Wenn die Zunahme und Ausbildung derselben nicht bedenklich beeinträchtigt werden soll, so muß auch aus diesem Grunde ein neues Haus baldigst gebaut werden. Unser Anstaltsgrundstück gestattet noch die Errichtung eines solchen, aber unsere Kasse kann die Kosten nicht decken, und unter 100 000 Mk. wird der Bau nicht durchzuführen sein. 10 100 Mk. stehen aus milden Gaben zur Verfügung, so daß noch etwa 89 100 Mk. fehlen. Sollte die Liebe sie nicht zu spenden haben?“

Wir schließen diesen Auszug, indem wir noch anführen, daß sich die Einnahmen von Bethanien in Breslau im Jahre 1892 auf 166 267 Mk. 40 Pf., die Ausgaben auf 164 195 Mk. 47 Pf. belaufen haben und daß auf den Anstalts-Grundstücken noch an Schulden 157 791 Mark haften.

Augen auf!

(Aus den Erfahrungen eines großstädtischen Armenvereins.)

Von einem Armenverein in England wird erzählt, er habe mit allem Fleiß das Ziel verfolgt, die Gaben an den rechten Mann zu bringen und dem Mißbrauch der Wohlthätigkeit entgegenzuwirken. So gründlich habe er es in jedem Einzelfalle mit seinen Untersuchungen genommen, daß viel mehr Geld für die Erkundigungen als für die Armen selbst ausgegeben worden sei. Einem derartigen Betriebe des Armenwesens gegenüber halten wir es lieber mit Gerok in seinem Gedichte „Es reut mich nicht:“

Mich reut kein Scherlein, das am Weg der Arme,
Im Bett ein Kranker — ungeprüft — empfing,
Daß durch ein Antlitz trüb und bleich vom Harme
Wie Sonnenblick ein flüchtig Lächeln ging.
Und warf ich manchmal auch mein Brot ins Wasser:
Gott selbst im Himmel füttert manchen Wicht.
Mich macht ein Schelm noch nicht zum Menschenhasser —
Es reut mich nicht.

Indessen muß die Wohlthätigkeit doch mit Vorsicht gepaart sein. Eine leidige Thatsache ist es, daß im Armenwesen viel gelogen wird, und die Pflicht der Armenfreunde ist es, die Lüge entlarven zu helfen. Die folgenden Mittheilungen sind insofern unerquicklich, weil sie es mit einer bei den Armen nicht seltenen Schattenseite zu thun haben. Die Wirkung dieser Zeilen soll nicht sein, daß wir Herz und Hand verschließen; entzeuch dich nicht von deinem Fleisch. Jesaia 58, 7. Aber auch die Barmherzigkeit hat die Aufgabe, zu prüfen.

Bekannt ist, mit welchem Raffinement der Lüge der Bettel in Städten wie Paris und London betrieben wird. Um das Mitleid zu erregen, werden eigene oder gemiethete Kinder verunstaltet; gedruckte Anweisungen zu erfolgreichem Bettel sollen verkäuflich sein, Unterrichtsstunden von Meistern in diesem Fache an lernbegierige Schüler ertheilt werden. Von solchen Auswüchsen ist, Ausnahmefälle abgerechnet, dahier noch nichts zu bemerken; aber blindes Geben würde auch hier sehr mißbraucht werden.

Leicht ist das Richtige zu treffen, wenn ein Brief wie der nachfolgende einläuft: „Ew. Ehrwürden! Der ergebenst Gefertigte erlaubt sich sehr höflich anzufragen, ob Sie mir nicht eine Protection geben könnten, wo ich sowohl Kleider, als auch eine kleine Unterstützung bekommen könnte. Ich wäre dafür sehr gern bereit, zum Dank meine Religion abzulegen und zur andern überzutreten. Der Antwort Ew. Ehrwürden recht gerne entgegensehend, zeichne hochachtend Moritz K.“ — Das Angebot, zum Dank für die Gaben protestantisch werden zu wollen, ist übrigens nicht allzuselten; es kehrt immer wieder und wird sicher der katholischen Kirche ebenso gemacht werden. Selbstverständlich wird in solchen Fällen geantwortet, daß wir auf derartige Glieder unserer Kirche verzichten.

Ein beliebtes Mittel, sich zu empfehlen, ist das Fälschen von Zeugnissen. Und leider besitzen nicht wenige eine solche Kunst in dem Herstellen falscher Siegel, daß die Entscheidung mitunter sehr schwierig ist. Giebt es doch Bettler, welche eingenäht in ihren Kleidern eine ganze Sammlung verhältnißmäßig gut nachgeahmter Siegel bei sich tragen und mit denselben in Bedarfsfällen ihren „Brüdern“ gegen Bezahlung aushelfen. Ein gut gekleideter junger Mann tritt herein; mit der Sicherheit, wie sie ein gutes Gewissen verleiht, reicht er sein Zeugniß hin. Die Leidensge-

Digitized by Google

schichte, die er erzählt, während wir das Zeugniß lesen, ist beweglich genug, und er würde nicht leer von dannen gehen, wenn nicht ein Wörtlein als Verräther in dem Zeugniß stände. Papier und Schrift erregt nicht den mindesten Argwohn; nur bei der Unterschrift hat der Fälscher eine Thorheit begangen, sie lautet: Königliche Polizeidirection Thun. „Ist hier Thun in der Schweiz gemeint?" — „Gewiß, dort erhielt ich diese Legitimation." — „Die Fälschung ist sehr plump." — „O, ich lasse mir keinen Vorwurf machen." — „Jedenfalls verüben Sie mit diesem Papier keinen weiteren Betrug; daß die Schweiz als Republik keine königlichen Behörden hat, haben Sie übersehen." Er erblaßte und nannte den „Freund", der ihm die Legitimation ausgefertigt. Man erfuhr am folgenden Tage, daß die beiden von den Behörden eifrig gesucht wurden. — Aus früheren Tagen besitzt mancher noch ein gutes Zeugniß; von den Schatten, die sich inzwischen auf seinen Namen gelegt, schweigt er. Nun ist aber das Zeugniß schon alt, und Jedermann wird nach neueren Papieren fragen. Da soll denn eine Verjüngung der Jahreszahl helfen, die vorletzte oder letzte Ziffer ist radirt und durch eine andere ergänzt.

Immer aufs neue wiederholt sich die Angabe falscher Wohnungen. Mit Vorliebe werden die falschen Adressen in die entlegensten Straßen verlegt; so weit hinaus, ist die Meinung, geht Niemand, um nachzusehen. Unsere Registratur hat einen eigenen Act „Schwindel-Adressen," und die uns noch unbekannten Armen, welche zum ersten Male mit der Bitte um Gaben erscheinen, werden stets auf die Folgen unwahrer Angaben aufmerksam gemacht. Nichtsdestoweniger wird der Versuch des Irreführens immer aufs neue gemacht. Eine kleine, sehr muskulöse Frau mit elastischem Schritt ist eingetreten. Sie trägt hellgelbe, zerrissene Handschuhe mit einer Menge von Knöpfen und auf dem Hute ausgestopfte, bunte Vögel. Unter lebhaftem Mienenspiel und mit erstaunlicher Zungenfertigkeit beginnt sie: „Ich bin Künstlerin. Mein Name Frau Jamson aus Edinburgh, evangelisch. Mein Mann ist Clown hier im Circus auf der Theresienwiese, das heißt, er war es, vor 26 Wochen hat er bei einer schwierigen Production den Fuß gebrochen und ist für seinen Künstlerberuf unrettbar verloren. Die Mittel sind uns ausgegangen, und zum ersten Male im Leben muß ich um ein Almosen bitten. Wüßte Herr Director im Circus von meiner Lage, so würde er mir sogleich und ausgiebig helfen; aber ihm eine Bitte vorzutragen, bringe ich nicht über das Herz. Wenn das Künstlerpersonal etwas erfährt, so ist das ein Schaden für meine Ehre. Heute Abend habe ich im Circus Benefiz und werde am Trapez arbeiten; 100 Mark erhalte ich sicher. Ich bin geborene Künstlerin und seit Jahren in meinem Beruf thätig, auch hier von der Presse sehr anerkannt worden. Kennen Sie mich nicht? Gehen Sie denn nicht in den Circus? Ich lade Sie dringend ein, heute Abend zu kommen und meine Leistungen zu sehen. Am besten ist es, Sie nehmen den und den Platz. Darf ich denselben für Sie vorausbestellen? Seit neun Jahren bereise ich mit unserem Circus Deutschland, Oesterreich, die Türkei, Frankreich und Amerika. Man kann sich bei uns viel ersparen, aber durch die Krankheit meines Mannes ist alles aufgezehrt worden. Die Schwierigkeit ist für mich nur diese, daß ich mein Trapez noch nicht habe. Wir müssen unsere Requisiten selbst stellen. Ich kam dem Circus erst von Venedig nach, und mein Gepäck ist großentheils noch auf dem Zollamt. Dort soll ich es um 26 Mark auslösen und habe das Geld nicht. Herr Director rechnet heute Abend sicher auf mein Arbeiten und ich auf das Benefiz. Helfen Sie mir und geben Sie mir die 26 Mark." — Die Antwort lautete, daß Bemerkungen über den Beruf im Augenblick nicht am Platze seien und wegen der Krankheit des Mannes ohnehin ein anderer Erwerb ins Auge gefaßt werden müsse; die Hilfe solle nicht abgelehnt, jedoch müsse zuvor die Wahrheit des Gesagten in schonender und unauffälliger Weise ermittelt werden. Die Erkundigung geschah unverzüglich — mit dem Ergebniß, daß weder in der angegebenen Wohnung, noch im Circus, noch auf dem Zollamt von der Bittenden das Mindeste bekannt war. Sie blieb vorerst verschwunden, wurde aber bei einem späteren Anlaß dahier ermittelt.

Welches Mittel bliebe unversucht, um zu täuschen! Kaum zwei Monate sind vergangen, daß ein junger Mann, angeblich Candidat der Theologie aus Oesterreich, nicht ohne Erfolg in hiesiger Gemeinde Bittgänge machte. Er komme von Berlin und trete in Tirol eine Hauslehrerstelle an; in der Bahn sei er eingeschlafen und während des Schlafes seiner meisten Papiere und seiner Barschaft beraubt worden. Nur ein Zeugniß der theologischen Facultät in Berlin sei ihm geblieben. Unzweifelhaft war dieses Zeugniß echt, aber die Wahrheit dürfte sein, daß er dasselbe dem rechtmäßigen Inhaber entwendet hatte. Die Erkundigungen des protestantischen Armenvereins ließen von Anfang an erkennen, daß der Mann kein Vertrauen verdiene. Als er die gegen ihn auftauchenden Zweifel bemerkte, verschwand er, nicht ohne mehrfache Unterstützungen in hiesigen Häusern erhalten zu haben.

Sehr beliebt ist das Erbitten von Reiseunterstützungen. Der Betrag für das Billet, so wird angegeben, ist bis auf einige Mark vorhanden, die Gründe zur Abreise zwingend; wer sollte da nicht den fehlenden Betrag beisteuern? Ein norddeutscher junger Mann von gewinnendem Aeußern erzählt: „Ich habe meine Dienstzeit bei den Husaren zurückgelegt, hoffte hier Stellung in einem kaufmännischen Geschäft zu erhalten und zehrte meine Barschaft auf. Endlich ist es mir geglückt. Gestern erhalte ich diesen Brief von

Digitized by Google

dem Galanteriewaarengeschäft Joseph H. in Landshut. Bitte, wollen Sie den Brief lesen. Uebermorgen kann ich als Magaziner mit einem Gehalt von vorläufig 80 Mark eintreten. Es handelt sich nur noch um das Reisegeld nach Landshut; um dasselbe möchte ich bitten." — Der Brief war in dem üblichen kaufmännischen Stil abgefaßt; das Couvert fehlte. „Haben Sie das Couvert zu diesem Brief, damit Poststempel und Datum nachgewiesen werden kann?" — „Ach, das habe ich weggeworfen." — „Der Brief kann in Landshut, kann aber auch hier geschrieben sein. Erkundigung in Landshut ist nothwendig." — „Dann verliere ich meine Stelle, der Prinzipal warte nicht; falls ich nicht rechtzeitig eintreffe, wird der Posten anderweitig besetzt." — „Die Postverbindung ist so rasch, daß bis morgen Abend zuverlässig Antwort hier eintrifft, und übermorgen können Sie Ihre Reise antreten." Augenblicklich geht die Anfrage nach Landshut ab, ob das in Rede stehende Galanteriewaarengeschäft dort existirt, und umgehend trifft von dort unter Beifügung des magistratischen Siegels die Antwort ein, daß ein Geschäft dieses Namens nicht vorhanden sei.

Gerade die Bitten, welche am dringlichsten vorbracht werden, erfordern besondere Behutsamkeit. Mancher Bittende hat den Grundsatz kühnen Vorgehens und setzt uns die Pistole auf die Brust. Wie oft bereitet uns die Entscheidung einen inneren Kampf; wir wollen helfen, wollen Niemand Unrecht thun, wollen aber auch nicht die Lüge triumphiren lassen, und die Zeit zur Klarlegung ist so sehr kurz. Es ist abends neun Uhr, da läutet die Glocke heftig. Ein schon bekannter Schneider, der die Wohlthätigkeit stark in Anspruch nimmt, kommt und gebärdet sich wie ein Verzweifelnder. Er habe Herrenkleider zu machen erhalten, aus Noth dieselben versetzt, und morgen früh acht Uhr sei Versteigerung der versetzten Waaren; wenn er nicht den Betrag erhalte, um die Kleider lösen zu können, sei er ein ruinirter Mann und komme in Strafe; was solle aus seiner Familie werden? Für diesen Abend läßt sich nichts mehr thun; es wird ihm aber versprochen, daß am folgenden Morgen rechtzeitig nachgesehen werde. Tief betrübend ist am nächsten Morgen die Entdeckung, daß die Revolver-Bitte auf purer Erfindung beruhte.

Was wollen diese Mittheilungen? Fern bleibe uns der Gedanke: es ist das Klügste, nichts mehr zu geben, weil die Lüge so gang und gäbe ist. Unsere Aufgabe bleibt, nicht müde zu werden. Die Liebe ist langmüthig und freundlich, sie läßt sich nicht erbittern. Und das Wort des Herrn bleibt stehen: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan," Matth. 25, 40. Der Arme mit seiner Bitte ist ein Bote aus der Ewigkeit und richtet die Frage an uns, wie wir uns dem Wort und Willen des Herrn gegenüber verhalten wollen. Als ein Bettler einst an Luthers Thür anklopfte, sagte er zu seinen Kindern: Der Herr Christus steht draußen.

Unsere Aufgabe ist aber auch, die rechte Vorsicht zu üben. Alljährlich werden Summen verausgabt, die zweckmäßiger verwendet werden könnten, die den Armen keine eigentliche Hilfe gewähren und nur die Armuth erhalten und den Bettel ermuthigen.

(Ev. Gem.-Bl., München.)

Der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein zu Berlin.

Der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein bringt in der Mainummer seiner „Mittheilungen" aus dem Arbeitsfelde des Berliner Ostvereins eine genauere Uebersicht der von ihm bis jetzt eingerichteten Krankenpflege-Stationen in der Hauptstadt.

Es giebt deren jetzt zehn Stationen, zwei im Centrum der Stadt (Propststraße 5, Neue Grünstraße 19), drei im Norden (Gerichtsstraße 32, Bernauerstraße 117, Schönhauser Allee 141), eine im Nordwesten (Kirchstraße 25), eine im Westen (Körnerstraße 10) eine im Südwesten (Wilhelmstraße 28), eine im Südosten (Lausitzerstraße 51), eine im Osten (Königsbergerstraße 17). Eine elfte Station ist für den Süden im Gebiete der Heilig-Kreuz-Gemeinde in Aussicht genommen.

Der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein beschäftigte im Jahre 1892 auf seinen zehn Krankenpflege-Stationen über 50 Schwestern, welche bei 1104 Familien in etwa 2500 Nächten und ca. 10 000 Tagen ihren Beruf ausübten. Unter den Gepflegten waren 934 Frauen, 105 Kinder unter 15 Jahren und 102 Männer, davon 1029 evangelische, 50 katholische Christen und 39 Juden. Gegenwärtig arbeiten 60 Diakonissen aus neun Mutterhäusern auf diesen zehn Stationen.

Dank der Beisteuer der Kaiserin und der Thätigkeit der „Frauenhilfe" hat sich diese Arbeit vom Sommer 1890 bis jetzt überaus gedeihlich entwickelt. Für das Jahr 1893 ist ein Jahresetat von über 50 000 Mk. aufgestellt worden.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 33. 13. Mai 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges (Fortsetzung). — Die Rettung des Palais des Prinzen von Preußen am 19. März 1848. — Fragment aus Leutingers Topographia Marchiae (Fortsetzung). — Kleine Mittheilungen: Der Abbruch des alten Domes in Berlin (mit 3 Abbildungen). — Vereinsnachrichten 2c.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 31. Mai 1893. **Nr. 22.**

1. Ferdinand Prinz zu Schönaich-Carolath, Major a. D., auf Saabor bei Grünberg in Schlesien, Rechtsritter seit 1869, † zu Saabor 23. Mai 1893.
2. Herrmann Graf von Seherr-Thoss, Kammerherr, Landrath a. D. und Mitglied des Herrenhauses, auf Dobrau Kreis Neustadt in Oberschlesien, Ehrenritter seit 1858, † zu Wiesbaden 19. Mai 1893.
3. Arthur Freiherr von Manteuffel, Major a. D. und Mitglied des Herrenhauses, auf Nedet bei Polzin in Pommern, Ehrenritter seit 1873, † zu Nedet 20. Mai 1893.

Evangelisch-Kirchlicher Hilfsverein.

Fünfte Jahresversammlung am 18. Mai 1893.

Nachdem gestern bereits die Vertreter der 16 großen provinziellen Zweigvereine des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins zu einer Delegirten-Konferenz im Landeshause der Provinz Brandenburg versammelt gewesen waren, wurde heute die statutenmäßige Jahresversammlung des Weiteren Ausschusses abgehalten, — nach ihrem ersten Theile früh 9 Uhr als feierlicher Akt im Elisabethsaale des Königlichen Schlosses in Gegenwart ihrer Majestät der Kaiserin und Königin. Eine ansehnliche Zahl von Männern, Geistlichen und Laien aus Berlin und allen Provinzen versammelte sich im Elisabethsaal und harrte des Erscheinens der hohen Protektorin, welche bald nach 9 Uhr mit Allerhöchstihrem Gefolge in den Saal eintrat und die Versammelten huldvoll begrüßte. Der Vorsitzende des Engeren Ausschusses, Wirklicher Geheimer Rath von Levetzow, eröffnete die Versammlung, indem er Ihrer Majestät den Dank der Mitglieder aussprach für die dem Vereine fortdauernd zugewendete Allerhöchste Theilnahme. Nach einem Gebet des General-Superintendenten D. Hesekiel erstattete der Ober-Konsistorialrath Propst D. Freiherr von der Goltz den nachstehenden Jahresbericht:

Kaiserliche und Königliche Majestät!
Hochverehrte Versammlung!

Je ernster die Zeit, je mannigfacher die Noth, desto größer beides: Arbeit und Ernte im Reiche Gottes. Der Herr der Ernte sendet Arbeiter und stattet sie aus mit Seinen Gaben. Die Liebe, welche am Kreuz ihr Leben eingesetzt hat, und die Kraft, welche von dem verklärten Haupt in die Glieder ausströmt durch den heiligen Geist, verbürgt den Erfolg jedem Werke, das im Glauben an Christum begonnen und fortgeführt wird. Im Glauben an Christum! Daß einen anderen Grund Niemand legen kann, haben Euer Majestät durch Spendung des kunstvoll ausgeführten Siegels an sämmtliche Zweigvereine uns in Erinnerung gerufen. Und daß auf diesem Grunde Niemand vergeblich arbeitet, hat unser Verein auch dies Jahr erfahren.

Die Sorgen, welche in den ersten Jahren so viele Mühe und Zeit in Anspruch nehmen mußten — wie der Hilfsverein in seiner weiten Verzweigung am besten zu organisiren und wie seine Aufgabe gegen ältere Liebeswerke abzugrenzen sei — sind zurückgetreten gegen practische Handreichung, wo Hilfe begehrt wurde und noth that. So bestimmt festgehalten wurde an dem ursprünglichen Zweck, die Seelsorge in den großen Städten und Industriebezirken zu verstärken und sonderlich da, wo die kirchlichen Einrichtungen noch nicht der seelsorgerlichen Aufgabe gewachsen sind, ergänzend einzutreten, haben wir gleichwohl gelernt, bei Verwendung der Mittel und der Art der Hilfen die Zweigvereine in ihrer freien Bewegung nicht zu beengen, unsererseits aber neu errichtete und noch nicht hinreichend erstarkte Arbeiten der Stadtmission durch Beihilfen zu ermuthigen und zu fördern.

Die in etwa 15000 Exemplaren versandten Nummern 5 bis 7 unserer Mittheilungen haben wieder ergreifende Bilder von der Noth und von der Hilfe vor die Augen weitester Kreise geführt; die Entsendung unseres unermüdlichen Schriftführers nach Posen, Westpreußen, Pommern, Schleswig-Hol-

Digitized by Google

stein, Hannover und Ostfriesland und des Pastors Werkenthin nach Schlesien, Rheinland, Westfalen, Ost- und Westpreußen hat durch persönliches Zeugniß Viele zur Mitarbeit erweckt und uns mit den Zweigvereinen in Fühlung gehalten. Ueberall, wo erfreuliche Fortschritte gemacht worden sind, wie in den Provinzen Brandenburg und Sachsen, ist dies gesteigerter persönlicher Anregung zu verdanken. Ueberall, wo Stillstand eingetreten ist, hat es an den rührigen Werbern gefehlt.

Das Werthvollste unserer Arbeit sind auch nicht die einzelnen Unterstützungen, welche wir vermitteln durften. Noch wichtiger ist, Verständniß für die geistliche Noth unseres Volkes und Trieb zu energischer Liebesarbeit zu verbreiten. Deshalb sind wir unserer hohen Protektorin auch dafür zu besonderem Dank verpflichtet, daß so manche Liebesgabe, theils Jahresbeiträge, theils außerordentliche Zuwendungen Ihrer Majestäten für Werke der innern Mission, im Betrage von 26550 Mk. durch unsere Hand gegangen sind, um auch Anderen, welche geben könnten und sollten, Herz und Hand zu öffnen und die Freude am Geben zu wecken. Zu solcher Ermunterung dient ebenfalls der uns ertheilte Auftrag den Bau dreier Kirchen zu vermitteln. Die Erlöserkirche in Rummelsburg mit ihrem sinnigen Schmuck ist dem gottesdienstlichen Gebrauch übergeben, das Pfarrhaus bezogen und ein Gemeindehaus als Mittelpunkt christlicher Liebesarbeit aus der Gemeinde und für die Gemeinde der Vollendung nahe; die Himmelfahrtskirche soll am 4. Juni eingeweiht werden; die Gnadenkirche, ein vornehmer Bau zum Gedächtniß der hochseligen Kaiserin Augusta, wird, so Gott will, im nächsten Jahre fertig. Welch' fruchtbare Anregungen sind von diesen drei Kirchenbauten ausgegangen, um endlich Berlin und seine Vororte mit Kirchen, Pfarrhäusern, Gemeindehäusern auszustatten. Trotz aller noch immer bestehenden Schwierigkeiten, den guten Willen zur That zu führen, dringt die Ueberzeugung durch: Es muß geholfen werden. Ist auch der von unserem Verein zu selbstständiger Thätigkeit abgezweigte Kirchenbauverein zur Zeit durch die dem Gedächtniß des Kaiser Wilhelm I. gewidmete monumentale Kirche vorzugsweise in Anspruch genommen, so hat derselbe doch seine eigentliche Aufgabe, der Kirchennoth in der stetig wachsenden Hauptstadt des Reiches abzuhelfen, nicht vergessen. In vielen Gemeinden, auch in den Behörden ist Muth und Eifer zum Handeln erwacht, um die Versäumnisse vergangener Jahre gut zu machen. Möchte der Weg gefunden werden, um die Kirchbauten mit geringeren Kosten auszuführen und zugleich die Errichtung von Pfarrhäusern und Gemeindehäusern zu ermöglichen. Erst dann wird auch die Seelsorge in den Massengemeinden mit besserem Erfolge organisirt werden können.

Während des letzten Jahres sind ferner in Berlin auf unserer Protektorin Ruf mehrere Tausend Frauen und Jungfrauen im Anschluß an den hiesigen Lokalverein zusammengetreten, um die Unterhaltung der Stationen für häusliche Krankenpflege zu übernehmen und zugleich persönlich in die Fürsorge für arme, durch Krankheit heimgesuchte Familien einzutreten.

Schon jetzt wirken 60 Diakonissen aus 9 Mutterhäusern auf 10 Stationen, welche von 16 Johanniterinnen unterstützt mit der Hilfe in schwerer leiblicher Noth auch Licht und Trost aus Gottes Wort in Hunderte von Familien bringen.

Die huldvolle Zuwendung von 50000 Mk. als Dankopfer für neuen Segen im Königshause giebt die Möglichkeit, arme Mütter über die Sorgen banger und schwerer Wochen hinwegzuhelfen.

In Magdeburg-Buckau ist im vorigen Sommer ein großes, von einem hochherzigen Manne gestiftetes und dem dortigen Hilfsverein überwiesenes Vereinshaus eingeweiht worden, welches bestimmt ist, der Mittelpunkt einer umfassenden seelsorgerischen Arbeit in der großen Stadt zu werden. Bei Einrichtung neuer Stadtmissionen in kleineren Städten der Provinz Brandenburg mit wachsender Industrie war es uns besonders erfreulich, daß durch Zusammenwirken der Centralstelle des Zweigvereins und der örtlichen Instanzen eine förderliche Ergänzung der Seelsorge zu Stande kam, worüber das hiesige Konsistorium seiner dankbaren Anerkennung warmen Ausdruck verliehen hat.

Alles dies sind Anzeichen einer zunehmenden Mobilmachung für Arbeit im Reiche Gottes. Noch viel bleibt zu thun übrig. Aber darauf legen wir das größte Gewicht, daß die Augen geöffnet werden für die tief liegende Wurzel aller unserer sozialen Nothstände, und daß die Gewissen der bevorzugten Stände erwachen, um opferwillig der zunehmenden Entfremdung vom Glauben entgegenzuwirken. An Empfänglichkeit fehlt es in unserem Volke nicht; aber es fehlt an Hirten. Gott gebe, daß der Weckruf, welcher die erste Aufgabe unseres Vereins ist, im ganzen Lande mehr als bisher gehört und beherzigt werde und daß ein Wetteifer in den Provinzen entstehe, um ausdauernd überall, wo es ein Neues zu pflügen gilt, Hand an das Werk zu legen.

Die Landeskollekte, welche demnächst wiederum nach drei Jahren veranstaltet wird, giebt uns Gelegenheit, den Ruf zur Mitarbeit von Neuem in alle Theile des Landes ergehen zu lassen und auch abgesehen von den reichen Mitteln, welche wir von derselben erhoffen, den Kreis unserer Mitglieder und ständigen Helfer zu vergrößern. Denn es ist nicht genug vorwärts gegangen im letzten Jahre.

Freilich wäre es undankbar gegen Gott und Menschen, wenn wir das, was geschehen konnte, gering achten wollten. Wenn von der gesammten Einnahme von mehr als 280000 Mk. das Kapital

Digitized by Google

für arme Wöchnerinnen 50000 Mk., die für bestimmte Zwecke uns überwiesenen Beträge 26550 Mk. und der Bestand vom Vorjahre 66675 Mk. abgezogen werden, so verbleiben noch nahezu 140000 Mk., von welchen annähernd 119000 Mk. durch unsere Zweigvereine gesammelt worden sind. Westfalen steht diesmal mit 24270 Mk. obenan, weil es die Beträge von zwei Jahren überreicht hat. Demnächst sind Berlin mit 19436 Mk., Brandenburg mit 15200 Mk., Sachsen mit 14429 Mk. betheiligt. Beträge zwischen 6000 und 10000 Mk. haben Schleswig-Holstein, Pommern, Schlesien, Rheinland aufgebracht. Die übrigen Zweigvereine stehen erheblich hinter ihnen zurück.

Verausgabt wurden unter Heranziehung von ungefähr 11000 Mk. des Bestandes gegen 150000 Mk. Davon ist etwas mehr als ein Drittel der Berliner Stadtmission, einschließlich der Präcipua aus Brandenburg, Sachsen und Pommern zugewandt, etwas weniger als ein Drittel den Zweigvereinen zur eigenen Verwendung überwiesen worden. Von dem letzten Drittel mußten 11300 Mk. zu Verwaltungskosten und einer bestimmungsgemäßen Kapitalisirung verwandt, rund 3700 Mk. nach Vereinbarung an die Stadtmissionen zu Magdeburg und Stettin abgegeben werden. Es blieben zur Verfügung des Engeren Ausschusses 33747 Mk., von denen 10500 Mk. zur Unterstützung wichtiger seelsorgerischer Arbeiten in Berlin dienten und nahezu 23200 Mk. an zahlreiche Liebeswerke in den Provinzen vertheilt wurden. Hiernach ist erheblich mehr als die Hälfte aller verfügbaren Mittel den Provinzen zu Gute gekommen. Weitaus der größere Theil der vom Engeren Ausschuß vertheilten Summe wurde zur Unterhaltung oder Begründung von Stadtmissionen in größeren Städten verwerthet. Hierzu gehören in unserer Provinz Frankfurt, Potsdam, Brandenburg, Eberswalde, Rixdorf; in den beiden preußischen Provinzen: Königsberg und Danzig, in Schlesien: Breslau, Görlitz und Liegnitz, in Sachsen: Magdeburg und Halle, in Posen: Bromberg, in Schleswig-Holstein: Altona und Neumünster, in Hessen: Kassel und Hanau, in Westfalen: Dortmund. Auch den Bildungsanstalten für Berufsarbeiter der Stadtmission im hiesigen Johannisstift und in Neinstadt, sowie dem Diakonissenhause Lehmgrube bei Breslau wurden Beihilfen gewährt. Ein ungleich bunteres Bild zeichnet die unserer Jahresrechnung zugefügte Uebersicht über die Verwendung ihrer Mittel seitens der Zweigvereine. Während Hannover seine Augen namentlich auf Unterstützung von Kirchenbauten richtet, Brandenburg die Heranziehung von geistlichen Hilfskräften bevorzugt, Sachsen und Schlesien die Stadtmissionen in größeren Städten fördern, Westfalen für Kolportage und Kleinkinderschulen am meisten aufwendet, widmet der Berliner Lokalverein seine durch die Frauenhilfe noch um 30000 Mk. verstärkten Mittel fast ganz der Unterhaltung und weiteren Ausgestaltung der Stationen für häusliche Krankenpflege. Wir glauben dieser Verschiedenheit in der Auffassung der Aufgaben unseres Vereins nicht wehren zu dürfen und freuen uns jeder Förderung, welche die Seelsorge unter den Massen auf dem einen oder dem anderen Wege erfährt.

Auch durften wir aus den für unsere Mittheilungen uns zugegangenen Berichten entnehmen, daß meist die von uns gewährte Hilfe dazu dient, den Muth und den Eifer der zunächst Betheiligten zu verdoppeln. Diese Wahrnehmung läßt uns an der Hoffnung festhalten, daß auch in dem nicht unansehnlichen Theil unseres Landes, wo erst ein geringer Erfolg erzielt ist, wo man lieber ohne Verbindung mit Berlin in der Arbeit für das Reich Gottes selbstständig vorgeht oder auch die Dinge gehen läßt, das Verständniß für den vor 5 Jahren in schwerer Zeit begründeten Bund zu werkthätiger christlicher Liebe wächst und auch der Werth der ausgleichenden und nach Noth und Bedürfniß ergänzenden Aufgabe, welche dem Engeren Ausschuß obliegt, mehr gewürdigt wird. Diesen Bund zu erweitern, seine Arbeit im Ausblick zu dem Heiland aller Menschen zu vertiefen, in Geduld und Ausdauer den Segen von Oben zu erwarten, in dem Werben von Freunden und Helfern nicht zu ermüden, daß werden wir gewiß, hiermit den Intentionen Eurer Majestät zu entsprechen, auch ferner als unsere Aufgabe betrachten. Das nahende Pfingstfest möge uns in der Zuversicht befestigen: „Der in uns ist, ist größer, denn der in der Welt ist“ und unseren Evangelisch-Kirchlichen Hilfsverein mit dem Antrieb neu beleben: „Die Liebe Christi dringet uns also!“ Amen.

Hierauf erstatteten der Landrath Freiherr von Manteuffel über den Fortgang und die Organisation der Arbeit im Brandenburger Zweigvereine, der Oberpräsident Studt als Vorsitzender des Westfälischen Zweigvereins, der General-Superintendent D. Hesekiel als Vorsitzender des Posenschen Zweigvereins und der Kgl. Schloßhauptmann Graf von Hohenthal kurze Berichte. Zum Schluß ließen Sich Ihre Majestät eine Reihe von Provinzial-Delegirten und sonst um die Vereinsarbeit verdiente Männer vorstellen und unterhielt Sich mit denselben über die religiösen und kirchlichen Zustände in den Heimathprovinzen. Um $10^1/_2$ Uhr schloß die feierliche Versammlung.

Der zweite Theil der Jahresversammlung, in welchem der Verwaltungsbericht, die Jahresrechnung, Neuwahlen, Berichte aus der Deligirtenkonferenz, aus der Arbeit der Zweigvereine und Anträge aus der Versammlung zur geschäftlichen Verhandlung kamen, wurde von $11^1/_2$ Uhr ab im Landeshause der Provinz Brandenburg unter Vorsitz des Wirklichen Geheimen Raths Exzellenz v. Levetzow abgehalten.

Digitized by Google

Ein gemeinsames Mittagsessen vereinigte die Mitglieder des Vereins am Nachmittage im Hotel Bellevue am Potsdamer Platz.

Grundsteinlegung des Martha-Maria-Hauses in Bethanien zu Berlin.

Eine liebliche und für sein Wachsthum bedeutungsvolle Feier konnte das Diakonissenhaus Bethanien zu Berlin am 12. Mai begehen. An dem sonnigen Nachmittag dieses Tages wurde in feierlicher Weise der Grundstein gelegt zu einem auf dem Anstaltsgrundstück vor dem Nordflügel des Hauptgebäudes zu errichtenden Neubau, dem achten der das große Haus umgebenden Nebengebäude. Es soll in erster Linie eine Vorschule des Diakonissenhauses werden, um junge Mädchen vom 15.—18. Jahre für den Dienst der barmherzigen Liebe zu erziehen. Auf Grund der guten Erfahrungen einiger anderer deutscher evangelischer Diakonissenhäuser läßt sich hoffen, daß, so Gott will und ihr eigenes Herz sie treibt, aus diesen jungen Mädchen sich Probeschwestern für Bethaniens Schwesternschaft melden werden. Doch auch diejenigen, welche in ihre häuslichen Verhältnisse zurücktreten oder anderen Berufszweigen sich widmen, werden mannigfache gute Anregungen und Kenntnisse mitnehmen, die sie zum Segen für sich selbst und andere verwerthen können. Zugleich soll das neue Haus den Probeschwestern Bethaniens zur Wohnung dienen, damit die wachsende Schwesternschaft im Hauptgebäude mehr Raum gewinne.

Die Feier begann auf dem festlich geschmückten Bauplatze mit dem Gesang „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren". Pastor Rehmiz hielt die Ansprache über die Geschichte von Martha und Maria zu Bethanien, Luc. 10, 38—42, — „auch dieses Haus soll ein Bethanien werden, denn Martha-Arbeit soll darin geschehen und Marien-Liebe soll darin zu Jesu Füßen lernen". Dem vom Schwesternchor vorgetragenen 100. Psalm folgte die Verlesung der Stiftungsurkunde durch den Vorsitzenden des Curatoriums, General d. Inf. z. D. v. Lattre, und nach der Ansprache des Königl. Bauinspectors Mühlke, nach dessen Plan das Haus gebaut wird, geschah die Vollziehung der Grundsteinlegung in der üblichen Weise. Die Mitglieder des Curatoriums, die Oberin, die Geistlichen, die dirigirenden Aerzte, einige älteren Schwestern des Hauses und zuletzt der Baumeister begleiteten ihre Hammerschläge mit sinnigen Sprüchen und Segenswünschen. Mit Gebet, Segen und dem Gesang „Nun danket alle Gott" schloß die Feier, an der nicht nur alle Hausgenossen, Gäste und die Bauarbeiter, sondern von den Balkonen des Hauptgebäudes aus auch viele Pfleglinge der Heilanstalt sich betheiligt hatten.

Der Bau soll nach dem Vorbilde der altmärkischen Backsteinbauten unter Anlehnung an romanische Formen errichtet werden. Von den auf etwa 86 000 Mk. veranschlagten Baukosten sind etwa 50 000 Mk. infolge eines Aufrufs des Curatoriums vom 11. Februar 1891 durch freiwillige Beiträge aufgebracht. Se. Majestät der Kaiser hat 10 000 Mk. und Ihre Majestät die Kaiserin 1000 Mk. zu bewilligen geruht; vom Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinzen Albrecht, wurden 5000 Mk. geschenkt; namhafte Beiträge haben der Provinzial-Landtag von Brandenburg, die Stadt Potsdam, einige Kirchenkassen, sowie die Vorstände mehrerer Außenstationen Bethaniens und viele einzelne Freunde der Anstalt gespendet. Die noch fehlende Summe wird die christliche Liebe gewiß zu rechter Zeit auch darreichen. Das zweckmäßig geplante neue Haus wird außen und innen eine einfache Ausstattung erhalten und doch verspricht es eine Zierde Bethaniens zu werden. Möge es der Schwesternschaft reiche Förderung bringen und an seinem Theile zur Gewinnung weiblicher Kräfte für den Diakonissenberuf unter Gottes Segen beitragen helfen.

Die städtischen Auskunftsstellen für Armenpflege und Wohlthätigkeit.

Die Organisation der Privatwohlthätigkeit und deren Zusammenwirken mit der amtlichen Armenpflege wird mit dem Anwachsen der Bevölkerung in immer zahlreicheren größeren Gemeinden als eine unabweisbare Nothwendigkeit erkannt. Liegt es doch klar auf der Hand, welche Uebelstände entstehen, wenn das Armenamt, die zahlreichen Wohlthätigkeitsvereine und endlich wohlthätige Privatpersonen ihre Gaben an Bittsteller austheilen, ohne daß diese einzelnen Organe der Gemeinnützigkeit auf einander Rücksicht nehmen und sich über ihre Thätigkeit gegenseitig unterrichten. Arbeitsscheue, schwindelhafte und durchaus unwürdige Personen können diese unverantwortliche Unkenntniß mit Leichtigkeit ausnützen, indem sie mit ihren Bettelgesuchen an möglichst vielen Stellen, welche zu unterstützen pflegen, anklopfen und nun auch, da keine Stelle von der anderen etwas weiß, zugleich von mehreren Seiten Unterstützung empfangen. Sie führen auf diese Weise ein gemächliches Leben, jeglicher Antrieb, durch eigene Kraft sich zu erhalten, wird ihnen genommen; wirklich bedürftigen und würdigen Personen aber werden diese schlecht angewandten Mittel entzogen. Diese gegenseitige Unkenntniß beeinträchtigt aber auch die Wirksamkeit der gemeinnützigen Organe an sich. Indem sie, ohne es zu wissen, in einigen Veranstaltungen der Wohlthätigkeit concurriren, wenden sie unnöthigerweise doppelte Kosten auf. Es unterbleiben wiederum gemeinnützige Veranstaltungen, die durch gemeinsames Handeln hätten ausgeführt werden können. Ein kürzlich an das große Publikum erlassenes Rundschreiben des Pariser Centralamtes für Wohlthätigkeit faßt die Folgen der planlosen

Digitized by Google

Unterstützungsthätigkeit in die kurzen Worte zusammen: „Doppelte und mehrfache Beschenkungen der nämlichen Personen, viel Geld und viel Arbeit vergeudet; die Hauptstadt mit Nothleidenden aus den Provinzen und dem Ausland überschwemmt, denen nicht ausreichend zu helfen ist, die ebensowenig in ihre Heimat zurückgeschickt werden können."

Die deutschen Gemeindeverwaltungen haben indessen einen anderen Grund, der sie die Organisation der Privatwohlthätigkeit in die Hand nehmen ließ. Das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870 legt die Verpflichtung zur dauernden Unterstützung eines Verarmten derjenigen Gemeinde auf, in welcher derselbe vor seiner Verarmung nach zurückgelegtem 24. Lebensjahre zwei Jahre lang seinen ununterbrochenen Aufenthalt gehabt hat. Diese Ersitzung des sogenannten Unterstützungswohnsitzes wird unterbrochen durch eine amtliche Unterstützung eines Nothleidenden vor Ablauf der zwei Ersitzungsjahre, nicht aber durch Unterstützung von Seiten der Vereins- und Privatwohlthätigkeit. So ereignet es sich vielfach, daß arbeitsscheue, heruntergekommene oder auch erwerbsunfähige Personen in große Städte verziehen, dort zwei Jahre lang mit Hilfe der privaten Wohlthätigkeit ihr Leben fristen und nach Ablauf der zwei Jahre als unterstützungsberechtigte Arme sich der Stadtgemeinde vorstellen. Dieses Erschleichen des Unterstützungswohnsitzes in Stadtgemeinden, deren Armenpflege vor derjenigen kleinerer und insbesondere ländlicher Gemeinden einige Vorzüge bietet, bedeutet aber für die städtischen Finanzen eine nicht unbedeutende Belastung.

Zur Bekämpfung dieser beiden Gefahren, der unzweckmäßigen Unterstützung und der nichtamtlichen Unterstützung an solche Personen, die mittelst derselben durch zweijährigen Aufenthalt den Unterstützungswohnsitz in einer größeren Stadtgemeinde ersitzen wollen, sind nun in dem letzten Jahrzehnt in verschiedenen deutschen Städten sogenannte **Auskunftsstellen** gegründet worden. Mit dieser Auskunftsstelle soll ein Centralbureau geschaffen werden, in welchem jede innerhalb der Gemeinde gewährte amtliche oder nichtamtliche Armenunterstützung gemeldet und in ein besonderes Kataster unter dem Namen der unterstützten Person eingetragen wird. Dieses Centralbureau kann auch nichtamtlich sein, naturgemäß ist jedoch, daß es mit dem Armenamt verbunden ist, und daß dort, wo ja schon ein Verzeichniß der in amtlicher Armenpflege stehenden Personen sich befindet, auch das Kataster der außeramtlich unterstützten Personen geführt wird. Vielerorts hat sich die Anstellung eines besonderen Beamten hierfür nothwendig gemacht. Die Meldung einer Unterstützung an die Auskunftsstelle geschieht nun von Seiten der gemeinnützigen Organe, also meistens von Seiten der Wohlthätigkeitsvereine. Zu Boston in Nordamerika wird über jeden Unterstützungsfall eine Zählkarte ausgefüllt und an das dortige Centralbureau für Wohlthätigkeit eingesandt. In den deutschen Städten führen die Wohlthätigkeitsvereine Listen über die von ihnen gewährten Unterstützungen, die sie von Zeit zu Zeit, meistens monatlich, an die Auskunftsstelle, d. i. das Armenamt, einsenden, wo sie in das Kataster der Unterstützten eingetragen werden. In dieser Weise hat das Armenamt eine fortdauernde Uebersicht über die in der Gemeinde amtlich und durch die Vereinswohlthätigkeit gewährten Unterstützungen, kann also die gewerbsmäßigen Bettler entlarven, die übermäßige Unterstützung Einzelner verhindern, die Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes überwachen; auf Grund seiner Kataster kann es aber auch Vereinen und Privatpersonen über Bittsteller zuverlässige Auskunft ertheilen.

Die Auskunftsertheilung geschieht an Vereine, an in der öffentlichen Armenpflege im Ehrenamt thätige Personen, in manchen Orten auch an Private. Das Armenamt hat zu diesem Zweck Formulare an die einzelnen Wohlthätigkeitsvereine vertheilt, die von diesen, im einzelnen Fall mit dem Namen des Bittstellers versehen, an das Armenamt eingesandt werden. Das Armenamt ertheilt dann unter einzelnen Rubriken der Formulare Auskunft über die bürgerlichen Verhältnisse des Bittstellers, über den Unterstützungswohnsitz, die schon empfangenen (amtlichen oder nichtamtlichen) Unterstützungen und den Leumund des Bittstellers. Die so ausgefüllten Formulare werden an die Vereine zurückgesandt, denen nunmehr, falls nicht schon aus der erhaltenen Auskunft die Unthunlichkeit einer Unterstützung hervorgeht, die genaue Erkundigung nach den persönlichen Verhältnissen des Bittstellers obliegt. Hiernach ist es nicht zutreffend, wenn das Comité des Hilfsvereins zu Bern den Antrag, betreffend Gründung eines Central- (Informations-) Bureaus für Armenpflege und Wohlthätigkeit, mit der Begründung ablehnt, „daß eine gründliche Information über die speciellen Verhältnisse der einzelnen Armen keineswegs bei einem Centralbureau, sondern nur bei den Quartiervorstehern eingeholt werden könne, und wie für die offizielle, so auch für die freiwillige specielle Armenpflege Decentralisation gegenwärtig die Losung sein müsse." Die Auskunftsstelle ertheilt gar keine **specielle** Auskunft, sondern beantwortet nur gewisse, allerdings sehr wichtige Generalfragen, deren Beantwortung auf anderem Wege nicht gut gefunden werden kann. Durch diese Auskunft wird auch dem Verein die genaue Erkundigung nach den persönlichen Verhältnissen des Bittstellers nicht abgenommen und er in keiner Weise in seiner Entschließung über das Bittgesuch beschränkt; es sei denn, daß er sich, wie z. B. in Dresden, dem Armenamt gegenüber ausdrücklich verpflichtet hat, die von Seiten des Armenamtes ertheilten Winke wegen Nichtunterstützung gewisser Personen, soweit sie den Unterstützungswohnsitz betreffen,

Digitized by Google

unbedingt zu beachten. In Dresden hat sich übrigens das von Seiten der Vereine beobachtete Verfahren bewährt, die Bittgesuche selbst sofort der Auskunftsstelle, d. i. dem Armenamt, zu überreichen, die dann das Bittgesuch nebst dem ausgefüllten Auskunftsformular an den Verein zurückgelangen läßt. Daß bei diesem Auskunftsverfahren die größtmöglichste Beschleunigung angewandt wird, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Die Meldung gewährter Unterstützungen und die Auskunftsgesuche über Bittsteller gehen zum größten Theile von den Wohlthätigkeitsvereinen aus. Es ist dies nicht zu verwundern, da die Privatperson, die um Hilfe angegangen wird, meistens auch einem gemeinnützigen Verein angehört und an diesen das Bittgesuch zur Erkundigung abzugeben pflegt. Für den Fall aber, daß sie auf eigene Hand vorgeht, ist auch für sie die Beantwortung der vorstehend angeführten Generalfragen von Wichtigkeit. Es dürfte sich daher empfehlen, von Zeit zu Zeit die Bürgerschaft auf die Auskunftsstelle für Armenpflege und Wohlthätigkeit aufmerksam zu machen und sie zu deren Benutzung aufzufordern.

Eine gewisse Schwierigkeit bietet die Beziehung der sogenannten verschämten Armen zur städtischen Auskunftsstelle. Es erscheint hart, auch die Bittgesuche solcher Personen die Auskunftsstelle passiren zu lassen. Auf der anderen Seite kann dem Armenamt ein Interesse an der Kenntniß solcher Personen nicht abgesprochen werden, zumal da ihm oft Fonds zur Unterstützung derselben zur Verfügung stehen. In Dresden ist für verschämte Arme ein vom Vorstand des Armenamtes persönlich geführtes Nebenregister angelegt worden.

Nach den bisherigen Erfahrungen verspricht die Auskunftsstelle für Armenpflege und Wohlthätigkeit von großer Bedeutung zu werden. Möge diese Neuerung auf dem Gebiete socialer Hilfeleistung sich immer mehr zu einem erfolgreichen Mittel im Kampfe gegen Armennoth und Bettelei entwickeln.

(Volkswohl.)

Vom Jerusalems-Verein.

Ueber den Stand des Jerusalems-Vereins und seine Verhältnisse im Jahre 1892 hat der Schriftführer Lic. Weser berichtet. Der Schluß des vorhergehenden Jahres war ein trüber, der Reservefonds war auf 6600 Mk. zusammengeschmolzen, dazu waren Schulden vorhanden u. a. Das hat sich seitdem gebessert, neue Freunde sind dem Verein erweckt. Zunächst spendete, wie die „Nachrichten aus dem Morgenlande" melden, I. Maj. die Kaiserin, wie sie einst die Erlaubniß des Sultans zum Bau erwirkte, 1000 Mk. zu dem Bau des Kirchleins in Bethlehem, welches seit einem halben Jahre unvollendet dalag. Diesem Beispiele schloß sich ein Mitglied des Vereinsvorstandes an und spendete 5000 Mk., ein anderes neues Vorstandsmitglied gab 500 Mk., die Diöcese Grimma in Sachsen 605 Mk., Pastor Ideler in Joachimsthal hatte 558 Mk. gesammelt, eine Diakonissin in Görlitz sandte 200 Mk., durch die „Evangelischen Blätter aus Bethlehem" gingen 3800 Mk. ein, und an kleineren Beiträgen 2500 Mk. Das Curatorium der Evangel. Jerusalems-Stiftung lieh vorläufig 8000 Mk. So sind die Schulden für den Kirchbau abgetragen, nur der Thurmaufsatz und die innere Einrichtung ist noch zu bestreiten. Aber auch für diese ist theilweise schon gesorgt; bereits im vorletzten Jahre hat eine Dame in Potsdam 3000 Mk. geschenkt. Fünfzehn mit Glasmalereien geschmückte Fenster sind herzustellen. Davon hat die evangelisch-lutherische Gemeinde in Philadelphia 629 Mark für zwei Fenster, das Vorstandsmitglied Bankier Löschе 400 Mk. für ein drittes, Frau Helene v. Korn in Breslau 500 Mk. für zwei andere, eine ungenannte Dame in Jerusalem 2000 Mk. für sechs andere gestiftet, so daß nur noch drei Fenster übrig bleiben; der unter Leitung des Pastors D. Lepsius in Friesdorf stehende Missionsverein übernimmt die große Glocke für 650 Mk. Für Kanzel und Altar ist durch Graf Hohenthal-Dölkau mit 1000 Mk. gesorgt. Es bleiben daher noch zwei Glocken, der Altarschmuck mit Verzierungen und Kreuz, die Sitzbänke, der Taufstein, die innere Ausmalung und die Ornamente, endlich die Vollendung des Thurmbaues mit Glockenhaus und Kreuzspitze, welche im Ganzen etwa noch 16 bis 17 000 Mk. erfordern. Da der Evangelische Ober-Kirchenrath auch im Jahre 1892 dem Vereine eine Weihnachtscollecte bewilligt hatte und die Jerusalemsstiftung weitere Beihilfe in Aussicht gestellt hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Kirche zu Bethlehem im Laufe dieses Sommers vollendet und vielleicht im September, wo in Jerusalem das deutsche Missionsfest gehalten wird, eingeweiht wird.

Auch mit der Mission des Vereins, die in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung mit den Beamten und Anstalten in Jerusalem, Bethlehem, Betdjala, Hebron, Jaffa und Haiffa jährlich rund 30 000 Mk. kostet, geht es gut vorwärts. Die Haupteinnahme entstand durch den Eintritt von 400 Herren vom Johanniter-Orden. Doch muß noch viel geschehen, damit die evangelische Kirche im Morgenlande lebendig und eine Macht wird.

Diesen Mittheilungen des Berichts können wir hinzufügen, daß die vom Oberkirchenrathe bewilligte Weihnachts-Collecte ein reiches Erträgniß ergeben hat. Im ganzen wird die Summe, die jetzt noch nicht zu übersehen ist, nicht weniger als 40 000 Mk. betragen.

(Kreuz-Zeitung.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 124 a.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 7. Juni 1893. Nr. 23.

1. Hans Erdmann von Hohberg und Buchwald, Kammerherr, auf Goglau bei Schweidnitz, Rechtsritter seit 1867, † zu Goglau den 28. Mai 1893.
2. Carl Friedrich Graf von Einsiedel, Kaiserlich und Königlich Oesterreichischer Kämmerer und Major a. D., auf Wolkenburg bei Penig, Königreich Sachsen, Rechtsritter seit 1872, † zu Schloß Wollenburg 30. Mai 1893.
3. Otto Heinrich von Jagow, Landrath a. D., Ehrenritter seit 1859, † zu Berlin 24. Mai 1893.

Brandenburgische Genossenschaft.

Die Herren Mitglieder der Brandenburgischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens lade ich hierdurch zu einem Rittertage auf

Sonnabend, den 17. dieses Monats, Mittags 1 Uhr, im Ständehause, Matthäikirchstraße 20/21 hierselbst,

ganz ergebenst ein.

Berlin, den 3. Juni 1893.

von Levetzow, Commendator.

Maria Beatrix von Este
oder
die Stuarts in St. Germain.

Die Lebensereignisse der letzten katholischen Königin Englands waren in England ziemlich vergessen. Die Fluth der Ereignisse, die das ganze Land umwälzten, hatte die Blätter der Geschichte dieser aus dem Auslande gekommenen, mit Argwohn empfangenen, von Mißtrauen umgebenen, wegen ihres Glaubens gehaßten Frau beinahe völlig hinweggeschwemmt, und wo sie genannt ward, erscholl das Vae victis! Diese Frau nun hat die Verfasserin des lives of the Queens of England, Miß Agnes Strickland zum Gegenstand einer ausführlichen Darstellung (im IX. und X. Band des gedachten Werks London 1846/47) gemacht. Miß Strickland hat sich keine Mühe verdrießen lassen; alles was aufzutreiben war, findet sich bei ihr zusammengesucht und zusammengestellt. Das britische State paper Office, die Archives de France und andere Archive und Bibliotheken lieferten ihr viel unbekanntes oder ungenutztes Material, darunter zweihundert Originalbriefe der Königin, die sie an die ihr befreundeten Klosterfrauen in Chaillot schrieb. Die auf Grund dieser reichen Materialien gewonnene Darstellung ist unendlich weitschweifig, voll Lob, Bewunderung und Extase und ohne rechten historischen Sinn, aber vielfach dankenswerth und interessant. Ich will versuchen, in den nachfolgenden Blättern eine flüchtige Portraitskizze von der unglücklichen Fürstin an der Hand dieser unerschöpflichen Fundgrube zu entwerfen.

Es war im Jahre 1673, als der Graf von Peterborough dem Herzog von York die fünfzehnjährige Braut zuführte: Marie Beatrix von Este, die Tochter Herzogs Franz von Modena und der Nichte Cardinal Mazarin's, Laura Martinozzi. Der Ausbruch des protestantischen Gefühls des bei weitem größten Theils des englischen Volkes über diese katholische Heirath des Thronerben war so heftig, daß aller Leichtsinn Carls II. dagegen nicht Stand zu halten vermochte. Unter den Adressen, die der Führer der Opposition, der Graf Shaftesbury, einbrachte, war die erste das Gesuch um Ansetzung eines allgemeinen Fasttages, zur Abwendung der Gefahr, die Kirche und Staat bedrohe. Dann begannen die Versuche eine Veränderung der Nachfolge herbeizuführen, zuerst mit dem Plane, des Königs natürlichen Sohn, den Herzog von Monmouth, für legitim zu erklären, dann mit den Intriguen zu Gunsten des Prinzen von Oranien, welcher Jacob's ältere Tochter aus dessen Ehe mit Anna Hyde, die Prinzessin Mary heirathete, und jenes stürmisch unheilvolle Parteigetriebe, welches mit seinen leidenschaftlichen Parlamentsverhandlungen, mit seinen Verfolgungen, Prozessen, Hinrichtungen, mit der religiösen Aufregung

Digitized by Google

in verschiedenem Sinn, inmitten der sittenlosen Versunkenheit des Hofes, der Ränke französischer Diplomatie und männlicher wie weiblicher Agenten, der Verirrungen einer unselbständigen auswärtigen Politik auf die letzten Regierungsjahre Carl's II. ein so düstres Licht warf, während es die Stürme der Regierung seines Nachfolgers vorherverkündete.

Zweimal ging der Herzog von York, dem Parteihasse weichend und den Vorstellungen des Königs nachgebend, in die Verbannung, erst nach den Niederlanden, dann nach Schottland. Jacob Stuart war besser und ehrlicher als sein Bruder, aber was dem Menschen zur Ehre gereichte, schadete dem künftigen Herrscher, indem es in einen unlösbaren Zwiespalt blicken ließ, in welchem der Fürst oder die Nation unterliegen mußte. „Er war, sagt von ihm einer seiner bittersten Gegner, der eins der Werkzeuge seines Falles ward, Bischof Burnet, von Natur aufrichtig und offenherzig, bis Verhältnisse und religiöse Fragen in seinen Neigungen und Grundsätzen einen Wechsel herbeiführten. Sein Wunsch die Geschäfte kennen zu lernen, war ein sehr ernster. Der Herzog von Buckingham fällte einst ein strenges aber wahres Urtheil über die beiden Brüder: Der König, sagte er, konnte die Dinge sehen, wenn er wollte — der Herzog wollte sie sehen, wenn er konnte. Er hatte kein rechtes eignes Urtheil und ließ sich leicht von Solchen leiten, denen er traute, aber er wies allen sonstigen Rath hartnäckig zurück. Er war in hohen Begriffen von königlicher Autorität aufgewachsen und hielt Alle, die wider den König Opposition machten, für Rebellen in ihrem Herzen. Heftig und rachsüchtig, war er immer für kräftige Maßregeln gestimmt. Seine religiösen Grundsätze verheimlichte er längere Zeit. Seine Sparsamkeit und Ordnungsliebe setzten ihn in den Stand, einen glänzend eingerichteten Hof zu halten. In seiner Jugend war er sehr tapfer und verdunkelte lange den König seinen Bruder."

Marie Beatrix folgte ihrem Gemahl. Vielfach gekränkt durch dessen aller Welt offenkundige Galanterien, war sie ihm doch stets treu und anhänglich bei widrigem wie bei günstigem Geschick und ihr Ruf blieb unangetastet am verdorbensten, mit seiner Immoralität prunkendsten aller Höfe. Die feindliche Partei begegnete dem verbannten Erben der Krone unwürdig genug. Algernon Sidney frohlockte, in seinem Briefen an Henry Savill den Botschafter in Paris, über die Behandlung in Hatfieldhouse, dem Sitze des Grafen Salisbury: die Wohnung stand leer, im benachbarten Flecken mußte Vorrath gekauft werden, und der Haushofmeister berechnete 8 Schilling für Bier und Reisigbündel. In Edinburg war, trotz aller politischen und religiösen Aufregung, die Stimmung für Jacob und seine Gemahlin günstiger als im Süden. Der Herzog hielt sich vollständig fern von aller Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten so des Staates wie der Kirche. Die Schüler von King's College ließen es sich freilich nicht nehmen, im Hofe von Holyroodhouse — wo noch heute, zur Erinnerung an Jacob, ein Rasenplatz The duke's Walk heißt — den Papst in effigie zu verbrennen. Aber bevor der Herzog und die Herzogin von York das Land verließen, hatte ersterer durch sein kluges gemäßigtes Benehmen, durch seine Bemühungen mittelst seines Einflusses bei dem König einen mildern und bessern Gang der Verwaltung herbeizuführen, und durch die von ihm beförderte Beilegung mancher verjährter Familienzwiste, einen Eindruck hervorgebracht, welcher den späteren Plänen und Unternehmungen der jacobitischen Partei sehr zu gute kamen. John Dryden's berühmte Satyre Absalom and Achitophel hat der traurigen Geschichte des Parteikampfs gegen den Herzog von York einen glänzenden Platz in der englischen Poesie angewiesen.

Im Jahre 1681 kehrten der Herzog und die Herzogin von York nach London zurück. Am 5. Februar 1685 starb Carl II. Fünfundzwanzig Jahre waren seit der Restauration verflossen, aber dies Vierteljahrhundert hatte nichts für die Versöhnung der Parteien gethan: an die Stelle der alten waren ebenso heftige neue Factionen getreten. Carl II. Charakter im öffentlichen und Privatleben ist unzählige Male gezeichnet worden; seine Abneigung gegen alle ernste Beschäftigung, sein Mangel an Aufrichtigkeit und Gefühl für die Würde der Nation, seine bis zum ärgsten Skandal gesteigerten Galanterien, seine geistvoll lebendige und angenehme Conversation, seine Güte und Leichtigkeit im Umgang, Marie Beatrix hat ihm oft das Zeugniß gegeben, wie gütig er stets gegen sie gewesen sei.

Jacob II. unheilverkündende Krönung folgte. Henry Sidney's Hand schützte die Krone. „Es gelang nicht, erzählt die Königin, die Krone auf dem Haupte zu befestigen; sie schien immer im Begriffe zu fallen und es kostete Mühe sie davor zu bewahren." Ueber das Benehmen der Königin bei diesem feierlichen Act, schreibt der Bischof Patrick: „Nie sah ich in irgend einem Angesicht größere Andacht, die Bewegung ihres Leibes und ihrer Hände war voll Anstand, und in Demuth sprach sie Amen zu jedem Gebet. Nicht eine Spur von Freude oder Enthusiasmus war in ihr zu erkennen, sie war ganz Fassung und Ernst. Die Königin hatte keine Söhne; schon 1682 hieß es, man wolle bei ihrer erwarteten Entbindung nöthigen Falls einen Knaben unterschieben, um die Prinzessin Mary um ihr Erbrecht zu bringen. Am 10. Juni 1688 wurde der Prinz von Wales geboren. Dies Ereigniß, welches in die verhängnißvolle Zeit fiel, wo der Erzbischof von Canterbury und 6 Bischöfe in den Tower gebracht wurden, weil sie gegen die Verkündigung der Gewissensfreiheit Einspruch thaten, beschleunigte bekanntlich die Expedition des Prinzen von Oranien, welche die Staatsumwälzung herbeiführte und Jacob II. aus seinen Reichen vertrieb. Selbst was dem Prinzip nach gut und recht war an

Digitized by Google

den Maßregeln des unglücklichen Königs, trug zu seinem Ruin bei, weil es eingewurzelten Vorurtheilen widersprach oder den nur zu begründeten Verdacht weckte, daß es sich lediglich um Wegräumung der dem Katholicismus in den Weg gelegten Hindernisse handle. Die Starrheit des Königs, Eingriffe in bestehende Rechte, vermehrte Waffenmacht, Hoffnung auf Beistand Frankreichs — der religiöse Parteihaß und die künstlich genährte nationale Abneigung hatten seit Jacob's Regierungsantritt überlegt, wie sie alles dies theils sich zu nutze machen, theils es bekämpfen könnten.

Längst war das Verhältniß der Königin zu ihren Stieftöchtern getrübt. Der unkindliche Sinn so Mary's wie Anne's hat sich nie verleugnet. Daß Viele bei der Geburt des Thronerben an Unterschiebung glaubten, weiß man; die Prinzeß Anne sagte ganz einfach es sei „a cheat“. Wilhelm von Oranien wußte die Wahrheit, ebenso wie Bischof Burnet und viele Andere; aber er stellte sich wie diese, als glaube er an den Betrug. Die Königin verbarg nicht ihre Empfindlichkeit über das Benehmen der Prinzessin von Oranien. „Euer letzter Brief, schreibt sie dieser, Windsor 17. August, bestätigt durch die Art, wie Ihr von meinem Sohn redet, und durch den ceremoniellen Titel, den Ihr ihm gebt, die Ueberzeugung, die ich bereits gewonnen, daß Ihr die äußerste Gleichgültigkeit gegen ihn empfindet. Wiederholt hat der König mir mit großer Bekümmerniß geklagt, daß, so oft er auch seines Sohnes in seinen Briefen an Euch erwähnt, Ihr nicht ein einziges Mal seiner gedacht habt.“ Dann füllten den Hof und das Land die Gerüchte von Oraniens Plänen — sie könne es nicht glauben, was man munkle, schrieb Marie Beatrix an die Prinzessin; sie halte sie zuversichtlich für zu gut, so gegen den schlimmsten der Väter zu handeln, geschweige denn gegen den besten, der ihr stets den Vorzug in seinem Herzen eingeräumt habe. Und in dem letzten, an ihrem 31. Geburtstage (5. October) geschriebenen Briefe: „Ich weiß nicht was ich sagen soll, verstellen kann ich mich nicht. Wenn ich von Dingen rede, die Alle in Aufregung erhalten, so fürchte ich zu weit zu gehen, und halte es darum für besser ganz zu schweigen.“

Vor dem Ende des nämlichen Octobermonats erschien im Haag die von Burnet verfaßte Denkschrift der englischen Protestanten an die holländischen Generalstaaten mit dem Angriff auf die Legitimität des Prinzen von Wales. Zugleich erließ der Prinz von Oranien zwei Manifeste an das Volk von England und Schottland, mit der Zusage des Schutzes ihrer religiösen und politischen Rechte, und einer Parlamentsuntersuchung der Echtheit des angeblichen Sohnes des Königs — eine Untersuchung, welche Letzterer unterdeß selbst veranstaltete und deren Resultat Allem, die nicht aus Parteizwecken zu leugnen fortfuhren, die vollständigste Ueberzeugung gab. Die Expedition Oraniens wurde dadurch natürlich nicht gehindert. Am 5. November landete der Prinz an der südlichen Küste von Devonshire.

Im Anblick des Abfalls seiner Kinder und einer Menge derer, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, trank König Jacob den Kelch des Unglücks und der Demüthigung bis auf die Hefen. Ihren Sohn auf dem Arme, in italienischer Tracht, stieg Marie Beatrix, den Palast von Whitehall heimlich verlassend, von einem Diener und der Wärterin begleitet, in stürmischer Nacht in einen Nachen, der sie an das gegenüber liegende Themseufer brachte, nach Lambeth, wo sie, von einer hohen Mauer nur halb geschützt, im Regen wartete, bis der Wagen anlangte, der sie nach Gravesend führte. In einer Yacht, von Lord und Lady Powis und drei irischen Offizieren begleitet, erreichte sie Calais. (Fortsetzung folgt.)

Der Rennenberger-Hof.

Unter den wenigen gothischen Privathäusern in der Stadt Köln, welche noch einen großen Theil ihrer ursprünglichen Bauformen erhalten haben, nimmt der Rennenberger-Hof in der Hohengasse die erste Stelle ein. Der Rennenberger-Hof führte im dreizehnten Jahrhundert den Namen „Wolkenburg“, und finden wir denselben um diese Zeit im Besitz des Anselmus von Wolkenburg. Dieser Anselmus führte seinen Namen aber keineswegs von dem erzbischöflichen Schlosse Wolkenburg im Siebengebirge. Durch eine Tochter des Anselmus, Liveradis, kam das Haus an Heinrich von der Schafenporte. Nach verschiedenem Besitzwechsel wurde es im fünfzehnten Jahrhundert Eigenthum der Grafen von Rennenberg. Diese Familie hatte vom Grafen von Nassau, der vom Cölner Erzbischof mit dem Rechte, in Westfalen die Sturmfahne zuführen, belehnt worden, dieses Recht als Afterlehen erhalten. Mit diesem Lehen war den Rennenbergern die Befugniß überkommen, für die öffentliche Sicherheit, die Beobachtung des Landesfriedens zu sorgen, Geleit zu ertheilen, die Reichsacht zu vollziehen und gegen die Friedensbrecher und Geächteten zu Felde zu ziehen. Viele männliche Mitglieder der Familie Rennenberg finden wir im Domcapitel und in anderen geistlichen Stiften, verschiedene weibliche Mitglieder in den Stiften St. Ursula, St. Cäcilien, St. Marien, Rheindorf und Gerresheim. Von den Besitzern des Rennenberger-Hofes kennen wir Wilhelm von Rennenberg, den wir im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts als Hofmeister und Drosten zu Born, als Besitzer von Dattenberg und der Vogtei zu Heppinghofen finden. Sein Sohn Wilhelm heirathete Anna von Nesselrode, seine Tochter Anna den Philipp von Lalain, Grafen von Hochstraten, Statthalter und General-Capitän des Fürstenthums Geldern und der Grafschaft Zütphen. Der Rennenberger-Hof kam nach dem Tode von Franz von Rennenberg, einem Sohne Wilhelms, an die Sophie von Nesselrode. Im Jahre 1551 nennt sich diese Sophie von Elberfeld; in diesem Jahre wurde

Digitized by Google

sie an den Rennenberger-Hof angeschreint. Im Jahre 1585 ist ein alter Domherr zu Lüttich gestorben, welcher der letzte Graf von Rennenberg war; er wurde mit seinem Schild und Helm begraben, „seinen Bruder, den regierenden Herrn“, sagt der Chronist, „und seine Schwester, die Aebtissin von Gerresheim und Rheindorf, habe ich wohl gekannt; sie alle sind ohne eheliche Leibeserben gestorben. Man sagt, der Domherr habe den Sohn des Grafen von Hochstraten adoptirt, sodaß dieser Graf von Rennenberg werden soll. Diese Grafschaft liegt nicht weit hinter Linz, hat ein altes verfallenes Schloß.“ Im Jahre 1569 finden wir als Eigenthümer des Rennenberger-Hofes den Franz von der Loë, Herrn zu Wissen. Dieser öffnete ihn als Zufluchtsstätte der aus den Niederlanden geflüchteten Gräfin von Hoorn. Diese Wittwe von Hoorn, geborene Gräfin von Egmont, Frau zu Wierdt, Altena, Bortessin, Bucholt und Brogell, war nach „der unverschuldeten Enthauptung ihres geliebten Sohnes Philipp's von Montmorency, Grafen von Hoorn, nach Köln geflüchtet, um hier ihren Pfennig zu verzehren.“ Bei einer Nachfrage nach ihrem Bekenntnisse hieß es, daß „sie sich katholisch halte.“ Als die Protestanten im Jahre 1789 um die Erlaubniß zur Erbauung einer kleinen Kirche einkamen, sahen sie den Rennenberger-Hof zu diesem aus. Der Rath hatte schon die Erlaubniß zum Bau gegeben und vom Kaiser war die Bestätigung dieses Beschlusses angekommen. Der fanatische Pöbel wußte aber die Protestanten so einzuschüchtern, daß dieselben es vorzogen, auf die ihnen ertheilte Conzession zu verzichten. Im Jahre 1797 wohnte der städtische Syndikus Jacob Anton von Bianeo im Rennenberger-Hofe. Laut einer Notiz der Kölnischen Zeitung vom 29. Januar 1873 war dieses alterthümliche Haus mit seinen zierlichen Eckthürmchen unlängst in in den Besitz des Kölner Männer-Gesangvereins übergegangen.

Die ältesten Generalkarten von Amerika.

Wie die Alchimisten zur Zeit des Columbus ihre Recepte zum Goldmachen geheimhielten, so geheim hielt die ängstliche Politik der spanischen Könige die Kartenaufnahmen der neu entdeckten Länder. Nur durch glücklichen Zufall sind solche alten Pergamente erhalten geblieben und zwar häufiger in Deutschland, Italien und England als in Spanien, dem Lande ihres Ursprunges. Die beiden spanischen Weltkarten von den Jahren 1527 und 1529, die in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aufbewahrt werden, gehören zu den kostbarsten Dokumenten für die Geschichte der Geographie und Nautik. Der Geograph und Reisende J. G. Kohl hat sie in seiner Schrift über die ältesten Generalkarten Amerikas facsimiliren lassen und sie im beigegebenen Text ausführlich beschrieben und kritisch gewürdigt. Es läßt sich kaum ein interessanteres Gemälde denken, als das, welches die Kosmographen des sechszehnten Jahrhunderts von der Erde entworfen, nachdem Columbus die neue Welt erschlossen und die Ruhmesgeschichte der Menschheit um ein glänzendes Blatt vermehrt hatte. In diesen Karten liegt eine ganze Reihe von Forschungen und Schiffsfahrten zusammengefaßt vor uns; sie zeigen vieles auf einem einzigen Blatte, was mit Worten gar nicht, oder nur umständlich gesagt werden kann. Beide Karten lassen erkennen, was Geographie, Astronomie und Nautik zu dieser Zeit zu leisten vermochten und sind daher ein wichtiges Denkmal der Culturgeschichte. Die früheren Karten von Amerigo Vespucci und Dias de Solis, die Fonseca, der Bischof von Burgos, als Colonialminister und Präsident des Indischen Raths anfertigen ließ, sind wie die meisten späteren verloren gegangen.

Unsere beiden Documente wurden auf besonderen Befehl Kaiser Karl V. von den Vorstehern des hydrographischen Bureaux zu Sevilla angefertigt und sollten als „Padron general“ d. h. als Universal-Musterkarte dienen.

In den facsimilirten Karten ist alles so genau wiedergegeben, wie die alten Originale es enthalten: Die Gestattung der Küstenlinien, die Handschrift, Orthographie und Abkürzung der Namen, so gut wie die Schreibweise, schief, aufrecht, gerade oder verkehrt. Ebenso sind die Farbentöne der Küsten, Gebirge, Windrosen und sonstige Ausschmückungen mit peinlicher Sorgfalt nachgeahmt. Die Originale umfassen die damals bekannte ganze Erde in der alten herkömmlichen Projection, nach der die Längen- und Breitengrade durchweg ganz gleich waren, da die sog. Mercator-Projection erst viel später erfunden wurde. Beide Weltkarten sind auf Pergament gezeichnet, haben nahezu gleiche Größe und sind nach demselben Maßstabe angefertigt; sie gehen auch bis zu derselben Polhöhe, nämlich bis zum 70. Grade nördlicher und südlicher Breite. Als ersten Meridian haben beide die durch den Vertrag von Tordesillas festgesetzte Demarcationslinie zwischen den Besitzungen Spaniens und Portugals, welche zuerst die berühmte Bulle des Papstes Alexander VI von Pol zu Pol zog, später aber mehrfach abgeändert wurde. Diese Grenzlinie durchschnitt den Atlantischen Ocean von Nord nach Süd. Ueber die Entdeckerrechte der Seefahrer traf der Papst in dieser Bulle Bestimmungen, wonach der König von Spanien alles, was westlich von dem genannten Meridian lag, der König von Portugal aber alles östliche Land zum „Geschenk“ erhielt. Ein buntes Netz von sogen. Windstrichen läuft von den farbigen Windrosen auf beiden Karten aus, die als weiteren Schmuck außerdem Zeichnungen von sieben oder acht Schiffen mit vollen Segeln aufweisen.

In der spanischen Unterschrift der Caravellen: „Ich gehe nach Indien“ oder „Ich komme von Indien“ erhalten wir Andeutungen über die Wege,

Digitized by Google

auf welchen man damals zu segeln pflegte. Andere Schiffszeichnungen beziehen sich auf die Reise des Magellan oder deuten an, daß entlegene Meere schon zu dieser Zeit befahren wurden.

Die Namen der Karte von 1527 sind in spanischer und theilweise italienischer Sprache, die von 1529 in spanischer und lateinischer Sprache geschrieben; nur einige Parthien stimmen in beiden überein. Beide Documente unterstützen sich daher gegenseitig, bestätigen und ergänzen sich einander. Columbus hatte sich bei der Entdeckung der neuen Welt in der Bestimmung der Breite geirrt, indem er die Insel Guanahani, das jetzige Wathings Eiland, wo er zuerst gelandet, auf den Parallelkreis von Ferro verlegte, d. h. vier Grad zu weit nördlich annahm. Auf der Karte von 1527 ist die erste richtige Darstellung gegeben, indem der Wendekreis hier zwischen Cuba und Florida hindurchstreicht. Die Magellanstraße, über welche doch noch keine anderen Beobachtungen bekannt sein konnten, als die des ersten Weltumseglers und seines Astronomen St. Martin, hat dagegen fast genau die richtige südliche Breite von 52½ Grad. Am meisten Verstöße kommen natürlich bei den schwierigeren Längenbestimmungen vor, obgleich einige Längen überraschend richtig angegeben sind. Durchweg sind sie zu weit östlich gelegt und der atlantische Ocean ist den althergebrachten Vorstellungen entsprechend zwischen Afrika und Südamerika zu schmal dargestellt. Im Ganzen muß man aber in diesen Bildern die kartographischen Leistungen der Spanier bewundern, da sie mit so unvollkommenen Instrumenten arbeiteten.

Der Verfasser der ältesten der beiden Karten, der sich Kosmograph Seiner Majestät nennt, ist auf dem Document nicht weiter bezeichnet. Von Kohl wird wahrscheinlich gemacht, daß nur Hernando Colon, der Sohn des Columbus, der seinen Vater auf der letzten Reise begleitete und auch dessen Biographie herausgab, der Verfasser sein könne. Als Sebastian Cabot, der Piloto mayor zu Sevilla das Commando einer Flotte auf dem Laplatastrom erhalten hatte, wurde Don Hernando Colon als Großpilot des Indienhauses sein Nachfolger. Als solcher hatte er die auf königlichem Befehl verlangte Anfertigung eines neuen „Padron Real", einer Uebersichtskarte aller bisher entdeckten Länder zu leiten, da die älteren unbrauchbar geworden waren. Er vollendete sie im Frühjahr 1527, wobei er die goldreichen Gegenden mit zierlichen Darstellungen von Goldklumpen schmückte, Cuba, Haiti und Jamaica aber mit Goldstaub gleichsam übersäete. Nach der großen Randschrift auf der zweiten Karte, welche 1529 als Geburtsjahr nennt, ist Diego Ribero, Kosmograph Seiner Majestät der Verfertiger derselben. Dieser lebte als Gehilfe des Hernando Colon in Sevilla und gehörte zu der Junta, welche die spanischen Piloten und Seefahrer zu prüfen hatte und ihnen Lizenzen ertheilte. Seine Leistungen als Kartenzeichner, Schriftsteller und Verfertiger von nautischen Instrumenten werden auch sonst rühmend erwähnt. Ribero's Karte enthält auch eine Inschrift über den bekannten Landerwerb der Augsburger Kaufleute Welser in Venezuela, wonach Karl V. im Jahre 1528 das Patent ertheilte. Die Inschrift besagt: Aqui tienen los Alemanes su governacion dende Cabo la Vela hasta Cumana", (hier haben die Deutschen ihre Besitzungen vom Cap la Vela bis Cumana). Dieser erste deutsche Colonialbesitz, der sich in einer Küstenlänge von etwa 150 spanischen Leguas ausdehnte, ist leider sehr bald wieder verloren gegangen. Die zwei Meter breiten Pergamentblätter beider Originale waren an starken Stäben befestigt und zum Aufrollen eingerichtet. Wahrscheinlich dienten sie dem Kaiser Karl V. zum Handgebrauch, der sie auf seiner Reise nach Italien mitnahm, wo er sich zum römischen Kaiser krönen ließ. Sie enthalten zahlreiche Notizen über die Stellungen der Kapitäne, Conquistadoren und Statthalter in den neuen Provinzen mit dem auffälligen Zusatz: „Auf Befehl seiner Majestät", den man einer Karte für bloße Schifffahrtszwecke nicht beigelegt haben würde. Einem Kaiser, in dessen Reiche die Sonne nie unterging, mußten solche Karten von besonderer Wichtigkeit sein. Im Jahre 1534 wurden sie in Venedig copirt, in Kupfer gestochen und „mit dem gnädigsten Privilegium der erlauchten Signoria" herausgegeben. Die Originale gelangten dann über die Alpen nach Deutschland und etwa um 1541 in die Hände der Nürnberger Patrizierfamilie Ebner, da sie durch Anfertigung neuer „Padrones generales" im Jahre 1535 längst veraltet waren. Ueber das Schicksal dieser Karten aus der Blüthezeit der spanischen Entdeckungen in den nun folgenden 250 Jahren wissen wir nur, daß sie von Nürnberg nach Weimar gelangten. Durch den Großherzog Karl August von Sachsen, dem Freunde Goethes, wurden beide zu verschiedenen Zeiten erworben und seit dem Jahre 1811 in der Bibliothek zu Weimar aufbewahrt. Alexander von Humboldt, der geistige Wiederentdecker der neuen Welt, studirte diese Karten, die ihm wie ein Zwillingspaar erschienen, an Ort und Stelle und nach ihm haben viele andere Gelehrte sie benutzt und Bezug auf sie genommen.

Das Elisabeth-Siechenhaus zu Berlin.

Das unter dem Protectorat Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzeß Albrecht stehende „St. Elisabeth-Siechenhaus" zu Berlin, Eberswalderstraße 17—21, welches kränklichen und siechen Personen weiblichen Geschlechts eine Zufluchtsstätte, sowie leibliche und geistige Pflege bietet und in Zukunft auch älteren Ehepaaren Aufnahme gewähren wird, hat sich während eines Zeitraums von 40 Jahren aus kleinen,

Digitized by Google

bescheidenen Verhältnissen zu einer Anstalt entwickelt, welche unter ihresgleichen sowohl hinsichtlich ihrer Ausdehnung wie ihrer Einrichtungen einen der ersten Plätze einnimmt.

Die demnächst bevorstehende Vollendung des vom Baumeister Kurt Berndt ausgeführten sehr bedeutenden Erweiterungsbaues läßt es an der Zeit erscheinen, über die ganz im Stillen wirkende und daher weniger bekannte Anstalt einige Mittheilungen zu machen. Dieselben dürften für weitere Kreise von Interesse sein, da die Zahl derjenigen Personen, für welche ein Unterkommen in der hier dargebotenen Weise gesucht wird, innerhalb und außerhalb Berlins nicht gering ist. Gerade der Umstand, daß die Zahl der Aufnahmegesuche, welche wegen Raummangels nicht berücksichtigt werden konnten, von Jahr zu Jahr wuchs, hat das Curatorium trotz der zu übernehmenden bedeutenden Bauschuldenlast von etwa 250 000 Mk. bestimmt, die abermalige Vergrößerung des St. Elisabeth-Siechenhauses nicht länger hinauszuschieben. So ist denn ein Bau entstanden, welcher es ermöglicht, künftig statt der bisherigen etwa 80 Pfleglinge, deren gegen 200 aufzunehmen. Das neue Anstaltsgebäude mit zwei den großen Garten flankirenden Seitenflügeln ist vom Boden bis zum Keller practisch und gediegen ausgeführt und entspricht auch in gesundheitlicher Hinsicht allen Anforderungen der Neuzeit. Die Zimmer sind geräumig und licht — Badezimmer in allen Stockwerken vorhanden. Mit großer Liebe und feinem Geschmacke ist die Kapelle des Hauses hergestellt, für welche die hohe erlauchte Protectorin die von den Gebrüdern Dinse erbaute Orgel huldvoll geschenkt hat. Auch die Oeconomie-Gebäude, der Kuhstall, das Waschhaus, die Küche u. s. w. erfreuen durch ihre practische Anlage und gediegene Ausführung. Der Garten, auf den zahlreiche Balkons und Galerien führen, ist nach Plänen des Hofgärtners Hoffmann ganz neu angelegt und bietet mit seinen Wandelgängen und Ruheplätzen den Insassen während des Sommers angenehmen Aufenthalt im Freien. Vierzehn Schwestern gewähren den Insassen des Hauses liebe- und verständnißvolle Pflege während die Seelsorge von einem Geistlichen der St. Elisabeth-Kirche ausgeübt wird.

Die Aufnahme von Pfleglingen, die unter Umständen auch ihre eigene Bedienung mitbringen dürfen, erfolgt entweder gegen eine einmalige Einzahlung, über deren Höhe das Curatorium in jedem Falle beschließt, oder gegen monatliche Entschädigung, welche je nach der Verpflegungsklasse 35, 75 oder 100 Mk. beträgt. Diese Sätze sind in Anbetracht des hier Gebotenen als sehr mäßige zu bezeichnen. Die näheren Bedingungen sind bei der Vorsteherin Schwester Luise Senf, Eberswalderstr. 17/21, und bei dem Vorsitzenden des Curatoriums Pfarrer Flashar, Invalidenstraße 4, zu haben. An letzteren sind auch die Aufnahme-Gesuche zu richten. Es steht zu hoffen, daß die Anstalt, welche bisher höchst segensreich gewirkt hat, auch in ihrer neuen erweiterten Gestalt für viele Einsame, Unglückliche, Leidende eine erwünschte Zufluchtsstätte und ein stiller Friedenshafen sein wird. Die Besichtigung der Anstalt wird übrigens jedem, der sich für ihre Einrichtung interessirt, gern gestattet.

Literatur.

Von „Meyers Conversations-Lexicon" ist soeben der 1. Band 1020 Seiten stark, „A bis Aslaug" umfassend, der fünften, gänzlich umgearbeiteten Auflage erschienen.

Derselbe zeichnet sich nach allen Seiten hin als eine vorzügliche Leistung aus. Die dem Texte beigedruckten zahlreichen Abbildungen sind klar und deutlich, die vielen Bildertafeln, sowie die Karten und Pläne mustergiltig ausgeführt.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 35. 27. Mai 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7 jährigen Krieges (Fortsetzung). — Noch einmal die Rettung des Palais des Prinzen von Preußen im März 1848. — Die Schloßfreiheit. — Aus dem fürstlichen Familienleben des vorigen Jahrhunderts. — Kleine Mittheilungen: Karikaturen auf Napoleon I. (mit 3 Abbildungen). — Meydinger-Schreinersche Stiftung. — Vereinsnachrichten rc.

Altpreußische Monatsschrift. Herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert. 1. und 2. Heft. Januar bis März 1893. Königsberg in Pr. Verlag von Ferd. Beyers Buchhandlung (Thomas und Oppermann).

Inhalt: Die polnischen Reformirten und Unitarier in Preußen. Von Johannes Sembrzycki. — Witold und Polen in den Jahren 1427—1430. Nebst einem Anhange: Zur Kritik des 11. Buches der Historia Poloniae des Johannes Dlugosz. Von Anton Sarnes. — Joachim Erich, Die Politik des letzten Hochmeisters in Preußen Albrecht von Brandenburg. 1. Theil. Von Hermann Ehrenberg. — Dr. Ludwig Finkel. Bibliografia Historyi Polskéj. Wspólnie z Dr. Henrykiem Sawczuskim i czlonkami Kólka historycznego uczniów Uniwersytetu Iwow, zebral i ulozyl. Von J. Sembrzycki. — Universitäts-Chronik 1892 (Nachträge). — Preisaufgabe.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 14. Juni 1893. **Nr. 24.**

Maximilian Freiherr von Cramm, Oberstlieutenant a. D., auf Faltenberg, Rechtsritter seit 1888, † zu Faltenberg bei Briesen i. d. Mark 4. Juni 1893.

Maria Beatrix von Este
oder
die Stuarts in St. Germain.

(Fortsetzung.)

Auf französischem Boden angelangt, richtete Marie Beatrix folgendes Schreiben an Ludwig XIV.:

Sire — Eine arme Königin, flüchtig und in ihren Thränen gebadet, hat nicht angestanden, sich den größten Gefahren der See auszusetzen, um bei dem größten Könige und edelmüthigsten Monarchen der Erde Trost und Zuflucht zu suchen. Ihr Unglück verschafft ihr ein Glück, nach welchem die fernsten Nationen sich sehnen. Die Noth thut diesem Glück keinen Abbruch; sie hat die Wahl getroffen und beweist, wie hoch sie Ihn hält, indem sie Ihm vertraut, was sie am kostbarsten auf der Welt hat, die Person ihres Sohnes, des Prinzen von Wales. Er ist noch zu jung, um seine Erkenntlichkeit mit der seiner Mutter zu vereinigen. Diese Dankbarkeit erfüllt ganz mein Herz und inmitten all meiner Betrübniß ist es mir eine Freude, den Schatten Ihres Schutzes aufzusuchen. — Die Königin von England."

Am 6. Januar 1689 begab sich König Ludwig von Versailles nach Chalon, die Königin von England zu empfangen. Als sie sich näherte, stieg der König aus; auch Marie Beatrix verließ den Wagen, als sie heran war. Der König, der Dauphin und Monsieur umarmten sie: „Ich erzeige Ihnen einen traurigen Dienst, Madame, sagte Ludwig, aber bald hoffe ich Ihnen größere und glücklichere zu leisten." Dann stieg er in ihren Wagen, der sie nach dem Schlosse von St. Germain en Laye führte, das der vertriebenen Königsfamilie zum Aufenthalt dienen sollte. Ludwig XIV. liebkoste den kleinen Prinzen, sagt der Bericht, mehr als irgend eines seiner Kinder. Am folgenden Nachmittage traf König Jacob in St. Germain ein, wo sein königlicher Wirth ihn mit großer Courtoisie empfing. Der Hof ward dort ganz nach Muster des französischen eingerichtet, in dem Lieblingsschlosse Königs Franz I., wo Jacobs Urgroßmutter, die unglückliche Maria Stuart, als Dauphine und Königin gelebt hatte, und welches Ludwig XIV. für das weit glänzendere, aber ungleich weniger schön gelegene Versailles verließ. „Das ist Ihr Haus," sagte Ludwig XIV. im Weggehen mit der ihm eigenen Anmuth; „kommeich her, so machen Sie mir die Honneurs; ich aber werde sie Ihnen in Versailles machen."

Marie Beatrix gefiel allgemein. Die Briefe der Madame de Sévigné beschäftigen sich häufig mit den Verbannten. „Der König erscheint gealtert und abgemattet, schreibt sie am 10. Januar an Madame de Grignan, die Königin ist mager. Ihren schönen schwarzen Augen sieht man's an, daß sie viel geweint haben; ihr Teint ist glänzend, aber blaß, großer Mund, schöne Zähne, schöne Taille und viel Geist; somit eine Frau, die sehr gefällt." Und am 14.: „Madame de Maintenon war bei der Königin von England, welche sie, da sie einen Augenblick hatte warten müssen, mit den Worten empfing: sie bedauere diese Zeit, sie zu sehen und mit ihr zu reden, verloren zu haben. Die Königin gefällt; sie hat viel Geist. Sie sagt zum Könige, als sie ihn den Prinzen von Wales, der ein schönes Kind ist, liebkosen sah: Ich beneidete meinen Sohn, weil er von unserm Unglück nichts weiß, jetzt aber beklage ich ihn, weil er die Güte Ew. Majestät nicht empfindet. Alles was sie sagt, ist voll Takt und Verstand. Mit ihrem Gemahl ist's anders, er hat Muth, aber er ist ein ganz gewöhnlicher Kopf und erzählt alles, was in England vorgefallen ist, mit einer verletzenden Gleichgültigkeit." Und wenige Tage darauf: „Der englische Hof ist in St. Germain ganz etablirt. Sie haben nur 50,000 Franken monatlich annehmen wollen und alles darnach eingerichtet. Die Königin gefällt sehr; unser König unterhält sich mit ihr auf sehr angenehme Weise; sie vereinigt feinen Verstand mit Leichtigkeit. Vor drei

Digitized by Google

Tagen besuchte sie die Dauphine. Ihre Toilette war musterhaft: eine Robe von schwarzem Sammet, eine schöne Jupe, treffliche Coiffüre, eine Taille wie die Prinzeß Conti, viel Majestät. Der König (Ludwig) sagte: So muß eine Königin sein, an Leib und Geist, und ihren Hof mit Würde haltend. Er bewundert ihren Muth im Unglück und ihre Liebe zu ihrem Gemahl, denn es ist wahr, daß sie ihn liebt." Madame de La Fayette, Saint Simon Dangeau und andere Denkwürdigkeiten der Zeit vollenden das ansprechende Bild, das hier nur in leichtem Umrisse gegeben werden kann.

Viele Engländer und Schotten eilten nach Frankreich. Wilhelm von Oranien legte den Personen des Hofstaats, die ihren Gebietern folgen wollten, kein Hinderniß in den Weg. „Ich hoffe, Sie glauben nicht," schrieb Marie Beatrix am 21. Januar 1689 an Lady Lichfield, „daß ich so unverständig bin, zu erwarten, Sie werden Gatten und Kinder verlassen, um zu mir zu kommen. Ich bin in einer zu elenden Lage, um zu wünschen, daß meine Freunde sie mit mir theilen möchten, wenn sie in ihrer Heimath bleiben können." Der Ausdruck „elende Lage" bezog sich nicht auf das äußerliche Leben; aber das Elend war tief genug, denn die Stuarts hingen von der Gnade eines fremden Monarchen ab. Noch war freilich nicht alles verloren, denn in England waren die Ueberzeugungen noch sehr getheilt, selbst bei solchen, die keine persönliche Anhänglichkeit an den König hatten. In den Straßen Londons vernahm man oft genug den Parteiruf Limp, ein Wort zusammengesetzt aus den Anfangsbuchstaben der Namen Ludwig's, Jacob's, Mariens und des Prinzen: aber als am 13. Februar 1689 der größte Theil des Adels in Whitehall bei dem neuen Herrscher zur Aufwartung erschien, sah man dort auch Carls II. Wittwe, Catherine von Braganza. In Irland bot der Vicekönig Tyrconnel dem Aufstand die Spitze. Jacob begab sich dahin, mit bedeutender französischer Hilfe unter dem Commando des Grafen Lauzun, aber am Boyneflusse siegte Oranien. Der alte Marschall von Schomberg, welcher seine Truppen führte, blieb in dem Gefecht, aber das Geschick des Feldzugs war entschieden. In Schottland hatte der Tod des tapfern John Graham of Claverhouse Viscount Dundee, in dem Gefecht von Killiecrankie, die Hoffnungen der Jacobiten längst vernichtet.

Während dieser unglücklichen Expedition verweilte Marie Beatrix zu Poissy und Chaillot. Im letzteren Kloster, einst die Zufluchtsstätte von Mlle. de La Vallière, fand sie Freundinnen, denen sie während ihrer noch übrigen Lebensjahre anhänglich blieb. „Ich hoffe, wir werden nächste Woche zusammen einige Ruhe genießen," schrieb sie an Soeur Angélique Prioto. „In Wahrheit, ich bedarf der Ruhe für Leib und Seele. Was Sie in Ihrem letzten Briefe über diese Seelenruhe sagen, ist bewundernswürdig; aber mich dünkt, ich finde sie um so weniger, je mehr ich sie suche. Vielleicht kommt es daher, weil ich mit zu großer Aengstlichkeit nach ihr strebe, oder aber sie da suche, wo sie nicht zu finden ist. Wie dem aber sein mag, meine Ueberzeugung steht fest, daß nur die Versenkung in Gott uns Ruhe gewähren kann, und ich wünsche sie selbst nicht außer ihm zu finden." Hier mochte ihr wohler sein, als in dem wirren Treiben des französischen Hofes, wo die geringe Freundlichkeit der Dauphine (der im Frühling 1690 gestorbenen Prinzessin von Bayern) die Kehrseite zu Ludwig's XIV. Geneigtheit bildete, wo es wegen der Gewährung eines Fauteuils oder Pliants Aerger gab, wo Feste und Lustbarkeiten, inmitten der allgemeinen, durch die unerschwinglichen Kriegskosten und übrigen unberechenbaren Auslagen veranlaßten Noth, schlecht paßten zu der überhandnehmenden Entmuthigung und wo die äußere Ruhe, welche Marie Beatrix zur Erreichung der inneren suchte, am wenigsten zu finden war, indem es unausgesetzt von einem Orte zum andern ging; von Versailles nach Marly, von Marly nach Fontainebleau, unter Bären- und Hirschjagden und Ballspiel. Die arme Fürstin mochte an Anderes zu denken haben als an Vergnügungen.

Aber auch an Ludwig's XIV. Hofe änderten sich diese Dinge. Der Geldmangel ward so groß, daß das colossale Silbergeräth und Silbermobiliar von Versailles in die Münze geschafft wurde und manche Großen das Beispiel des Souverains nachahmten. Die Zeiten wurden immer trüber. Mit beinahe ganz Europa im Kampf, wollte Ludwig XIV. trotzdem die Sache seines Schützlings nicht aufgeben. Aber die blutige Schlacht bei la Hogue, in welcher der tapfere Admiral de Tourville am 29. Mai 1692 gegen die vereinigte englische und holländische Flotte kämpfend unterlag, besiegelte das Geschick der Stuarts. Vom Ufer aus sah König Jacob dem Kampfe zu. Sein alter kriegerischer Geist erwachte wieder, wie da er, vierunddreißig Jahre früher, mit Condé an den Dünen gefochten, da er, als Großadmiral Englands, Opdam und van Tromp, und in der Southwold-Bucht de Ruyter, der vereinigten Provinzen größten Seehelden, besiegt hatte. Als er die Engländer im kühnen Angriffe sah, rief er: „My brave English!" vergessend, daß es die Gegner waren.

Es war das letzte Aufblitzen. Er empfand selbst den Druck des Geschicks, das ihn und die Freunde verfolgte. „Mein böser Stern, schrieb er an König Ludwig, hat Einfluß auf die Waffen Eurer Majestät gehabt, die überall siegten, bis sie für mich fochten. Ich bitte Sie darum, lassen Sie die Sache eines so unglücklichen Fürsten fallen und erlauben Sie mir mit meiner Familie mich in irgend einen Winkel der Welt zurückzuziehn, wo ich aufhören kann, der Grund einer Unterbrechung des gewohnten Triumpfzuges Ew. Majestät zu sein." Ludwig XIV. gab aber dieser Entmuthigung nicht nach. Es war um die Zeit, in

Digitized by Google

welcher Marie Beatrix ihr jüngstes Kind gebar, Louise Marie, welche am 28. Juni 1692 zur Welt kam. Jacob nannte das Kind der Verbannung La Consolatrice: die Eltern mochten, in der immer stillern Zurückgezogenheit ein Glück finden, das sie auf dem Thron nicht gekannt hatten. Aber mit den äußern Anlässen zur Thätigkeit, nahmen auch des Königs geistige Fähigkeiten ab. Er war vor der Zeit gealtert. Allmälig versank er in immer größere Stumpfheit, und verbrachte seine Zeit mit Andachtsübungen und Besuchen in Klöstern. Vom ersten Moment an hatte Jacob einen ungünstigen Eindruck auf die Franzosen gemacht. Die Höflinge spotteten über ihn, über seine Aussehen, über seine geringe Gewandheit im Reden. Man kennt das für einen Geistlichen wenig passende Wort des Erzbischofs von Rheims, Le Tellier: „Voilà un fort bon home; il a quitté trois royaumes pour une messe".

Als er nach Paris kam, stieg er bei den Jesuiten ab: er gehörte zu ihrem Orden, sagte er ihnen bei der Vorstellung. Nur die Jagd schien ihn noch zu belustigen, und im englischen Frauenkloster berührte er die Kropfkranken, welche hineilten, um von dem „Kings evil" befreit zu werden.

Längere Zeit hindurch blieb das Schloß von Saint Germain noch Mittelpunkt eines politischen Lebens und Treibens, das in der lebendigen Hoffnung einer Restauration, in den gewaltigen Bemühungen zur Herbeiführung einer solchen, in dem heftigen Parteitreiben in England selbst seine Erklärung findet. Auch in geselliger Beziehung war es lebhaft geblieben. Zahlreiche Edelleute waren dem Hofe nach Frankreich gefolgt, wo seit Carl's I. Zeiten so manche Beziehungen angeknüpft waren. Der Herzog von Berwick, des Königs natürlicher Sohn, jung mit Miß Bulkely verheirathet, zeigte schon früh jene Tüchtigkeit und Reife des Urtheils, welche seinen glänzenden militärischen Fähigkeiten sehr zu statten gekommen ist, und trug mit seiner Gemahlin und deren Schwestern viel zur Annehmlichkeit des Hofkreises bei. Anthony Hamilton, der witzige Erzähler, der so viel vom französischen Geiste hatte, war nach der Revolution ganz in Frankreich geblieben, und in Saint Germain, bei den Spaziergängen in dem prächtigen Park, entstanden seine poetischen Novellen, die nicht selten einen Anflug von der Laune Voltairescher Erzählungen haben und, mit leichteren Waffen, gegen die damals beliebten überschwänglichen arabisch-persischen Märchen denselben Krieg führten, welchen der Don Quixote des Cervantes wider die Rittergedichte unternommen hatte. In Saint Germain wurden die Memoiren des Grafen von Gramont geschrieben, welche jene Zeit und jenen Hof, deren Verirrungen und Leichtsinn so viel zum Sturz der Stuarts beitrugen, mit unübertrefflicher Wahrheit schildern und somit neben ihren literarischen Vorzügen den Werth eines historischen Denkmals haben. Die Gräfin von Gramont „la belle Hamilton", lebte theils in Saint Germain, theils am französischen Hofe, namentlich in dem Landhause im Park von Versailles, welches Ludwig XIV. ihr geschenkt hatte.

Nach und nach ward es stiller und stiller. Je unfähiger Jacob wurde, um so mehr lasteten alle Sorgen auf Marie Beatrix. Sie unterhielt lebhafte Correspondenz mit England, wo es der Achselträger genug gab, die mit den alten Herren in Verbindung blieben, aber dabei redlich nach den Fleischtöpfen Aegyptens schielten. Sie schrieb nur leider zu viel, und wie mit den Briefen der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte (Madame la Palatine) ging es auch mit den ihrigen: viele derselben kamen in Hände, für die sie nicht bestimmt waren, und verriethen ihre und der Jacobiten Pläne, so daß sie Wilhelm III. mehr nutzte als schadete. Die Geldverlegenheiten der Heimathlosen nahmen zu mit den finanziellen Schwierigkeiten Frankreichs. „Die Königin ist wie eine Heilige, schrieb im Februar 1697 Madame de Brinon an die Kurfürstin von Hannover; es ist in Wahrheit eine Seligkeit zu sehn, wie sie sich benimmt, inmitten all ihres Unglücks. Sie versagt sich Alles, um die armen Engländer zu unterstützen, die dem König nach Saint Germain gefolgt sind."

Im Herbst desselben Jahres wurde der Friede zu Ryswick geschlossen. „Mag es Gott gefallen, schrieb Wilhelm III., zu Loo am 22. September, an den Pensionar Heinsius, den eben geschlossenen Frieden zu segnen und ihm mittelst seiner Gnade lange Dauer zu gewähren. Aber die Umstände unter denen er geschlossen worden ist, erfüllen mich mit Besorgniß für die Zukunft." Der innere Zustand Frankreichs war so, daß längere Fortführung des Kriegs unmöglich war. Ludwig XIV. mußte die Folgen der Revolution von 1688 anerkennen; dahin war es mit den „plus grands et plus heureux services" gelangt, welche der große König Marie Beatrix verheißen hatte. Er war unglücklich gewesen, seit er die Sache der flüchtigen Stuarts zu der seinigen gemacht hatte. Der Name König Jacob's war in dem Vertrage nicht genannt. Er blieb zu Saint Germain, sagt Voltaire, von seinem Beschützer der Nothwendigkeit geopfert und von Europa vergessen. „König Jacob und die Königin, erzählt Saint Simon, waren in Fontainebleau, die Anerkennung des Prinzen von Oranien war ihnen sehr bitter: aber sie erkannten deren Nothwendigkeit, wollte man zum Frieden gelangen, und wußten, daß dem Könige der Artikel nicht minder peinlich war als ihnen. Sie trösteten sich so gut sie konnten, und schienen selbst dem Könige sehr verpflichtet, der nicht wollte, daß sie Frankreich und das Schloß von Saint Germain verlassen sollten. König Ludwig hatte die Aufmerksamkeit Herrn von Torcy in Betreff der Unterschrift zu sagen, daß, falls der Courier etwa ankäme, während er bei dem König und der Königin von England wäre, er ihn nicht davon benachrichtigen sollte. Ebenso ließ er den Musikern verbieten, irgend etwas

Digitized by Google

auf den Frieden Bezügliches zu singen, bis zu der Abreise des englischen Hofes."

So war eine nach der andern der Hoffnungen ins Grab gesunken. Wie es mit dem vertriebenen Königspaare aussah, meldet ein roher aber charakteristischer Brief, welchen der als Dichter bekannte Matthew Prior an Lord Halifax schrieb, als er sich als Sekretär bei der Ambassade des Grafen von Portland in Paris befand — jene über allen Begriff glänzende und kostbare Ambassade, welche einen Aufwand von 80000 Pfund veranlaßte, aber, bei den Verhandlungen über die Ausführung des Ryswicker Friedens, weder die Entfernung König Jacob's aus der Nähe von Paris noch die Milderung der Maßregeln gegen die Protestanten durchsetzte. „Vor ein paar Tagen, schreibt der Dichter-Diplomat, erschaute ich den alten Jacob und seinen Hof zu St. Cloud*) Vive Guillaume! Nie saht Ihr eine komischere Figur als der alte Eisenfresser (the old bully) ist, mager, verkommen und eingeschrumpft. Die Königin sieht sehr melancholisch aus, sonst wohl. Ihr ganzes Aussehen und das ihrer Umgebung ist abgerissen und unscheinbar." Marie Beatrix verfolgte mit unablässigem Eifer die damaligen interessanten Vorgänge in England. „Die Engländer wissen wahrlich nicht was sie wollen, sagte eines Tages die Prinzessin von Conti zu ihr, eine Partei ist für die Republik, die andere für die Monarchie." „Sie haben einen überzeugenden Beweis des Trugbildes einer Republik gehabt, erwiederte die Königin, jetzt aber versuchen sie dieselbe unter dem Namen einer Monarchie einzuführen."

Der König war seinem Ende nahe: apoplektische Anfälle wichen nur temporär den Waffen von Bourbon. „König Jacob ist in seinen Verstandskräften so herunter gekommen schrieb im Jahre 1701 der englische Botschafter Graf von Manchester, daß er sich um nichts mehr bekümmert: Alles geht direct an die Königin." Am Freitag den 2. September wurde er in der königlichen Kapelle von dem Gesange des Psalms: „Herr gedenke dessen was über uns gekommen, habe Acht auf unsere Gebrechen", so ergriffen, daß der Schlag ihn heftig rührte. Bewußtlos sank er in die Arme seiner Gemahlin. Im ersten Augenblick glaubte man, er werde nicht wieder zu sich kommen. Aber die furchtbare Krisis ging doch vorüber. Wenn gleich meist in lethargischem Zustande und mit täglich schwächer werdendem Gesicht und Gehör, blieb er doch bis zum letzten Moment bei Besinnung, sah König Ludwig, der den Sterbenden tröstete, segnete und ermahnte seinen Sohn, segnete seine Tochter, welcher er zusprach, sich die Mutter zum Muster der Tugend zu wählen in Glück und Leid, vergab Allen, die ihn so tief gekränkt hatten. Er starb am 16. desselben Monats im Alter von 68 Jahren. Carl II. war derselben Krankheit erlegen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Damals der Sitz Monsieurs Bruder Ludwig's XIV. Herzogs Philipp v. Orleans.

Das Diakonissenhaus Bethanien in Berlin.

Dem als Manuscript gedruckten Berichte über das Diakonissenhaus Bethanien hierselbst für das Jahr 1892 entnehmen wir die folgenden Mittheilungen:

Das im letzten Berichte für 1891 erwähnte erfreuliche Wachsthum der Schwesternschaft hat sich leider nicht in dem erhofften Maße wiederholt. Vielmehr ist eine kleine Verminderung eingetreten, indem die Gesammtzahl von 275 auf 274 zurückgegangen, nämlich 215 Diakonissen, 40 Novizen und 19 Probeschwestern. 29 Probeschwestern traten ein, dagegen schieden aus 1 Diakonissin, 7 Novizen und siebzehn Probeschwestern, theils auf Verlangen ihrer Eltern, theils wegen Kränklichkeit oder sonstiger Untauglichkeit zum Diakonissenberuf. Es starben 4 Diakonissen und 1 Probeschwester.

Am 10. October, dem Jahresfeste des Hauses, feierten drei Schwestern ihr 25jähriges Diakonissenjubiläum, das sie in voller Arbeitsfrische erlebten, worauf die Einsegnung von 9 Schwestern zum Diakonissenamte folgte. — 6 Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens erhielten nach halbjähriger Ausbildung ihren Lehrbrief, während 15 dienende Schwestern dieses Ordens dem Hause vorübergehend dankenswerthe Aushilfe leisteten; 2 von ihnen auf den Außenstationen. Die seit mehr als 2 Jahren das Krankenhaus in Alt-Döbern leitende dienende Schwester des Johanniter-Ordens Cäcilie von Stülpnagel erhielt einen Ruf als Oberin des Diakonissenhauses in Danzig. Vor ihrer Uebersiedelung dorthin empfing sie am 20. September v. J. in Bethanien die Einsegnung zum Diakonissenamte.

Von der Heilanstalt Bethaniens wird folgendes berichtet:

Der Bestand an Kranken betrug Ende 1891:	256
neu aufgenommen wurden im Laufe des Jahres 1892	2561
mithin im Ganzen verpflegt	2817

Personen; 187 mehr als 1891, an 98 002 Verpflegungstagen, davon 11 966 frei. — Der durchschnittliche Tagesbestand betrug $269^{8}/_{61}$, der der Freikranken $32^{127}/_{183}$.

Von den aufgenommenen Kranken waren: Evangelische 2311, Katholiken 236, Juden 9, Baptisten 2, Dissidenten 3.

Es sind entlassen worden: geheilt 2076, ungeheilt 88, gestorben 404, zusammen 2568 und verblieb Ende des Jahres 1892 ein Bestand von 249.

Die Zahl der Außenstationen Bethaniens beträgt 45, die an 42 verschiedenen Orten befindlich, in denen 195 Schwestern in der Kranken- und Siechenpflege, in Waisenhäusern, Armenhäusern, Mägdeherbergen, in der Gemeindepflege ꝛc. thätig sind. 30 von diesen Schwestern arbeiten in Segen in den 10 Johanniter-Krankenhäusern zu Erdmannsdorf, Polzin, Jüterbog, Neu-Ruppin, Sonnenburg, Stendal, Neusalz, Pritzwalk, Bandsburg und Züllichau. —

Digitized by Google

Im Jahre 1892 wurden auf diesen Außenstationen drei Jubiläen festlich begangen. Am 10. Januar feierte man das 25jährige Bestehen der Gemeindepflege in Görlitz. Als eine Frucht der von den Schwestern Bethaniens im Jahre 1866 dort geleisteten Kriegslazarethpflege hatte sie sich aus den bescheidensten Anfängen entwickelt zu einer blühenden Station, in deren Anstaltsgebäude eine Spielschule, Kinderstation, Mägdeherberge und Hospiz vereinigt sind, während 3 Schwestern von dort aus die 3 Pfarrbezirke der Stadt und 3 andere die Spielschulen der übrigen Stadttheile bedienen. Eine mit 2 Schwestern versorgte Filiale zu Reichenbach in der Lausitz dient zur Aufnahme von Görlitzer Waisenmädchen.

Am 1. April beging man mit der erst seit Kurzem von Bethanien übernommenen Kinderbewahranstalt zu Spandau das Fest ihres 50jährigen Bestehens und am 18. November in Pritzwalk das 25jährige Bestehen des dortigen Johanniter-Krankenhauses.

Zweimal fanden Hausweihen statt, am 2. Februar des neu erbauten Johanniter-Kreis-Krankenhauses zu Vandsburg in Westpreußen, am 19. Juni des neuen Schwesterhauses in der Gemeindepflege zu Staßfurt.

Ferner sei noch erwähnt, daß am 14. December die Ausführung der seit 2 Jahren geplanten Erbauung einer Diakonissenvorschule und Probeschwesternwohnung beschlossen worden ist, nachdem durch den Ertrag der Sammlungen, sowie durch das Gnadengeschenk Seiner Majestät des Kaisers und Königs und endlich durch die Verwendung einer Stiftung der verstorbenen Gräfin Editha Hacke die erforderliche Bausumme vorhanden ist.

Sprach sich der Bericht für das Jahr 1891 dahin aus, daß man sich der Hoffnung hingebe, es werde die Besserung der finanziellen Verhältnisse Bethaniens stetig weiterschreiten, so ist diese Hoffnung leider nicht in Erfüllung gegangen. Mannigfache Umstände, wie das zeitweise Heruntergehen der Krankenziffer, wofür die Ursache keinenfalls im Hause zu suchen sein wird, die Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse, das Vorwalten gewisser Krankheitsformen, die einen sehr bedeutenden Mehrverbrauch an schweren Weinen veranlaßten, haben trotz der Erhöhung der Pflegesätze es nicht verhindern können, daß das Jahr 1892 mit einem Fehlbetrage von über 20000 Mk. abschloß. Das Curatorium hat bei seinen Berathungen sich der ernsten Bedeutung dieser Sachlage nicht verschließen können, und wenn überwiegend der Wunsch vorlag, nicht an die Oeffentlichkeit zu gehen und zu Bazaren, Concerten und ähnlichen Mitteln behufs Deckung des obigen Betrages zu schreiten, so wurde um so dringender die Hoffnung ausgesprochen, es werden alle Freunde des Hauses, die den Bericht lesen, in ihrem Kreise dahin wirken, daß durch Legate, Geschenke und Sammlungen dem Hause die Mittel geboten werden, das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wiederherzustellen.

Grundsätze und Ziele einer gesunden Armenpflege.

(Nach C. G. Loch, Charity Organisation. London 1892.)

1. Wir glauben an Barmherzigkeit; Unterstützungen sind nur ein Instrument der Barmherzigkeit, an und für sich selbst haben sie wenig Werth für uns. Auch hiermit protestiren wir gegen die alte Lüge, als läge der Grund des Glückes lediglich im Besitze äußerer Güter. Uns ist Barmherzigkeit eine Kunst.

2. Bisweilen mag bloße materielle Unterstützung genügen; wird jedoch zu reichlich unterstützt, übersteigt die Summe der Unterstützungen die Summe des auf die Armen geübten Einflusses, so sind alle Unterstützungen vergeblich, ja sie dienen nur zur Vermehrung der Armuth. Mit gewissen Einschränkungen läßt sich sagen: genau so viel Einfluß eine Gemeinde auf ihre Armen übt, genau so viel Nutzen schaffen die gewährten Unterstützungen.

3. Der Nutzen mildthätiger Anstalten wird gemehrt und ihr etwaiger Schade wird verhütet, wenn Barmherzigkeit organisirt wird. Geschieht dies nämlich, so muß man auf bestimmte Methoden des Handelns bedacht sein, durch welche den Armen wirklich und dauernd geholfen werden kann.

4. Die Methoden organisirter Barmherzigkeit sind Individualisirung der Fälle und Zusammenarbeiten der Helfer. Dazu gesellt sich genaue Untersuchung jedes Falles und, wo möglich, gründliche Abhilfe.

5. Barmherzigkeit ist für uns der tiefste Gedanke der Religion, die treibende und erhaltende Kraft einer idealen Gemeinde und zugleich der eigentliche Bürgersinn, der dahin strebt, alle Bürger nicht bloß leben, sondern unter glücklichen Umständen leben zu machen. Organisation ist für uns das Streben, jeden Theil zum Wohle des Ganzen beitragen zu lassen, jedem Theile seine bestimmte Aufgabe anzuweisen für die gesegnete Entwickelung des Ganzen. Was getrennt und unorganisirt verderblich ist, das ist zweckdienlich, wenn man es verbindet und organisirt. Für uns sind die Begriffe „Barmherzigkeit" und „Organisation" auf einander angewiesen. Die beständige Rücksichtnahme auf andere ist für die eine das treibende Motiv, für die andere die wirkende Kraft. Haben wir Kraft, so ist Barmherzigkeit ihre Quelle, doch unsere Rüstung und Waffe ist Organisation.

6. Die staatliche Armenpflege hat plötzlich eintretender und vorübergehender Noth durch Gewährung der sofort erforderlichen Hilfe zu steuern, sonst hat sie sich auf Gründung und Verwaltung von Arbeitshäusern, Krankenhäusern und Waisenhäusern zu beschränken. Die eigentliche Armenpflege, deren Ziel es ist, den Armen wieder erwerbsfähig und selbstständig zu machen, ist nicht Sache besoldeter Beamten, sondern eine Aufgabe freiwilliger Bürgerthätigkeit. Als Bürger wie als Christen haben wir uns für diesen Zweck zu organisiren, damit wir nicht planlos unsere Gaben verzetteln, sondern damit wir als solche,

Digitized by Google

die da wissen und verstehen, was sie wollen, wirklichen Segen stiften. (Schäfers Monatsschr. f. J. Miss.)

Das Diakonissenhaus zu Posen

hat auch im vergangenen Jahre einen erfreulichen Zuwachs an Schwestern gehabt. 25 Aspirantinnen wurden in die Vorprobe aufgenommen. Da 13 Schwestern theils freiwillig, theils unfreiwillig wieder ausschieden, betrug die Gesammtzahl derselben am Schlusse des Kalenderjahres 157, von denen 77 eingesegnete Diakonissen, 37 Beischwestern und 43 Probeschwestern waren. Am 8. Februar 1892 wurden 12 Beischwestern zum Diakonissenamte eingesegnet. — Die Diakonissen-Vorschule bestand am Ende des Jahres aus 19 jungen Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren. 17 Schülerinnen wurden aufgenommen, 7 schieden wieder aus, eine wurde entlassen und 5 traten in die Schwesternschaft.

Im Laufe des Jahres 1892 traten 3 Damen als Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens ein. Vier dienende Schwestern dieses Ordens haben mehrere Monate hindurch, wie die Nr. 2 der „Blätter aus dem Posener Diakonissenhause" der wir diese Mittheilungen entnehmen, berichten, dem Hause schätzenswerthe Dienste geleistet.

Die Zahl der in das Hospital des Mutterhauses im Jahre 1892 aufgenommenen Kranken betrug 1428, gegen 1401 im Vorjahre, die der Verpflegungstage 45 984, gegen 47 539 im Vorjahre. Die höchste tägliche Krankenzahl betrug 152.

Die Leistungen des Hauses in der Privatpflege haben sich im Vergleich zu dem Vorjahre erheblich gesteigert. Es wurden vom Mutterhause aus in 110 Familien, von denen 65 in der Stadt und 45 in der Provinz wohnten, 1566 Tagespflegen und Nachtwachen und außerdem 356 Nachtwachen geleistet.

Es haben acht neue Arbeitsfelder übernommen werden können und 16 neue Schwestern sind dauernd auswärts stationirt worden. Am Schlusse des Jahres betrug die Zahl der mit Diakonissen des Posener Diakonissenhauses besetzten Arbeitsfelder 52, die der Städte in denen sie arbeiten 36.

Leider hat sich die Schuldenlast des Hauses noch nicht herabgemindert, ist vielmehr, da noch ein Theil der Baurechnungen zu begleichen war, wiederum gestiegen und beträgt zur Zeit 108 750 Mark.

(Eingesandt. Um Abdruck wird gebeten.)

Jeder Vaterlandsfreund muß wohl tief bekümmert sein über den giftigen Parteikampf der Presse, gerade in diesem Moment, wo Einigkeit bezüglich der Wehrhaftigkeit des Vaterlandes doch allem andern vorgehen sollte.

Könnte diesem Parteizwist nicht wenigstens auf einige Wochen Einhalt gethan werden? — Sollte es unmöglich sein, die Redactionen zu einem Verbande zu bewegen, der für diese kurze Zeit Waffenstillstand schlöße mit dem einzigen Paragraphen: „Verdächtigungen unter einander in Parteizwecken zu unterlassen bis nach den Wahlen."?

Unbenommen mag es sein, die eigene Partei zu vertreten, ihre Aussichten in glänzendem Licht darzustellen, ihre Candidaten auf den Schild zu heben und die gegnerischen zu verkleinern.

Wenn ein deutsch-patriotischer Gesinnungsbund aus allen Ständen, Berufsgenossenschaften und Parteien in Wirksamkeit träte und durch persönliches Einwirken die Redactionen zu einem solchen Federstillstand zu veranlassen, so würde dies eine That sein, die das Vaterland ihm danken würde. —

Denkt man sich nun einen solchen Bund dahin erweitert, daß er auch freiwillige Gaben in Empfang nähme, mit dem Zweck: der Presse zu Gut zu kommen, um so vielleicht den Anfang zu einem Preßverbande zu legen, dessen Vertretung unter den großen Berufsgenossenschaften der Gegenwart um so berechtigter erscheinen muß, als diese auf der sittlichen Basis der Vaterlandsliebe ruhend, und alle Parteizwecke ihr unterordnend, den schmählichen, zum Theil landesverrätherischen Ausschreitungen ein Ziel setzen und es auf immer verfehmen könnte, so wäre dies eine zweite That, die das Vaterland nie vergessen könnte. —

Carlsburg bei Züssow,
Neuvorpommern, im Mai 1893.

Graf Bismarck-Bohlen.

Literatur.

Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins. Herausgegeben von dem geschäftsführenden Ausschuß unter verantwortlicher Redaction von Professor D. Hermann Guthe. Band XVI., Heft 1 u. 2. Mit zwei Tafeln und vier Abbildungen im Text. Leipzig 1892, in Commission bei K. Baedeker.

Inhalt: Alte Namen im heutigen Palästina und Syrien. Von Dr. Georg Kampffmeyer in Celle (Schluß). — Ergebnisse meiner Reise durch Hauran, Adschlun und Belka. Von G. Schumacher in Haifa. — Eine arabische Inschrift aus dem Ostjordanlande in historischen Erläuterungen. Von Dr. Max von Berchem in Genf. — Bericht über neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Palästinaliteratur 1891. Von Dr. J. Benzinger in Tübingen. — Nachträge und Mittheilungen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 a.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 21. Juni 1893. **Nr. 25.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juni 1893 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juni 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	63			
	Zugang pro „ „	37			
		100			
	Abgang „ „ „	38			
	Bleibt Bestand	62	62	1 953	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	66			
	Zugang pro „ „	76			
		142			
	Abgang „ „ „	40			
	Bleibt Bestand	102	102	2 700	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1893	84			
	Zugang pro „ „	64			
		148			
	Abgang „ „ „	5			
	Bleibt Bestand	143	143	2 986	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	38			
	Zugang pro „ „	22			
		60			
	Abgang „ „ „	30			
	Bleibt Bestand	30	30	1 068	50
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	38			
	Zugang pro „ „	17			
		55			
	Abgang „ „ „	13			
	Bleibt Bestand	42	42	1 277	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	20			
	Zugang pro „ „	19			
		39			
	Abgang „ „ „	25			
	Bleibt Bestand	14	14	501	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	27			
	Zugang pro „ „	27			
		54			
	Abgang „ „ „	32			
	Bleibt Bestand	22	22	723	43
	zu übertragen		415	11 208	487

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juni 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		415	11 208	487
8.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	30			
	Zugang pro „ „	17			
		47			
	Abgang „ „ „	19			
	Bleibt Bestand	28	28	970	40
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	64			
	Zugang pro „ „	21			
		85			
	Abgang „ „ „	26			
	Bleibt Bestand	59	59	1 784	65
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	14			
	Zugang pro „ „	21			
		35			
	Abgang „ „ „	12			
	Bleibt Bestand	23	23	604	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	47			
	Zugang pro „ „	30			
		77			
	Abgang „ „ „	37			
	Bleibt Bestand	40	40	1 292	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	49			
	Zugang pro „ „	51			
		100			
	Abgang „ „ „	61			
	Bleibt Bestand	39	39	1 585	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	32			
	Zugang pro „ „	27			
		59			
	Abgang „ „ „	29			
	Bleibt Bestand	30	30	955	45
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	16			
	Zugang pro „ „	26			
		42			
	Abgang „ „ „	21			
	Bleibt Bestand	21	21	599	40
	zu übertragen		655	18 997	809

Digitized by Google

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juni 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		655	18 997	809
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	51			
	Zugang pro " "	48			
		99			
	Abgang " " "	39			
	Bleibt Bestand	60	60	1 714	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	18			
	Zugang pro " "	26			
		44			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	29	29	804	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	33			
	Zugang pro " "	13			
		46			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	33	33	1 086	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	12			
	Zugang pro " "	18			
		30			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	13	13	311	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	26			
	Zugang pro " "	27			
		53			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	33	33	869	42
20	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	23			
	Zugang pro " "	17			
		40			
	Abgang " " "	27			
	Bleibt Bestand	13	13	855	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	22			
	Zugang pro " "	28			
		50			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	28	28	885	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	10			
	Zugang pro " "	14			
		24			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	11	11	242	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1893	10			
	Zugang pro " "	—			
		10			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	10	10	310	15
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	7			
	Zugang pro " "	7			
		14			
	Abgang " " "	5			
	Bleibt Bestand	9	9	255	20
	zu übertragen		894	26 328	1 267
	Uebertrag		894	26 328	1 267
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	18			
	Zugang pro " "	15			
		33			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	17	17	514	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	17			
	Zugang pro " "	28			
		45			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	24	24	616	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	4			
	Zugang pro " "	4			
		8			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	4	4	176	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	5			
	Zugang pro " "	4			
		9			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	5	5	173	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1893	30			
	Zugang pro " "	—			
		30			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	29	29	900	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	19			
	Zugang pro " "	23			
		42			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	22	22	566	30
31.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	10			
	Zugang pro " "	10			
		20			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	16	16	365	23
32.	**Plau:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	9			
	Zugang pro " "	7			
		16			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	9	9	279	29
33.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	27			
	Zugang pro " "	45			
		72			
	Abgang " " "	47			
	Bleibt Bestand	25	25	959	48
34.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	36			
	Zugang pro " "	15			
		51			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	36	36	1 141	50
	zu übertragen		1 081	32 017	1 544

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 081	32 017	1 544
35.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	—			
	Zugang pro " "	84			
		84			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	84	84	1 267	86
36.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	—			
	Zugang pro " "	47			
		47			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	46	46	992	41
37.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	38			
	Zugang pro " "	20			
		58			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	43	43	1 237	40
38.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Mai 1893	6			
	Zugang pro " "	8			
		14			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	6	6	170	15
39.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	14			
	Zugang pro " "	11			
		25			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	19	19	558	21
40.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Mai 1893	50			
	Zugang pro " "	48			
		98			
	Abgang " " "	48			
	Bleibt Bestand	50	50	1 647	50
41.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Mai 1893	14			
	Zugang pro " "	10			
		24			
	Abgang " "	10			
	Bleibt Bestand	14	14	437	32
42.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Mai 1893	17			
	Zugang pro " "	16			
		33			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	21	21	568	20
	Zusammen		1 364	38 893	1 849

Der gesammte Abgang an Kranken pro Mai 1893 beträgt 785, davon sind gestorben 70
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 67
geheilt 648
wie vor 785.

43. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. April 1893** . . . . 35 Kranke.
Zugang pro **April 1893** . . . . 36 "
71 Kranke.

Davon sind: Kranke.
gestorben . . . . —
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . 10 "
geheilt . . . . 22 "
32 "

Bleibt Bestand am **1. Mai 1893**: . . . . . 39 Kranke.
Unter den Aufgenommenen befanden sich 8 Europäer, 8 Muhamedaner, 1 Druse und 19 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro April 1893 beträgt 960.

Poliklinisch wurden 554 Personen behandelt.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Albrecht von Preußen, Königliche Hoheit, wird am Dienstag, den 27. dieses Monats, Vormittags 11 Uhr, ein Capitel des Johanniter-Ordens in Höchstseinem Palais hierselbst abhalten.

Maria Beatrix von Este
oder
die Stuarts in St. Germain.

(Fortsetzung.)

Als Jacob II. verschieden war, sprach Marie Beatrix zu ihrem Sohne: „Sir, ich erkenne Euch als meinen König an, aber ich hoffe, Ihr werdet nicht vergessen, daß Ihr mein Sohn seid.“ Sie begab sich zu Madame de Maintenon, zu welcher sie bald nach ihrer Ankunft auf französischem Boden in ein inniges Verhältniß getreten war. „Die Königin,“ sagt der Herzog von Noailles in der Lebensbeschreibung dieser berühmten Frau, „fand bei ihr so viele Rücksicht und Theilnahme in ihrem Unglück und so vielen christlichen Trost, daß die Uebereinstimmung in ihren religiösen Gesinnungen eine Freundschaft bildete, die nur der Tod trennte.“*) Zu ihren Gemächern sah Marie Beatrix Ludwig XIV. Im Conseil war an demselben Tage beschlossen worden, sich an die Bestimmungen des Ryswicker Friedens zu halten und dem Prinzen von Wales nicht den Königstitel zu geben. Die Vorstellungen und Thränen der königlichen Wittwe vermochten über Ludwig XIV. mehr als die einstimmige Ansicht seines ganzen Ministerrathes, als die politische Klugheit, als die Interessen seines Landes, als sein eigenes durch die Verträge gebundenes Wort. Vor dem Thore der französischen Königsburg wurde Jacob III. als König von England, Schottland, Frankreich und Irland ausgerufen. Das englische Volk und seine Regierung nahmen den leeren Act als eine Injurie auf, und erst der Utrechter Friede beendete den Krieg, welcher Frankreich an den Rand des Abgrundes führte.

Am 27. September schrieb Marie Beatrix folgendermaßen an ihre Stieftochter, die Prinzessin Anna:

*) „La Reine trouva en elle tant de compassion et de respect pour ses malheurs, et aussi tant de consolation chrétienne, que la conformité de leurs sentiments réligieux forma entre elles une amitié, qui ne s'effaça plus.“

Le duc de Noailles Vie de Mdm. de Maintenon Vol. III.

Digitized by Google

„Ich betrachte es als meine unabweisliche Pflicht, nicht länger mit der Mittheilung einer Botschaft zu säumen, welche der beste der Männer wie der beste der Väter mir für Euch übertragen hat. Wenige Tage vor seinem Tode ersuchte er mich, Euch wissen zu lassen, daß er Euch aus dem Grunde seines Herzens verzeihe und zu Gott bete, daß auch himmlische Vergebung Euch zutheil werde. Er ertheile Euch seinen Scheide-Segen, und bete, daß Gott Euer Herz umwandle und Euch im Entschluß bestärke, an seinem Sohne wieder gutzumachen, was Ihr wider ihn gesündigt. Ich habe nur hinzuzufügen, daß ich mein Gebet mit dem seinigen vereine, während es meine Aufgabe sein wird, dem Jüngling, der meiner Sorgfalt anvertraut ist, die Gesinnungen seines Vaters einzuflößen. Denn bessere kann Keiner im Busen nähren." „Mein Herz und meine Seele sind traurig, zum Tode traurig," schrieb sie kurz darauf an die Äbtissin von Chaillot. „Mein Leid, statt sich zu vermindern, mehrt sich mit jedem Tage."

Ein Jahr zuvor, beim Tode ihres letzten Kindes, des elfjährigen Herzogs von Glocester, hatte Jacob's undankbare Tochter die Hand Gottes schwer empfunden.

Um die Zeit, wo König Jacob starb, war bereits die letzte Hoffnung geschwunden, die Nachfolge in der männlichen Linie der Stuarts im Königreich erhalten zu sehen, wenn der Sohn des Verbannten ausgeschlossen blieb. Religiöser Haß, Besorgniß vor neuem französischen Einfluß, Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Prinzen selbst, völlig grundlos aber genährt durch die Abneigung Wilhelms III. führten den entscheidenden Beschluß herbei, welcher unter dem Namen des Act of Settlement Jacob III. und die nächsten katholischen Erben der Nachfolge verlustig erklärte und diese auf die Kurfürstin Sophie von Hannover, Jacob's I. Enkelin durch seine Tochter Elisabeth, die Gemahlin des Winterkönigs (Friedrich V. von der Pfalz), und auf deren Linie übertrug. König Wilhelm starb nicht lange nach dieser protestantischen Successionsacte, acht Jahre nach seiner Gemahlin Marie. Wie unter der Regierung seiner Schwägerin Anna die großen Parteien im Königreich offen und heimlich mit einander kämpften, diese Succession festzustellen oder umzustoßen; wie eine Menge der berühmtesten Namen Englands in diesem Kampfe mehr im Glanze ihrer seltenen Fähigkeiten als mit dem stilleren Ruhm der Consequenz und politischen Ehrlichkeit erscheinen; wie der glorreiche Krieg am Ende zu einem Frieden führte, über welchen sich zu freuen oder auf welchen stolz zu sein die Nation geringen Grund hatte; wie der plötzliche Tod der Königin Anna das Project der Restauration zu Schanden machte, ist aus der Geschichte dieser durch historische Gestalten, wie Marlborough, Godolphin, Bolingbroke, durch Autoren wie Pope und Swift berühmt gewordenen, innerlich aber mehr als irgendwie zerrissenen und verstörten Regierung bekannt, mit welcher nach 111 Jahren die Herrschaft der Stuarts in England ein Ende nahm.

In der Frühe des 1. August 1714 starb Königin Anna. Der Bischof von Rochester, Atterbury, Mitglied des damaligen der Restauration günstigen Ministeriums und einer der feurigsten Jacobiten, wollte sogleich nach diesem Ereigniß im Charing-Cross in Pontificalibus Jacob III. ausrufen. Aber die Andern von seiner eigenen Partei, unter ihnen Henry St. John Lord Bolingbroke, der glänzendste Geist, aber auch der intriganteste Politiker, welchen dieselbe je zu den Ihrigen zählte, widerriethen das waghalsige Unternehmen, da sie die Stimmung des Volkes ebenso fürchteten, wie sie die Maßregeln ihrer Gegner kannten. Als Atterbury keine Unterstützung fand, verschwor er sich, die beste Sache in England sei durch Mangel an Unterstützung zu Grunde gerichtet. Im ganzen Lande wurde der Kurfürst von Hannover als Georg I. proclamirt.

Die Sache war verloren, aber die, welche zumeist dabei betheiligt waren, wollten sich's nicht klar machen. Denn das Jacobitische Princip im Lande blieb stark und lebendig. Es war eben das Legitimitätsprincip. König Wilhelm, den man doch den Erwählten der Nation nannte, hatte es oft bitter empfunden, wie Gefühl und Bewußtsein desselben tief im Volke wurzelten, nicht etwa aus Anhänglichkeit an König Jacob, welchen die Mehrzahl, wenn nicht mit Freuden, so doch ohne Bedauern das Land hatte verlassen sehen, dessen Geiste es sich mehr und mehr verschlossen hatte; nicht aus Vorliebe für seinen Sohn, den die Wenigsten kannten. Nicht lange vor dem Tode Anna's war gesagt worden, kein Schwert werde in England wider den Prätendenten gezogen werden, wenn er mit hinlänglicher Macht komme; Viele wollten ihm wohl, ohne gerade Lust zu haben, Habe und Gut für ihn auf's Spiel zu setzen; noch Mehrere hatten der Regierung nur pro forma den Eid geleistet. Daß in Schottland, in dem Erblande der Stuarts, bei so manchen Gründen der Unzufriedenheit, unter denen die Union mit England, diesem selbstständigen Volke, unerträglich, nebst confessionellen Anlässen zum Mißvergnügen obenan stand, bei der alten Abneigung gegen den Nachbarstaat, solche Empfindungen weit stärker waren als in England, darf nicht befremden. Die Häupter der Jacobiten, welche in Frankreich den Prätendenten umgaben, hatten die zweifache Aufgabe, in Schottland den Eifer zu mäßigen, während sie ihn in England anfachten. Einige Zeit hindurch, selbst nach Georg's Thronbesteigung, ließen sich die Dinge sich günstig an. Die Reihen der alten Anhänger des Königshauses füllten sich täglich mehr: die Verbindungen mit den Mitgliedern vornehmer Geschlechter in England wurden immer häufiger. Die von König Georg's Räthen über die letzten Minister seiner Vorgängerin verhängte Verfolgung führte mehrere der talentvollsten und ergebensten Männer nach Frankreich. Bolingbroke wurde der Staatssecretair des Präten-

Digitized by Google

denten; der Graf Ormond, Chef der großen irischen Familie Butler,*) organisirte im Süden Englands die Insurrection. Wo die Bewegung gegen Jacob II. begonnen hatte, sollte sie für seinen Sohn ihren Anfang nehmen. Zahlreiche Anstalten waren getroffen. Von Spanien und Frankreich war reichliche Unterstützung in Aussicht gestellt.

Am Tage nach dem Tode der Königin Anna hatte Bolingbroke zu dem französischen Gesandten Iberville gesagt: Sechs Wochen mehr, und Alles war gewonnen. Dreizehn Monate darauf, Tag für Tag, starb Ludwig XIV. „Der Chevalier (Jacob III.) hat seinen besten Freund verloren," schrieb derselbe englische Staatsmann. „Ich baute vor allem auf ihn und seinen persönlichen Charakter. Meine Hoffnung sank mit seiner Krankheit — sie erlosch mit seinem Tode."

Dennoch brach im nämlichen Moment der Aufstand in Schottland aus. Am 6. September 1715 pflanzte der Graf von Mar die Fahne der Stuarts in Braemar auf. Der Versuch Ormond's in Devonshire schlug fehl. Der Prätendent war in Lothringen, als er die Kunde vom Vorgehen seiner Anhänger erhielt. Seine Ankunft in der Heimath der Väter ward durch mancherlei Zufälligkeiten verzögert: als er am 22. December bei Peterhead landete, hatten das matte und unentschiedene Gefecht von Sheriffmuir und der erfolglose Aufstand im schottischen Niederland wie in Northumberland die Hoffnungen seiner Partei schon sehr herabgestimmt, in dem Maaße, wie die militärische Macht der Gegner gewachsen war. Jacob's persönliche Erscheinung machte keinen belebenden Eindruck auf seine Anhänger; gerade das Gegentheil von dem traf ein, was man in späteren Tagen bei dem Auftreten seines Sohnes sah. Er kam den Leuten zu kalt, zu ernst, zu einsilbig vor; sie sahen ihn nie lachen, und frugen, ob er reden könne; sie klagten, er halte sich zu ferne. Hätte er uns, sagte einer seiner Anhänger, fünftausend Mann guter Truppen gesandt und wäre selber zu Hause geblieben, wir würden ganz andere Dinge vollbracht haben. Doch war sein Benehmen verständig und maßvoll, seine Sinnesart menschenfreundlich, seine Proclamationen passend und den Umständen angemessen. Und es war wahrlich keine Zeit für Heiterkeit und Reden. Wie das Unternehmen schlecht und ohne Einklang begonnen hatte, so endete es ruhmlos. Die Insurgenten hatten Perth besetzt; sie zogen sich zurück beim Anmarsch der königlichen Truppen, welche der Herzog von Argyle führte. Der Feldzug, wenn er diesen Namen verdient, war hiemit entschieden. Am 4. Februar 1716 schiffte sich der Chevalier heimlich ein, in der Nähe von Montrose; nach sieben Tagen landete er in Gravelingen. Die Küste, welche Egmont's glänzenden Sieg gesehen, sah die traurige Rückkehr des flüchtigen Königssohnes.

(Schluß folgt.)

*) Der Mörder Wallenstein's gehörte dieser Familie an, und es ist eine der historischen Licenzen Schillers, die ihn zum Parvenu stempelt.

Arbeiterwohnungen in Cassel.

Die bekannte Locomotivenfabrik des Geheimen Commerzien-Raths Oskar Henschel in Cassel, in welcher ungefähr 2000 Arbeiter beschäftigt sind, hat soeben wieder 36 neue Wohnungen ihren Arbeitern zur Verfügung gestellt. Die Fabrik, welche bereits 136 Wohnungen dieser Art besaß, kommt somit den Bedürfnissen ihrer Angehörigen in ganz hervorragender Weise entgegen, zumal dreißig weitere Wohnungen, bereits im Bau begriffen, im Jahre 1894 fertig gestellt werden. Unter den bereits vermietheten 172 Wohnungen befinden sich allerdings eine Anzahl von Beamtenlogis; diese unterscheiden sich aber, soweit sie für kleine Beamten bestimmt sind, was bei dem größten Theile derselben der Fall, sehr wenig von den für die Arbeiter bestimmten.

Die Häuser, welche zuletzt vollendet sind und in denen sich die Resultate der seit Jahrzehnten auf diesem Gebiet gemachten Erfahrungen der Firma verkörpern, sind, wie die „Social-Corr." schreibt, äußerst praktisch hergestellt. Ihre Lage ist frei und gesund, etwa 10 Minuten von der Henschelschen Fabrik entfernt; das Areal, auf welchem sie erbaut sind, ist 68 a 86 qm groß, wovon 16 a 16 qm auf die Straßenanlagen entfallen. Auf die verbleibenden 52 a 70 qm kommen siebzehn Häuser, von denen zwölf bereits vollendet sind. Jedes der freundlichen, massiv in gelbröthlichen Ziegelsteinen aufgeführten Häuser enthält drei Stockwerke (einschließlich Parterre), gewölbte Keller und reichlichen Dachraum. Bequeme Treppen führen durch das sehr helle und geräumige Treppenhaus, für welches 20 qm der Grundfläche verwendet sind, zu den Wohnungen, von denen sich zwei in jeder Etage befinden. Jede Wohnung enthält drei heizbare geräumige Zimmer, Küche mit bequemem praktischen Herd und Wasserleitung, eine Closet mit Wasserspülung, abgeschlossenen Gang und hinreichend Platz in einem verschließbaren Bodenraum und Keller. Der 1 a 40 qm große Hofraum mit Bleichplatz hinter dem Hause dient den sechs Miethern gemeinschaftlich. Das größte Zimmer, 4,71 m tief und 4,43 m lang, ist tapeziert, die übrigen, von welchen das kleinste 4,43 m tief und 2,5 m lang ist, hell und freundlich gestrichen. Ueberhaupt existirt in diesen Häusern der Begriff Hinterzimmer und Hofwohnung gar nicht, da sämmtliche Räume gleichmäßig Licht und Luft haben.

Die Kosten eines jeden dieser Häuser betragen 28 130 Mk., und zwar 1540 Mk. für den Bauplatz, 1190 Mk. für die nothwendigen Straßenanlagen und 25 400 Mk. für den Bau selbst. Die regelmäßigen Ausgaben für Steuern, Versicherungen u. s. w. belaufen sich auf 90 Mk. jährlich, die der Unterhaltung und Amortisation auf 254 Mk. (1% der Bausumme). An Miethe werden jährlich für jedes Haus erhoben 953 Mk., sodaß 609 Mk. übrig bleiben, was einer Verzinsung von $2^1/_6$% des aufgewendeten Kapitals

Digitized by Google

entspricht. Die Miethe ist naturgemäß sehr billig berechnet und beträgt nicht ganz zwei Drittel der ortsüblichen Preise. Es sind deshalb diese Wohnungen sehr begehrt und stets bewohnt. Die mittlere Kopfzahl der in einem Hause wohnenden Personen beträgt 28, es entfallen somit auf den Kopf 16 qm Wohnraum und 34 Mk. Wohnungsmiethe. Aus dem Miethsvertrag ist nur die eine Bedingung hervorzuheben, daß die Untervermiethung ausgeschlossen ist. Damit ist das Schlafburschenunwesen, welches die Vortheile einer geräumigen und gesunden Wohnung vollständig zu nichte macht, beseitigt. Die Miether werden durch diese Bestimmung, da sie bei dem geringen Miethsatz eine solche gefährliche Nebeneinnahme entbehren können, nicht geschädigt; da, wo ein berechtigtes Interesse vorliegt und eine Beeinträchtigung des Familienlebens des Miethers nicht zu fürchten ist, wird die Genehmigung zum Ablassen einer Schlafstelle an einen Mitarbeiter der Fabrik nicht versagt.

Der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten.

Der unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich stehende „Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten" hielt am 2. d. Mts. im Herrenhause unter Vorsitz des Präsidenten Rösing seine Jahresversammlung ab.

Der Verein hat im letzten Jahre 1133 kranke und erholungsbedürftige Kinder in seine Hospize entsenden können; 44 weniger als im Vorjahre wegen gewisser durch die Cholera gebotener Beschränkungen, dagegen immer noch 64 mehr als im Jahre 1890. Gestorben sind nur drei, bei achtzehn Kindern trat eine Besserung nicht ein; die weitaus überwiegende Mehrzahl der Kranken konnte vollständig geheilt oder doch wesentlich gebessert die Heimreise antreten.

Im einzelnen hat der Verein vier Hospize unterhalten. In Norderney fanden 289 Knaben, 333 Mädchen und außerdem 43 Pensionäre, zusammen 665 Kinder an 33 177 Tagen Aufnahme. Die Ausgaben betrugen 95 493 Mk. Das Friedrich-Franz-Hospiz in Müritz hatte 222 Kinder zu verpflegen, die Ausgaben beliefen sich auf 17 896 Mk. In Wyk auf Föhr waren 163 Kinder, darunter allein 70 aus Berlin; die Gesammtausgaben betrugen 12 805 Mk. In Zoppot endlich wurden 83 Kinder aufgenommen, die 3167 Tage dort verblieben; Ausgaben erwuchsen in Gesammthöhe von 6294 Mk.

Recht gut bewährt hat sich die in Norderney eingerichtete Winterpflege, die 89 Kindern zu theil wurde.

Die Gesammtausgabe des Vereins erreichte die Höhe von 161 783 Mk., ihr standen 167 527 Mk. Einnahme gegenüber.

Die Kinder hatten 10 bis 20 Mk. für die Woche, die Pensionäre 4,50 bis 7 Mk. für den Tag zu zahlen, doch wurden 13 744 Mk. für Freistellen verwendet

Der Kassenbestand hat sich von 16581 auf 22326 Mark erhöht, die Bilanz schließt mit 889 115 Mk. gegen 870 797 Mk. im Vorjahre. Gegen 800 000 Mk. beträg allein der Werth der Hospize mit ihrem Inventar.

Die Zahl der Mitglieder beträgt zur Zeit 550.

Dem Hauptverein stehen außerdem vier Zweigvereine zur Seite. Der Dresdener Zweigverein sandte 62 Kinder nach Norderney, der Braunschweiger 19 ebendorthin, der Oldenburger widmete sich vorwiegend der Ueberwachung der Transporte; der Berliner Frauen-Hilfsverein, der 21 876 Mk. Einnahme hatte, sandte 201 Kinder aus.

Die Sammlung in Berlin für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche.

Das Berliner Comité für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche hat seine im März in Berlin begonnenen Sammlungen gegen Ende Mai abgeschlossen. Dieselben haben einen Reinertrag in baarem Gelde von rund 620 000 Mark ergeben, bei welcher Summe die Königliche Familie mit 196 000 Mark betheiligt ist.

Hierzu kommen noch die von verschiedenen Freunden statt des baaren Geldes bestimmten Gegenstände für die innere Einrichtung der Kirche, in einem Werthe von ca. 87 000 Mark, sodaß der Gesammtertrag der Sammlung 707 000 Mark übersteigt.

Mit Rücksicht darauf, daß in Berlin jetzt gleichzeitig noch Sammlungen für 15 andere Kirchbauten stattfinden, hat das Comité geglaubt, seine Sammlungen nicht über 2 Monate ausdehnen zu dürfen. Es fühlt sich aber zu um so herzlicherem Danke verpflichtet, als ihm in dieser kurzen Zeit so viele große Spenden und so zahllose Beiträge, namentlich auch von unbemittelten Mitbürgern, zugegangen sind, daß dadurch ein Erfolg erzielt wurde, welcher nicht nur der allgemeinen tiefen Liebe für den unvergeßlichen Kaiser Ausdruck verleiht, sondern auch von Neuem beweist, wie in Berlin in weiten bisher getrennten Kreisen die Arbeit der Liebe und Versöhnung auf kirchlichem Gebiete viele Herzen ergriffen und erfreuliche Fortschritte gemacht hat.

Wie es in der großen Reichshauptstadt unvermeidlich war, ist die Sammlung an viele unserer Mitbürger nicht herangetreten. Wir bitten daher Diejenigen, welche uns noch einen Beitrag zugedacht haben, denselben gütigst an unseren Schatzmeister, den Generalkonsul Schmidt, Berlin C., Brüderstraße 5, einzusenden.

Das Berliner Comité
für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 28. Juni 1893. Nr. 26.

1. Adolf Graf von Hompesch-Walbourg, Königlich Niederländischer Kammerherr, auf Schloß Walbourg bei Echt in den Niederlanden, Ehrenritter seit 1866, † zu Wiesbaden 10. Juni 1893.
2. Friedrich Wilhelm von Winterfeldt, Lieutenant a. D., Ehrenritter seit 1871, † zu Düsseldorf 17. Juni 1893.

Conferenz von Vertretern der deutschen Diakonissen-Mutterhäuser,

gehalten zu Berlin im Diakonissenhause Bethanien, am 10. März 1893.*)

Die bange Frage: „Wird unser Vaterland von der Choelra wiederum heimgesucht werden?“ hat seit der schweren Epidemie in Hamburg unser Volk bewegt, und vereinzeltes Auftreten der Seuche in den Nachbarländern wie im Herzen unsres Landes hat die Dringlichkeit dieser Frage deutlich gezeigt. Da mußten die Diakonissenhäuser es als ihre Pflicht erkennen, dieser drohenden Gefahr gegenüber sich zu rüsten und Vorkehrungen zu treffen, daß die etwa plötzlich hereinbrechende Noth die Schaaren der evangelischen Diakonissen bereit fände zur Abwehr und Hilfe. Ein einheitliches Vorgehen auf Grund eines gemeinsam vereinbarten Planes schien dringend erwünscht; darum fand die von Kaiserswerth und Bielefeld ausgehende Aufforderung zu einer Besprechung dieser Angelegenheit bei den deutschen Mutterhäusern freudiges Entgegenkommen, und 29 derselben sandten ihre Vertreter zum 10. März nach Berlin, wo das Mutterhaus Bethanien seine gastlichen Räume in freundlichster Weise zur Verfügung stellte. Das Zusammensein im Diakonissenhause, das von demselben bereitete gemeinsame Mittagsmahl, der Passions-Gottesdienst nach dem Schluß der Berathungen, und endlich das trauliche Beisammensein im Elisabeth-Krankenhause bis zum späten Abend gaben dieser ernsten Zusammenkunft der Diakonissenleute doch wieder den traulichen, familienartigen Charakter, welcher gerade im Angesicht der drohenden Gefahr aufs neue das Gefühl lebendig machte:

„Wir als die von einem Stamme
Stehen auch für einen Mann.“

Hier soll nur kurz das Ergebniß der Berathungen zusammengefaßt werden, an welchen auch als Vertreter des Johanniter-Ordens dessen Werkmeister Graf von Zieten-Schwerin und als Vertreter des Ministeriums für Geistliche und Medicinal-Angelegenheiten Ober-Medicinal-Rath Dr. Schönfeld theilnahmen. Der zum Vorsitzenden erwählte Pastor D. Disselhoff theilte zuerst mit, daß Ihre Majestät die Kaiserin und Königin den Berathungen Allerhöchst Ihre huldvolle Theilnahme zuwende und bereits befohlen habe, daß ihr über das Ergebniß derselben Bericht erstattet würde. Pastor Rohwedder, welcher als Vorsteher des Diakonissenhauses Bethesda in Hamburg die schwere Nothzeit der dortigen Cholera-Epidemie durchgemacht hat, legte in einem einleitenden Bericht die dort gemachten Erfahrungen dar. In kurzer Schilderung der Ereignisse, wie sie sich Ende August bei dem jähen Hereinbrechen der Seuche in Hamburg abgespielt, hob Redner hervor, daß zwar im allgemeinen und besonders auch von Seiten der deutschen Diakonissenhäuser zur Hebung der Noth viel geschehen sei, daß aber ohne alle Frage mehr hätte geschehen können und sollen. Insbesondere sei die Hilfe der nächstgelegenen Diakonissenhäuser, deren Schwestern durch die drohende Seuche in ihren regelmäßigen Arbeitsgebieten festgehalten wurden, nicht so rasch und so ergiebig erfolgt, als dies dringend nöthig gewesen wäre, und so sei es gekommen, daß die katholischen Schwestern hinsichtlich der öffentlichen Krankenpflege namentlich in den Baracken, auch in der so überwiegend protestantischen Stadt Hamburg, den Löwenantheil erlangt hätten. In der hieran sich knüpfenden Besprechung wurde übrigens betont, daß

*) Aus dem März- und April-Heft 1893: „Der Armen- und Kranken-Freund.“ Verlag der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rhein.

Digitized by Google

katholische und evangelische Schwestern in friedlichem Vereine ihre Aufgaben gelöst, und daß z. B. im allgemeinen Krankenhause, wo graue Schwestern und Kaiserswerther Diakonissen bestimmte Säle zu bedienen hatten, erstere den letzteren in freundlichster Weise Beistand geleistet hätten.

In mehrstündiger eingehender Berathung wurden dann die hierunter folgenden Vereinbarungen festgesetzt, von welchen Sr. Excellenz dem Herrn Kultusminister Dr. Bosse Mittheilung gemacht worden ist mit dem gehorsamsten Ersuchen, den betreffenden Behörden die Vereinbarungen zur Kenntniß zu bringen. Diesem Ersuchen ist in zuvorkommendster Weise entsprochen worden, wie aus dem am Schluß mitgetheilten Ministerial-Erlaß hervorgeht.

Wir dürfen schon hier bemerken, daß die meisten deutschen Diakonissenhäuser auf Grund von Nr. 2 der Vereinbarungen schon aus Kaiserswerth als der Vermittelungsstelle gemeldet haben, wie viele Diakonissen sie im Nothfalle für die Cholerapflege freimachen können. Hunderte von Schwestern sind zu diesem gefahrvollen Dienst bereit; den Vorständen und Vereinen, von welchen die Diakonissen dauernd angestellt sind, ist die Mittheilung zugegangen, daß sie beim Eintritt der Seuche aufgefordert werden würden, ihre Schwestern sämmtlich oder zum Theil für die allgemeine Noth zur Verfügung zu stellen. Darauf sind diese Vorstände, soweit uns bekannt, ohne Ausnahme mit vollem Verständniß und willig eingegangen.

So glauben die Diakonissenhäuser gethan zu haben, was in ihren Kräften steht, um bei Ausbruch der Seuche bereit zu sein zu einheitlich geordneter Hilfe. Gott aber behüte in seiner Gnade unser Volk und Land vor der drohenden Seuche!

Vereinbarungen

der auf der Conferenz am 10. März 1893 in Bethanien zu Berlin vertretenen 29 deutschen Diakonissen-Häusern.

I. Abkommen der Diakonissenhäuser untereinander.

1. Die einheitliche Hilfeleistung durch Diakonissen ist nicht bloß auf Cholera, sondern auch auf andere Epidemien zu erstrecken, wiewohl die Cholera an erster Stelle ins Auge gefaßt werden muß.

2. Es ist erwünscht, daß für den Ausbruch einer Epidemie schon jetzt für sämmtliche Diakonissenhäuser, unbeschadet der Selbstständigkeit und freien Bewegung jedes einzelnen, eine „Vermittelungsstelle“ geschaffen werde, durch welche die Hilfe, der Noth entsprechend, regulirt und eine Vertrauensperson an Ort und Stelle zur Ueberwachung der nothwendigen Maßnahmen ernannt wird.

Auf Wunsch der Versammlung erklärt sich das Diakonissenhaus Kaiserwerth bereit, die Vermittlungsstelle zu bilden.

Die vertretenen Diakonissenhäuser stellen in Aussicht, möglichst rasch der Vermittlungsstelle mitzutheilen, wie viele Diakonissen sie beim Ausbruch einer Epidemie sofort zur öffentlichen Hilfeleistung zu senden im Stande sind, sowie ihnen geeignet erscheinende Vertrauenspersonen ihres Bezirks zu bezeichnen.

Der Vertreter des Johanniter-Ordens erklärt die Bereitwilligkeit desselben, aus seinen Mitgliedern Vertrauensmänner zu nennen.

3. Es ist erwünscht, daß die Diakonissenhäuser sich rechtzeitig Ersatzkräfte für den Fall einer Epidemie zu sichern suchen.

4. Die getroffenen Vereinbarungen erstrecken sich in erster Linie auf den Baracken- und Krankenhaus-Dienst, werden aber auch mit möglichster Berücksichtigung der individuellen Verhältnisse auf Privat- und Gemeindepflege ausgedehnt.

II. Abkommen der Diakonissenhäuser mit den berufenden Behörden und Vorständen.

5. Es ist erwünscht, daß seitens der vereinigten Diakonissenhäuser durch die Medicinalbehörden ein einheitlicher Einfluß auf die Gemeindeverbände geübt werde, damit Cholerapflegestätten verständig angelegt und soweit räumlich thunlich vermindert resp. für nahe zusammenliegende Communen zusammengelegt werden, jedoch so, daß weder den Kranken auf dem Transport, noch der Hygieine zu nahe getreten werde.

6. Es ist selbstverständlich, daß die Schwestern auch bei epidemischen Kranken ihres Berufes in dem Geist und Sinn warten, in welchem sie in ihrem Mutterhause erzogen sind. Eine wesentliche Hilfe wird es für sie sein, wenn ihre Kranken seelsorgerisch fleißig bedient werden.

7. In der Regel dürfen in einem und demselben Raum nur Schwestern aus ein und demselben Mutterhause arbeiten.

8. In erster Linie sind Diakonissen zur Pflege bei Frauen- und Kinder-Kranken ins Auge zu fassen.

Für die Pflege der Männer-Kranken würden von Seiten der Brüderhäuser u. s. w. die nothwendigen Vorbereitungen zu treffen sein.

Pastor D. von Bodelschwingh übernimmt es, den befreundeten Brüderhäusern u. s. w. in einer ihm geeignet erscheinenden Form eine dahin gehende Bitte vorzulegen.

9. In Nothfällen übernehmen Diakonissen auch die Pflege von Männer-Kranken unter der Bedingung, daß ihnen die geeigneten männlichen Hilfskräfte untergeordnet werden.

10. Strenge Arbeitstheilung erscheint nothwendig. Es ist erwünscht, daß ein und dieselbe Schwester 24 Stunden dient, natürlich mit den nöthigen Pausen, und dagegen die folgenden 24 Stunden von jedem Dienst befreit ist. — Läßt sich diese Ordnung nicht durchführen, so muß als Erfahrung gelten, daß eine Schwester während des Höhepunktes der Krankheit nur fünf Kranke hinreichend versorgen kann. Ebenfalls ist in dem Falle den vorstehenden Schwestern zur Pflicht gemacht, den Nachtdienst nach den ob-

Digitized by Google

waltenden Verhältnissen und nach Rücksprache mit Vorständen und Aerzten so zu ordnen, daß keine Schwester überbürdet wird.

11. Die berufende Instanz verpflichtet sich, für Wohnung und Verpflegung der Schwestern ausreichende Fürsorge zu treffen.

Es ist dringend nothwendig, daß die Schlaf- und Speisestätten der Schwestern vom Lazareth räumlich möglichst abgetrennt sind.

12. Die berufende Instanz verpflichtet sich, zur Verrichtung derjenigen Arbeiten, welche andere Leute besorgen können, auch die nöthigen geeigneten Hilfskräfte zur Verfügung zu stellen, damit die Schwestern sich möglichst ungehindert der eigentlichen Krankenpflege hingeben können.

13. Die Diakonissenhäuser senden ihre Schwestern ohne vorherige Forderung einer Vergütung. Im Fall die berufende Instanz nach der Höhe derselben ausdrücklich fragt, erklären die Häuser, daß sie mit einer täglichen Vergütung von 1 M. für jede Schwester und der Erstattung der Reisekosten und etwaiger sonstiger baaren Auslagen zufrieden sind.

III. Gesichtspunkte für die Aussendung von Schwestern.

Anmerkung. Zur verständigen Selbstbewahrung wird jedes Haus seinen auszusendenden Schwestern die ihm geeignet erscheinenden Verhaltungsmaßregeln geben. Eine zweckmäßige Zusammenstellung derselben giebt das Büchlein: „Die Cholera". Belehrung über das Wesen der Cholera. Anweisung zur Ausführung der Desinfection. Rathschläge an practische Aerzte wegen Mitwirkung an sanitären Maßnahmen. (Erlaß des Ministers der geistlichen 2c. Angelegenheiten vom 28. Juli 1892). Berlin 1892. R. v. Deckers Verlag (G. Schenck), Königl. Hofbuchhändler, SW. 19, Jerusalemerstraße 56.

Ferner: Schutzmaßregeln gegen die Cholera von Geh. Sanitätsrath Dr. Paul Sachse. Gleicher Verlag.

Von verschiedenen Seiten wurden folgende Einzelheiten erwähnt:

Nur waschbare Kleider sind von den in Epidemien arbeitenden Schwestern zu tragen.

In den Krankenzimmern dürfen die Schwestern niemals etwas genießen, sich nicht mit den Händen an den Mund oder ins Gesicht fassen; stets vor einer Mahlzeit den Mund spülen, die Hände waschen, womöglich die Kleider wechseln 2c. Keine Schwester lasse sich durch das Flehen und Jammern der Kranken dazu verleiten, die ärztlichen Verordnungen nicht genau zu befolgen.

Erlaß Sr. Excellenz des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten
an die sämmtlichen Königlichen Ober-Präsidenten.

N. Nr. 3788. Berlin, den 12. April 1893.

In einer am 10. März d. J. in Bethanien hierselbst stattgehabten Conferenz von Vertretern von 29 deutschen Diakonissenhäusern sind gewisse Vereinbarungen über die Hilfeleistungen durch Diakonissen bei Cholera getroffen worden, welche mir die Direction der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth mit der Bitte vorgelegt hat, daß diejenigen unter denselben, welche die Abkommen der Diakonissenhäuser mit den berufenen Behörden und Vorständen betreffen, von mir zur Kenntniß der interessirten Kreise gebracht werden möchten.

Ew. Excellenz lasse ich diesem Wunsche entsprechend in der Anlage einen Abdruck der betreffenden Vereinbarungen mit dem ganz ergebenen Ersuchen zugehen, den Inhalt der letzteren in geeignet erscheinender Weise den Gemeindebehörden, sowie den Vorständen von Kranken- und anderen Anstalten, bei welchen die Inanspruchnahme von Diakonissen zur Pflege von Cholerakranken ins Auge zu fassen ist, mitzutheilen und darauf hinzuwirken, daß dieselben die gebührende Berücksichtigung finden.

In Betreff des ersten Satzes der Vereinbarungen (N. 5) ist es zwar erstrebenswerth, daß die werthvolle Hilfeleistung der Diakonissen nicht durch Benutzung zu zahlreicher getrennter Anstalten in unnöthiger Weise zersplittert wird; es wird aber zugleich hierbei festgehalten werden müssen, daß nicht etwa durch zu weiten Transport die Kranken geschädigt werden dürfen oder die Gefahr einer Verschleppung der Seuche erhöht werden darf.

gez.: Bosse.

Maria Beatrix von Este
oder
die Stuarts in St. Germain.
(Schluß.)

Einen Augenblick noch weilte der Chevalier de St. George in St. Germain. Nach einigen Winkelzügen, die ihn bis Neuilly zurückführten, zum Leidwesen seiner eigenen verständigeren Anhänger, Zeugen des Mißvergnügens des französischen Hofes und der so thätigen wie gefährlichen Intriguen des englischen Botschafters Grafen Stair, kehrt er endlich nach Lothringen zurück, das eine Art neutralen Gebietes war. Als die Annäherung der Politik des Cardinals Dubois, Premierminister des Regenten, an England seinen Aufenthalt in Bar Hindernisse in den Weg legte, als weder der Prinz von Vaudemont noch irgend ein anderer der deutschen Reichsfürsten an den französischen Grenzen ihm Aufnahme zu gewähren wagte, ging er nach Avignon, wo er am 2. April ankam und wo die päpstliche Regierung ihm wenigstens für den Augenblick einigen ruhigen Aufenthalt sicherte. Vorher hatte er schon den unerklärlichen Mißgriff begangen, Bolingbroke zu entlassen, und sich so nicht nur der Dienste des fähigsten Mannes seiner Partei zu berauben, sondern auch noch die seiner Gegner zu verstärken. Da die politischen Verhältnisse seinen längern Aufenthalt auf französischem

Digitized by Google

Boden, und selbst in der päpstlichen Enclave, wo er wie ein Gefangener gewesen wäre, unmöglich machten, nahm er gerne die Einladung Papst Clemens XI. (Albani) an, in dem Kirchenstaat seine Wohnung zu wählen. Gegen Ende Juni 1717 war er in Rom, wo der „König von Großbritannien, Frankreich und Irland" mit den Ehrenbezeugungen empfangen ward, die dem Range gebührten, welchen die päpstliche Regierung ihm zugestand. Reiche Geschenke und freundliche Aufnahme zeugten von dem Wunsche des Papstes, den Erben der Stuarts sein Unglück und die widrige Wendung seines Geschicks in Frankreich wenigstens auf Augenblicke vergessen zu machen. Jacob wohnte dem St. Petrus- und Paulsfeste bei, dann begab er sich nach des Papstes Vaterstadt Urbino, wo er vorderhand zu verweilen beabsichtigte.*)

Es war am 11. Juli, als er in der vormaligen Hauptstadt eines kleinen Herzogthums anlangte. Monsignor Alamanno Salviati, aus der vornehmen florentinischen Familie, von Avignon her mit dem Prätendenten bekannt, war zum Gouverneur der Stadt ernannt worden, wo einer der Neffen Sr. Heiligkeit den hohen Gast empfing. Diesen nahm der herzogliche Palast auf, welchen um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Luciano Laurana für Friedrich von Montefeltro gebaut hatte, einst eine der schönsten Residenzen Italiens, heute noch Gegenstand verdienter Aufmerksamkeit so der Künstler und Kunstfreunde wie der Historiker, durch die merkwürdige Lage auf den starren Felsenmassen dieser Apenninen-Vorhöhe, von welchen die Stadt auf das blühende Metaurusthal, und nach dem romagnolisch-märkischen Uferland hinabblickt, durch Anmuth und Zweckmäßigkeit der architektonischen Formen, durch den Reichthum und die Zierlichkeit des Ornaments, das noch in seiner Vernachlässigung zum Muster dient, während antiquarische Schätze und lebendige Erinnerungen an die beiden Herrschergeschlechter, welche dies Haus zum Mittelpunkt glanzvollen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens, das Land zur Pflanzschule hochstrebender Geister machten, aus der heutigen Verödung in eine thätige Zeit versetzen. Ein zahlreiches Gefolge kam mit dem Prätendenten. Es waren die Gefährten seiner mißglückten Expedition, Ormond, Mar, Perth, Lord Nithisdale, welcher letztere gefangen und zum Tode verurtheilt worden war, und dessen heldenmüthige Gemahlin,*) die ihn aus dem Tower befreit und von dem Schicksal gerettet hatte, welcher Derwentwater und Kenmure traf. Man mag sich denken, wie in dem kleinen stillen Urbino Alles sich um die neue Hofhaltung drängte. Gottesdienstliche Uebungen, ceremonielle Empfangstage, an Festnachmittagen Corsofahrten in einer sechsspännigen Staatscarosse, die Edelleute zu Pferde, eine Menge Lakaien in der königlichen Livree, Abendunterhaltungen mit Spiel und Musik in den Häusern Bonaventura und Staccoli, wo Jacob III. durch seine Leutseligkeit die Herzen gewann und mit den Damen Lhombre spielte, Privattheater im Carneval. Im Palast war mehrmals Empfang für den Adel der Stadt und Umgebung. Da es in Urbino keine Oper gab, machte der Prätendent gelegentliche Ausflüge nach dem nicht fernen Fano, einer Stadt, die für ihn noch die Bedeutung hatte, daß seine mütterliche Großmutter, Laura Martinozzi, aus einer dortigen Familie stammte. Am 18. Mai des folgenden Jahres brachte ein Courier die Nachricht von dem Tode der Königin Marie Beatrix.

Dreißig Jahre lang war das Leben der vertriebenen Königin ein Leben voll Leid, voll Bangigkeit, voll Entbehrung gewesen — dreißig Jahre lang hatte sie mit Muth, mit Standhaftigkeit mit Gottvertrauen gekämpft wider das Schicksal, das sie und die Ihrigen erdrückt. Schon ehe der König todt war, hatte sie, wie wir gesehen, die Leitung aller Angelegenheiten und Interessen des Hauses übernehmen müssen. Nachmals, so lange ihr Sohn im zarten Alter stand, ruhte auf ihr jegliche Last und Sorge. Vom Frühling 1708 an, wo Ludwig XIV. den ersten Versuch gegen die englischen Küsten zu Gunsten der Prätendenten machte, bis zu Anfang 1716, wo die zersprengten Reste der schottischen Expedition heimkehrten und die Häupter mancher der vornehmsten Mitglieder des Adels unter dem Beil fielen, ein blutiges Vorspiel dessen, was zu ihres Enkels Zeit geschehen sollte, war eine bange Sorge der anderen gefolgt. Und die bittersten Täuschungen des Geschicks nicht blos, die entmuthigsten Erfahrungen menschlichen Unbestandes, der Kummer über Mißverständnisse, Neid, Feindschaft, selbst Verrath in der eigenen Partei, die Beweise von Hinterlist und Tücke, die selbst in gefährliche Nachstellungen ausarteten — lauter traurige Begleiter der Exils von Königen — auch Verlegenheit, ja Noth quälten die, welche Herrscherin eines großen mächtigen Reichs gewesen war. Schon um die Zeit

*) Ueber den Aufenthalt des Prätendenten in Urbino 1717—1718, giebt es im Diario di Giovanni Fortudiano Gueroli Pucci, sulle venuta, permanenza et discesso da Urbino, del Re della Gran Bretagna Giacomo III. Stuardo im Communalarchiv gedachter Stadt. Einen Auszug desselben enthält der Aufsatz: The Stuarts in Italy, im Quarterly-Review Bd. LXXIX. (1847) S. 141—168 von James Dennistoun of Dennistoun, Verfasser der Memoirs of the Dukes of Urbino, der sich viel mit der Stuartschen Geschichte späterer Zeit beschäftigt hat. Cardinal Annibale Albani, Clemens XI. Neffe, widmete dem Prätendenten das, leider unvollendet gebliebene Prachtwerk: Memorie concernenti la citta l'Urbino, Rom 1724.

*) Die Gräfin v. Nithisdale, Lady Winifred Herbert, Tochter der Marquis von Powis, welche mit dem Prätendenten in Urbino war, starb in Rom 1749, 5 Jahre nach ihrem Gemahl. Ihr Schreiben an ihre Schwester Lady Traquair, in welchem sie die Befreiung ihres Gemahls aus dem Tower 1716 schildert, ist gedruckt in den Transactions of the Society of Antiquaries of Scotland. Vol. 1 S. 523 ff. u. bei Mahon, Leipz. Ausg. Bd. 1 S. 205).

Digitized by Google

von Anna's Thronbesteigung hatte sie all' ihren Schmuck verkauft, um Mannschaft für die Sache ihres Sohnes zu werben; sie gab ihr Letztes hin, die nothleidenden Familien derer zu unterstützen, die wegen ihrer Anhänglichkeit an die Sache des vertriebenen Königshauses die Heimat verlassen hatten; sie war oft nicht nur außer Stande den Nonnen zu Chaillot die kleinen Geschenke zu senden, die sie diesen standhaften Freundinnen bestimmte, sondern schuldete ihnen beträchtliche Summen für die Kosten ihres langen stets sich widerholenden Aufenthalts im Kloster. Sie hatte gar nichts mehr wegzugeben, und war doch zu hochsinnig Unterstützung anzunehmen in den traurigen und bedrängten Tagen Frankreichs und seiner Königsfamilie. Und inmitten all' dieser Anlässe zu Betrübniß, die oft lästigen, durch ihre Stellung ihr auferlegten Pflichten, die Fahrten nach Paris, nach Versailles, nach Marly zu Hofe, Reisen nach Plombières und Bar zu ihrem Sohne, nachdem der Utrechter Frieden dessen Aufenthalt in Frankreich ein Ziel gesetzt hatte. Dazu die ersten Vorboten, dann der Ausbruch einer unheilbaren Krankheit, des Brustkrebses, welche langsame aber sichere Fortschritte machte und sie oft aufs Lager warf.

All' ihr Leid ward ihr noch zu Zeiten versüßt, so lange sie ihre Kinder um sich sah, so lange König Ludwig lebte. › Aber das Maß ihrer Leiden war noch nicht voll. ‹ Am 18. April 1712 starb Louise Stuart, zwanzigjährig in der Fülle der Anmuth und jugendlichen Frische, an den Blattern, die zu gleicher Zeit den Bruder ergriffen hatten, und ließ die unglückliche Mutter in dem Schmerz zurück, den sie nicht mehr überwand. „Was soll ich Ihnen sagen, meine geliebte Mutter, schreibt Marie Beatrix an Françoise Angélique Priolo die Aebtissin von Chaillot, über die theure Tochter, welche Gott mir gab und wieder nahm? Weiter nichts als daß, nun es sein Wille war, mir zu schweigen geziemt, es sei denn um seinen Namen zu segnen. Es ist der Herr so der Mutter wie der Tochter; er hat die Eine genommen und die Andere gelassen; er hat für das Heil der Einen gesorgt wie für das Wohl des Andern. Wüßte ich nur Nutzen daraus zu ziehen! Aber ich handle nicht, wie mein Mund redet, und wie Gott mir vorschreibt. Beten Sie für mich, meine geliebte Mutter, daß er mir Kraft verleihe, zu handeln nach seinem heiligen Willen."

Drei Jahre nach dem Tode der Prinzessin starb Ludwig XIV. Sie hatte den standhaften und großmüthigen Freund noch auf seinem Todesbette gesehn; auch als er nichts mehr für ihren Sohn thun konnte, nachdem jener Friede geschlossen war, von welchem Marie Beatrix sagte, sie sei überzeugt, er schmerze König Ludwig mehr als sie, war die gegenseitige Achtung und Zuneigung unverändert geblieben. Die Königin wußte, wie viel sie und ihr Sohn verloren, mochten die äußern Verhältnisse immer noch so verändert sein. Ihre vertrauten Beziehungen zu Madame de Maintenon trugen nicht dazu bei, den Regenten, Herzog von Orléans zu Gunsten der Stuarts zu stimmen, doch legte derselbe große Rücksicht gegen Jacob's Wittwe an den Tag.

Wer heute dies verödete, den Einsturz drohende Schloß von St. Germain besucht, an welchem so manche Erinnerungen an Frankreichs Königsfamilie haften, wer von der Terrasse aus den entzückten Blick über das weite fruchtbare, mit Städten, Dörfern und Schlössern gefüllte Thal der in mächtigen Windungen strömenden Seine schweifen läßt, wer in den Irrgängen des unermeßlichen Parks wandelt, den an Jahrmarkttagen Menschen und Zelte beleben, findet kein Andenken mehr an Marie Beatrix, deren Wohnzimmer bis zur großen Revolution in dem nämlichen Zustande erhalten, von den Pöbelrotten verwüstet und ausgeleert wurden. Er findet nur in der neuerdings restaurirten Pfarrkirche von St. Germain-en-Laye das Marmordenkmal König Jacob's II.: eine Mahnung an die jährlich sich mehrende Verödung, welche die umgab, die lange Zeit hindurch Kopf und Herz der Partei der Stuarts gewesen war.

Man liest auf demselben die nachfolgenden Inschriften:

Regio cineri pietas regia.

Ferale quis quis hoc monomentum respicis
Rerum humanarum vices meditare
Magnus in prosperis in adversis maior
Jacobus II. Anglorum Rex
Insignes aerumnas dolendaque fata.
Pio placidoque obitu exsolvit
In hac urbe
Die XVI. Septembris anni MDCCI.
Et nobiliores quaedam corporis eius partes
Hic reconditae asservantur.

Qui prius augusta gestabat fronte coronam
Exigue nunc pulvereus requiescit in urna
Quid solium quid et alta iuvant? Urit omnia lethum.

Verum laus fidei ac morum haud peritura manebit
En quoque summe Deus regem quem regius hospes
Infaustum excepit secum regnare iubebis.

Nach dem unglücklichen Ausgange der schottischen Expedition war Marie Beatrix Leben umsomehr eine Kette kummervoller Wunden, als übertriebene Gerüchte von Erfolgen ihre Siegeshoffnung noch gesteigert hatten. „Der armen Königin von England — schrieb die Mutter des Regenten, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, an ihre Halbschwester die Raugräfin Louise — wäre ihres Herrn Sohns Ankunft und gute Aufnahme in Schottland schier bitter übel bekommen. Die arme Königin ist der Freuden nicht gewohnt; dies aber hat Ihre Majestät so unerhört gefreut, daß ihr das Fieber gleich darüber zugestoßen." Sie hatte dann den Sohn in St. Germain wiedergesehen; sie hatte vielleicht, mit manchen der Ihrigen, die letzte Hoffnung sinken lassen als dieser, der überhaupt

großen Mangel an Vorsicht wie an Beurtheilung der Personen an den Tag legte, mit Bolingbroke brach; sie wäre ihm nach Avignon gefolgt, hätte nicht die Rücksicht, daß sie in der unmittelbaren Nähe von Paris seiner Sache noch nützlich sein könnte, sie in St. Germain zurückgehalten, das für sie nur traurige Erinnerungen hatte, während ihr großer Geist sich dagegen sträubte, von der Großmuth Fremder zu leben. Sie bemühte sich noch in der letzten Zeit, dem geliebten Sohne, auf dem die letzten Hoffnungen des Hauses ruhten, eine Braut zuzuführen, erfuhr aber die Kränkung, in der eigenen Familie, bei der Bewerbung um die Hand einer Tochter ihres Oheims der Herzogs Rinaldo von Modena, eine abschlägige Antwort zu erhalten.

Im April 1718 sank sie auf's Krankenlager. Vielleicht ihre letzten unvollendeten Zeilen sind an Françoise Angélique Priolo gerichtet. „Patientia vobis necessaria est. Ja, in Wahrheit, geliebte Mutter, Geduld thut uns Noth: in allen Lebenslagen habe ich es empfunden. Es schmerzt mich, mein liebes Chaillot nicht besuchen zu können. Bis jetzt hatte ich es gehofft, aber mein Uebel ist zurückgekehrt und meine Hoffnung ist geschwunden. Meine Krankheit ist nicht heftig sondern schleichend: vielleicht bin ich binnen zwei bis drei Tagen frei von dieser Noth, so es Gott gefällt. Wonicht so baue ich auf ihn, daß er mich stärken werde mit Geduld. Ich bin sehr schwach und niedergebeugt."

Am Abend des 6. Mai verlangte sie nach den Sterbesacramenten, dann nahm sie Abschied von ihrer Umgebung: vierzig Jahre lang und darüber hatten Einzelne ihr treu gedient. Sie empfahl ihnen, für ihren Sohn den König zu beten, auf daß dieser sein ganzes Leben hindurch in der Furcht Gottes wandeln möchte. Sie entschlief in der Frühmorgenstunde des folgenden Tags, im Alter von sechzig Jahren. Ihre sterblichen Reste wurden theils in Chaillot beigesetzt, theils in der dem Schutzheiligen Schottlands, St. Andreas, gewidmeten Kapelle des National-Collegiums zu Paris, wo James Drummond Graf und Herzog von Perth, der Erzieher des Prätendenten, seinem unglücklichen Könige und dessen Angehörige ein schönes Denkmal errichten ließ, das dort vereinigt ist mit so manchen Jacobitischen Erinnerungen.

„Herzallerliebste Luise, schrieb am 8. Mai die Mutter des Regenten an die Raugräfin, heute schreibe ich Euch mit recht betrübten Herzen, und ich habe gestern schier den ganzen Tag geweint. Denn gestern Morgen ist die gute, fromme, tugendsame Königin von England um sieben zu St. Germain gestorben. Die muß wohl im Himmel sein. Sie hat keinen Heller für sich behalten, Alles den Armen gegeben, ganze Familien hat sie unterhalten. Ihr Leben lang hat sie von Niemanden übel geredet, und wenn man ihr etwas hat erzählen wollen von Jemand, sagte sie: Si c'est mal de quelqu' un, je vous prie ne me le dites pas; je n'aime pas les histoires qui attaquent la réputation. Sie hat ihr Unglück mit der größten Geduld der Welt ausgestanden. Und das nicht aus Einfalt, denn sie hatte gar viel Verstand, war höflich und angenehm wiewohl nicht schön. — Ich hatte diese Königin recht lieb, ihr Tod geht mir recht zu Herzen."

Der Prätendent antwortete in folgender Weise auf das Beileidschreiben der Aebtissin von Chaillot:

„Ein bereits von mir an Sie abgegangener Brief wird Ihnen gezeigt haben, daß ich um die Zuneigung und besondere Achtung weiß, welche die Königin, meine verehrteste Mutter, für Sie und ihre fromme Genossenschaft hegte, während die ihr bewiesene Anhänglichkeit mir nicht unbekannt bleiben konnte. Weil entfernt also, in dem Beileidschreiben, das Sie in Ihrem Namen und in dem der frommen Schwesterschaft an mich gerichtet haben, irgend etwas Unpassendes zu finden, erkenne ich darin einen neuen Beweis Ihres Eifers, und habe es mit den Empfindungen entgegen genommen, welche der traurige Anlaß in mir weckt. Ich bitte, meine ehrwürdige Mutter um den Beistand Ihres Gebetes, den schweren unersetzlichen Verlust mit Fassung zu ertragen. Fahren Sie fort in Ihrem Gebete für mich, ich bitte darum. Verbinden Sie dasselbe mit dem, welches, so hoffe ich, diese beglückte Seele jetzt im Himmel ausspricht, für Sie wie für mich. Es ist der beste Trost, den ihr Tod uns gelassen hat.

Ihr Leib und Herz sind in guten Händen, wenn sie da sind, wo die Verblichene selber sie gewünscht hat. Glauben Sie, daß in diesem wie in allen Dingen die Bestimmungen einer so vortrefflichen Mutter mir heilig sein werden, und daß es mir zur Freude gereichen wird, Ihnen wie den frommen Hause Beweise meiner Achtung und meiner Wohlgeneigtheit zu ertheilen, sobald es der Vorsehung gefallen wird, mich mit den Mitteln dazu auszurüsten.

Urbino den 16. Juli 1718

Vostre bon amy
Jaques R.

Die ferneren Schicksale des Prätendenten und seiner Angehörigen sind in einem früheren Aufsatze: „die letzten Stuarts" betitelt, Jahrgang 1884 dieser Blätter geschildert, und besonders ist in demselben die letzte große Expedition der Jacobiten von 1745—46 hervorgehoben, auf die wir unsere Leser verweisen.

L.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Post-Anstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. | Berlin, den 5. Juli 1893. | Nr. 27.

1. Wilhelm Graf von Perponcher-Sedlnitzky, Wirklicher Geheimer Rath und Ober-Schloßhauptmann, auf Neudorf Kreis Reichenbach in Schlesien, Rechtsritter seit 1856, † zu Neudorf 24. Juni 1893.
2. Ferdinand Freiherr von Esebeck, Oberst z. D., Rechtsritter seit 1886, † zu Potsdam 28. Juni 1893.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Albrecht von Preußen, Königliche Hoheit, hat

den Rechtsritter Fürsten Botho zu Stolberg-Roßla,

auf Vorschlag des Convents und der Rechtsritter der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, sowie nach erfolgter Zustimmung des Ordens-Capitels, zum Commendator dieser Genossenschaft, an Stelle des Commendators Prinzen Hugo von Schoenburg-Waldenburg, welcher die Führung der Geschäfte der genannten Genossenschaft niedergelegt hat, ernannt.

Die Fürsorge für Verkrüppelte in Dänemark.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß man neuerdings in Deutschland, besonders in Norddeutschland, der bisher vielfach vernachlässigten Fürsorge für Verkrüppelte in weiteren Kreisen große Aufmerksamkeit zuwendet; in verschiedenen Provinzen Preußens hat die christliche Liebe sich aufgemacht, auch den Verkrüppelten die helfende Hand zu bieten und sie hinweg zu holen von den Landstraßen und Zäunen und herein zu führen in Asyle, darin sie Heilung oder wenigstens Pflege und eine liebe Heimath finden dürfen. Vor uns liegt ein inhaltsreiches Schriftchen, das der Rheinische Provinzialausschuß für Innere Mission zu Langenberg herausgegeben hat, um in in der Rheinprovinz die Frage der Fürsorge für Verkrüppelte anzuregen und in Fluß zu bringen; es ist verfaßt vom Vereinsgeistlichen Pastor Kruse und führt den Titel: Lade die Krüppel ein! (Gütersloh, Verlag von Bertelsmann). Das Schriftchen giebt eine sorgfältige Zusammenstellung alles dessen, was auf dem Gebiet der Krüppelfürsorge innerhalb und außerhalb Deutschlands bisher geschehen ist; unsere württembergischen Einrichtungen — die A. H. Werner'schen Anstalten in Ludwigsburg, die G. Werner'schen Anstalten in Reutlingen, die Thätigkeit des Samritervereins in seinen beiden Anstalten in Stammheim und Reichenberg — werden darin mit besonderer Anerkennung besprochen; zu unserem Bedauern ist dabei — nicht durch Schuld des Verfassers, sondern durch ein Versehen der Berichterstattung — der „Orthopädischen Armenheilanstalt Paulinenhilfe“ in Stuttgart nicht gedacht, in der schon so viele Verkrüppelte, besonders Kinder, Heilung und Hilfe gefunden haben.

Es dürfte übrigens nicht ohne Interesse sein, auch die Krüppelfürsorge in anderen Ländern kennen zu lernen; es dürfte auch für uns manche Anregung davon ausgehen. Wir entnehmen daher dem genannten Schriftchen nachstehende Mittheilungen über die Arbeit in Dänemark, das auf diesem Gebiet eine ganz hervorragende Stellung einnimmt.

Im Jahre 1872 begann Pastor Knudsen in Kopenhagen sein Werk in einem als Klinik ihm dienenden Zimmer. Der von ihm ins Leben gerufene Verein zeigt, wie christliche Nächstenliebe und hervorragende ärztliche Tüchtigkeit einträchtig mit einander wirken. Die Berichte rühmen die thatkräftige Unterstützung, die das Werk von allen Seiten findet. Mit großer Bereitwilligkeit sind dem Verein für Kinder, welche sich melden, sowie für solche, die zur Hauptstadt reisen, damit ihre Bandagen nachgesehen werden, 100 Eisenbahn-Freikarten vom Minister bewilligt worden. Ferner ist angeordnet, daß diejenigen Patienten, welche an Rückgratverkrümmung leiden, medicinisch-gymnastische Behandlung in dem orthopädischen Institut zweier Professoren erhalten, wofür vom Kultusministerium der genannten Anstalt

Digitized by Google

3000 Kronen vergütet werden. Die Kranken erhalten freie Seebäder und warme Bäder. Verschiedene Apotheken haben der Klinik die nöthigen Medicamente ohne wesentliche Ausgaben für den Verein geliefert. Ein Brauereibesitzer stellt wöchentlich 10 Gläser Malzextract zur Verfügung. Von anderer Seite wird die Milch zu bedeutend herabgesetzten Preisen geliefert. Im Jahre 1888 hat der Verein 282 neue Patienten aufgenommen, darunter 220 Kinder. In den 16 Jahren der Thätigkeit des Vereins sind 2370 Patienten angenommen worden. Um ein recht deutliches Bild von dem Knudsen'schen Liebeswerke zu erhalten, folgen wir einem Bericht des Leiters des Oberlinhauses, Pastor Hoppe. Er schreibt: Die eigentliche Heimstätte des Vereins befindet sich Stormgade Nr. 8. Das Haus ist zu ebener Erde für eine Handarbeitsschule eingerichtet, eine Treppe hoch liegt die Klinik, welche täglich zu bestimmten Stunden geöffnet ist. Wir trafen den dirigirenden Arzt Dr. Levy mit einem Assistenzarzt schon in voller Thätigkeit. Handreichung wurde ihnen von dem langjährigen Bandagisten des Vereins, Herrn Oldsen, und einer Wärterin geleistet. Etwa 12 Patienten stellten sich während der Klinikzeit ein. Eine Mutter brachte ihr an beiden Händen und Füßen verkrüppeltes, fast blöde aussehendes etwa 11jähriges Töchterchen. Der Arzt untersuchte das Kind, ließ es Steh- und Gehversuche machen, stellte mehrere Fragen, um sich von den geistigen Fähigkeiten der Patientin zu überzeugen und gab der Mutter einige Verhaltungsmaßregeln; ein anderes Mädchen, das schon früher Fußschienen erhalten hatte, zeigte seine Fortschritte im Gehen; ein drittes Mädchen, das zum ersten Male da war, hatte einen sehr schwachen, hinter dem andern zurückgebliebenen und verkümmerten Fuß; ein viertes Kind, dem vor einigen Wochen der Fuß eingegipst war, stellte sich vor; ein Kind, das vor einger Zeit volle Bein- und Fußschienen nebst Schuhen erhalten hatte, spazierte mit dem neuen Gehwerk fröhlich auf und ab; ein Mädchen von 15 Jahren zeigte einen Fuß mit Bandagen; einem 7jährigen Knaben, den die Mutter von der zu Dänemark gehörenden Insel Amagar brachte, wurde ein Bruchband angelegt; ein Knabe, der einen Höcker hatte, wurde auf die Wirkung eines neuen Gipscorsets untersucht. Ein Kind erschien, das einen großen Wasserkopf hatte und an den Beinen schwach war. Ein Mädchen hatte eine hochgradig nach einer Seite hin verbogene Wirbelsäule, sie kam jeden Tag zur Klinik, um an einer von Dr. Lohrens in Wien erfundenen sinnreichen Maschine Uebungen zu machen. An einem 12jährigen Mädchen mit starkem Buckel wurden Geraderichtungen vorgenommen; einem freundlichen etwa 10jährigen Mädchen wurde in einer Kopfschlinge hängend ein Gipscorset angemessen. Dasselbe wurde aus feiner, in Gips getränkter Gaze mit großer Sorgfalt hergestellt. Jedes der Kinder hatte seine bestimmte Nummer, die es vorzeigte, oder es bekam eine neue Nummer, wenn es zum ersten Male erschien. Ein Arzt untersuchte, der andere notirte dessen Urtheil und Verordnung; letztere wurde dem Patienten schriftlich mitgegeben, dazu Anweisung auf Medicin, auf Bandagen resp. Erneuerung und Reparatur derselben. Das Gesammtverfahren machte einen überaus angenehmen Eindruck von Sachlichkeit und Gründlichkeit. — In den Klinikräumen standen und hingen allerlei Vorrichtungen, wie man sie eben nur in einer solchen auf Verküppelte berechneten Klinik braucht. Ein ganzes Zimmer war angefüllt mit Gipsabgüssen und verkrüppelten Gliedern und Mißbildungen von Schultern, Rücken, Wirbelsäule 2c.

Außer der Klinik hält der Verein im Erdgeschoß desselben Hauses eine Handarbeitsschule für Krüppel; dieselbe besteht seit zwölf Jahren unter Leitung von J. Petersen, einer Dame, die durch die Schule eigenen Leidens zu diesem Beruf herangebildet ward und eine besondere Gabe, Geschick und Liebe für diese eigenartige Thätigkeit besitzt; sie wird von zwei Lehrerinnen unterstützt. Es haben schon an 70 Krüppel zu gleicher Zeit die Handarbeitsschule besucht; im Sommer 1889 zählte dieselbe 50 Zöglinge, davon etwa 15 von außerhalb, die anderen aus Kopenhagen selbst. Für die Krüppel von außerhalb hat man eine Pension in der Anstalt eingerichtet, damit sie von hier aus, wenn nöthig und möglich, die öffentliche Schule besuchen können; die Kinder aus der Stadt kommen nach der Schulzeit. Die Kinder von außerhalb verpflichten sich mindestens auf ein halbes Jahr. Kinder armer Eltern aus Kopenhagen erhalten auch Mittagbrod in der Anstalt umsonst. Die Handarbeitsschule wurde ursprünglich nur für Einarmige eingerichtet, später aber auch auf Gelähmte und andere Krüppel ausgedehnt. Allerlei Apparate hat die Liebe erfunden, an denen die Einarmigen oder einseitig Gelähmten lernen; so ein Nähpult, eine Häkelmaschine und eine Waschmaschine; es ist eine Freude zu sehen, wie flink und geschickt die Kinder arbeiten; ein Mädchen von 16 Jahren, die nur eine Hand, die linke, hat und diese auch verkrüppelt, nähte auf dem Nähpult so schnell, gerade und sauber, daß sie manchem Mädchen mit gesunden Gliedmaßen zum Vorbild dienen konnte. Die Mädchen häkeln Tücher, Mützen, Jäckchen, Röcke, Pelerinen, sie sticken in bunt und weiß, nähen Schürzen, Hemden, Wäsche 2c. Aber auch die Arbeiten für männliche Krüppel muß Fräulein Petersen mit ihren Gehilfinnen verstehen. Die Kranken machen Bürsten, verfertigen Stubendecken und Schuhe aus Tuchecken, flechten Rohrstühle 2c. Einen geordneten Stundenplan hat die Handarbeitschule nicht; die Kinder kommen unregelmäßig, weil die Schulstunden verschieden liegen. Wie treu sich die Handarbeitslehrerin der Krüppelkinder annimmt, davon giebt ein Knabe Zeugniß, der ohne Arme geboren ist. Derselbe war mehrere Jahre in der Anstalt und erwies sich als äußerst geschickt; er lernte

Digitized by Google

mit dem Munde oder mit den Zähnen, die man mit goldenen Platten schützte, und mit Hilfe eines Schnabels, den er vor den Mund schnallte, nähen, häkeln, Bürsten machen und Rohrstühle flechten und kann sich nun von der Arbeit seines Mundes selbst ernähren. Die meisten einhändigen Kinder sind später im Stande, für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen. Welch eine Fülle von Segen geht von einer solchen Anstalt aus! Eine Anschauung von der umfangreichen Thätigkeit des Vereins erhält man, wenn man in der Rechnung für 1888 für Bandagen als verausgabt 8378 Kronen findet. Welche allgemeine Liebe die Thätigkeit des Vereins in Dänemark hat, geht daraus hervor, daß das Kirchen- und Unterrichts-Ministerium dem Verein einen jährlichen Zuschuß von 11000 Kronen giebt. Es ist ein schönes und großes Werk der Barmherzigkeit. Fügen wir dieser Schilderung hinzu, daß seit 1885 in Gotenburg ein gleicher Verein arbeitet, dessen Begründer, der Generaldirector Wieselgren, gelegentlich des Aerztecongresses von 1884 durch den Besuch der Anstalt Pastor Knudsens die Anregung zu gleichem Vorgehen empfangen hat. Auch hier machte man im Lauf der Arbeit bald die Erfahrung, daß die Zahl der gelähmten und verkrüppelten und dabei mittellosen Kranken die anfängliche Annahme um das Fünffache überstieg.

Völlig unabhängig von Pastor Knudsen ist dagegen die Arbeit der Frau Ebba de Ramsay zu Wilhelmsro bei Jönköping am Wettersee. Ihre Anstalten „Wilhelms Minne“ und „die Hoffnung“, 1874 begonnen, wollen in erster Linie Krüppelasyle sein, in denen gerade die allerjammervollsten Elenden Linderung ihrer Leiden, Pflege ihrer geistigen Fähigkeiten finden können. Gelingt eine Kräftigung der Konstitution und eine Fähigmachung zu späterer Selbstständigkeit, so ist ein solches natürlich um so erfreulicher. Als Heilmittel dient nur in sehr geringem Maße ärztliche Hilfe, vielmehr rationelle liebevolle Pflege, gute Nahrung, Hauptpflege durch frische Luft und Wasser. Ueber ihre Erziehungsgrundsätze spricht sich Frau von Ramsay selbst folgendermaßen aus: „Man hat uns vorgeworfen, wir verzögen die Kinder, indem wir ihnen zuviel Vergnügen bereiteten! Im Gegentheil, das Heim ist eigens dazu gegründet, um sie vergnügt und gut zu machen, denn diese beiden Dinge gehören enger zusammen, als man oft glaubt. Es besteht ein Unterschied zwischen unsern verkrüppelten und gesunden Kindern. Letztere haben in sich selber einen immer sprudelnden Quell von Scherz und Frohsinn, unsere aber müssen erst zum Lachen, Spielen und Fröhlichsein angeleitet werden, denn sie tragen auf Schritt und Tritt Fesseln, und manche können ihr Kreuz auf keinen Augenblick ablegen. Da wollen wir nun versuchen, ihnen einige Kissen unterzulegen. Wir können ihnen das Kreuz nicht abnehmen, Gott hat es ihnen ja auferlegt, aber wir denken, es ist kein geringes Werk, wenn wir sie mit ihrem traurigen Dasein zu versöhnen suchen, indem wir sie an Leib und Seele zu stärken unternehmen. So können wir hoffen, daß manche den Weg himmelwärts finden, auf dem sie sonst leicht hätten straucheln und fallen können.“ — Seit etwa 10 Jahren scheint die Arbeit an den Krüppeln in Wilhelmsro immer mehr hinter anderen christlichen Thätigkeiten zurückzutreten. Wilhelmsro widmet sich mehr und mehr solchen Kindern, die unter ungeeigneter Pflege zu verkrüppeln in Gefahr sein würden. Die bleibende Bedeutung der Frau von Ramsay auf dem Gebiet der Krüppelpflege liegt meines Erachtens darin, daß durch ihre Arbeit angeregt und dieselbe eine Zeit lang unterstützend, ein Verein zu Stockholm unter der Leitung der Prinzessin Eugenie im Jahre 1882 eine für etwa 60 Kinder bestimmte Anstalt begründet hat, welche durch enge Verbindung mit der ärztlichen Wissenschaft und durch die Einrichtung einer Hausfleißschule sich der in Kopenhagen und Gotenburg getriebenen Arbeit nähert. (Blätter f. d. Armenwesen.)

Das Hessische Diakonissenhaus zu Wehlheiden bei Cassel

hat seinen 22. Bericht über das 27. und 28. Anstaltsjahr 1891 und 1892 veröffentlicht, aus dem das erfreuliche Wachsthum desselben hervorgeht.

Vor 28 Jahren zu Treysa begründet und am 17. Januar 1883 von dort nach Wehlheiden bei Cassel verlegt, wo an jenem Tage die Einweihung des neuen Mutterhauses stattfand, zählte die Anstalt damals 30 Schwestern, während jetzt, nach Ablauf von zehn Jahren die Zahl von 100 erreicht ist. Damals stammte mehr als die Hälfte der Schwestern aus anderen Provinzen, jetzt gehören zwei Drittel den Töchtern Hessens an. „Fort und fort“, so lautet der Bericht, „ist die Zahl der Freunde unseres Werkes gewachsen und das Netz der christlichen Liebesarbeiten, welches unser Land überzieht, ist von Jahr zu Jahr dichter geworden. Damals hatte das Diakonissenhaus außer der Anstalt zu Treysa und dem Mutterhause an 7 Orten unseres Landes acht Arbeitsfelder besetzt, heute beträgt die Zahl der Arbeitsgebiete ohne die zwei genannten Anstalten 40 an 19 Orten unseres Landes.“

„Zur Einweihung am 17. Januar 1883 konnten nur zwei Drittel des Hauses fertig gestellt werden, weil die Mittel fehlten, das ganze Haus auszubauen; im Verlauf der zehn Jahre sind hinzugekommen das Nebenhaus, in welchem jetzt die Kinder-Krankenabtheilung, das Seminar und die Poliklinik ihr Heim haben, der Saalbau, das schöne Diakonissenheim in Cassel und das Isolirhaus, welches im Rohbau vollendet ist.“

„In der ersten Zeit, nachdem das neue Mutterhaus bezogen war, äußerten viele Freunde die Besorgniß, das Haus werde viel zu groß sein; heute genügt, trotz der inzwischen erfolgten Erweiterungen

Digitized by Google

die Krankenabtheilung nicht mehr für die Ausbildung unserer Schwestern, und die Schwesternräume sind zu klein geworden, um die Eintretenden aufzunehmen. Wir sind, soll die Entwickelung des Diakonissenhauses nicht ernstlich gefährdet werden, gezwungen, in der nächsten Zeit unser Mutterhaus durch einen Neubau beträchtlich zu vergrößern."

Die Zahl der Schwestern beträgt zur Zeit 104; von denselben sind 42 Diakonissen, 22 Novizen, 40 Probeschwestern. Bei dem Jahresfeste am 13. Juni 1891 feierten die Schwestern Ottilie Ballin und Amalie Beucke ihr 25jähriges Diakonissenjubiläum. Bei dem Jahresfeste am 22. Juli 1892 wurden 10 Probeschwestern eingesegnet. — Drei Schwestern sind im Verlaufe der letzten 2 Jahre durch ein seliges Ende zu ihres Herrn Freuden heimgegangen.

Im Jahre 1891 wurden im Hause 4 Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens und 2 Pensionärinnen und im Jahre 1892 4 Lehrpflegerinnen und 1 Pensionärin in der Krankenpflege vorgebildet. Eine der ersteren ist nach vollendetem Lehrkursus im Hause als Schwester aufgenommen. Wiederholt haben Johanniter-Schwestern im Mutterhause wie auf den auswärtigen Stationen ausgeholfen.

Ein ganz besonderer Festtag der Anstalt war der 11. September des Jahres 1891, an welchem Ihre Majestät die Kaiserin und Königin zum zweiten Male das Mutterhaus zu besuchen und längere Zeit in demselben zu verweilen geruhten.

Im Jahre 1891 wurden im Diakonissenhause 1582 Kranke behandelt, von welchen 1184 auf die Poliklinik und 404 auf die Krankenabtheilung fallen.

Die 404 Kranken, welche der klinischen Behandlung bedurften, wurden in 10 922 Tagen verpflegt und zwar in der I. Klasse 36 Kranke mit 881, in der II. 32 mit 590 und in der III. 336 mit 9451 Verpflegungstagen. Freie Verpflegung erhielten 53 Kranke für 1245 Tage.

Im Jahre 1892 wurden 407 Kranke klinisch 1252 poliklinisch behandelt, also zusammen 1659 Personen.

Auf die 407 Patienten der Krankenabtheilung kommen 11 117 Verpflegungstage, nämlich auf die I. Klasse 38 Kranke mit 980 Tagen, auf die II. Klasse 30 mit 732 und auf die III. Klasse 339 mit 9405 Tagen.

Frei verpflegt wurden 66 Kranke mit 2259 Tagen.

Das Seminar zur Ausbildung von Kleinkinderlehrerinnen wurde im Sommerhalbjahr 1891 von 17 Seminaristinnen und 4 Schwestern besucht, im Winterhalbjahr 1891/92 von 15 Seminaristinnen und 8 Schwestern und im Sommerhalbjahr 1892 von 8 Seminaristinnen und 4 Schwestern.

18 Seminaristinnen und 1 Schwester erhielten das Zeugniß der Reife. Von den Schwestern nahmen nur einige an allen Unterrichtsstunden Theil und nur eine konnte den ganzen Kursus vollenden.

Von den Seminaristinnen schieden 3 nach einem Semester aus, eine mitten im Semester. Eine Seminaristin mußte ein drittes Semester im Seminar zubringen, ehe ihr das Zeugniß der Reife ertheilt werden konnte. Eine Seminaristin trat als Schwester ein.

Kleinkinderlehrerinnen, welche im Seminar des Diakonissenhauses die Vorbildung erhalten haben, sind in der Provinz Hessen-Nassau angestellt in den Kleinkinderschulen zu Allendorf a. W., Bettenhausen, Bockenheim, Cassel, Cornburg a. F., Gelnhausen, Dillenburg, Hofgeismar, Kesselstadt, Lichtenau, Melsungen, Oberkaufungen, Rotenburg, Soden a. W., Usingen, Wächtersbach-Wehlheiden, Witzenhausen, Wolferborn, Zierenberg; unter denselben befinden sich 6 Schwestern.

Die Nachfrage nach Kleinkinderlehrerinnen für Stellungen an Kleinkinderschulen, in Anstalten und Familien ist so groß, daß man ihr nur zum kleinsten Theile zu genügen im Stande ist.

Die Kleinkinderschule des Seminars wurde durchschnittlich im Sommerhalbjahre von 80, im Winter von 50 Kindern besucht.

Das zum Diakonissenhaus gehörige Diakonissenheim in Cassel, von wo aus die Gemeindepflege in der Stadt versehen wird und das als Mägdeherberge, Hospiz und Kinderschule dient, mit sechs Schwestern, hat sich in den letzten zwei Jahren in erfreulicher Weise entwickelt.

Die Verbindung mit der städtischen Armenpflege wurde aufrecht erhalten und nahmen die Schwestern theilweise an den Sitzungen der Armen-Deputation Theil. Ebenso wurde die Arbeit der Schwestern durch die verschiedenen Wohlthätigkeitsvereine der Stadt freundlichst gefördert. Bei der Unterstützung Armer wurde der Grundsatz verfolgt, in erster Linie durch Ueberweisung von Naturalien, durch Arbeitsnachweis, durch Verabfolgung von Speisekarten und Erfrischungsmittel an Kranke und Reconvalescenten zu helfen. Zu diesem Zwecke wurden den Schwestern reiche Gaben an Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln anvertraut.

In der Mägdeherberge wurden 151 Mädchen 771 Tage logirt. 618 Anfragen von Herrschaften, welche Mädchen wünschten, wurden vorgemerkt; 205 Mädchen wurden unentgeltlich Stellen vermittelt.

Im Hospiz fanden 37 Damen 210 Tage Aufnahme.

Die Kinderschule besuchten durchschnittlich hundert Kinder.

Der Saal des Diakonissenheims wurde sehr stark benutzt durch die Nähvereine der Stadt, Sonntag durch den Jungfrauenverein.

Die auf dem Diakonissenheim lastende Schuld von 76 000 M. bedrückt das Diakonissenhaus sehr stark und man wünscht dringend, daß die Gemeinden

Digitized by Google

in Cassel bald in der Lage sein möchten, einen Theil dieser Last zu übernehmen.

An auswärtigen Stationen zählte das Diakonissenhaus im Jahre 2892 24 mit zusammen 58 Schwestern.

Die Geldverhältnisse der Anstalt haben sich im Jahre 1892 wie folgt gestaltet:

1. Die Einnahmen des Diakonissenmutterhauses beliefen sich auf 76 705 M. 17 Pf. die Ausgaben auf 72 254 M. 21 Pf.

2. Die Anstalten zu Treysa, auf die wir hier unten noch kurz zurückkommen wollen, schlossen mit einer Einnahme von 12439 M. 33 Pf. (darunter 2332 M. 54 Pf. Zuschuß des Mutterhauses) und einer gleichen Ausgabe ab.

3. Die Station Cassel (Diakonissenheim) vereinnahmte (einschließlich eines Zuschusses des Mutterhauses von 3068 M. 75 Pf.) 9540 M. 97 Pf., bei einer Ausgabe von gleicher Höhe.

An Schulden lasten auf dem Diakonissenhause zusammen 205 327 M. 11 Pf. Am Schlusse des Jahres 1890 hatte das Diakonissenhaus eine Gesammtschuld von 214 254 M. 44 Pf., dieselbe hat sich demnach um 8927 M. 33 Pf. vermindert.

Schließlich führen wir noch an, daß das frühere Gebäude des Mutterhauses in Treysa nach der Verlegung desselben nach Cassel im Jahre 1883 eine Zweiganstalt desselben geworden ist und zwar zuerst ein Erziehungshaus für Mädchen.

„Vor ein und einem halben Jahre wurde von dem Landesverein für innere Mission die Versorgung der Idioten im Regierungsbezirk Cassel zum Gegenstande einer Untersuchung gemacht. Diese ergab die traurige Gewißheit, daß sich im Bezirke viele hundert Idioten befinden, für welche noch keine Fürsorge getroffen ist. Der Landesverein beschloß deshalb, sich jener armen Menschen anzunehmen, welche leider nur zu oft groben Mißhandlungen und dem Spott roher Gesellen ausgesetzt sind, und trat deshalb mit dem Vorstand des Landesdiakonissenhauses in Verbindung. Der letztere sagte mit Freuden seine Hilfe zu und erbot sich, in einem der Treysaer Anstaltsgebäude eine Zufluchtsstätte für noch bildungsfähige idiotische Mädchen zu eröffnen. Dadurch, daß die Zahl der Zöglinge des Erziehungshauses aus den von uns wiederholt mitgetheilten Ursachen in den letzten Jahren so sehr abgenommen hat (sie ist von 135 im Jahre 1882 bis auf 49 im Jahre 1891 herabgegangen), wurde dem Diakonissenhause die Möglichkeit gegeben, sich dieser neuen, so wichtigen Liebesarbeit zu widmen.

Weil nun die Landesgesetzgebung auch der Idiotenpflege ihre Fürsorge zugewandt und den Kreisen und Provinzen die Verpflichtung auferlegt hat, vom 1. April 1893 an, für die Erziehung und Unterbringung mittelloser Idioten zu sorgen, war es für den Vorstand des Diakonissenhauses geboten, mit der communalständischen Verwaltung in Verbindung zu treten und mit dieser einen Vertrag über die Aufnahme und Verpflegung idiotischer Mädchen zu schließen.

Im April 1893 ist der Vertrag zum Abschluß gekommen. Das Diakonissenhaus hat sich verpflichtet, wenigstens 40 ihm von dem Herrn Landesdirektor zu überweisende, bildungsfähige, idiotische Mädchen im Alter von 5 bis 15 Jahren in die Anstalt zu Treysa aufzunehmen, für welche die ständische Casse das Pflegegeld zahlt. Durch dieses Abkommen ist eine Grundlage für das Bestehen der Idiotenanstalt geschaffen; wir hoffen mit Gottes Hilfe bald in der Lage zu sein, auch solche idiotische Mädchen aufnehmen zu können, welche nicht der Fürsorge der Behörden anheimfallen, sondern für welche ihre Angehörigen selbst eintreten müssen. Unsere Räumlichkeiten gestatten uns, etwa 60 Mädchen in unsere Pflege zu nehmen. Vorläufig haben wir uns für die Aufnahme von 20 Idioten eingerichtet.

Naturgemäß müssen das Erziehungshaus und die Idiotenanstalt räumlich völlig von einander getrennt werden. Diese Scheidung wird dadurch erreicht, daß das neue Haus den Idioten überwiesen wird und die Zöglinge des Erziehungshauses in dem alten Diakonissenhausgebäude ihr Heim erhalten. Die zu dieser Umgestaltung erforderlichen baulichen Aenderungen sind bereits in Angriff genommen.

Wir werden in dem alten Haus Raum für etwa 55 Kinder haben, also für eine Zahl, welche dem gegenwärtigen Bestand des Erziehungshauses vollständig entspricht."

Literatur.

Generalfeldzeugmeister Georg Friedrich vom Holtz, auf Alfdorf, Hohenmühringen, Aichelberg u. s. w. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert von Maximilian Gottfried Friedrich Freiherrn vom Holtz. Stuttgart. H. Lindemann.

Diese im Jahre 1891 als Manuscript veröffentlichte werthvolle Schrift, die den wenigen vorhandenen guten Geschichten württembergischer Adelsgeschlechter sich in würdiger Weise anschließt, hat der Herr Verfasser auf vielfache Nachfrage in einer kleinen Auflage dem Buchhandel übergeben, die durch den Gegenstand und die Art, wie er behandelt ist, die Beachtung aller Freunde der vaterländischen Geschichte in hohem Grade verdient. —

Die Nachrichten über die Geschichte der Familie vom Holtz sind aus der Zeit vor dem 30jährigen Kriege äußerst dürftige, da alle Familienpapiere und Archivalien, welche mit dem ganzen Hausrath von Alfdorf aus durch den damaligen, als Oberkommandanten der württembergischen Völker vor Villingen stehenden Oberstlieutenant Georg Friedrich vom Holtz noch vor der Nördlinger Schlacht nach Schorndorf geflüchtet waren, bei der durch die Beschießung der Stadt von Seiten der Kaiserlichen am 24. November

Digitized by Google

bis 4. December 1634 erfolgten Einäscherung derselben in Flammen aufgegangen sind. Der Herr Verfasser kann deshalb im 1. Abschnitt seines Buches uns nur einen kurzen Abriß der Geschichte seines alten Geschlechts geben, der auf sorgfältigen Prüfungen und Forschungen seines verstorbenen Herrn Vaters, sowie seiner eigenen beruht. Die folgenden fünf Abschnitte der Schrift sind dem Generalfeldzeugmeister Georg Friedrich vom Holtz gewidmet. Dieser, im winterlichen Forst bei dem Schlößchen Waldenstein unfern Rudersberg 1597 geboren, von einer Mutter, welche ihre Eltern nicht in die Behausung einließen, weil der Gatte soeben an der Pest gestorben war, bald auch der Mutter und der Großeltern durch den Tod beraubt, wächst der junge Georg Friedrich vom Holtz unter fremden Leuten, theilweise solchen auf, daß nur eine vorzüglich angelegte Natur das werden konnte, was der Edle hernach gewesen ist.

Im Heere der Liga unter Tilly kämpft der Jüngling und angehende Mann seit 1620 in Böhmen, am Neckar, in Norddeutschland (während einer Waffenruhe 1630 mit der seiner würdigen Anna Greck von Kochendorf sich vermählend), schließlich in der Leipziger Schlacht 1631 mit, erhält nach dieser seinen ehrenvollen Abschied, dient bis 1635 als württembergischer Oberstlieutenant und Oberst treu und tapfer, wird 1638 von dem Kurfürsten Maximilian von Bayern aufgefordert, als Generalquartiermeister in dessen Armee einzutreten, wirkt u. a. in hervorragender Weise zur Vernichtung des französisch-weimarischen Heeres bei Tuttlingen 1643 mit, kämpft siegreich bei Herbsthausen und Allerheim 1645, wird 1645 Generalwachtmeister, 1647, zur Belohnung seiner Hingebung bei der Werthischen Revolte in Landshut, Feldmarschalllieutenant, 1648 Generalfeldzeugmeister, als welcher er noch die letzten Kämpfe an der Isar mitmachte. Nach dem Friedensschlusse führt er die schwierige Aufgabe der allmählichen Abdankung der Kriegsvölker, zur vollen Zufriedenheit des Kurfürsten durch und dient schließlich seit 1650 dem Herzoge von Württemberg treu und eifrig als Kommandant seiner Festungen und als Rath, später auch als Obervoigt der Aemter Schorndorf, Waiblingen und Winnenden bis zu seinem Tode 1666.

Das ist die Laufbahn des Helden, wie sie im Jahrhundert des großen deutschen Krieges bei einem begabten, tapferen Edelmanne nichts Außergewöhnliches hat. Aber ganz einzig ist, wie der brave, sittenstrenge, tiefreligiöse Mann seinen grundgediegenen Charakter durch alle Versuchungen, Anfechtungen und Enttäuschungen der grausen Zeit hindurchrettet, bei Freund und Feind in den verschiedenen Lagern stets gleich geachtet bleibt, als aufrichtiger Protestant den eifrigst katholischen Vorgesetzten nicht nur Gewährenlassen, sondern wirkliche Hochschätzung abnöthigt; anmuthend ist endlich „nach dem großen das kleine Heldenthum“, die uneigennützige ersprießliche Thätigkeit des weisen Alten in der Friedenszeit, als Hausvater, Orts- und Gutsherr, Kirchenpatron, Vertrauensmann seiner Adelsgenossen, Bürgerfreund 2c.

Das alles wird uns von einem pietätvollen, ritterlichen Enkel mit ganzer Sorgfalt emsiger Quellenforschung aus dem Familienarchive, den Archiven in Stuttgart, München, Wien 2c. schlichtwahr und sinnig vorgeführt, in einem Lebensbilde, das, je seltener die Lichtpunkte in Deutschlands trübster Zeit sind, desto erquickender auf den Vaterlandsfreund wirken muß.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. Organ des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. 50. Serie. 1893. Juni-Heft. Jährlich 12 Hefte. Preis 4 Mark. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses.

Inhalt: Einladung des Central-Ausschusses für innere Mission zum XXVII. Congreß für innere Mission vom 2. bis 5. October d. J. in Dortmund. — Dr. Julius Post und Dr. H. Albrecht: „Musterwerkstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen.“ Band II. Von Pfarrer Julius Werner. — Aus der Vorgeschichte einer Staatsanstalt für Epileptische. — Die Arbeitslosenstatistik des letzten Winters. — Zum 25jährigen Jubiläum des Landesvereins für innere Mission im Königreich Sachsen. — Die Jahresversammlung des Generalcomités für deutsche evangelische Seemannsmission in London. — Die Aufgaben der Gebildeten und Besitzenden in unserer Zeit. — Aus der Thätigkeit des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. — Schiffsgottesdienste im Nordhafen zu Berlin. — Einschreiten gegen den Mädchenhandel. — Zahlen aus dem Nordbunde der Jünglingsvereine. — Aus Berichten von Vereinen und Anstalten, die beim Central-Ausschuß eingegangen sind, 2c.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 38. 17. Juni 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges (Fortsetzung). — Die Verbreiterung des Mühlendammes und seine Neubauten (Mit Abbildungen). — Der Schiffbauerdamm und seine Umgebung (Fortsetzung). — Die Schloßfreiheit (Fortsetzung). — Aus dem fürstlichen Familienleben des vorigen Jahrhunderts (Fortsetzung). — Kleine Mittheilungen 2c.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 12. Juli 1893. **Nr. 28.**

Werner Graf von der Recke-Volmerstein, Rittergutsbesitzer, auf Bruckfteine, Kreis Münsterberg, Ehrenritter seit 1864, † zu Bruckfteine 3. Juli 1893, im 99. Lebensjahre.

Auf dem Rittertage der Genossenschaft der Ritter der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens in Bayern, zu München am 10. April 1893, ist der einstimmige Beschluß gefaßt worden, daß die §§ 4 und 8 der von Mir unter dem 4. Juli 1891 bestätigten Statuten dieser Genossenschaft hinfort lauten sollen wie folgt:

„§ 4.

„An der Spitze der Genossenschaft steht der „nach § 12 der Statuten der Balley Brandenburg und dem Allerhöchsten Orts bestätigten „Capitelsbeschlusse vom 28. Januar 1874 zu „präsentirende und zu ernennende Commendator „und unter ihm fünf von den auf dem Rittertage (§ 10) anwesenden Mitgliedern der Genossenschaft zu wählende Ritter (§ 8), nämlich:

„1. der Schatzmeister,
„2. der Werkmeister und
„3. drei Beisitzer.

„Der Commendator und diese 5 Ritter bilden „den Convent der Genossenschaft, der die inneren „und äußeren Angelegenheiten derselben zu regeln „und zu verwalten hat.

„Er faßt seine Beschlüsse nach Stimmenmehrheit; bei Stimmengleichheit giebt die Stimme „des Commendators den Ausschlag.

„Der Convent ist bei Anwesenheit des Commendators und zweier Mitglieder beschlußfähig.

„§ 8.

„Bei der Wahl der 5 Conventsmitglieder „werden dieselben zunächst auf 5 Jahre dergestalt „gewählt, daß alljährlich eines derselben ausscheidet und durch Neuwahl ersetzt wird.

„Die Reihenfolge des Ausscheidens wird für „die bei der ersten Wahl Gewählten durch das „Loos, späterhin nach der Zeit des Eintritts „bestimmt.

„Die Ausscheidenden sind sofort wieder wählbar.

„Diese Wahlen erfolgen auf den Rittertagen „und gilt dabei relative Stimmenmehrheit.

„Bei Gleichheit der Stimmen entscheidet das „Loos."

Nachdem das Capitel der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens in seiner Sitzung am 27. Juni d. J. sich mit diesen Abänderungen der hier in Rede stehenden Paragraphen der Statuten der Genossenschaft der Ritter der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens in Bayern einverstanden erklärt hat, werden dieselben von Mir hierdurch genehmigt.

Camenz, den 8. Juli 1893.

Der Herrenmeister
der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens
(L. S.) Albrecht Prinz von Preußen.

Der Antheil der Deutschen an der Ermöglichung der Entdeckungsfahrt des Columbus.

Das erste Auftreten deutscher Seefahrer fällt in das zwölfte Jahrhundert. Eine Kreuzfahrerflotte aus englischen und flandrischen Schiffen, mit denen sich Fahrzeuge mit Pilgerschaaren aus Köln und anderen am Rhein und an der Weser gelegenen Städten vereinigt hatten, war 1147 von der Nordsee abgegangen. Etwa fünfzig Schiffe wurden an die Küste von Galicien verschlagen, segelten nach Oporto und betheiligten sich an der Eroberung Lissabons, das damals in den Händen der Mauren war. Von da an herrschte zumeist Freundschaft zwischen Portugal und Flandern. Flämische Colonisten zogen um 1400 nach dem damals wenig bevölkerten Portugal und waren bei den Seeunternehmungen des Königs Johann I (Vater Heinrichs des Seefahrers) thätig. „Josua v. d. Berghe hat den Ruhm, einige von den azorischen Inseln entdeckt zu haben. Jacob v. Brügge

Digitized by Google

gründete auf Terceira eine flämische Colonie und wurde der erste Capitän der Insel. Jobst von Hurter, der spätere Schwiegervater Martin Behaim's, wurde mit den Inseln Fayal und Pico belehnt. Die Niederländer wurden so zahlreich auf den Azoren, daß diese über ein Jahrhundert den Namen der flämischen Inseln behielten. Gegenwärtig ist der germanische Laut verhallt und nur der Name des Dorfes Flamengos auf Fayal erinnert noch an die alten Ansiedler. In Portugal selbst traten dann die Deutschen mit ihren weltbewegenden Erfindungen, dem Schießpulver und der Buchdruckerkunst, auf. Deutsche Bombardiere gingen zur Bedienung der Geschütze auch mit auf See und erhielten vom Könige Manuel viele Privilegien. Das erste in Portugal gedruckte Werk ging aus der Presse des deutschen Magisters Gherlinck hervor. Merkwürdigerweise finden wir sogar in manchem Deutschen den Drucker mit dem Bombardier in einer Person vereinigt, z. B. in Johann v. Kampen. Ein anderer, Valentin Ferdinand, war zugleich Schildträger der Königin Leonore, der Gemahlin Johanns II., und Buchdrucker. Seine Beschreibung der Westküste Afrika's bis zum Senegal ist eine beachtenswerthe Quelle für die Geschichte der Entdeckungen. Zu gleicher Zeit wurde Ferdinand auch zum Königlichen Notar ernannt, um die Interessen seiner Landsleute zu vertreten. So hat also auch das Auftreten Behaim's um 1484 in Lissabon nichts Befremdendes.

Behaim war damals 25 Jahre alt. Und wenn flämische Händler namentlich die Schiffsprovisionen für die afrikanischen Seezüge lieferten, dann konnte auch Behaim für solche Lieferung seine Dienste anbieten. Doch nicht dadurch gewann er die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise in Portugal, sondern durch seine Bekanntschaft mit den astronomischen Methoden und Instrumenten der Ortsbestimmung und dadurch, daß er sich zum Vermittler anbieten konnte, die nothwendigen Instrumente in sorgfältiger Ausführung zu beschaffen. Hier bewährte sich der segensreiche Einfluß Regiomontan's, dessen Schüler er in Nürnberg gewesen war. Behaim erhielt den Auftrag, die gewünschten Instrumente, Astrolabien und Jacobsstäbe aus Nürnberg zu beschaffen und wußte auch seine rasch dabei erneuerte Gewandtheit in Benutzung der Geräthe so vortheilhaft zu verwerthen, daß er als Kosmograph der Expedition Cao's beigegeben wurde. Nach seiner Rückkehr von der Entdeckungsfahrt 1486, die ihn fast bis an die Grenze des Caplandes geführt hatte, wurde er wegen seiner Verdienste in den Adelsstand erhoben und heirathete die Tochter des Lehnsherrn von Fayal, Jobst v. Hurter. Er blieb aber immer in Verbindung mit dem Hofe und übte lange Zeit einen Einfluß auf die nautische Entwickelung in Portugal. In einer solchen Vertrauensstellung standen ihm natürlich alle Acten und Karten, die auf die Entdeckungen Bezug hatten, zur Verfügung. So hat er auch die Karte Toscanelli's prüfen, ja sogar copiren dürfen; denn die Zeichnung, die er auf seinem Globus 1492 in Nürnberg der Ostküste Asiens gegeben hat, stimmt nach den ostwestlichen Abständen, der Lage von Antilia und Japan genau mit Toscanelli. Die Darstellung auf seinem Erdapfel kann er aber nicht aus dem Gedächtniß, aus dem Kopfe gemacht haben. Es muß also angenommen werden, daß er bei seinem Besuch in der Heimath vor seiner Abreise aus Portugal darauf Bedacht genommen habe, seinen Landsleuten durch eine Reihe von Kartenvorlagen ein Bild von den großen Entdeckungen der Portugiesen in Afrika zu geben, daneben aber den Stand der allgemeinen Welt- oder Erdanschauung darzulegen. Die Zeichnung von Ostasien, die auf Toscanelli fußt und durch Behaim nach Deutschland in den Mittelpunkt des geistigen Verkehrs gebracht wurde, ist unter den Gelehrten lange maßgebend gewesen und bis weit ins 16. Jahrhundert festgehalten, bis die Portugiesen zur See nach China und Japan gelangten. Als Behaim von seiner Entdeckungsfahrt zurückkehrte, hatte Columbus Portugal schon verlassen und zwar heimlich, wahrscheinlich weil er auf irgend eine dunkle Weise Kenntniß von der Karte Toscanelli's erlangt hatte, nach der er sich auf seiner Entdeckungsfahrt notorisch richtete.

Neumayer*) sagt: „Wir wissen heute, daß sich Christoph Columbus nach dem Maße seiner Kräfte für die Lösung der Aufgabe vorbereitet hatte, daß er über dieselbe hinaus sich mit allem umgab, was den Erfolg zu sichern vermochte. Dabei darf nicht vergessen werden, daß er sich der Erfahrung des deutschen Seefahrers Martin Behaim und dessen Kenntniß in nautischen Ortsbestimmungen in vollem Umfange bediente,**) daß er die Kalender und Ephe-

*) Professor und Director der deutschen Seewarte in Hamburg.

**) Die große Schwierigkeit, die einer Ausdehnung der Seeschiffahrt auf die hohe See, dem lange Fernbleiben von den Küsten entgegenstand, war die, die geographische Breite und namentlich die Länge zu bestimmen. War das erstere Problem durch Triquetrium, Astrolabium und Jacobsstab einigermaßen lösbar, so hatte man doch noch Jahrhunderte lang mit dem Längeproblem zu thun, so lange nämlich, bis man endlich Uhren erfand, die auch auf dem bewegten Schiffe einen genügend sicheren Gang bewahrten. Die ersten wirklichen Hilfsmittel erhielt der Schiffer durch den Nürnberger Astronomen Johannes Müller, und wer sie den Portugiesen brachte, war Martin Behaim. Dadurch, daß er den Portugiesen die Tafeln des Regiomontan in die Hände gab, erwarb er sich so große Verdienste, daß sie allein der hohen Auszeichnung würdig waren, die ihm durch die Erhebung in den Adelsstand zu Theil ward. Die Junta und wahrscheinlich auch Behaim in erster Linie, verbesserten die Instrumente durch Einführung kleinerer handlicher Astrolabien und durch Lieferung von Declinationstafeln der Sonne, welchen man mit dem Datum sogleich das gesuchte Element entnahm, während früher dazu eine lange und mühselige Rechnung nothwendig war.

Digitized by Google

meriden des großen deutschen Astronomen Johannes Müller, genannt Regiomontanus, bei seinen Fahrten über den atlantischen Ocean nicht nur an Bord hatte, sondern auch Sorge dafür trug, daß die durch den die Lehren des Alterthums beherrschenden Regiomontan herausgegebenen Werke wenigstens theilweise der unter seinem Befehl stehenden Expedition zur Verfügung standen.

Baron von Kottwitz*).

Am 13. Mai d. J. war der 50jährige Todestag eines Mannes, welcher für das Berliner kirchliche Leben im Anfang dieses Jahrhunderts und insbesondere für das, was wir seit Wichern „Innere Mission" nennen, von hervorragender Bedeutung gewesen ist, dessen Eigenart es aber mit sich brachte, daß er schon nach so kurzer Spanne Zeit fast ganz vergessen ist. Wir meinen den „Patriarchen der Berliner frommen Kreise", den Freiherrn Hans Ernst v. Kottwitz. Im Jahre 1757 zu Tschepplau bei Glogau geboren, hatte er in seiner frühen Jugend den siebenjährigen Krieg in seiner unmittelbaren Nähe erlebt, wurde später Page am Hofe Friedrichs des Großen und dann Offizier. Hier war er ein leichter, lustiger Kamerad, dem man noch durchaus nichts von dem späteren gediegenen frommen Baron anmerkte. Wie und wann der Umschwung in ihm vorgegangen ist, wissen wir nicht, sicher ist, daß der Besuch einer Versammlung der Brüdergemeine viel zu seiner Wandlung beigetragen hat, wie denn auch seine ganze spätere Art viel von der Herrnhutischen Art an sich hatte, nur ohne das Uebertriebene und Krankhafte, das insbesondere dem genialen Zinzendorf selber nicht fremd geblieben ist.

Nicht plötzlich und gewaltsam kam bei ihm die neue Natur zum Durchbruch, nicht wie ein Strom, nachdem man die Schleusen weggezogen hat, sondern, wie P. Jäckel in seinem Vortrage über den alten Kottwitz sagte: „Bei ihm hebt es, so bald und so weit Bedürfniß und Nothwendigkeit zu helfen ihm an Exempeln von Noth und Armuth fühlbar wird, sacht und ruhig aus dem Herzen zu rieseln an in thatkräftigem Mitleid, und der anfängliche Bach gewinnt in dem Maße, als sein segenspendendes Wasser mehr in Anspruch genommen wird, an Fülle und Ausdehnung, so daß er in immer breiterem Bett und allmählich in mannigfachen Verzweigungen dahinfließt".

In größerem Maßstabe seine Liebesthätigkeit zu üben, gab ihm die Noth der Spinner und Weber in den Bergen seiner schlesischen Heimath Gelegenheit. Er hatte den richtigen Grundsatz: „Rettung aus der Noth wird nicht durch Geld geschafft, sondern durch Arbeit, nicht durch einmalige oder öfter wiederholte Gabe, sondern durch stetige Anleitung zur bürgerlichen Tüchtigkeit, nicht durch staatlichen Zwang, welcher bloß das ärgerliche Elend aus den Augen schafft, sondern durch freiwillige Liebe, welche des Menschen selbst sich annimmt, um ihm seinen ewigen Werth vor Gott zurückzugeben". Nicht nur verstand Kottwitz, in beweglichen Worten anderen die Noth und Hilfsbedürftigkeit seiner Landsleute zu schildern, sondern er machte sich persönlich an das Werk und hat dreißig Jahre lang einen großen Theil seines Fleißes und seiner Geldmittel daran gewandt, um den Leuten lohnende Arbeit und günstigeren Absatz zu verschaffen. Der Dank der Leute war groß, und Kottwitz selber bekennt, wie tief ihn die Liebe des „armen, verlassenen Volkes beschämt habe".

Noch wichtiger aber, weil direct den Bestrebungen der heutigen „Inneren Mission" vorarbeitend, war Kottwitz' Barmherzigkeitswerk in Berlin. Auf dem Platz des jetzigen Polizeipräsidiums stand ehemals ein langer, alter kasernenartiger Bau, das war die „Kottwitz'sche Anstalt". Nach der Schlacht von Jena und dem Einzuge Napoleons in Berlin stockte natürlich Handel und Wandel, Tausende verloren mit einem Schlage Arbeit und Brot, und alle Anstrengung der Behörden konnte kaum die Bedürftigsten über Wasser halten. Kottwitz sammelte in seinem eigenen Hause Leute, welche gerne durch ihrer eigenen Hände Arbeit ihr Brot verdienen wollten, und gab ihnen auf sein eigenes Risico Beschäftigung und Bezahlung.

Bald nahm er ein zweites Haus dazu, und als es auch hier zu eng wurde, überließ ihm die Regierung die ehemalige Kaserne am Alexanderplatz. Als ein Patriarch sorgte er hier für seine große Familie von Hausgenossen, besonders nachdem ihm der Tod seine Frau und Kinder genommen hatte. Hier wurden die Arbeitsuchenden beschäftigt, die Schwachen und Alten gepflegt, die oft verwahrlosten Kinder zur Ordnung und guten Sitte, auch zum Besuch der Schule angehalten, und durch regelmäßige Wochenandachten durch die benachbarten Pastoren auch auf das Eine, das noth thut, hingewiesen. Dazu ging der Baron selber in die Häuser der Trauer und des Leidens, und auch zu Hause hatte er vor auswärtigen Besuchern kaum eine Stunde Ruhe. Da kamen Kinder, denen Erziehung und Kost vermittelt wurde, gebrechliche Greise, denen Unterkunft in Hospitälern auszuwirken war, Kranke und Sieche, welche Arzenei und stärkende Speisen empfingen, um ihr Seelenheil Bekümmerte, welche Trost und Ermunterung begehrten, — nie sah man die Thüre sich öffnen, ohne zu wissen; wer da kommt, der bringt nicht, der will gesättigt sein, leiblich oder geistlich; und nie ermüdet oder unzufrieden war Kottwitz, der es längst aufgegeben hatte, für sich selber zu leben, bei einem jeden von gleicher Theilnahme und gleicher Wärme. Wie weit seine Selbstverleugnung ging, zeigt seine Bitte, als auswärtiger Besuch mit ihm einen Ausflug nach Potsdam machen wollte: „Wegen der diesfälligen Kosten zu einer Zeit,

*) Aus Nr. 21 des Evangel. Kirchlichen Anzeigers für Berlin vom 26. Mai 1893.

Digitized by Google

wo so viele in meiner von mir gestifteten Anstalt mit zum Theil acht bis neun Kindern sich nur mit Mühe durchfinden, bitte ich davon abzusehen, lieber etwa nach Pankow, Schönhausen oder mit dem dazu nicht minder bereitstehenden sehr billigen Wagen (er meint offenbar Kremser) nach Charlottenburg zu fahren".

Eine große Bedeutung hatte die Kottwitz'sche Anstalt auch dadurch, daß in jener Zeit des wiedererwachenden religiösen Lebens die verwandten bedeutenderen Geister unter seinem Dache ihren Sammelpunkt fanden. Es seien nur die Namen: Kammer-Gerichtsrath Focke, Präsident Götze, Professor von Laneizolle, Minister v. Thile, Graf Anton Stolberg, August Neander, Goßner, Leonhard Heubner, Otto v. Gerlach genannt. Auch der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV., suchte und fand in dem Kottwitz'schen Kreise christliche Förderung. Bekannt ist die Begegnung, welche der Philosoph Joh. Gottl. Fichte einmal mit Kottwitz hatte. Sie kamen auf das Gebet zu sprechen, und Fichte äußerte: „Das Kind mag beten, der mündige Mann will." „Ach, Herr Professor," erwiderte Kottwitz, „wenn ich des Morgens erwache und der Tag vor mir liegt mit allen seinen Pflichten und Anforderungen an mich, dann fällt mir der Gedanke an meine Schwäche und an mein sündliches, zu Trägheit und Lieblosigkeit geneigtes Herz wie eine Last auf die Seele, und da kann ich nicht ans Werk gehen, ohne meinen Gott und Herrn um seinen Beistand und um seine Kraft gebeten zu haben, und wenn ich des Abends mich niederlege und an den vergangenen Tag zurückdenke, da ist mein Thun so hinter dem Wollen und mein Wille so hinter Gottes heiligem Willen und Gebot zurückgeblieben, da habe ich es an selbstverleugnender Liebe so oft fehlen lassen, meinen Nächsten durch Empfindlichkeit gekränkt u. s. w., daß ich nicht würde ruhig einschlafen können, wenn ich nicht zuvor meinen Herrn und Heiland um Vergebung gebeten hätte." Fichte verstummte einen Augenblick, sah ernst vor sich hin und sagte dann mit tiefer Bewegung: „Lieber Baron, ich wollte, ich wäre so weit wie Sie. Dahin reicht meine Philosophie nicht." Wenige Wochen später erhielt Kottwitz eine gerichtliche Zuschrift, daß der am Lazarethfieber verstorbene Professor Fichte auf seinem Sterbebette den Baron v. Kottwitz zum Vormunde seines einzigen Sohnes bestellt hatte.

Der alte Kottwitz liebte es, geistig begabte Jünglinge an sich zu ziehen, und besaß eine wahre Genialität, ihnen das Leben einzuflößen, von welchem er selber erfüllt war. Der bekannte Theologie-Professor Tholuck, welcher selber nachher unter allen akademischen Lehrern dieses Jahrhunderts der größte „Menschenfischer" für das gläubige Christenthum geworden ist, hat von Kottwitz den „Anstoß zur ewigen Bewegung" erhalten und hat unter dem Eindruck der Persönlichkeit seines väterlichen Freundes sein Erstlingswerk geschrieben: „Die Lehre von der Sünde und vom Versöhner." Nach Tholucks eigener Erzählung war er als junger Studiosus an Kottwitz empfohlen und betrat mit hochklopfendem Herzen das Zimmer. „Vor seinen Augen stand der Patriarch wie eine Erscheinung aus einer höheren Welt. In seinem Antlitz lagen die Spuren verborgenen Harmes; doch war es, wie wenn ununterbrochen das Lächeln der Ueberwindung darüber schwebte. Das Auge leuchtete von einem geheimen Feuer, wie er es noch bei keinem Irdischen gesehen, und darüber legte sich oft das Augenlid, als wolle die Seele sich der äußeren Welt zuschließen und sich allein der inneren aufthun. Das Gespräch handelte nur von Dingen des gewöhnlichen Lebens, aber über allem lief es wie ein sanftes Wetterleuchten aus höheren Regionen."

Als Tholuck sich nach dem Antrittsbesuche entfernen wollte, fragte ihn Kottwitz, ob er sich schon — als von auswärts gekommener Studiosus — eine Stube irgendwo gemiethet habe. Die Antwort war: „Nein." Und mit einer demüthigen Milde, als habe der Studiosus eine Gunst zu gewähren, bat ihn der Greis, in seinem Hause zu bleiben und seinen einfachen Tisch zu theilen. Der Mensch, der dem Höheren noch fremd ist, hat stets neben dem höheren Menschen ein beklommenes Gefühl; es ist, als wenn in diesem ihm sein Gewissen oder der Blick und das Richten Gottes selbst zur Seite stände. Wie mächtig daher auch Tholuck ergriffen war von jenem unnennbaren himmlischen Adel des Greises, so hätte er doch lieber den Antrag ausgeschlagen. Indeß hatte er keine Ausrede wie sie sonst der Mensch immer aufsucht, wenn der Geist Gottes sein Herz rühren will, und er mußte bleiben. Drei Wochen blieb er in diesem Emmaus, und während dieser Zeit erfolgte seine Wiedergeburt. Was er da lernte, das geht über Bücher und System. Und wie Tholuck haben eine große Reihe anderer junger Männer, welche später Sterne am deutschen Himmel geworden sind, in der Kottwitz'schen Anstalt eine Anregung empfangen, welche in ihrem ganzen späteren Leben nachwirkte.

Am 13. Mai 1843 starb der demüthige und einfache Zeuge Christi an einer Lungenlähmung im 86. Jahre seines Lebens und wurde auf dem Friedhofe der S. Georgen-Gemeinde zur Erde bestattet, wo ihm später als Denkmal ein einfaches Kreuz von Eisen auf das mit einem schönen Gitter versehene Grab gesetzt wurde.

Das Krankenhaus der Barmherzigkeit zu Königsberg in Preußen

hat seinen 43. Jahresbericht, das Jahr 1892 umfassend, versandt. „Dieser Bericht", so heißt es in demselben, „war zum Druck fertig, da hat es Gott gefallen, am 27. Februar 1893 unsere liebe Oberin, die Diakonissin Caroline Bürger, nach kurzem, durch Lungenentzündung herbeigeführtem Leiden heimzurufen.

Digitized by Google

Wie wäre es uns möglich gewesen, diesen Bericht ausgehen zu lassen und ein ganzes Jahr unsern Freunden ein solches Ereigniß, einen solchen Verlust vorzuenthalten! Wir konnten nicht den Spruch: „Es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig zu helfen", allein stehen lassen. Er ist so zuversichtlich getrost, während der Verlust einer so verehrten Oberin uns zu banger Sorge tief erregt. Daher haben wir den Spruch vorangestellt: „Hilf, Herr, wir verderben". Die Jünger sprachen diese Bitte zum Herrn, als ihr Schifflein auf dem tief erregten Meere mit Wellen bedeckt war. Ein schwerer Sturm geht auch durch die Herzen der Diakonissen, wenn Gott ihre langjährige Oberin nimmt, mit welcher sie aufs festeste durch die stärksten Bande der Liebe, des Vertrauens und des Gehorsams verbunden waren. Es geht das Gefühl durch alle Herzen, als hätte das Schiff nun sein Steuer verloren. Aber das Haus, dem eine Oberin vorsteht, ist ein Diakonissenhaus. Alle, die darin sind, kennen den Herrn und seine allmächtige Kraft. Darum, wie große Trauer, wie bange Sorge eine solche Anstalt auch ergreift, wenn die Oberin genommen wird, so rufen wir doch im festen Vertrauen: „Herr, hilf uns!" und sind getrost, daß der Herr auch helfen und Seine Sache nicht lassen wird".

„Unsere Oberin, die Diakonissin Caroline Bürger, gehörte nicht unserem Mutterhause an, sondern war bis zu ihrem Tode Kaiserswerther Diakonissin. Als nach dem Heimgange der ersten Oberin unseres Hauses, der Diakonissin Wilhelmine Knocke, welche bei der Gründung unserer Anstalt am 18. Mai 1850 von dem seligen Pastor Fliedner selbst als Kaiserswerther Diakonissin hier eingeführt und von dem Kaiserswerther Mutterhause als Oberin bis zu ihrem Tode am 28. Mai 1869 in unserer Anstalt belassen wurde, unter unseren Königsberger Diakonissen keine gefunden wurde, welche den Aufgaben der Oberin eines so großen Mutterhauses gewachsen gewesen wäre, da entsendete auf wiederholte dringende Bitte unseres Vorstandes das Kaiserswerther Mutterhaus die Diakonissin Caroline **Bürger**, welche durch 7 Jahre Vorsteherin der Mägdeherberge „Marthashof" in Berlin gewesen war, und bestimmte sie zur Oberin unseres Mutterhauses, so daß sie zugleich Angehörige und Schwester des Kaiserswerther Mutterhauses verblieb. Am 2. August 1871 trat sie ihr Amt in unserem Hause an. Fast 22 Jahre hindurch hat Gott sie uns geschenkt, und mit ihr den reichsten Segen in der äußeren und inneren Entwickelung unserer Diakonissenanstalt. Wie verlieren in ihr die von Gott für ihren Posten in ganz außerordentlicher Weise durch Gaben des Geistes und des Herzens ausgerüstete Vorsteherin unserer Anstalt; jede Schwester aber verliert in ihr die sich selbst vergessende und im Leben wie im Tode treue Mutter. Sie ruht jetzt aus von ihrer unermüdlichen Arbeit und ihre Werke folgen ihr nach!" —

„Gott hat uns jetzt einen großen Schritt weiter zu dem Ziele thun lassen, welches jede Anstalt erstreben muß, nämlich, daß die zu derselben gehörigen Häuser in einem den Zwecken entsprechenden baulichen Zustande sich befinden. Unsere auf dieses Ziel gerichteten Bestrebungen sind bisweilen von ferner Stehenden falsch gedeutet und als Verschönerungsbauten aufgefaßt worden, und doch kann ein Jeder, der die Anstalt besucht, sich davon überzeugen, daß wir nur Bauten ausgeführt haben, welche zu einem segensreichen Wirken der Anstalt unbedingt nothwendig waren. Auch sind diese Bauten unter Benutzung alter Gebäudetheile mit größter Sparsamkeit ausgeführt worden. Im Laufe des nun vollendeten Jahres ist dasjenige Gebäude zur Vollendung gebracht, welches an Stelle des alten, baufällig gewordenen Hauses, in welchem die Anstalt vor 42 Jahren begründet wurde, Schlaf- und Wohnräume für unsere Schwestern darbietet. Einfache, aber gesunde Zimmer haben wir nunmehr erlangt, vor allem jedoch einen Eß- und Versammlungssaal, welcher der Zahl unserer Schwestern entspricht". —

„Ein erfreuliches Wachsthum weist die Anzahl unserer Diakonissen im vergangenen Jahre auf.

Die Schwesterngemeinschaft unseres Hauses hat sich nämlich um 32 Glieder vermehrt. 56 Probeschwestern traten im vergangenen Jahre neu in den Beruf ein, von denen jedoch sechs entlassen wurden oder freiwillig ausschieden. Von älteren Probeschwestern verließen 8 ihren Beruf wieder. Von eingesegneten Schwestern sind 8 ausgeschieden, 1 verstorben". — Am 18. Mai wurden 12 und am 22. October gleichfalls 12 Probeschwestern als Diakonissen eingesegnet.

Am Schlusse des Jahres 1891 zählte der Schwesternverband 227 eingesegnete und 108 Probeschwestern, im Ganzen also 335 Schwestern. Am Schlusse des Jahres 1892 waren vorhanden 243 eingesegnete und 124 Probeschwestern, zusammen 367 Schwestern.

Eine nicht unerhebliche Vermehrung hat auch die Zahl der Arbeitsfelder erfahren, auf welchen die Diakonissen des Hauses der Barmherzigkeit thätig sind. Es sind zu den vorhanden gewesenen 135 Stationen 13 hinzugekommen, so daß nunmehr 148 derselben vorhanden sind.

Die Krankenstationen des Mutterhauses haben das ganze vergangene Jahr hindurch nicht den hohen Krankenbestand aufzuweisen gehabt, von welchem die früheren Berichte meldeten. Es sind: 534 Männer, 354 Frauen und 59 Kinder, zusammen 947 Personen an 33 919 Tagen zu verpflegen gewesen, während das Jahr 1891 1057 Personen und 38 934 Pflegetage aufzuweisen hatte. —

Die Siechenstationen des Hauses sind mit 10 Männern und 35 Frauen, zusammen 45 Personen belegt gewesen, welche an 14 197 Pflegetagen versorgt wurden.

Digitized by Google

Die Gesammtzahl der Kranken und Siechen betrug demnach 992 Personen und die Gesammtzahl der Pflegetage 48 116, gegen 52 997 Tage des Vorjahres.

Dem entsprechend ist auch die Einnahme an Kurkosten eine sehr viel geringere gewesen. Während im Jahre 1891 an Kur- und Verpflegungskosten für Kranke 50 318 Mk. 5 Pf. zu vereinnahmen waren, betrug diese Einnahme 1892 nur 39 870 Mk. 60 Pf. — Während aber die Zahl der Kranken im Jahre 1892 abgenommen hat, hat die Zahl derer, welche umsonst oder gegen Ermäßigung der Kurkosten verpflegt wurden, zugenommen. Ganz umsonst sind behandelt 173 Personen, zusammen 8611 Krankentage, gegen Ermäßigung 45 Personen an 2687 Tagen, zusammen 218 Personen an 11 298 Tagen. Durchschnittlich wurden somit täglich 31 Personen ganz oder zum größeren Theile auf Kosten des Krankenhauses verpflegt, während es im vorigen Jahre durchschnittlich nur 29 Personen waren. Zur Deckung der Ausgabe für die Freikranken reicht noch nicht einmal die gesammte Einnahme von der Hauscollecte hin. Freilich sind durch Wohlthäter der Anstalt 12 Freibetten gestiftet worden, aber 19 Personen sind noch darüber ganz oder fast ganz umsonst verpflegt worden.

Die Einnahmen der Anstalt betrugen im Jahre 1892: 185 053 Mk. 92 Pf., die Ausgaben, einschließlich 37 993 Mk. 84 Pf. für Neubauten und 4876 Mk. 42 Pf. für Reparaturen: 183 039 Mk. 81 Pf., so daß ein Baarbestand verblieben ist von 2014 Mk. 11 Pf.

Eine 50jährige Jubelfeier

fand am 20. Juni in der Charité zu Berlin statt.

Am 15. Juni war ein halbes Jahrhundert verflossen, seit die Kaiserswerther Diakonissen ihren Einzug in dieses Krankenhaus hielten.

Nachdem Pastor Theodor Fliedner 1836 in Kaiserswerth am Rhein das evangelische Diakonissenwerk ins Leben gerufen hatte, und die segensreiche Thätigkeit der Schwestern schnell an allen Orten Anerkennung und namentlich von Seiten König Friedrich Wilhelms IV. Unterstützung gefunden hatte, wurden auf seine Anregung unter thätigster Fürsorge der Königin Elisabeth, sowie der späteren Kaiserin Augusta am 15. Juni 1843 die ersten 5 Schwestern aus Kaiserswerth in der Charité angestellt. Nach und nach ist die Anzahl bis auf 24 gewachsen, wovon 9 Schwestern in der Neuen Charité, 8 in der Kinderstation und 6 im Kinderpavillon waren.

Am Festtage wurde in der, durch Palmen und Blumengewinde festlich geschmückten Charité-Kirche die Predigt durch den Sohn des Neubegründers des Diakonissenwesens, Prediger Fliedner gehalten. Die eigentliche Festrede hielt der Anstaltsgeistliche Dr. Enßian.

Das Kultusministerium hatte als Vertreter den Geh. Oberregierungs-Rath Löwenberg entsendet.

Bei dem Theeabend hielten der Leiter der Charité, Geheimrath Spinola, der Generalarzt Dr. Schaper und viele Geistliche Berlins Ansprachen. Der Henneberg'sche Chor verherrlichte die Feier durch Gesangvorträge.

Literatur.

„Gemeinnützige Rundschau." (Nordwest.) Begründet von August und Mathilde Lammers. Fortgeführt durch Dr. Wilhelm Bode in Hildesheim. XVI. Jahrg. 6. Heft. Juni 1893. Bremerhaven und Leipzig. Verlagsbuchhandlung von Chr. G. Tienken.

Wir erlauben uns die Leser dieses Blattes insbesondere auf das uns vorliegende 6. Heft der „Gemeinnützigen Rundschau" wegen der in demselben enthaltenen Biographie Kurt von Knobelsdorff's aufmerksam zu machen, dessen aufopfernde, edle Thätigkeit an dem Trinker-Rettungswerke bekannt ist, und bemerken, daß dies Heft, mit dem Bilde desselben, durch Dr. W. Bode in Hildesheim für 30 Pfg. bezogen werden kann.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXV. Band. Berlin, Juni 1893. Nr. 6.

Inhalt: Bericht über die 475. Sitzung vom 18. April 1893. — Bericht über die 477. Sitzung vom 2. Mai 1893. — Eine Kritik der Wappen der deutschen Minnesinger (Schluß). — Der Beiname „Kiseling" bei Adelspersonen im Mittelalter. — Ein von Lützow'sches Grabdenkmal (Mit Abbildung). — Ein Beitrag zur Geschichte der Truchseß von Waldburg. — Bücherschau (Mit Abbildungen). — Zur Kunstbeilage. — Vermischtes. — Anfragen. — Briefkasten.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 40. 2. Juli 1893.

Inhalt: Verrath und Treue. Historischer Roman aus der Zeit des 7 jährigen Krieges (Fortsetzung). — Die Schultheiß' Brauerei (mit 3 Abbildungen). — Aus dem fürstlichen Familienleben des vorigen Jahrhunderts (Fortsetzung). — König Friedrich I. als Fürsprecher der Hugnotten am Zarenhofe in Moskau. — Berliner Münzfunde. Kleine Mittheilungen: Eine Theatererinnerung. — Garnisonpfarrer Zirhe. — Aerztliches Honorar. — 2c.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 19. Juli 1893. Nr. 29.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juli 1893 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juli 1893 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1 Juni 1893	62			
	Zugang pro . .	30			
		92			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	65	65	1 765	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1 Juni 1893	102			
	Zugang pro . .	86			
		188			
	Abgang . . .	78			
	Bleibt Bestand	110	110	3 373	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1893	143			
	Zugang pro . .	19			
		162			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	153	158	4 583	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	30			
	Zugang pro . .	18			
		48			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	21	21	832	50
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	43			
	Zugang pro . .	24			
		67			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	51	51	1 418	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	14			
	Zugang pro . .	25			
		39			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	20	20	448	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	22			
	Zugang pro . .	29			
		51			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	22	22	1 314	43
	zu übertragen		442	13 733	487
	Uebertrag		442	13 733	487
8.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	28			
	Zugang pro . .	15			
		43			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	24	24	752	40
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	59			
	Zugang pro . .	29			
		88			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	59	59	1 802	65
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	23			
	Zugang pro . .	15			
		38			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	22	22	682	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	40			
	Zugang pro . .	26			
		66			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	34	34	1 115	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	38			
	Zugang pro . .	47			
		85			
	Abgang . . .	50			
	Bleibt Bestand	35	35	1 180	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	30			
	Zugang pro . .	27			
		57			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	33	33	948	45
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	21			
	Zugang pro . .	22			
		43			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	21	21	627	40
	zu übertragen		670	20 834	809

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juli 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		670	20 834	809
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juni 1898	60			
	Zugang pro . .	39			
		99			
	Abgang . . .	37			
	Bleibt Bestand	62	62	1 675	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1898	29			
	Zugang pro . .	20			
		49			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	28	28	935	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	33			
	Zugang pro . .	15			
		48			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	35	35	989	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	13			
	Zugang pro . .	16			
		29			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	14	14	359	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	33			
	Zugang pro . .	20			
		53			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	28	28	375	42
20	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	27			
	Zugang pro . .	13			
		40			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	23	28	721	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	28			
	Zugang pro . .	21			
		49			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	23	23	718	42
22.	**Sagan:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	11			
	Zugang pro . .	26			
		37			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	17	17	389	86
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1893	10			
	Zugang pro . .	1			
		11			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	11	11	815	15
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	9			
	Zugang pro . .	7			
		16			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	10	10	289	20
	zu übertragen		921	28 099	1 267
	Uebertrag		921	28 099	1 267
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juni 1898	17			
	Zugang pro . .	20			
		37			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	15	15	548	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	24			
	Zugang pro . .	31			
		55			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	23	23	691	20
27.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Juni 1898	4			
	Zugang pro . .	—			
		4			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	—	—	94	10
28.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	5			
	Zugang pro . .	7			
		12			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	7	7	167	15
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1893	29			
	Zugang pro . .	—			
		29			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	29	29	870	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Juni 1898	22			
	Zugang pro . .	18			
		40			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	18	18	540	30
31.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	16			
	Zugang pro . .	8			
		24			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	15	15	414	23
32.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	10			
	Zugang pro . .	7			
		17			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	8	8	341	29
33.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	25			
	Zugang pro . .	49			
		74			
	Abgang . . .	38			
	Bleibt Bestand	36	36	850	48
34.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juni 1892	36			
	Zugang pro . .	15			
		51			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	32	32	1 041	50
	zu übertragen		1 104	33 655	1 544

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juli 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 104	33 655	1 544
35.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	84			
	Zugang pro " "	81			
		165			
	Abgang " " "	83			
	Bleibt Bestand	82	82	2 453	86
36.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	46			
	Zugang pro " "	39			
		85			
	Abgang " " "	41			
	Bleibt Bestand	44	44	1 295	41
37.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	43			
	Zugang pro " "	18			
		61			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	40	40	1 268	40
38.	**Plochingen** in Würtlemberg:				
	Bestand am 1. Juni 1893	3			
	Zugang pro " "	6			
		12			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	4	4	110	15
39.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	19			
	Zugang pro " "	5			
		24			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	15	15	563	21
40.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Juni 1893	50			
	Zugang pro " "	35			
		85			
	Abgang " " "	35			
	Bleibt Bestand	50	50	1 600	50
41.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Juni 1893	14			
	Zugang pro " "	9			
		23			
	Abgang " "	6			
	Bleibt Bestand	17	17	443	32
42.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Juni 1893	21			
	Zugang pro " "	17			
		38			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	20	20	596	20
	Zusammen		1 376	41 986	1 849

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juni 1893 beträgt 963, davon sind gestorben 51
nngeheilt oder nur gebessert entlassen 150
geheilt 762
wie vor 963.

---

43. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am 1. Mai 1893 . . . . 39 Kranke.
Zugang pro Mai 1893 . . . . 59 "
98 Kranke.

Davon sind: Kranke.
gestorben 7
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . 15 "
geheilt . . . . 32 "
54 "

Bleibt Bestand am 1. Juni 1893: . . . . 44 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 25 orientalische Christen, 24 Muhamedaner, 2 Drusen und 3 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1893 beträgt 1471.

Poliklinisch wurden 1177 Personen behandelt.

Bonaventura von Brederlow, Oberst z. D., Ehrenritter seit 1870, † zu Weimar 9. Juli 1893.

Der „Bucintoro".

Der „Bucintoro" war bekanntlich das Staatsschiff der Republik Venedig, und stammte noch aus den ersten Zeiten derselben, obwohl es urkundlich erst in einem Register der Procuratoren aus dem Jahre 1289 zum ersten Male erwähnt wird. Sein Name ist aus buzino d'oro oder Buziudoro, kleiner goldener buzo, entstanden, indem buzo (mittellateinisch buceus) ein damals übliches großes Kriegsschiff bezeichnet. Da die Verordnung des Senats über den Bau dieses Schiffes wörtlich lautete: quod fabricatur navilium ducentorum hominum, d. h. für 200 Personen, hielten Viele den Namen für eine Verstümmelung aus ducentorum, aber ein altes Ceremoniell besagt ausdrücklich, daß die Domherren der herzoglichen Kapelle „Messer lo doge" begleiten sollten, wenn er am Feste der Himmelfahrt Christi oder an dem der „Mariae" den „Buzo" führe.

Dieses reich vergoldete Schiff diente nämlich nicht blos, wie man häufig glaubt, zur Fahrt beider berühmten Ceremonie der Vermählung mit dem Meere, sondern auch bei andern großen Festlichkeiten. Sollte die Gemahlin eines Dogen, wie es bis 1694 bisweilen vorkam, feierlich als Dogaressa gekrönt werden, so fuhr sie im „Bucintoro" zur Piazza di San Marco; kam ein fremder Monarch nach Venedig und nahm als Fürst die Gastfreundschaft der Republik in Anspruch, so wurde er im „Bucintoro" eingeholt, und wenn der Doge alljährlich das sogenannte Fest der Marien durch seine Gegenwart verherrlichte, so geschah es anfänglich im „Bucintoro". Die Gestalt des Schiffes mag mit der Zeit gewechselt haben, ursprünglich, als noch jeder neue Doge sein Gala-Schiff aus eigenen Mitteln bauen ließ, dürfte es sich wohl kaum von den vergoldeten Barken oder peatoni unterschieden haben, welche später den Dogen und sein Gefolge bei minder feierlichen Gelegenheiten trugen. Seit 1298 aber, wo die Republik zum ersten Male verfügte, der „Bucintoro" sollte auf Staatskosten gebaut

Digitized by Google

werden, ward das Prunkschiff des obersten Leiters der Republik von S. Marco mit immer größerem Glanze ausgestattet, und namentlich der letzte „Bucintoro", welcher 1722 aus dem Arsenal hervorging, galt nach der einstimmigen Aussage aller Augenzeugen als das prachtvollste Schiff, das je irgendwo gebaut worden war.

Ueber sechs Jahre hatte der Bau gewährt, welchen der Schiffsbaumeister Michele Stefano Conti geleitet, und zwei bedeutende Bildhauer, Giovanni Adami und Antonio Corradini, hatten das Schnitzwerk meisterhaft ausgeführt.

Nach der trefflichen Schilderung, welche uns Giustina Michiel, die sogenannte „letzte Venetianerin" (l'ultima veneziana), in ihrem Feste Veneziana von dem „Bucintoro", den sie noch selbst gesehen, hinterlassen hat, war er 100 Fuß lang und 21 Fuß breit, und hatte zwei Verdecke. Das untere, in Form einer Galeere, mit 26 Rudern an jeder Seite, war zur Aufnahme der Ruderer bestimmt, welche je vier und vier an einem Ruder saßen und an den beiden Enden des Schiffes zwei Stuben hatten, in denen sie ihre Jacken und sonst ihnen lästig werdenden Bekleidungsstücke ablegen konnten. Außer den Ruderern befanden sich noch 60 andere zur Aushilfe und 40 Matrosen im untern Raum.

Das obere Verdeck bildete einen großen Saal, der durch eine doppelte Reihe von Sesseln der Länge nach getheilt war, sich nach dem Hintertheil des Schiffes zu, wo das Cabinet mit dem Thron des Dogen war, erhöhte und ein Dach von carmosinrothem Sammet mit goldenen Franzen, Treffen und Quasten hatte, das von einem Ende des Schiffes bis zum andern reichte. 38 Fenster gestatteten zu beiden Seiten des Schiffes aus den Sälen, zehn aus dem Cabinet des Dogen freie Aussicht, und von den fünf Fenstern, welche im Hintertheil des Schiffes angebracht waren, diente das mittelste dem Dogen dazu, den Ring in's Meer zu werfen. Sämmtliche Fenster waren mit Vorhängen von carmoisinrother Seide verziert und hatten statt der Pfosten Cariatiden. Ein langer Vorhang von carmoisinrother Seide mit dem goldgestickten Wappen der Republik hing auch am Hintertheil des Schiffes vom Dache des Cabinets herab und ließ seine Enden in den Wellen des Meeres schleppen. Die große Fahne von S. Marco aber aus purpurrother Seide mit dem in Gold gestickten Löwen wehte am vergoldeten Maste, an welchem auch das Wappen des regierenden Dogen hing.

Der Doge selbst saß auf einem sehr reich verzierten Stuhl, der im Cabinet am Hintertheil des Schiffes auf einer drei Stufen hohen Estrade stand. Ueber ihm schwebte eine von zwei Liebesgöttern gehaltene hohle Muschel als Baldachin und zu beiden Seiten befanden sich die Statuen der Stärke und der Vorsicht. Nahe den Stufen standen die ebenfalls reich verzierten Sessel für den Patriarchen, die Gesandten, die Signoris und die eingeladenen vornehmen Fremden, und zwar so, daß diese die Aussicht auf den Saal bis zum Vordertheile des Schiffes hatten, wo sich der Ammiraglio dell Arsenale, der Admiral des Arsenals, welcher die Fahrt leitete, nebst den übrigen Admiralen und den Schildträgern, Trompetern und Commandatoren des Dogen aufhielt.

Die Wände des Cabinets sowohl wie des Saales waren mit Trophäen, halberhabenen Figuren und allerlei Schnitzwerk geschmückt, welche die Tugenden, Künste und Lieblingsbeschäftigungen der Venetianer früherer Zeit darstellten. Auf dem Vordertheil des Schiffes zog die colossale Statue der Gerechtigkeit Aller Blicke auf sich, und unter ihr ragten zwei Schiffsschnäbel hervor, wovon der obere, der circa 14 Fuß lang war und in den geflügelten Löwen auslief, das Meer, der untere kürzere aber das Land sinnbildlich vorstellte und zu beiden Seiten zwei Grotten zeigte, in denen man die Figuren des Po und der Etsch, der beiden Hauptströme des venetianischen Gebietes sah.

An den Seiten des Schiffes stiegen geflügelte Sirenen gleichsam aus dem Meere empor, als ob sie die wunderschön geschnitzten Ruder halten wollten, und am Hintertheil erblickte man eine nautische Siegesgöttin mit ihren Trophäen.

Sowohl von Innen wie von Außen waren alle Figuren und Sculpturen bis auf die 30 Fuß langen Ruder reich vergoldet, so daß das ganze Schiff funkelte und strahlte, als wäre es aus reinem Golde.

Kein Wunder, daß der Anblick dieses „Bucintoro" die beutegierigen Soldaten der französischen Republik verlockte, sich des Goldes zu bemächtigen. Sie brachten das Schiff aus dem Arsenal, wo es ein besonderes Behältniß hatte, an die Insel San Giorgio, zogen es auf's Land und steckten es, da sie die Vergoldungen nicht so leicht ablösen konnten, mit der ihnen eigenthümlichen Brutalität in Brand.

Am 8. Januar 1798 wurde das letzte Symbol der Majestät des Dogen und der Meeresherrschaft der Republik San Marco's vernichtet, nachdem schon im Jahre vorher beim Falle des Freistaats das Horn und die andern Insignien des Dogen verbrannt worden waren.

Mehr als 3000 Figuren, Zierrathen und Kunstwerke, welche den „Bucintoro" geschmückt, wurden in Asche verwandelt, um aus dieser mittelst chemischen Prozesses das gewünschte Gold zu gewinnen, und das Gerippe des Schiffes ward zu einer Art schwimmenden Batterie benutzt, welche längere Zeit vor dem Dogenpalaste lag und später im Arsenale aufbewahrt wurde, bis im Jahre 1824 auch dieser erbärmliche Rest vernichtet wurde. Ein einziges Bruchstück des „Bucintoro" von 1722 wurde von einem Liebhaber venetianischer Alterthümer, einem Herrn Zoppetti, vor dem gänzlichen Untergange gerettet.

Digitized by Google

Als im Jahre 1872 im königlichen Zeughause zu Berlin eine Ausstellung älterer kunstgewerblicher Gegenstände veranstaltet wurde, sah man daselbst auch das Vordertheil eines venetianischen Schiffes, welches auch von einem „Bucintoro" herrühren sollte und das Wappen der Familie Tiepolo trug. Die daran befindlichen Skulpturen sollen den Charakter des sechzehnten Jahrhunderts tragen, wenn es aber von einem Dogen aus der genannten Familie stammen soll, so muß es, statt aus dem sechzehnten Jahrhundert, aus dem dreizehnten stammen, oder kann keinem „Bucintoro" angehört haben. Denn das Geschlecht der Tiepolo, eines der zwölf ältesten Geschlechter Venedigs, die den ersten Dogen erwählt und deshalb scherzweise die 12 Apostel hießen, hat der Republik nur zwei Dogen gegeben: Jacopo Tiepolo und Lorenzo Tiepolo. Der Erstere, im Jahre 1229 zum 43. Dogen erwählt, befreite die Insel Candia, welche damals im Besitze Venedigs war, von den Raubzügen der Corsaren, schloß durch Vermittelung des Papstes einen neunjährigen Waffenstillstand mit den Genuesen ab, denen er sogar 60 Galeeren zu Hilfe gegen Kaiser Friedrich schickte, eroberte die Städte Pola und Zara wieder, die sich empört hatten, führte einen glücklichen Krieg mit Ferrara, und schenkte den Dominicanern das Terrain, auf welchem sie ihr Kloster und die prächtige Kirche San Giovanni e Paolo erbauten, in der er selbst 1249 seine letzte Ruhestätte fand.

Lorenzo Tiepolo, des Vorigen Sohn, welcher 1258 die Genueser bei Tyrus geschlagen und Ptolomais erobert hatte, ward 1268 zum 46. Dogen erwählt und seine Wahl erregte solchen Enthusiasmus unter dem Volke, daß die sogenannten Arsenalotti ihn auf ihren Schultern gleichsam im Triumphe aus der Markuskirche in den Dogenpalast trugen und so den ersten Anlaß zu dem später eingeführten Brauche gaben, welcher jeden Dogen nöthigte, sich unmittelbar nach seiner Wahl von den Arsenaloten im pozzetto, einer Art Tragsessel, um den Marcusplatz herum tragen zu lassen und Geld unter die Menge zu werfen.

Unter seiner Regierung unterwarfen sich die Bewohner Istriens von Neuem der Republik. Die Städte Bologna, Ancona, Fano u. a., die sich gegen Venedig verbündet, weil es von allen den Golf passirenden Schiffen Zoll erhoben, wurden besiegt, und die Stadt Cervia nahm freiwillig die Herrschaft Venedigs an. (Schluß folgt.)

Die deutsch-evangelische Kirche in Jerusalem.

Am Sonnabend den 8. d. M. sind in einer Audienz bei Sr. Majestät dem **Kaiser** und **Könige** zugleich der Cultusminister Dr. **Bosse**, der Präsident des Ober-Kirchenraths Dr. **Barkhausen**, der Geh. Ober-Baurath **Adler** und Ober-Hofmeister Frhr. v. **Mirbach** empfangen worden. Hierbei handelte es sich, dem Vernehmen nach, um den Bau, bez. den Entwurf für die deutsch-evangelische Kirche auf dem Mueristan zu Jerusalem. Geh. Ober-Baurath Adler war bekanntlich an Ort und Stelle, untersuchte die aufgefundenen Grundmauern des alten Johanniter-Kirchleins (St. Maria latina major) daselbst, fand, daß man auf ihnen eine neue Kirche in gleichem Stile unbedenklich errichten könne, und entwarf den bezüglichen Plan. Der Entwurf wurde nun in der Adienz in seiner letzten Fertigstellung vorgelegt und erhielt die endgültige Kaiserliche Genehmigung. Die Zeichnung hat in den letzten Jahren mehrfache Aenderungen erfahren; ursprünglich war der Thurm in niedrigem Maße gehalten, der Kaiser wollte ihn aber mehr hervortreten und ihn schlanker erscheinen lassen; es wurde deshalb zwischen den Unterbau und die unmittelbar auf demselben aufsitzende Spitze noch ein Zwischengeschoß in verjüngtem Maßstabe eingeschoben. Neuerdings ist noch eine weitere Umarbeitung eingetreten, die nun endgültig gutgeheißen ist. Somit kann der Kirchenbau zu Jerusalem nunmehr beginnen; die Kirche wird in auvergnatischem Stile auf dem Muristan erbaut, den der türkische Sultan dem Könige von Preußen schenkte und 1869 dem dort anwesenden Kronprinzen Friedrich Wilhelm übergeben ließ.

Ueber den **Muristan** berichtete Graf **Zieten-Schwerin** nach seiner Rückkehr aus Palästina: „Vom Johanniterhospiz besuchten wir den Mueristan, die Wiege des Johanniter-Ordens, über dessen Thor der preußische Adler prangt; alle Tage habe ich während meines Aufenthaltes zu Jerusalem den Mueistan besucht und seine köstlichen Ruinen durchstreift. Der **Besitz des Kaisers** umfaßt etwa den vierten Theil des ganzen, früher dem Johanniter-Orden gehörigen Muristan. Von ihm ist der 20 bis 24 Fuß hohe Schutt entfernt, durch welchen früher die so wohlerhaltenen Ruinen bedeckt und vor weiterem Verfalle geschützt waren. Durch das Hauptportal tritt man in die Kirche, deren Umfassungswände noch sehr gut erhalten sind, sodaß die Kirche auf ihnen unbedenklich wieder aufgebaut werden kann. Vom alten Kirchthurm genießt man eine herrliche Aussicht auf Jerusalem und den Oelberg. Von der Fahnenstange des Thurmes weht bei feierlichen Gelegenheiten die preußische Fahne. Auf der westlichen Seite liegt die freundliche evangelische Capelle, früher das Refectorium des Johanniter-Hospitals. In dem Giebel ist ein neues Fenster mit einem Johanniter-Kreuz. Auf der Südseite gelangt man aus dem Kreuzgange in die großartigen Ruinen des eigentlichen Hospitals, in dem der Johanniter-Orden die Pflege der elenden und kranken Pilger übte.

Mit dem Bau der neuen Kirche wird nun wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres begonnen werden; der aus Collecten hervorgegangene Kirchenbaufonds wies schon im Jahre 1889, als die Jeru-

Digitized by Google

salems-Stiftung errichtet wurde, eine Summe von 500000 M. auf, die voraussichtlich für den Kirchenbau vollkommen genügen wird. Mit dem Bau der Kirche wird der erste Schritt gethan zur Errichtung eines eigenen deutschen evangelischen Bisthums zu Jerusalem, nachdem 1887 die Lösung des Verhältnisses zu England eingetreten war und die englische Hochkirche sofort einen eigenen Bischof in Jerusalem einsetzte.

Unter der Verwaltung der evangelischen Jerusalems-Stiftung stehen bekanntlich noch der vom Könige Friedrich Wilhelm IV. 1841 gestiftete Fonds in Höhe von 430000 M. (1889) und der Jerusalems-Collectenfonds zur selben Zeit im Betrage von 220000 M. Doch reichen diese beiden Fonds noch lange nicht aus, um aus ihren Zinsen einen Bischof so reichlich auszustatten, wie den dortigen griechischen und katholischen Bischof. (Kreuzzeitung.)

Die Aufgaben der Gebildeten und Besitzenden in unserer Zeit.

Ueber dieses Thema hielt Pastor Werner-Beckendorf (Provinz Sachsen) in der vom 2.—3. Mai zu Guben abgehaltenen Wanderversammlung des Brandenburgischen Provinzial-Ausschusses einen inhaltreichen und mit lebhafter Zustimmung aufgenommenen Vortrag. Er faßte die in ihm ausgeführten Gedanken in Thesen zusammen, die in weiteren Kreisen erwogen zu verden verdienen, und die wir daher hier folgen lassen:

I. Das Christenthum, welches wahre Bildung und rechtlich erworbenen Besitz anerkennt, sowohl die asketischen wie sozialistischen Verirrungen als auch kapitalistische Auswüchse verwirft, verlangt eine gottgefällige, d. h. eine solche Verwerthung der materiellen und geistigen Güter, daß dieselben nicht aus einem Segen zu einem Fluch werden. Das letztere gilt von einem glaubensfeindlichen Bildungsstolz und einer herzlosen Kapitalanhäufung.

II. Aufgabe der Gebildeten ist es, gegen ein materialistisches Cultur- und Bildungsideal anzukämpfen. Es geschieht negativ durch den Protest gegen unsittliche Modeansichten, lüsterne Theaterstücke und eine frivole Zeitungs- und Unterhaltungsliteratur, positiv durch Verbreitung christlicher Bildungseinflüsse auf dem Wege der Presse und Belletristik; namentlich aber durch persönlichen erzieherischen Einfluß im Verkehr mit den ungebildeten Volksschichten.

III. Gebildete Christen, Männer und Frauen, dürfen sich nicht in mißverstandener Vornehmheit gegen die unteren Volksklassen, in denen oft ein aufrichtiger Bildungsdrang lebt, abschließen, sondern müssen ein jeglicher mit seinen Gaben den Brüdern und Schwestern im Einzelverkehr oder in einer statuarisch geordneten Vereinsthätigkeit zu dienen bestrebt sein.

IV. Solche Mittel und Wege, eine wahre Bildung, welche zugleich auch eine Beglückung ist, zu verbreiten und die unheilvolle Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten auszufüllen, bieten u. A. die evangelischen Arbeitervereine. Ohne den religiösen Erbauungszweck aufzugeben, müssen dieselben doch ihre Mitglieder befähigen, an dem Geisteskampfe der Gegenwart verständnißvollen und activen Antheil zu nehmen. Gebildete Männer, Pfarrer und Lehrer, Techniker, Kaufleute u. s. w. finden an den Diskussionsabenden in dem Meinungsaustausch Gelegenheit, anregend, erzieherisch einzuwirken und selbst Anregung zu empfangen und mit den Bedürfnissen der arbeitenden Klassen bekannt zu werden.

V. Aufgabe der Gebildeten ist es ferner, dahin zu wirken, daß den vaterländischen Festesfeiern ein idealer Gehalt, und der gesetzlichen Sonntagsruhe durch eine christlich-sittliche Sonntagserholung der segensvolle Inhalt verliehen wird.

VI. Die Besitzenden, juristisch zwar, aber nicht moralisch die absoluten Eigenthümer, sondern nur Verwalter irdischer Güter, müssen als Herren und nicht als Diener des Reichthums denselben, den sie mit Hilfe der Gesellschaft erworben haben, auch zu deren Besten zu benutzen bestrebt sein.

VII. Sind die Besitzenden Arbeitgeber, so haben sie ihren Leuten die Möglichkeit einer menschenwürdigen Lebenshaltung zu gewährleisten, ohne welche einem Durchschnittsmenschen die moralische Tugendhaftigkeit ungemein erschwert wird.

VIII. Wohlfahrtseinrichtungen werden socialversöhnend nur dann wirken, wenn sie nicht das Ergebniß geschäftlicher Ueberlegung, sondern vor allem der Ausfluß christlicher, selbstloser Gesinnung sind.

IX. Die formale Rechtsgleichheit empfängt erst durch das christliche Bruderverhältniß zwischen Reich und Arm seinen sittlichen Inhalt; das Geldverhältniß zwischen Unternehmer und Arbeiter muß durch ein auf gegenseitiger Achtung beruhendes Personenverhältniß erwärmt werden. Gebildete und Besitzende dürfen die Hilfe in den Schwierigkeiten der Gegenwart nicht vorwiegend von den Staatsgewalten und unproductiven Gesetzen ohne schöpferische Kraft erwarten. Mehr Gottvertrauen giebt größeres Selbstvertrauen, und dieses drängt zur entschiedenen Bethätigung der Selbsthilfe. Nur so kann die Bekämpfung der Uebel auch eine Heilung der Schäden bewirken. (Flieg. Bl. a. d. Rauhen Hause.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 26. Juli 1893. Nr. 30.

Hans Heimart Ferdinand von Linsingen, Generalmajor z. D., Ehrenritter seit 1872, † zu Dessau 19. Juli 1893.

Der „Bucintoro“.

(Schluß.)

Lorenzo starb im Jahre 1275 und wurde gleich seinem Vater in der Kirche San Giovanni e Paolo, beigesetzt, die seitdem als gemeinsames Mausoleum der Dogen betrachtet wurde.

Seit jener Zeit aber hat nie wieder ein Tiepolo den herzoglichen Thron bestiegen, vielleicht weil schon 1310 Bajamonte Tiepolo, ein Sohn des Dogen Lorenzo, an der Spitze jener berüchtigten Verschwörung stand, in Folge deren nicht nur der gefürchtete Rath der Zehn (consiglio dei dieci) errichtet, sondern auch die Familie Tiepolo vom Senat gezwungen wurde, ihr altes Wappen zu verändern, welches eine Burg, einen Thurm, die Dogenmütze und zwei Adler zeigte, weil die Tiepolo, ehe sie nach Venedig kamen, Herrscher von Rimini gewesen waren.

Gleichwohl fuhr die Familie fort, der Republik bis zu ihrem Erlöschen hervorragende Männer zu stellen, die sich theils im Kriege, theils in der Kunst und Wissenschaft auszeichneten, und so läßt sich wohl die Vermuthung aufstellen, daß jenes fragliche Schiffsvordertheil, wenn es wirklich das Wappen der Tiepolo trägt und seine Sculpturen dem sechzehnten Jahrhundert angehören, von einer den Tiepolo gehörigen Galeere oder peota herstammt.

Denn auch bei dem Bau der Galeeren offenbarte sich die Kunstliebe der Venetianer, und die Peotenwaren durch ihre Pracht würdig den Bucintoro zu begleiten.

Die berühmte Ceremonie am Himmelfahrtstage aber fand in folgender Weise statt. Nachdem der Doge mit seinem Gefolge und seinen Gästen den Bucintoro bestiegen, stießen die Arsenalotti, welche an diesem Tage das Vorrecht hatten, ihn zu rudern, unter dem Festgeläute aller Glocken und dem Kanonendonner der bunt bewimpelten Kriegsschiffe vom Lande. Dem Bucintoro folgte dann eine ganze Flotille von reich gezierten Peoten, Barken und Gondeln: unmittelbar vor ihm fuhr in einer festlich geschmückten Barke das Haupt der Fischerzunft, der sogenannte Doge de'Nicolotti, unmittelbar hinter ihm ein am Hintertheil befestigter „Peatore“, in dem sich der Patriarch mit seinem Domcapitel befand. In nächster Nähe des Bucintoro hielten sich die ebenfalls mit rothem Sammet ausgeschlagenen vergoldeten Peoten des Staates und ihnen folgten die einzelnen Patrizier und Zünfte, auf das Verschwenderischste mit Sammet, Seide und Stoffen ausgestattet, nebst einer Anzahl offener Gondeln und Fahrzeuge, welchen die weite Wasserfläche der Lagunen Raum genug gewährte, um sich am Feste zu betheiligen.

Auf vielen der mitfahrenden Schiffe waren Sängergesellschaften und Musiker, welche die Luft mit ihren Tönen erfüllten, während vom Ufer her der Zuruf der dichtgedrängten Zuschauermenge erscholl.

So bewegte sich der Zug dem Lido zu. War man eine kurze Strecke gefahren, schickte der Patriarch zwei oder drei Schüsseln mit Rosen und anderen Blumen dem Dogen zu, welcher sie an die Signoria vertheilte.

Näherte man sich dem Fort San Andrea, begrüßte der Donner sämmtlicher Batterien zu beiden Seiten der Einfahrt den feierlichen Zug, der nun aus dem Hafen hinaus fahrend im offenen Meere anhielt.

Der Bucintoro machte eine vollständige Drehung, der Doge erhob sich von seinem Sitz und warf einen goldenen Ring, den der Patriarch in seinem Peatone kurz vorher geweiht, mit den Worten: „Desponsamus te, mare, in signum veri perpetuique domini,“ (wir vermählen uns mit Dir, o Meer, zum Zeichen wahrer und ewiger Herrschaft), ins Meer hinab, nachdem der Patriarch noch vorher ein Gefäß mit Weihwasser hatte hineingießen lassen.

Hierauf stieg die Versammlung an der Kirche St. Nicolo auf dem Lido aus, wo der Doge vom Patriarchen, der vorausgefahren, feierlich mit Weihwasser besprengt, mit Weihrauch beräuchert und

mit einer Rede empfangen wurde. Nachdem hierauf ein feierliches Hochamt celebirt war, kehrte der Festzug in derselben Weise wie er gekommen in den Dogenpalast zurück, wo der Doge Allen, die ihn im „Bucintoro“ begleitet hatten, ein Festmahl gab.

Die Entstehung dieses Festes schreibt sich aus dem Jahre 997 her, in welchem auf Bitten der Bewohner Dalmatiens der Doge Pietro Orsealo II. am Himmelfahrtstage mit einer Flotte ausfuhr, um die Seeräuber zu züchtigen, welche die dalmatische Küste und das adriatische Meer unsicher machten. Es war das erste Mal, daß venetianische Schiffe an jenen Küsten erschienen, und es gelang dem Dogen, die Seeräuber so vollständig zu vernichten, daß die Städte Dalmatiens aus Dankbarkeit sich freiwillig unter die Herrschaft der Republik San Marco begaben. Zur ewigen Erinnerung an diese glückliche Fahrt wurde nach der Rückkehr des Dogen verfügt, alljährlich am Himmelfahrtstage soll der Doge mit der Signoria bis zum Meere fahren, und dieses weihen lassen und es zu bitten, es möge den Venetianern ferner günstig sein.

Daher bestand, nach einem Ritual von 1177, die ganze Ceremonie anfänglich auch blos darin, daß der Doge nach den üblichen Weihgebeten des Capitels laut die Worte sprach: „Ut hoc mare nolis ad omnibus in eo navigantibus tranquillum et quietum concedere digneris.“ (Laß dieses Meer uns und Allen, die es befahren, ruhig und still sein.)

Als aber später Venedig zwischen dem Papst Alexander III. und dem Kaiser Friedrich I. Barbarossa Frieden vermittelt hatte, und beide im Jahre 1177 nach Venedig kamen, um ihn abzuschließen, verlieh der Papst zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit dem Dogen die Herrschaft über das adriatische Meer und gab ihm einen goldenen Ring als Symbol derselben.

Seitdem verwandelte sich das einfache Gedächtnißfest gewissermaßen zu einem Lehnact, da man in jener Zeit den Papst als Statthalter Christi auf Erden noch ernsthaft für den obersten Herrn aller Länder und Meere annahm, aus dem Gebetspruch wurde eine Proclamation des Besitzrechts, und la bella Venezia, das schöne Venedig, bekam den poetischen Namen der „Braut des adriatischen Meeres“: „la Sposadell Adriatico.“

Noch älteren Ursprungs war das zweite Fest, bei welchem ehemals der „Bucintoro“ zum Gebrauch diente, das „Fest der Marien“. In den ersten Zeiten der Republik, als Venedig noch aus einzelnen größeren oder kleineren, mehr oder weniger bewohnten Inseln bestand, war es nämlich Sitte, daß am 2. Februar, dem Fest Mariä Reinigung, alle Brautpaare gleichzeitig in der Kirche San Pietro di Castello, die damals nach olivolo hieß, vom Bischof getraut wurden. Jede Braut trug dabei ihre Mitgift in einer kleinen Holzkiste, arcella genannt, mit sich, weil sie unmittelbar nach der Trauung ihrem Bräutigam in die neue Wohnung folgte. Der Doge mit der Signoria wohnte der Ceremonie bei und um die Freude des Festes noch zu erhöhen, wurden jedesmal zwölf arme Mädchen aus öffentlichen Mitteln ausgestattet. Da geschah es, daß im Jahre 944, nach Andern schon 940, Seeräuber die Gelegenheit benutzten und plötzlich, da Alles in der Kirche war, mit den Waffen in der Hand in diese hineinstürmten, die Mädchen mit den Brautschätzen raubten, und noch ehe die Venetianer sich von ihrem Schrecken erholen konnten, mit vollen Segeln davonfuhren.

Augenblicklich bot der Doge soviel bewaffnete Bürger, wie er zusammenraffen konnte, auf, eilte den Piraten nach und überraschte sie an der Küste von Casale, wo sie eben mit der Theilung ihres Raubes beschäftigt waren. Die Venetianer griffen sie ohne Zögern an, machten sie sämmtlich nieder und kehrten mit den wiedergewonnenen Mädchen und Schätzen aus dem kleinen Hafen, der noch jetzt zur Erinnerung daran den Namen Porto delle Donzelle, Hafen der Mädchen, trägt, am nächsten Morgen im Triumph nach der Kirche zurück, wo nun die Einsegnung der Brautpaare ruhig vollzogen ward.

Zum ewigen Gedächtniß dieses Vorfalls aber ward statt des Festes der Ehen ein Fest eingesetzt, welches, weil die meisten Bräute Maria hießen, „Fest der Marien“, oder lateinisch: Ludi Mariani, Marienspiele, genannt wurde und acht Tage dauerte. Während dieser Zeit wurden zwölf in die Tracht der wieder eroberten Bräute gekleidete Holzfiguren unter Gesang und Musik, Tänzen und Spielen aller Art in Procession herumgefahren, und der Doge mit der Signoria begleitete sie im „Bucintoro“, welchem sich eine zahllose Menge festlich geschmückter Gondeln und Barken jeder Form und Größe anschloß.

Später wählte man statt der „Holzmarien“ zwölf der hübschesten und tugendhaftesten Mädchen, zwei aus jedem Sestiere oder Stadttheil aus, um die alten Bräute vorzustellen, und führte sie am ersten Tage des Festes von Haus zu Haus. Da aber jeder Stadttheil mit dem andern wetteiferte, seine Bräute am kostbarsten anzukleiden, und die Familien, zu denen die Bräute kamen, um sich mit ihrem ganzen Gefolge bewirthen zu lassen, einander ebenfalls an Aufwand übertreffen wollten, wurde es sehr bald nothwendig, ein Gesetz zur Steuerung dieses Luxus zu geben und die Zahl der Bräute anfangs auf vier, später sogar auf drei herabzusetzen.

Die übrigen Tage boten als Lustbarkeiten Bälle, Maskeraden, Comödien, Regatten oder Wettfahrten in Booten, die in Venedig so beliebten Kraftspiele und andere Zerstreuungen.

Während der traurigen Wechselfälle des Krieges um Chioggia jedoch unterblieben 1379 die Ludi Mariani und wurden nach Beendigung desselben nicht wieder hergestellt.

Nur der jährliche feierliche Staatsbesuch der Kirche Santa Maria formosa am 1. Februar, welcher sich aus derselben Zeit herschrieb, erhielt bis zum Aufhören der Republik das Andenken an den Raub der

Digitized by Google

Bräute. Die in der Nähe dieser Kirche wohnenden Kunsttischler, welche die Kästchen für die Brautschätze verfertigten und deshalb cassellieri hießen, waren die ersten bei der Hand gewesen, die sich um die Dogen schaarten, als es sich darum handelte, die Piraten zu verfolgen, und hatten auf die Frage des Dogen, wie er sie für ihren patriotischen Eifer und Muth belohnen sollte, erwidert, er möchte jedes Jahr an diesem Tage in ihre Pfarrkirche kommen.

„Alle Jahre?" entgegnete der Doge und setzte scherzhaft hinzu: „Aber wenn es regnet?"

„Wir werden Euch Hüte zum Schutze geben."

„Und wenn wir Hunger haben sollen?" fuhr der Doge fort.

„Ihr sollt zu essen und zu trinken haben."

Natürlich bewilligte der Doge ihre bescheidene Bitte, und als er im nächsten Jahre contrionfi, d. h. mit vollständigem Gefolge am schönen Campo di Santa Maria formosa ausstieg, überreichte ihm der camerlingo oder Rentmeister der Kirche im Namen der Gemeinde einen Hut aus vergoldetem Stroh und zwei Orangen, ein Brauch, der zur Erinnerung an das Versprechen der cassellieri beibehalten wurde.

„Der Landesverein für innere Mission der evang.-luther. Kirche im Königreich Sachsen in seinem ersten Vierteljahrhundert.

Blätter der Erinnerung an die Tage nach Misericordias Domini 1893, herausgegeben vom Secretariat des Landesvereins. Dresden, Niederlage des Schriftenvereins. 1893" so lautet der Titel einer 84 Seiten umfassenden Denkschrift, die zum Preise von 1 M., ebenso wie die bei dem zum 25jährigen Jubiläum des genannten Vereins am 18. April d. J. in Dresden gehaltene Predigt über Hesekiel 37, 1—10 des D. Chr. Ernst Luthardt, Königlich Sächsischen Geheimen Rath, Domherrn und Professor der Theologie in Leipzig, für 20 Pf. durch die Buchhandlungen oder direct durch die Niederlage des Schriftenvereins zu Dresden, Johannesstraße 17 bezogen werden können.

Aus dem gehaltreichen Inhalte der in Rede stehenden Denkschrift, theilen wir aus dem Capitel: „Die Geschichte des Landesvereins für innere Mission und seine gegenwärtigen Aufgaben" und speciell aus dem Berichte des Pastors Hickmann, Vereinsgeistlicher von 1868—1879 die nachstehenden kurzen Sätze mit:

„Die Gründung des Landesvereins für innere Mission im Königreich Sachsen fällt in das Jahr 1867 und das Verdienst derselben gebührt dem Pfarrer Immisch in Göda.

Nicht als ob vorher die Arbeit der innern Mission in Sachsen unbekannt gewesen wäre, die von lebendigen Gliedern der Kirche in Erkenntniß und Uebung, sei es ihrer Hirtenpflicht, sei es ihrer allgemeinen Christenpflicht ausgehende Thätigkeit, durch welche die Kirche Christi an ihren eigenen Gliedern den ihr von ihrem Herrn befohlenen Dienst der pflegenden und bewahrenden, suchenden und rettenden Bruderliebe übt und zwar angesichts der nicht bloß leiblichen, sondern auch geistlichen und sittlichen und darum den Namen „Mission" begründenden Nöthe inmitten der Gemeinde. Es gab in Sachsen nicht bloß bereits eine rege humanitäre Wohlthätigkeit, in der auch viele treue und bewußte Glieder der christlichen Gemeinde gern ihre Kräfte mit regten; es gab dort auch bereits eine mannigfache Thätigkeit jener inneren Mission, die ihren Dienst als einen Christo schuldigen Dienst erkennt und bekennt, deren Seele die Liebe zur Seele ist, und deren Ziel nicht bloß auf Linderung äußerer Noth, sondern auch auf die Förderung eines gesunden und warmen christlichen Lebens gehen, wie in den Einzelnen, an denen, so in den Gemeinden, unter denen sie dient.

Unter direct von Kaiserswerth ausgegangenen Einflüssen war schon 1844 die Dresdener Diakonissenanstalt erstanden und stand damals unter Pastor Fröhlichs glaubensmuthiger, thatkräftiger, zielbewußter Leitung. In das Jahr 1848 fällt die Gründung der Gesellschaft der Armenfreunde, welche ein segensvolles Centrum aller Liebesthätigkeit im Sinne der inneren Mission für Leipzig wurde, ähnlich, nur noch umfassender, wie für Dresden der Verein für weibliche Diakonie. Unter den Anregungen die vom Wittenberger Kirchentage 1848 in alle Länder ausgingen, waren eine ganze Reihe kleiner Rettungshäuser entstanden, unter denen namentlich drei auch für weitere Kreise von Bedeutung wurden, das von der vor kurzem heimgegangenen Mutter unseres ersten Vorsitzenden im Verein mit dem noch unter uns weilenden Pastor Richter ins Leben gerufene Haus zum Weinberg in Riesa, das mit der Herrenhuter Brüdergemeinde verbundene Mädchen-Rettungshaus zu Berthelsdorf mit seinem Wündrich, diesem Muster eines Rettungshausvaters, und vor allem das Prinz Albert-Stift bei Schwarzenberg, die originale Schöpfung des in seltener Weise vom Geiste selbstlos dienender Barmherzigkeit erfüllten Pastors Winter. In derselben Zeit entstanden die ersten Jünglingsvereine und führten in der Verborgenheit ihr bescheidenes, allerdings theils durch ihre eigene Schuld, viel mehr aber noch durch die Schuld der Kirche qualitativ und quantitativ engbegrenztes Dasein. Von der Stube eines schlichten Lehrers im Erzgebirge aus wurde die Colportage christlicher Schriften betrieben, in der Gegend von Zwickau und im Vogtlande colportirte Vater Schürer, gefördert und unterstützt von dem Zwickauer Regierungsrath Freiherrn von Wirsing, und in der Lausitz ersetzte, um von anderen zu schweigen, Vater Lehmann, der schlichte Greis in Teichnitz bei Bautzen, mit seinem Zeugniß und seinen Bibliothekbüchern einen ganzen Verein für innere Mission. Manche Liebessaat in Wort und That wurde so ins Land gesät. Aber diese einzelnen

Digitized by Google

Stätten und Persönlichkeiten standen im Ganzen und Großen nicht bloß in keiner Fühlung miteinander, sondern hatten vor allem keine Fühlung mit dem Gesammtleben der Kirche, die in dieser Arbeit als eine Liebhaberei einzelner enger Kreise galt. Es fehlte an einer Organisation, welche die vereinzelten Arbeiten in eine lebensvolle gegenseitige Verbindung brachte, welche die einzelnen Thätigkeiten als das darstellte, was sie doch sind und waren, Zweige des einen Baumes, und welche die Mitbetheiligung an derselben Gesammtheit der Kirche als eine Gesammtpflicht aller wahren Freunde eines gesunden kirchlichen Lebens zum Bewußtsein brachte. Woran lag das, während sich doch in angrenzenden Ländern die Organisation von Landes- und Provinzialvereinen viel früher vollzogen hatte? Durchaus nicht wesentlich an einer in confessionellen Gründen wurzelnden Abneigung gegen die Sache der inneren Mission. Das in Leipzig erschienene, gegen Wichern gerichtete Buch „Martha und Maria" hatte bei uns durchaus nicht jene Bedeutung erlangt, wie etwa in Hannover die Warnungen Petris. Vielmehr an einer mehr pietistischen und an sich nicht ungerechtfertigten Scheu jener für die Sache schon eingetretenen Kreise selbst, aus ihrer Stille herauszutreten, verbunden mit einem gewissen Wohlgefallen an ihrer Isolirung und der ängstlichen Befürchtung, daß der sich verbreiternde Strom sich zugleich verflachen müsse, bei anderen an einem Mißtrauen vor jedem vereinsmäßigen Betriebe kirchlicher Thätigkeit, wie z. B. der selige Meurer, dessen Wirksamkeit die sächsische Landeskirche so viel verdankt, mir entgegnete, das beste Mittel, eine Sache todt zu machen, sei stets die Gründung eines Vereins zu ihrer Belebung, mehr aber noch, abgesehen von dem widrigen Winde, der alle solche Bestrebungen damals in der öffentlichen Meinung umwehte, an der alle kirchlich denkenden Kreise unseres Landes beherrschenden Abneigung, irgend welche Organisation anderen Kirchengebieten zu entlehnen und an der in der damaligen Zeit hochgehender kirchenpolitischer Kämpfe, Wünsche und Befürchtungen wohl doppelt verständlichen Scheu der Bekenntnißtreuen, sich auch nur indirect von außerhalb des eigenen Kirchengebietes bestehenden Organisationen abhängig zu machen. Es muß hieran erinnert werden, um nicht bloß die Schwierigkeiten zu würdigen, die es zu überwinden galt, sondern um auch zum Ruhme der göttlichen Führung darzulegen, warum unser Landesverein eben so sich gründen mußte, wie er sich gegegründet hat.

Der, dem es gelang, jenen Bedenklichkeiten zum Trotz die Gründung unserer Centralstelle anzuregen, war, wie schon erwähnt, unser Immisch, Gott selbst hatte ihn sich durch seine Lebensführung für diesen Dienst bereitet. Er hatte auf ergangene Bitte dem Schlesischen Provinzial-Verein für innere Mission bei seiner Thätigkeit unter den Wenden der preußischen Oberlausitz gedient. In Folge der hier empfangenen Antriebe hatte er bereits in der Sächsischen Lausitz einen Provinzial-Verein für innere Mission ins Leben gerufen. Er hatte bereits das erste Wandenfest für innere Mission veranstaltet, bei dem der jetzige Chemnitzer Superintendent Michael die Predigt hielt. Nun hielt Immisch am 21. August 1867, der mit dem Missions- und Bibelfest verbundenen Dresdener Pastoral-Conferenz, welche in jenen Jahrzehnten eine besondere Bedeutung für die innere Entwickelung Sachsens hatte, seinen Vortrag „über die Nothwendigkeit, in unserem sächsischen Vaterlande eine regere und geordnete Theilnahme an der inneren Mission zu wecken, und die hierzu geeigneten Wege". Dieselbe Pastoral-Conferenz hatte wenige Jahre vorher ähnlichen Anträgen des trefflichen Reisepredigers des Centralausschusses, jetzigem Generalsuperintendenten Hesekiel, ihre kühlen Bedenken entgegengesetzt. Der Lausitzer Streiter aber glich gegenüber all diesen Bedenken einem Schlachtschiffe, das gegen den Feind eine Kanonade aus voller Breitseite eröffnet, und einem gewandten Fechter gleich, parirte er alle Anträge, welche darauf hinausgingen, die Sache für eine der nächsten Pastoral-Conferenzen zu erneuter Erwägung, ob sie wohl zu erwägen sei, zu vertagen. Er setzte durch, namentlich unterstützt durch den als Gast anwesenden Leipziger Professor der Rechte Dr. Kuntze, daß auf der Stelle ein aus acht Männern bestehender Ausschuß eingesetzt wurde, um im Sinne seiner Anträge zu handeln. Dieser Ausschuß, außer den beiden Genannten noch bestehend aus den Pastoren Fröhlich-Dresden, Richter-Riesa, Rudel-Constappel, Schweingel-Bräunsdorf, Siedel-Tharandt, Winter-Schwarzenburg, trat, durch einige eingeladene Männer noch verstärkt, am 30. September 1867 im Diakonissenhause zu Dresden zu einer Sitzung zusammen. Bei Beginn derselben verspürte keiner der Herren besondere Lust, die Arbeit der Protokollführung zu übernehmen, und so half man sich aus dieser Verlegenheit, indem man — zunächst lediglich für diesen Handlangerdienst für diese Stunde — den jungen Hilfsgeistlichen herbeirief, der das Jahr vorher, infolge einer flüchtigen einmaligen Begegnung mit Fröhlich, kurz vor Ausbruch des Krieges, im Gegensatz mit seinen selbstgemachten Lebensplänen in die geistliche Hilfsthätigkeit an der Diakonissenanstalt gezogen worden war. In dieser Sitzung wurde das im wesentlichen noch heute giltige Statut des Ausschusses, bald darauf Hauptverein, später Landesverein genannt, „für innere Mission der evangelisch-lutherischen Kirche im Königreich Sachsen" festgesetzt und auch bereits sein damals aus neun Männern bestehendes Directorium gewählt. War schon die Fassung jenes Namens wichtig und, wie wir sagen dürfen, glücklich, so auch die Zusammensetzung jenes Directoriums, und, wie überall, so sind bekanntlich vor allem im Reiche Gottes die Persönlichkeiten wichtiger als die Paragraphen" . . . . .

Digitized by Google

Doch wir wollen hier nicht diesen 17 Seiten umfassenden überaus anregenden, lebendigen Bericht des Pastors Hickmann reproduciren, sondern müssen auf denselben verweisen und heben nur noch einige Sätze daraus hervor, die den Segen schildern, den Gott dem Vereine im Laufe seines fünf und zwanzigjährigen Wirkens hat zutheil werden lassen:

„Wer will ermessen, wie viel Männer und Frauen aus allen Ständen erst durch die innere Mission für die thätige Theilnahme am kirchlichen Leben gewonnen worden sind, andern und sich selbst zum Segen! Und endlich, welcher damals vor 25 Jahren auch von der kühnsten Phantasie noch nicht geträumte Umschwung hat sich in der öffentlichen Meinung vollzogen! Vor ihr trug damals noch wenigstens bei uns in Sachsen alles, was an innere Mission streifte, wenn es überhaupt beachtet wurde, das Zeichen der Schmach. Die Regierung, insbesondere das Königliche Ministerium des Innern, begann ja nach den Erfahrungen von 1866 der Sache der Diakonie förderndes Wohlwollen zu schenken. Aber unsere großen Stadtgemeinden z. B. hielten ihre Krankenhäuser noch mit einer wahren Angst verschlossen. Daß die Gemeindediakonie einst durch die Organe der Kirche eingeführt werden würde, war dem Berichterstatter schon damals eine schöne Hoffnung; aber daß es in einem Vierteljahrhundert Gemeindediakonie auch auf Kosten von Stadträthen und auch in Landgemeinden geben werde, hätte auch er sich nicht träumen lassen und er hatte bisweilen Träume. An Dotationen der Diakonie aus städtischen Mitteln hätte man damals nicht zu denken gewagt."

Die Bestrebungen zur Schaffung billiger und gesunder Wohnungen für die Arbeiter in London und ihre Erfolge.

Von Architect L. Simony in Wien
(Aus: „Die Humanität".)

Die Centralisation von Handel und Industrie in den größeren Städten hatte in London — ebenso wie gleichzeitig auch in den größeren Provinzstädten Englands und den continentalen Städten — ein andauerndes und rasches Zuströmen der Landbevölkerung dorthin zur Folge, was für London durch die nachfolgenden Ziffern veranschaulicht wird. Die Bevölkerung betrug im Jahre 1821: 1 378 947, 1881 schon 3 716 483, 1891 5 633 000 Seelen; dabei ist aber besonders in Betracht zu ziehen, daß die Majorität des Zuwachses den arbeitenden Klassen angehörte, die angelockt wurden durch die großen Industrien, welche dort entstanden. Während nun diese durch Anlage von Fabriken, Docks, Magazinen, insbesondere von Eisenbahnen große, bisher bebaute Flächen der City, die von wohlhabenden Bevölkerungsschichten bewohnt waren, verschlangen, blieb die große Menge der zuwandernden Arbeiter auf die übrig gebliebenen, meist schon alten und für solche Zwecke unbrauchbaren Wohnhäuser angewiesen. Die Versuche, auch diese Klasse der Bevölkerung, gleich den früher in der City seßhaft gewesenen, zum Wohnen außerhalb der City zu bewegen, blieben auch bis in die neuere Zeit, trotz der seit 1883 eingeführten Arbeiterzüge, ohne besonderen Erfolg, so daß noch heute der größte Theil der Londoner Arbeiter in der Nähe ihrer Erwerbsquelle, der City, lebt. Die Folge davon war nun zunächst die Ueberfüllung dieser Häuser, und zwar in einem so hohen Grade, daß es geradezu als das durchaus Regelmäßige erscheint, wenn Familien mit erwachsenen und nichterwachsenen Kindern von 8 bis 9 Personen nur einen einzigen Raum innehaben, in welchem die Leute leben, kochen, essen und schlafen. Dazu kommt noch, daß diese Häuser, alle als Familienhäuser gebaut, sich nach ihrer Bauart durchaus nicht zur Verwendung als Massenquartiere eigneten. Die Closeteinrichtungen sind fast überall ungenügend; der normale Fall ist, daß ein Closet für das ganze Haus vorhanden ist, daneben soll aber ein Fall konstatirt worden sein, in welchem 16 Häuser nur ein Closet hatten. Zur Instandhaltung dieser Wohnungen geschah gar nichts; „Löcher in den Fußböden, die Decken dem Einsturze nahe, die Wände feucht und voll Ungeziefer, die Fenster zerschlagen, die Thüren ohne Schloß und Klinke 2c." — derartig sind die Beschreibungen, welche in den hierüber wiederholt an die Oeffentlichkeit gelangten Berichten wiederkehren. Bei alledem verschlingt die Miethe für derartige Wohnungen einen unverhältnißmäßig großen Theil des Verdienstes des Arbeiters; der Statistiker Mulhall giebt folgende Zahlen über Wohnungsmiethen in England: Reiche 10% ihres Einkommens, Mittelklasse 20%, Arbeiterklasse 25%. Die Ursache der geschilderten grellen Uebelstände dieser „slums" — wie in London diese Art von Arbeiterwohnhäusern genannt wird — ist in den noch heute bestehenden Eigenthumsverhältnissen in Bezug auf Grund und Boden in London zu suchen; bekanntlich gehört derselbe einigen wenigen reichen Familien und Stiftungen, welche es vorziehen, denselben durch Verpachtung, eventuell sammt den auf denselben errichteten Gebäuden auf eine bestimmte Frist von meistens 99 Jahren auszunutzen (Lease-System). Aus dieser zeitlichen Beschränkung der Pachtung ergiebt sich, daß der Pächter gar kein Interesse hat, ein in Pacht übernommenes Gebäude durch Reparaturen in fortdauernd gutem Zustande zu erhalten, andererseits ist er nur Pächter von Grund und Boden und führt das Gebäude auf eigene Kosten aus. Er hat also kein Interesse, dasselbe derartig solid zu bauen, daß es auch nach Ablauf seiner Pachtzeit noch benutzbar bleibt, da irgend eine Entschädigung für diese Unternehmungen bei Rückfall der lease an den Eigenthümer ausgeschlossen ist. Verlegte nun ein Besitzer einer lease in der City seinen Wohnsitz nach außerhalb (wo er wieder eine neue lease einging), sei es wegen schlechten Bauzustandes des Gebäudes oder aus

Digitized by Google

anderen Gründen, so fanden sich immer speculative Köpfe, welche die Pachtung von dem ersten Besitzer übernahmen (underlessee), um durch Vermiethung an Arbeiter den größtmöglichen, oft wucherischen Gewinn aus dem angelegten Capitale zu ziehen, und dann natürlich noch weniger Interesse an der Erhaltung der Gebäude hatten, als der erste Pächter! Dies die Entstehung der mit Recht so übelberüchtigten slums.

Die Localbehörden, welche wohl die Verpflichtung hatten, gegen Uebelstände in den Wohnungen einzuschreiten, waren aber größtentheils aus den Hausbesitzern des Districtes zusammengesetzt oder deren verwandtschaftlicher oder geschäftlicher Anhang, so daß von ihnen die Handhabung der betreffenden Gesetze nicht erwartet werden konnte. Ihnen unterstellt waren Inspectoren (inspectors of nuissances), denen aber schon wegen der Größe der ihnen zugewiesenen Districte (bis zu 100 000 Seelen) eine gewissenhafte Pflichterfüllung zur Unmöglichkeit gemacht ward, abgesehen davon, daß ihre etwaigen Vorschläge vor der Behörde wegen deren Zusammensetzung kein williges Gehör fanden.

Diese eben geschilderten traurigen Zustände, unter welchen eine große Anzahl von Arbeiterfamilien ihr Dasein fristet, bestehen noch heute, allerdings auf einen kleineren Kreis beschränkt, wie dies neuerdings durch die im Jahre 1884 eingesetzte königliche Commission in ihrem Berichte veröffentlicht wurde, obwohl die staatliche wie die Privatthätigkeit es in der Zwischenzeit nicht an Bestrebungen sowohl zur Beseitigung der slums, als auch zur Förderung der Erstellung neuer, billiger und gesunder Arbeiterwohnhäuser fehlen ließen.

Die erste Anregung zur Sanirung dieser slums auf dem Wege der Gesetzgebung ging im Jahre 1851 von dem Philanthropen Lord Shaftesbury aus, der auch in den folgenden Jahrzehnten nicht ruhte, mit neuen Vorschlägen an die Regierung und das Parlament heranzutreten. Das erste damals zu stande gekommene Gesetz hatte folgenden Inhalt: In Städten und Ortschaften von mindestens 10 000 Einwohnern kann in einer eigens zu diesem Zwecke einberufenen Versammlung der Localbehörde die Errichtung von Logirhäusern für die arbeitende Klasse beschlossen werden; in den Ortschaften muß dieser Beschluß mit einer Zweidrittel-Majorität gefaßt werden, in den Städten hat die Ausführung des gefaßten Beschlusses zu unterbleiben, wenn Steuerzahler, welche ein Zehntel des Steuerwerthes des Districtes repräsentiren, sich dagegen aussprechen. Die Localbehörde ist berechtigt, Grundstücke für diesen Zweck zu kaufen; ein Expropriationsrecht steht ihr jedoch nicht zu. Zur Geldbeschaffung kann die Localbehörde entweder Anlehen gegen Verpfändung der Localsteuern mit Genehmigung des Ministeriums contrahiren oder von der Darlehenscommission für öffentliche Arbeiten derartige Darlehen aufnehmen. Später wurde die Befugniß, Darlehen aufzunehmen, auch an die Gesellschaften und an Private ertheilt, sofern sie dieselben zur Errichtung von Arbeiterhäusern verwenden — gegen hypothekarische Sicherstellung auf den zu errichtenden Gebäuden bei einem Zinsfuß von nicht unter 4% und einer Rückzahlung in längstens 40 Jahren durch Annuitäten. Wenn der Erfolg dieses Gesetzes ein ganz unbedeutender war, so wird dies außer der Unthätigkeit der Localbehörden — aus den gleichen Gründen, wie vorhin erwähnt — noch den Umständen zugeschrieben, daß das Gesetz den Behörden kein Expropriationsrecht einräumt und die Durchführung eines solchen Planes durch den Widerspruch einer kleinen Minderheit zunichte gemacht werden kann.

Diesen durch die Praxis zu Tage getretenen Unzukömmlichkeiten trachteten eine Reihe weiterer Gesetze, welche nach dem Namen des Antragstellers unter der Bezeichnung Torrens acts zusammengefaßt werden, abzuhelfen; sie kamen in den Jahren 1868 bis 1882 zustande und gelten für alle Städte mit 10 000 Einwohnern und darüber. Sie erstreben im Wesentlichen wie die früheren Gesetze die Beseitigung der gesundheitsschädlichen Häuser, dehnen aber die Befugnisse der Localbehörden weiter aus, indem denselben das Expropriationsrecht wenigstens unter gewissen Beschränkungen zugestanden wird, und zwar in der Weise, daß die Localbehörde, wenn das Ministerium ihrem Antrag auf Beseitigung baulicher sanitärer Uebelstände in letztinstanzlicher Entscheidung (gegen den Recurs des Hauseigenthümers) Folge giebt, befugt ist, die Sanirungsarbeiten auf Kosten des Eigenthümers vornehmen zu lassen, ja sogar, wenn der Antrag dahin ging, die Abtragung des Hauses auf Kosten des Besitzers durchzuführen, ohne daß dieser selbst in diesem Falle ein Entschädigungsrecht für den Eingriff in sein Eigenthum geltend machen könnte. Die Bestimmungen über die Gewährung von Darlehen sind gleich den früheren. Diese überaus strengen Maßregeln änderten an den bestehenden Verhältnissen gar nichts, einmal wegen der Unthätigkeit der Localbehörden, dann, weil die Hauseigenthümer, die ja auch die Anwendung des Gesetzes in einem oder dem andern Falle hätten beantragen können, ein begreifliches Interesse an dem Fortbestehen der Uebelstände hatten.

Als später im Jahre 1879 die Entschädigungsansprüche der Eigenthümer anerkannt und dahin geregelt wurden, daß der jeweilige durch ein Schiedsgericht festzusetzende Marktpreis zur Grundlage der Werthschätzung zu dienen habe, war damit nicht viel gewonnen, da gerade die am meisten von dem Uebel der gesundheitsgefährlichen Häuser betroffenen Districte die ärmsten waren und das nöthige Geld zum Ankauf der Grundstücke nicht aufbringen konnten.

(Schluß folgt.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 2. August 1893. Nr. 31.

1. Adalbert Graf zu Waldeck und Pyrmont, auch Limpurg-Gaildorf, Rechtsritter seit 1872, † zu Schloß Bergheim 24. Juli 1893.
2. Carl von Tzschoppe, Ober-Regierungsrath, Ehrenritter seit 1871, † zu Erfurt 26. Juli 1893.

Die Gentry in ihrer heutigen socialen und politischen Stellung.

Wir haben in einem früheren Aufsatz über den englischen Adel gehandelt und eine Geschichte seiner Entwickelung zu geben gesucht und gefunden, daß die innere Geschichte Englands fast identisch mit der Geschichte der Gentry ist. Eine solche historische Skizze, die das allmähliche Wachsen und Werden dieser Institution zeigt, ist aber noch nicht im Stande einen richtigen Begriff von der heutigen Stellung der Gentry im englischen Staats- und Gesellschaftsleben zu geben und wir wollen daher versuchen, dieselbe in dem gegenwärtigen Aufsatze möglichst klar zu stellen. Das Verständniß derselben entzieht sich, weil die Gentry nicht wie der deutsche Adel durch Prädicate gekennzeichnet ist, in solchem Maße der gewohnten Beobachtungsweise, daß selbst viele in England geborene und aufgewachsene Leute über dieselbe völlig im Unklaren sind. Noch schwieriger ist das Verständniß für die Ausländer. Denn alle Verhältnisse, in welche die Existenz der Gentry eingreift, sind fast ohne Analogon im continentalen Leben. Je größere Ansprüche wir also an des Lesers Aufmerksamkeit zu machen gezwungen sind, desto mehr müssen alle scharf hervortretenden Objecte als Mittel für die Orientirung benutzt werden.

Achten wir zuvörderst darauf, daß die englische Selbstregierung eine ganz andere Repräsentation der Gesammtheit erfordert und voraussetzt, als die continentale im Staatsoberhaupt gipfelnde Beamtenregierung. Zwar giebt es auch in England Staatsbeamte. Doch selbst die Minister sind nichts weiter, als Delegirte der allgewaltigen, selbst die Königsherrschaft absorbirenden Macht, die man in England die „öffentliche Meinung“ nennt, aber weit angemessener als „nationale Rechtsüberzeugung“ bezeichnen würde. Instinctmäßig fühlt daher jeder Engländer, daß die Aufrechterhaltung der unschätzbaren Segnungen des englischen Staatslebens nur dann möglich ist, wenn sich aller Orten Männer finden, in denen sich die Repräsentation des allgemeinen Interesses und der nationalen Rechtsüberzeugung concentrirt und personificirt. Auf diesem Bedürfniß und der Fähigkeit der Gentry, sich ihm anzupassen, beruht ihre politische Gewalt und Stellung und mit ihr ist die gesellschaftliche Macht und Stellung innig verwoben. Die eine wie die andere ist als nationales Bedürfniß anerkannt, indem Jedermann fühlt, daß die Gentry das Rückgrat der englischen Nation ist.

Daß sie um ihre eigene Existenz und die damit verbundenen unermeßlichen Vortheile zu bewahren, dem nationalen Leben ebenso nothwendig sein müsse, wie der Rückgrad dem körperlichen Leben, dessen ist sich in der That die Gentry, wenn auch dunkel, so doch auf's Energischste bewußt, was sich namentlich ausprägt in den Idealen des vollkommenen Gentlemen und der vollkommenen Lady. Unerreichbar, außer für ganz ungewöhnliche Naturen, haben diese Ideale, gleich den unerreichbaren, welche die Religion aufstellt, ihre practische Bedeutung darin, daß sie als ständige Vorbilder und Maßstäbe dienen. Als solche werden sie von der Gentry ihren eigenen Mitgliedern vorgehalten, in dem Sinne, daß es ihre Pflicht und Aufgabe sei, in Anstrebung jener Ideale der Nation als Muster und Leiter voranzugehen. Um zu lernen, was sich ziemt, braucht man also in England nicht der Goethe'schen Vorschrift nach, bei edlen Frauen anzufragen, sondern diese Lehre ist von der Gentry auf's Allseitigste und Feinste durchgebildet und einigermaßen schwere, von Mitgliedern der Gentry begangene Verstöße werden durch scharfe, bis zum Ausschluß aus dem Verkehr der Gentry sich steigernde Rüge geahndet.

Digitized by Google

Vergleichen wir in dieser Hinsicht die Gentry mit dem deutschen Adel, so wäre es höchst ungerecht, nicht anzuerkennen, daß derselbe nicht nur ebenso sehr wie die Gentry, sondern mit weit größerer Selbstaufopferung auf Ehre, Sitte und Anstand hält. Daß er dennoch für die gesellschaftliche Erziehung der Nation nicht dasselbe leistet wie die Gentry, ja außer den disciplinarischen Einflüssen der Officiere auf die ihnen untergebenen Mannschaften, kaum Nennenswerthes leistet, hat seinen Grund in seiner ganz anderen Stellung. Gesellschaftlich von der übrigen Nation scharf, principiell und geradezu absichtlich gesondert, tritt der Adel zu ihr nur dadurch in Beziehung, daß er in der Beamtenwelt die Vermittelung zwischen dem Landesherrn und den nicht adeligen Beamten bildet. Welcher Unterschied dem Adel selbst aus diesem Unterschiede erwächst, das ist dargethan in der peinlich anschaulichen Schilderung seines res angusta domo durch eine Dame, welche, durch Heirath den höchsten Schichten deutschen Adels, durch Geburt der englischen Gentry angehörig, ihre deutschen Erfahrungen in dem merkwürdigen Buche: „German home life" niedergelegt hat.

Mit den in diesem Buche geschilderten Verhältnissen sind allerdings diejenigen der Gentry in scharfem Contrast. Zwar wird auch hier herausfordernder Prunk um seiner Unziemlichkeit willen vermieden. Um so mehr aber werden die reichen Mittel, über welche die Gentry verfügt, zur Herstellung eines materiellen und ästhetischen Wohlbehagens verwendet, dessen fast absolute Vollkommenheit es zum Muster nicht nur für die übrige Bevölkerung Englands, sondern auch für die gesammte übrige civilisirte Welt macht. Nicht minder ist für die Bevölkerung Englands die Gentry das Vorbild in Dingen der Erziehung, der Kleidung und überhaupt aller Lebensgewohnheiten.

Die Gentry ihrerseits ist erfüllt von dem Gefühl, daß die Nation zu ihr aufblicke als Beispiel und Vorbild, nicht nur, wie wir bisher gesehen, im Privatleben, sondern namentlich in öffentlichen Dingen, und das Bewußtsein, daß die Gesammtheit sich in ihnen concentrire und verkörpere, ist noch weit mächtiger bei denjenigen Persönlichkeiten, die ihrerseits der Gentry Vorbilder zu sein verpflichtet sind. Das ist in Bezug auf die gesammte Anlage des Privatlebens Aufgabe der Nobility, d. h. der Familien, deren Häupter erbliche Peers sind; in Bezug auf das öffentliche Leben ist es die Aufgabe derjenigen Männer, die abwechselnd, nach der jeweiligen Rolle ihrer Partheien, Minister oder Häupter der Opposition sind. Zu dem allen, und besonders zu dem wahrhaft königlichen Bewußtsein von Macht und Pflicht, das wir bei Männern wie Gladstone und Salisbury antreffen, bietet sich auf dem Continent nur ein Analogon: Die Stellung, die allgemeine Anerkennung und das Selbstbewußtsein der Herrscher und Herrscherfamilien.

Wir erstaunen daher nicht, wenn wir von John Foster, einem der kundigsten Genealogen, erfahren, daß fast die gesammte Nobility und somit die daraus entsprossenen Staatsmänner, und ebenfalls auch Mr. Gladstone und Mr. Parnell der Dictator der irländischen Parthei, nachweislich von englischen Königen stammen, und daß überhaupt die meisten angesehenen Familien der Gentry königlichen Ursprung nachweisen können.

Das Wort Gentry hat nicht, wie das Wort Gentleman, eine vage und weite, sondern eine ganz bestimmte Bedeutung, nämlich die Gesammtheit der Inhaber angestammten Großgrundbesitzes nebst ihren Angehörigen und den anderen auf dem Lande lebenden Familien, mit denen jene Familien verkehren. Großgrundbesitzer, die man, um ein deutsches, auf diese Verhältnisse ziemlich genau passendes Wort zu gebrauchen, Rittergutsbesitzer nennen könnte, giebt es in England und Wales nach den statistischen Uebersichten nur 4217; und deren Gesammtbesitz, etwas über $^3/_5$ aller brauchbaren Ländereien in England und Wales ausmachend, beträgt 18 546 000 Acres, d. h. ungefähr $7^1/_2$ Millionen Hectaren oder 28 Millionen alte preußische Morgen. Die auffallend geringe Zahl der Rittergutsbesitzer erklärt sich aus der strengen Aufrechterhaltung der Primogenitur. Erlangt ein jüngerer Sohn Großgrundbesitz, durch Heirath oder sonstigen eigenen Erwerb, so wird er zum Stammvater einer neuen Linie.

Die 4217 Rittergutsbesitzer theilt Bateman in drei Klassen: 1) Peers und Peerenes, 2) Andere Besitzer ausgedehnter Complexe, 3) Rest der Rittergutsbesitzer.

		Gesammtbesitz	Durchschnitt
1. Classe	400	5 729 000 Acres	14 320 Acres
2. „	1288	8 497 000 „	6600 „
3. „	2529	4 319 300 „	1710 „

Von deutschen Rittergutsbesitzern unterscheiden sich die englischen sehr entschieden dadurch, daß nur ausnahmsweise ein Rittergutsbesitzer und niemals der Besitzer eines großen Complexes, geschweige denn ein Peer, Landwirthschaft als Broterwerb betreibt oder durch Beamte betreiben läßt. Jedes Rittergut besteht aus dem Herrensitz mit den ihn behufs der Verschönerung und Annehmlichkeit umgebenden Gärten, Parks, Teichen ꝛc., und einer Anzahl Farms (Pachtgüter) durchschnittlich etwa 100 Acres enthaltend. Der durch Verpachtung erzielte Reinertrag aus den Farms bildet des Großgrundbesitzers Einkommen aus dem Gute.

Jeder Pächter ist, den Regeln der Gentlemanspflicht gemäß, so zu behandeln, als habe er ein erbliches Recht. Ohne zwingende Gründe darf ihm nicht gekündigt, und noch viel weniger darf ihm Veranlassung geboten werden, seinerseits die Beziehungen zu lösen, was selbstverständlich kein Pächter gerne thut. So ist es denn durchaus nicht selten, daß Pächterfamilien seit unvordenklicher Zeit auf demselben Lande sitzen und mit demselben ebenso

Digitized by Google

innig verwachsen sind, wie bei uns Bauern mit eigenen Stammgütern. Die Rittergutsbesitzer selbst, obwohl nicht Landwirthschaft als Erwerb treibend, sondern als Ertrag aus dem Besitz nur die Zahlungen der Pächter ziehend, sind doch ebenso weit wie deutsche Rittergutsbesitzer davon entfernt, das Land als Waare anzusehen. Als Capitalanlage ist Grundbesitz jämmerlich; zumal seit die amerikanische Concurrenz durch Erniedrigung der Preise von Korn, Fleisch und Käse auf die Pachtzinse drückt. Die Entschädigung für die Kleinheit des Ertrages an Geld besteht theils in Macht und Einfluß, theils darin, daß daheim die Rittergutsbesitzer kleinen Souveränen ähneln, mit dem Unterschiede freilich von deutschen Rittergutsbesitzern, daß die Feldarbeiter im Lohn nicht des Grundherrn, sondern der Pächter stehen, und daß die Pächter selbst nicht, wie die Beamten auf deutschen Gütern, Bedienstete, sondern gleichsam Vasallen sind.

Trotz der Verschiedenheit des Besitzes und der Peerstitel einer Anzahl von Familienhäuptern, bilden Nobility und Gentry ein Ganzes. Wo auch sollte eine Schranke sein? Wahrlich nicht zwischen dem besitzenden — und wo ein Titel vorhanden, betitelten — Vater und seinem besitzlosen undetitelten Söhnen. Ebenso wenig zwischen ihnen und anderen, nicht durch Titel und Besitz ausgezeichneten Mitgliedern der Gentry. Gruppen entstehen in der Gentry allerdings durch Einfluß der Frauen. Aber diese Gruppen sind nicht scharf abgegrenzt und ein junger Gentleman, der Geschick und Terrainkenntniß hat und es sich zur Aufgabe macht, überall Zutritt zu finden, erlangt dies, wenn er auch, wie Disraeli in jungen Jahren, keinerlei äußere Vortheile auf seiner Seite hat. Charakteristisch für das gesellschaftliche Leben der Gentry ist namentlich der sich in dem Ausdruck County families ausprägende Gattungsbegriff. County — auf deutsch Grafschaft — bedeutet in dem Sinne, in dem das Wort hier gebraucht wird, so viel als Nachbarschaft. Man betrachtet die Gentry einer Nachbarschaft als zusammengehörig und wenigstens was das männliche Geschlecht anbetrifft, ist das wirklich der Fall. Vereinigungspunkte sind namentlich Verwaltung und Gerichtswesen für die älteren Herren, die nationalen Spiele: Cricket und Fußball für die jüngeren, die Parforcejagd für alle. Die Befugniß, bei der Verwaltung und dem Gericht mitzuwirken und Beitrag zur Erhaltung einer Meute für die Parforcejagd, gehören zu den Kriterien der County families, und wer nicht seinen Status schädigen will, muß um so mehr, wenn solche Leistungen ihm schwer fallen, sich dazu entschließen.

Das im 30. Jahrgange befindliche, gegenwärtig 50 Shilling kostende Handbuch der County families des vereinigten Königreichs enthält deren über 13 000, während die Zahl der Großgrundbesitzer in England, Wales, Schottland und Irland etwa 7000 ist. Die Häupter der übrigen 6000 Familien stammen, mit nicht sehr vielen Ausnahmen, von Rittergutsbesitzern, als Vätern, Großvätern oder noch entfernteren Ahnen. Ist doch in den Händen der landed Gentry und ihrer Descendenz fast der ganze höhere Staatsdienst, mit Einschluß der Richterämter, und ebenso fast ganz die Staatskirche, das höhere Unterrichtswesen, die Advocatur. Zwar sind die meisten dieser Beschäftigungen an die Städte, namentlich an London gefesselt. Aber fast jedes Mitglied der Gentry hat außer dem Landsitz ein Haus in London, und um auf dem Lande zu wohnen, bringen selbst viele Tausende von Mitgliedern der Mittelklassen das Opfer tagtäglicher, viel Zeit und Geld kostender Fahrten.

Achten wir besonders darauf, daß trotz des ungerecht scheinenden Vorzugs der ältesten Söhne die ganze Gentry, in der die ältesten Söhne nothwendig in der Minderheit sind, innigst zusammenhängt. Das begreift, wer die Verhältnisse kennt, sehr leicht. Dem nicht mit England bekannten Leser geben zwei Bücher, das bereits von uns benutzte Bateman's — eine Uebersicht aller Rittergutsbesitzer, deren Gütercomplexe über 3000 Acres groß sind, oder über 3000 £ jährlichen Einkommens abwerfen — und der „financial reform almanack" den nöthigen Aufschluß.

Bateman analysirt in der Einleitung zu seinem Buche das nominell 5000 £ detragende Einkommen aus einem Rittergutscomplex und gelangt zu dem tendenziös übertriebenen, aber dadurch um so anschaulicheren Resultat, daß für den Verbrauch des Hauses nur 1232 £ bleiben. Das übrige geht auf für das Land, Abgaben, Nachlaß an Pacht, Anstandsausgaben zur Aufrechthaltung der Stellung — unter letzteren die colossal übertriebene Schuldenlast aus den Kosten einer Parlamentswahl — endlich und hauptsächlich Zahlungen an nicht mit auf dem Stammsitz lebende Familienglieder. Thatsache ist jedenfalls, daß es sich mit eines englischen Rittergutsbesitzers nominell gewaltigen Einkommen ähnlich verhält, wie mit demjenigen eines deutschen Landesherrn. Repräsentation und Zahlungen an die sich selbstständig bewegenden Angehörigen zehren das Meiste auf.

Welchen indirecten Nutzen die anderen erwachsenen männlichen Familienglieder aus der Concentration des Vermögens in der Hand des Familienhauptes ziehen, das zeigt der „Financial reform almanack", der seit 1872 jährlich erscheint. Die Tendenz desselben ist ultrademokratisch, und Angriffe auf die Herrschaft der Gentry als erdrückend kostspielig, bilden das in allen denkbaren Variationen behandelte Lieblingsthema. Im Grunde genommen wahr ist dieses Thema zweifelsohne, und wenn continentale Demokraten ihre Systeme aus dem englischen Staatsleben ableiten, so spielen sie mit Phantasiegebilden. Noch nie ist in England ein nicht inmitten der Gentry aufgewachsener Mann zu einer maßgebenden ministeriellen Stellung gelangt.

Digitized by Google

Daraus folgt von selbst, daß die Gentry fast das Monopol der gut besoldeten, von der Regierung abhängigen Posten mit Einschluß derjenigen in der Staatskirche hat. Der „Financial reform almanack" macht das durch allerlei Uebersichten handgreiflich, nicht um das in England allgemein anerkannte Factum zu beweisen, daß das Land von der Gentry beherrscht wird, sondern um der Gentryherrschaft enorme Kostspieligkeit darzuthun.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bestrebungen zur Schaffung billiger und gesunder Wohnungen für die Arbeiter in London und ihre Erfolge.

(Schluß.)

Beide bisher besprochenen Gruppen von Gesetzen charakterisiren sich somit dadurch, daß sie den Localbehörden Befugnisse zur Beseitigung einzelner gemeinschädlicher Häuser einräumen; ihre geringen Erfolge waren auf die Unthätigkeit der aus Interessenten gebildeten Localbehörden zurückzuführen.

Die nächste Gruppe, die Cross acts, unter welchem Namen man eine Reihe von Gesetzen begreift, welche auf Grund von Vorschlägen des Ministers Sir Richard Croß Gesetzeskraft erlangten, geben Städten von mehr als 25 000 Einwohnern die Befugniß, ganze Flächen, welche von ungesunden Gasen und Winkeln bedeckt sind, zu säubern; die Ausführung wird den Localbehörden genommen und in Provinzstädten der Sanitätsbehörde übertragen und damit von der Interessengemeinschaft der Hauseigenthümer unabhängig gemacht. Damit vertheilen sich aber auch die Lasten der Sanirungsarbeiten, welche bisher der kleineren Gemeinschaft der Districte aufgebürdet waren auf die Steuerzahler der ganzen Stadt. Der Instanzenzug ist auch hier ein langer, bis das Ministerium die endgiltige Entscheidung trifft, ob ein Platz im Sinne des Gesetzes für ungesund erklärt werden muß oder nicht. Sollte der Platz, nachdem er für ungesund erklärt wurde, einer Neuverbauung zugeführt werden, so war die Bestimmung des ursprünglichen Gesetzentwurfes, daß das neue Gebäude für ebensoviele Personen der arbeitenden Klasse Wohnung zu schaffen habe, als durch den Abbruch ihre Wohnung verlieren, eine äußerst drückende gewesen und führte 1879 zur Annahme einer Novelle, in welcher die Zahl der in den neuzuschaffenden Wohnungen unterzubringenden Bewohner auf die Hälfte der früher auf demselben Territorium wohnhaft gewesenen ermäßigt wurde. Die Verbauung sollte grundsätzlich der Privatthätigkeit vorbehalten bleiben, und nur ausnahmsweise gab das Ministerium die Bewilligung zur Verbauung durch die Localbehörde selbst. Der Käufer resp. Pächter des Grundstücks mußte jedoch die Bedingung übernehmen, den ihm von der Behörde vorgelegten Bauplan zur Ausführung zu bringen — eine Bedingung, die gewiß nicht fördernd auf die Baulust wirkte.

Durch eine Novelle aus dem Jahre 1882 wurde bestimmt, daß die Flächen, die zur Sanirung ins Auge gefaßt waren, nur dann nach den Cross acts behandelt werden sollen, wenn dieselben mehr als 15 Häuser enthalten, andernfalls aber nach den früher besprochenen Torrens acts. Die Frage, ob specielle Fälle nach dem einen oder anderen der beiden Gesetze zu behandeln seien, haben wiederholt zu oft jahrelangem Streit zwischen der Local- und der Centralbehörde geführt, weil nach den Torrens acts die Lasten der Verbesserung den Steuerzahlern des betreffenden Districtes zufielen, während nach den Cross acts die Kosten sich auf die Steuerzahler ganz Londons vertheilen, der District also mit verhältnißmäßig geringen Kosten bedeutende Verbesserungen erhielt, ein Umstand, der namentlich die ärmeren Bezirke Londons zu hartnäckigem Widerstand gegen die ihnen auf Grund der Torrens acts zugemutheten Sanirungsbauten veranlaßte. Von welch weittragendem Einfluß dies auf die Sanirungsbestrebungen ist, geht aus folgenden Zahlen hervor: von den in den Jahren 1875 bis 1882 zur Sanirung angeregten 33 Fällen ist bis 1882 nur bei 4 der Verbesserungsplan ausgeführt worden; und weiter: von den in der gleichen Zeit durch Abtragung von sanitätswidrigen Gebäuden freigelegten 1618 Hectaren sind nur 687 Hectare wieder verbaut worden. Also die Competenzstreitigkeiten zwischen den Behörden, theuere Ankaufspreise, damit die Belastung der Steuerträger und die Hemmung der Baulust durch vorgeschriebene Baupläne lähmten auch hier den Erfolg. Dazu kommt noch, daß der Zinsfuß bei Gewährung von Darlehen durch ein 1879 zustande gekommenes Gesetz nicht unwesentlich erhöht wurde*), so daß die bereits früher erwähnte königliche Commission die Ermäßigung derselben als ein wichtiges Mittel zur Belebung der Bauthätigkeit auf diesem Gebiete bezeichnete. Irgend welche Verluste durch Darlehensgewähr entstanden weder für diese Fonds, noch für den Staat.

Weit größere Erfolge als die Gesetzgebung hat die Privatthätigkeit aufzuweisen, von welcher in dem Folgenden gesprochen werden soll. Durch die zunächst betheiligten Kreise der Fabrikanten und Arbeiter ist zur Lösung der Frage in London beinahe nichts geschehen. Der Fabrikant hat auch in England nur Arbeiterwohnungen errichtet, wo er durch die große Entfernung vom Arbeitermarkt gezwungen war, im eigenen Interesse den Arbeiter an seine Scholle zu binden. In London fällt dieser Grund ganz weg, denn dort ist ja der größte Arbeitermarkt der Welt. Den Buldings societies — Hauserwerbsgenossenschaften — deren ursprünglicher Zweck die Gewährung von Darlehen an ihre Mitglieder aus deren Beiträgen zum Ankaufe eines Hauses war, ereilte bald dasselbe Schick-

*) Auf 3½, 3¾, 4 und 4½ % bei Rückzahlung in 20 resp. 30 40 und 50 Jahren, (früher 3½, 3¾ und 4% bei Rückzahlung in 30, resp. 40 und 50 Jahren).

Digitized by Google

sal, wie die Mehrzahl der bisher auf dieser Grundlage gegründeten Vereinigungen, d. h. sie mußten sich damit begnügen, ihre nach dem Cottage-Systeme an der Peripherie der Stadt gebauten Häuser in Miethe zu geben. Auch die wenigen Häuschen, welche trotz der Vertheuerung des Ankaufspreises durch die hohen Uebertragsgebühren (30% des Kaufschillings) Käufer fanden, gingen in kurzer Zeit in die Hände von gewissenlosen Pächtern über, welche nun die Zimmer einzeln vermietheten und damit ganz wie mit den slums glänzende Geschäfte erzielten. Die Miether der von der Gesellschaft selbst vermietheten Häuschen sind heute nur zum geringsten Theile der arbeitenden Klasse angehörig, zumeist kleine Beamte und besser situirte Handwerker.

Bei den weiteren Bestrebungen der Privatthätigkeit kann man solche unterscheiden, welchen ein Wohlthätigkeitsact (Stiftung) zugrunde lag, und solche, bei welchen das angelegte Capital mit einem mäßigen Zinsfuß zu verzinsen ist, während die etwaigen Ueberschüsse in irgend einer Weise den Arbeitern zugute kamen (Baugesellschaften mit humanitärem Character). Unter den ersteren ist vor allem die Peabody-Stiftung zu nennen. Peabody stiftete 1862 eine Summe von 50 000 £ (1 000 000 Mk.), um die „Lage der Armen und Bedürftigen in London zu verbessern und ihr Wohlsein und Glück zu fördern". Vertrauensmänner, denen die practische Durchführung dieses Zwecks übertragen ward, beschlossen, billige und gesunde Wohnungen für Arbeiter zu schaffen. Durch weitere Schenkungen vermehrte Peabody die Summe auf 500 000 £, zu welcher noch 390 000 £ Darlehen, welche die Vertrauensmänner aufnahmen, hinzukamen. Mit den Zinsen zusammen verfügte die Stiftung im Jahre 1884 über ein Capital von ca. 1 300 000 £ (26 000 000 Mk.), aus dem bis dahin 17 Häusercomplexe für 4551 Familien mit 22 755 Köpfen erbaut waren.

Bei der baulichen Anordnung wurde in folgender Weise vorgegangen. Das zu verbauende Terrain wurde in Abschnitte zerlegt, auf denen je 4 Gruppen von Häusern um einen gemeinsamen Hof gelegt sind, so zwar, daß dieser Hof ca. $^2/_3$ der ganzen Fläche betrug; die einzelnen Häuser enthalten 5 bis 6 Zimmer in jedem Geschosse, deren Größe von 12×12′ engl. bis 12×15′ engl. ($3_{,65}/3_{,65}$ bis $4_{,65}/3_{,65}$ m) schwankt. Die Zimmerhöhe beträgt 9′ engl. ($2_{,78}$ m), Küchen sind keine vorhanden, es wird in den Zimmern gekocht, wo auch überall entsprechende Spülvorrichtungen mit Wasserleitungen angebracht sind. Im Minimum enthält jedes Geschoß ein Closet. Die Waschküchen, Badezimmer rc. sind zu gemeinsamer Benutzung im Hofe erbaut.

Die Vertrauensmänner glaubten die Absicht des Stifters dadurch zu fördern, daß sie nur solche Arbeiter als Miether aufnahmen, deren Wochenverdienst nicht über 30 Sh. (30 Mk.) betrug, ein Maßstab, der abgesehen davon, daß er an und für sich etwas hoch ist, ein trügerischer ist, insofern als der Verdienst des Familienoberhaupts, der hier allein in Betracht gezogen ist, sich oft wesentlich durch das Einkommen der übrigen Familienmitglieder erhöht. Nach den Berichten dürfte auch die Mehrzahl der Miether, sofern sie der Arbeiterklasse angehören, nicht den gewöhnlichen, sondern den ständigen, besseren Arbeitern zugehören.

Zur Characterisirung der Thätigkeit der zweiten Gruppe, der Baugesellschaften mit wohlthätigem Character, deren es eine große Menge in London giebt, sollen einige derselben noch besprochen werden. Sie alle streben darnach, das Capital mit 4 höchstens 5% zu verzinsen, und bestimmen, daß der sich ergebende Ueberschuß entweder zur Anlage weiterer Arbeiterhäuser verwendet werden soll, oder sie weisen ihn verschiedenen Einzelfonds zu. Hie und da wird dem Miether eine Prämie in der Weise gewährt, daß ihm nach regelmäßiger Zahlung der Miethe während einer bestimmten Zeit dieselbe für eine Woche erlassen wird.

Eine der ältesten derartigen Gesellschaften ist die im Jahre 1841 gegründete Gatliff-Gesellschaft: „Metropolitan assocation for improving the Dwellings of the industrions classes". Ursprünglich bethätigte dieselbe ihr Bestreben durch Ankauf und Verbesserung vorhandener slums (auf Grund der besprochenen Gesetze), ging aber später davon ab und erbaute bis zum Jahre 1885 auf 15 Gebäudecomplexen neue Miethkasernen (mudel dwellings), in welchen 1433 Familien mit 7165 Köpfen Unterkommen finden, wobei nebst der Deckung der statutarisch 5% Verzinsung des Capitals von 273 000 £ aus den Ueberschüssen die Anlage eines Garantiefonds, der 1885 eine Höhe von 15 000 £ erreichte, gelang. Die Verluste, welche die Gesellschaft durch Uneinbringlichkeit von Miethen erlitt, belaufen sich im Durchschnitt mehrerer Jahre auf $^1/_{11}$% des Miethertrages.

Die Improved industrial dwelling company, gegründet 1863, verfügt in Actien und Darlehen über ein Capital von 1 000 000 £, welches in 35 Gebäudecomplexen angelegt ist. Diese beherbergen 4971 Familien mit zusammen 24 000 Köpfen; die Wohnungen bestehen aus meistens 3—4 Räumen — gehen also über das Bedürfniß von Arbeiterfamilien hinaus, die Erdgeschosse sind vielfach zu Läden und Werkstätten verwendet, welche gute Miethzinse abwerfen.

Die baulichen Anordnungen bieten hier einige Besonderheiten, auf welche mit einigen Worten einzugehen sich umsomehr verlohnt, als dieselben von den später entstandenen Baugesellschaften wegen ihrer Nützlichkeit auch eingeführt wurden. Die feuerfest gebauten, aber offenen Treppen liegen nicht im Innern des Hauses, sondern laufen von außen her und münden in die in jedem Stockwerke an der Hofseite angeordneten Galerien, so daß einerseits die möglichste Abgeschlossenheit der einzelnen Wohnungen erreicht wird, andererseits die Stiegenhäuser von dem square aus durch den Super-

Digitized by Google

intendenten leicht beaufsichtigt werden können. Jedes Stockwerk enthält zwei größere Räume, welche von der Galerie zugänglich sind, und drei kleinere, welche die Eingänge vom Flur aus haben. Die kleineren Zimmer werden nur soweit an besondere Miether abgegeben, als sie nicht in Verbindung mit den größeren zu einer Wohnung benützt werden. Die billigen Miethpreise erfahren, im Falle mehrere Räume zusammengenommen werden, noch eine Ermäßigung.

Eine kleinere Gesellschaft ist die unter dem Protectorate der Königin stehende Victoria dwellings company, die mit einem Capitale von 480 000 £ 3 Complexe erbaute, auf welchen 906 Familien mit 4 500 Köpfen Unterkommen finden; auch diese Gesellschaft nahm das eben beschriebene System der external stair- caise an. Auch führte sie das eben erwähnte Prämiensystem ein. Im Gegensatze zu den früher besprochenen Gesellschaften gehören ihre Miether zum größten Theile den niedrigeren Arbeiterklassen an. Gleiches gilt auch von der East end dwelling company, deren Häuser in Bezug auf bauliche Einrichtung das Vollendetste sein sollen, was bisher auf diesem Gebiete geleistet wurde.

In anderer Weise bethätigt eine Dame, Miß Octavia Hill, und ihre Nachfolger ihre wohlthätigen Bestrebungen. Sie baut nicht neue Häuser, sondern erwirbt alte (slums), welche sie durch bauliche Aenderungen den gesundheitlichen Anforderungen entsprechend macht, und vermiethet diese dann an Arbeiter, auf welche sie durch persönlichen Verkehr bessernd und bildend einzuwirken sucht. Auf diese Art entfernt sie den bisher zwischen Eigenthümer und Miether gestandenen housefarmer, der, wie früher ausgeführt wurde, kein Interesse an der Erhaltung des Hauses hatte, und für welchen der Miether nur der Gegenstand wucherischer Ausbeutung war. Dagegen wußte aber Miß Octavia Hill durch Ansetzen eines kleinen Betrages für jede Wohnung, der zur Verschönerung derselben benutzt werden soll, und zwar im Einvernehmen und nach Wunsch der Miether, das Interesse der Arbeiter an ihrem Heim wachzurufen. Das Geld zum Ankaufe der Häuser beschafft sie durch Darlehen, welche sie mit höchstens 5% verzinst. Aus den Ueberschüssen werden jene Beträge zu Verbesserungen der Wohnungen gewonnen, außerdem aber zum allgemeinen Besten der Miether, zur Errichtung von Bibliotheken, Abhaltung von Concerten, Vorlesungen rc. gefördert.

Dieses System, für welches außer Miß Hill noch eine lange Reihe von Damen thätig sind, wurde in den letzten Jahren auch von Baugesellschaften eingeführt.

Aus dem Geschilderten ergiebt sich nun zunächst, daß weniger die gesetzgeberische Thätigkeit als die Privatthätigkeit auf diesem Gebiete Erspriеßliches zu leisten imstande ist, erstere aber, insofern sie letztere unterstützt und fördert, nicht ganz entbehrt werden kann. Entfernt vom Centrum liegende Cottage-Anlagen haben sich — wenigstens bei den Arbeitern — nicht einbürgern können, umsomehr aber die im Centrum gelegenen Miethkasernen, wenn auch diese nicht als das Ideal einer Lösung der Arbeiterwohnungsfrage gelten können. Die Bedenken, die namentlich vom gesundheitlichen Standpunkt gegen derartige Massenquartiere vorgebracht werden, finden in den Londoner Miethkasernen keine Bestätigung. Einige statistische Daten mögen dies beweisen. Darnach schwankt die Sterblichkeit in ganz London zwischen 20 und 24 per Mille, wogegen in den Model dwellings dieselbe 16—18 per Mille beträgt; noch auffallendere Ziffern ergeben sich, wenn man die Sterblichkeit der Kinder unter 10 Jahren in London und in den Arbeiterkasernen gegenüberhält. In London entfallen 23,7% der Bevölkerung auf dieses Alter, in den Model dwellings dagegen sind 33% der Einwohner Kinder unter 10 Jahren; trotz dieser großen Kinderzahl kann Gatliff die Sterblichkeit unter denselben in den Model dwellings auf nur 24 per Mille angeben, während er sie für die ganze Stadt mit 48 per Mille anführt. Dies sind Ziffern, welche einer weiteren Erklärung wohl nicht bedürfen.

Die Erbauung von Cottage-Anlagen hatte aber indirect sehr viel zur Verbesserung der Arbeiterwohnungen beigetragen, weil dadurch Wohnungen für die unmittelbar über den Arbeitern stehenden Bevölkerungsklassen beschafft wurden.

Es sei zum Schlusse noch gestattet, einige Zahlen anzuführen, welche die colossale Thätigkeit, welche in den letzten 4 Dezennien auf diesem Gebiete in London entfaltet wurde, veranschaulichen.

Von Baugesellschaften wurden errichtet 132 Gebäudecomplexe mit einem Kostenaufwande von 4 703 726 £ für 19 143 Familien mit 94 497 Köpfen.

Oeffentliche Corporationen erbauten 11 Gebäudecomplexe im Werthe von 378 048 £ für 758 Familien mit 4 506 Köpfen.

Privatunternehmer schufen 63 Gebäudecomplexe, deren Werth auf 1 192 700 £ angegeben wird, für 7177 Familien mit 36 224 Köpfen.

Hierzu kommen noch die nach dem System der Miß Octavia Hill verbesserten 57 Gebäude mit einem Werthe von 311 767 £ für 2 566 Familien mit 11 572 Personen.

Zusammen wurden also 29 643 Familien in neuerbauten Gebäudecomplexen oder umgebauten alten Gebäuden mit einer Kopfzahl von 146 809 Personen untergebracht und hierzu ein Capital von rund 131 000 000 Mk. aufgewendet.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 9. August 1893. **Nr. 32.**

1. Ernst von Mutius, Major a. D., Kammerherr und Kreisdeputirter, auf Börnchen bei Hohenfriedeberg in Schlesien, Rechtsritter seit 1883, † zu Börnchen 31. Juli 1893.
2. Rudolf Freiherr von Katzler, Major a. D., auf Roggow bei Wangerin in Pommern, Ehrenritter seit 1862, † zu Roggow 29. Juli 1893.

Die Gentry in ihrer heutigen socialen und politischen Stellung.

(Fortsetzung.)

Die Gentry gipfelt, wie gesagt, in der Nobility, d. h. denjenigen Familien, deren Häupter erbliche Peers sind. Solcher Häupter giebt es, mit Ausschluß der zum Königshause gehörigen Herzöge, gegenwärtig im Ganzen 612, nämlich:

29 Herzöge
35 Marquis
209 Earls (Grafen)
57 Viscounts
282 Barons.

Diese 612 zerfallen in drei Classen:

1. Englische Peers, sämmtlich im Oberhause sitzend.
2. Schottische und irische Peers, die durch ihnen verliehene englische, auf Rittergüter in England gegründete Peerstitel Mitglieder des Oberhauses sind.
3. Schottische und irische Peers ohne Sitz im Oberhause.

Zwischen der ersten und zweiten Classe ist aber keinerlei Unterschied und derjenige zwischen der zweiten und dritten Classe, welche 37 schottische und 88 irische Peers zählt, ist von unserem Gesichtspunkte aus nicht nennenswerth. Zur Nobility gehören alle drei Klassen in gleicher Weise.

Die Nobility und die übrige Gentry sind, da ja die Peerstitel nur von den Familienhäuptern geführt werden, nicht nur nicht durch scharfe Grenzen, sondern überhaupt nicht gesondert. Auch ist die Ernennung neuer Peers aus der Mitte der übrigen Gentry ein regelmäßig vor sich gehender, namentlich unter der gegenwärtigen Regierung lebhaft fortschreitender Prozeß. Diese Ernennungen, obwohl nominell Werk der Königin und thatsächlich des jeweiligen Ministeriums, setzen eine Art von Cooptation voraus. Denn nie erhebt ein Ministerium einen Mann ins Oberhaus ohne gewiß zu sein, daß diejenigen, deren „Peer" er durch die Ernennung wird, ihn wirklich als solchen, d. h. Gleichberechtigten werden behandeln und betrachten wollen.

Bei weitem die meisten der neu ernannten Peers sind Großgrundbesitzer. Einige mit geringerem territorialen Reichthum sind, wie z. B. Rothschild, Baring, die Brauer Baß, Guines und Allhopp und der Kanonenfabrikant Armstrong und anderweitig ökonomisch mächtige Männer. Mehrere hohe Richterämter führen theils nothwendig, theils möglicher Weise ins Oberhaus. Unverbrüchliche Regel ist, daß der Speaker (Präsident des Unterhauses), wenn des angestrengten Dienstes müde, ins Oberhaus übergeht. Jeder hervorragende Staatsminister kann, wenn es ihm beliebt, ins Oberhaus gelangen. Von anderen hohen Civilbeamten werden Diplomaten häufig, Unterstaatssekretäre seltener, ins Oberhaus berufen. Aufsehen machte, daß diese Ehre dem Privatsecretär Beaconsfield's, einen zwar nicht armen, aber auch nicht zu den Besitzern großer Complexe gehörigen Rittergutsbesitzer, gewährt wurde. Normal hingegen ist dieselbe als Belohnung für solche Dienste, wie die von Generalen, Admiralen, Generalgouverneuren von Indien; während umgekehrt die Erhebung des Dichters Tennyson — der übrigens nachweislich von König Eduard I stammt — ins Oberhaus, einzig in sein seiner Art ist.

Wie ungezwungen all' solch' neue Creirungen von Peers sind, sieht man besonders daraus, daß gerade bei den durch Ernennung ins Oberhaus eintretenden Mitgliedern die Standeserhöhung keinen nennenswerthen Unterschied in den Lebensverhältnissen hervorbringt. Bei fast all' denjenigen hingegen, die jenes Recht

Digitized by Google

durch Erbschaft erlangen, und mit ihm die gewaltigen, in der Regel damit verbundenen Güterecomplexe, ist die Veränderung in der Existenz größer als in Deutschland bei succedirenden Erbprinzen fürstlicher Häuser. Es kommt sogar vor, und Romanschreiber haben die Beispiele ins Unendliche vermehrt, daß auf diese Weise ein plötzlicher Sprung aus tiefster Noth in den größten Glanz stattfindet. So z. B. war vor nicht langer Zeit ein zur Nachfolge berufener Peer, als er die Nachricht erhielt, in Australien und fristete die Existenz durch eine Thätigkeit, dürftiger und niedriger als die eines Tagelöhners. Solche Ueberraschungen werden durch unerwartete Todesfälle derer, die dem Titel näher waren, herbeigeführt. Aber auch wenn die Dinge ganz normal vor sich gehen, ist nicht selten die Veränderung in der Lage sehr beträchtlich. Während des Vaters Lebzeiten ist ja der älteste Sohn gleich seinen jüngeren Brüdern, abhängig theils von des Vaters Liberalität, theils von dem ihm durch des Vaters Stellung und Verbindungen verschafften oder wenigstens bedeutend erleichterten Erwerb.

Was nun die der Gentry sich eröffnenden Erwerbsgelegenheiten im Allgemeinen angeht, so haben wir die wichtigsten Quellen bereits angegeben; nämlich Staatsdienst, Staatskirche, Unterrichtswesen und Advocatur. Daß in England Predigtamt und Lehramt aristokratische Berufsarten sein können und oft sind, erklärt sich aus englischen Eigenthümlichkeiten.

Die Staatskirche ist Erbin der römisch-katholischen Kirche, und daher schrieben sich für ziemlich viele ihrer Diener Einkommen, wie kein protestantischer Geistlicher des Continents sie kennt. Die zwei Erzbischöfe und dreißig Bischöfe sind Peers und sogar die Dechanten und Capitulare sind gesellschaftlich gewichtige Persönlichkeiten. Nur vierundzwanzig sind wirklich im Oberhause. Die sechs letzternannten müssen warten, bis ein Platz frei wird. Ueber diese Stellen, sowie über alle anderen Pfründen, davon manche im Werthe von weit über £ 1000, verfügen Mitglieder der Gentry, theils Staatsminister als solche theils der Lord Chancellor, theils die Bischöfe, theils die demnächst zu erwähnenden Colleges, theils einzelne Patrone. Freilich braucht ein Mann, um Geistlicher der Staatskirche zu werden, keine aristokratischen Verbindungen zu haben. In Ermangelung derselben hat er aber ziemlich sichere Aussicht, sein Lebenlang Vicar, d. h. ein Lastpferd zu bleiben und für aristokratische Vorgesetzte — die, wenn auch nicht unthätig, doch weit weniger angestrengt als er sind — sich wie ein wahrer Hungerpastor sich abzumühen.

Das höhere Lehramt hängt nach englischer Sitte, die nur hier und da sehr unvollkommen durch Nachahmung deutscher Muster durchbrochen ist, eng mit der Staatskirche zusammen, und dieser Brauch wird auch dadurch gefestigt, daß auf Erziehung der Knaben zum Gentlemen viel größeres Gewicht als auf deren Erwerb von Kenntnissen gelegt wird. Zudem giebt es eine Anzahl reicher Stiftungen für höheren Unterricht, die theils statutenmäßig, theils factisch in den Händen der staatskirchlichen Geistlichkeit sind; so namentlich die Colleges in den Universitäten Cambridge und Oxford. Diese Colleges haben fast denselben Lehrcursus als unsere oberen Gymnasialclassen, und das Examen zu dem sie vorbereiten, hat mit unserem Abiturientenexamen große Aehnlichkeit. Obwohl also Lehrer und Examinatoren meist Geistliche sind, und der im Examen erworbene Baccalaureustitel zum Amt des staatskirchlichen Geistlichen qualificirt, ist doch weder Unterricht noch Examen theologisch. Mitgliedschaft einer Collegecorporation gehört zu den festesten Grundlagen gesicherter Stellung in der Gentry. Von den nicht innerhalb des College residirenden Mitgliedern sind die meisten Laien, und weder sie noch die geistlichen Mitglieder sind für das Geld, das sie als Mitglieder empfangen, zu irgend einer Leistung verpflichtet. Aber Ehelosigkeit, ein Ueberbleibsel des ursprünglich monistischen Charakters dieser Gesellschaften, ist noch heute allgemeine Regel. Dieselbe wird, obwohl sonst so ganz unzeitgemäß, dadurch fast angemessen, daß das Einkommen, nur eben ausreichend für den in Gentrygesellschaft lebenden Unverheiratheten, einer zu dieser Gesellschaft zählenden Familie nicht genügen würde. Gleichfalls aus jener mittelalterlichen Zeit her verfügt auch jedes College über eine Anzahl Pfründen, fast sämmtlich sehr annehmbar und nicht weniger reich. Außerhalb der Universitätscolleges und Universitätslehrstühle giebt es aber im Unterrichtswesen wenig Aemter von hoher, und nicht sehr viele von befriedigender socialer Geltung, hingegen eine große Zahl, an socialen und ökonomischen Werth derart, daß von ihnen fast das Nämliche gilt, was wir von der Existenz der niedrigen Geistlichkeit gesagt haben.

Die Advokatur steht, gleich den Würden in der Staatskirche, principiell Jedermann offen, aber auch hier kommt es auf Connexionen an; ja gerade hier dermaßen, daß im hervorragenden Range eine gewisse Erblichkeit bemerkt wird. Denn das Emporkommen junger Advocaten hängt von angesehenen Advocaten ab. Von diesen werden jene, ähnlich wie Assistenten von angesehenen Aerzten, in die Praxis eingeführt. Das ist auch der Weg zum Richteramt, da alle Richter ausgezeichnete Advocaten gewesen und deshalb zu den Richterämtern berufen worden sind; und mit den höchsten Richterämtern ist, wie wir bereits sahen, Sitz im Oberhause, theils nothwendiger-, theils möglicherweise verbunden.

Zum sonstigen Staatsdienst ist die Beziehung der Gentry ähnlich wie bei uns diejenige des Adels; aber nur was die gewohnheitsmäßige Bevorzugung betrifft. Von der geradezu peinlichen Pflichttreue unserer adeligen Offiziere und Civilbeamten ist bei den englischen Gentlemen selten eine Spur anzutreffen.

Digitized by Google

Entscheidend für die Besetzung hoher und lucrativer Posten ist aristocratischer und parlamentarischer Einfluß, und in der Regel ist, je größer das Gehalt, desto geringer verhältnißmäßig die gestellte Anforderung. Daß Staatsminister ohne Sachkenntniß in Bezug auf die Geschäfte ihres Ressorts sind, wird als selbstverständlich betrachtet und folgender Reim auf den damaligen Marineminister — später als Finanzminister freilich ein Muster von Sachkenntniß — Mr. J. G. Goschen, Enkel Göschen's, des Verlegers von Goethe und Schiller, spricht nur in Bezug auf einen speciellen Fall eine allgemein gültige Thatsache aus. Der Reim sagt:

Mr. Goschen
Has no nation
Of the Ocean.

Außerdem gab es für jüngere Söhne noch einträgliche Sinecuren, von denen wir aber nicht mit Bestimmtheit behaupten können, daß sie noch jetzt existiren. Der berühmte Publicist Horace Walpole hatte als jüngerer Sohn des Ministers Robert Walpole Grafen von Oxford nur 5000 £ geerbt, er hatte aber ein gutes Einkommen von mehreren Sinecuren bei der Schatzkammer. Hier hatte er schon als Knabe ein paar kleine Aemter erhalten, die ihm jährlich 300 £ eintrugen; mit zwanzig Jahren ward ihm der Posten eines Thürhüters bei der Schatzkammer gegeben, in welcher Eigenschaft er das Papier und und andere Bureaubedürfnisse zu liefern hatte. Dieser einträgliche Posten, den er natürlich durch einen Stellvertreter versehen ließ, brachte ihm jährlich gegen 2000 £, einmal sogar, wie er selbst erzählt, 4200 £. Außerdem genoß er noch die Hälfte der Stelle eines Douaneneinnehmers, die durch patent place seinem Vater und seinen beiden älteren Brüdern auf Lebenszeit verliehen worden war.

Nirgend ist der Contrast zwischen Gentry und deutschem Adel schärfer, als wenn wir den Begriff der Ebenbürtigkeit mit den Gewohnheiten der Gentry in Bezug auf die Wahl der Gattinnen vergleichen. Der höchste englische Titel außerhalb der königlichen Familie ist der Herzog, und von den 29 Herzogsfamilien haben in nicht weniger als 20 innerhalb der letzten zwei Generationen Ehen mit Töchtern nicht zur Nobility gehöriger Gentlemen stattgefunden; darunter Namen so plebejisch wie Gubbins, Morgan, Smith, Sparrow. Sogar der Herzog von Arjyll, Schwiegervater einer Tochter der Königin Victoria, ist Enkel eines einfachen Gentleman Namens Glassell.

Ein nicht weniger handgreiflicher und praktisch noch weit wichtigerer Contrast mit dem deutschen Adel geht hervor aus dem Mangel jedweder bestimmten Grenze zwischen Gentry und Nicht-Gentry. Daß die Namensformen absolut keine Grenze bilden, haben wir hervorgehoben, und wollen nur noch beispielsweise darauf hinweisen, daß z. B. der unter dem Titel Lord Ampthill in Berlin verstorbene Gesandte, Enkel des vorletzten und Bruder des gegenwärtigen Herzogs von Bredford, einfach Mr. Russel hieß, als er im Jahre 1871 jenen Gesandschaftsposten erhielt, ein Name, der auch in den niedrigsten Gesellschaftskreisen nicht selten ist. Die Beschäftigungen, denen Mitglieder der Gentry sich zuwenden, stehen Jedermann offen, und ohne speciell eingezogene Erkundigungen kann man unmöglich wissen, ob ein Officier, Civilbeamter, Geistlicher, Lehrer, Advokat von einem Rittergutsbesitzer stammt oder nicht. Ja wenn selbst das Gegentheil feststeht und der Betreffende sogar — horrendum dictu — Sohn eines Ladenhändlers ist, so verschließt man dieser Thatsache, falls er in Beschäftigung und Wesen dem geborenen Gentleman gleicht, die Augen. So wurde z. B. der gegenwärtige Oberst Gunter, Sohn eines Conditors und Pastetenbäckers, Namens Günther, bereits als junger Officier überall vortrefflich aufgenommen, obwohl seines Vaters Etablissement, das die Specialität der Eßwaaren für Picknicks und Pferderennen hat, ebenso allgemein bekannt ist, wie in Berlin die Kranzler'sche Conditorei. Aehnlich wie dieser Officier gehen fortwährend neue Elemente von außen her in die Gentry über, auf dieselbe Weise wie Gentlemen in die Peerage, d. h. durch sociale Cooptation.

Ferner steht alle höhere commercielle Thätigkeit, und besonders die der Banquiers und der Brauer, in solcher Achtung, daß sie den Weg zur Nobility anbahnt, was deutlich beweist, daß der Zutritt zur Gentry dadurch eröffnet wird. Meist wird um des Status willen ein Rittergut angekauft; aber selten ein bedeutender Complex. Aufnahme in die dem Gute benachbarte Gentry und die unter die County families ist dann selbstverständlich und wird bald durch Ehebündnisse besiegelt. Daß große Brauertöchter von Peers heirathen, ist zum Sprichwort gewordene Regel. Der große Romanschriftsteller Thackeray hat der Aufnahme einer Banquiersfamilie in dieselbe eine seiner besten Studien, den Roman „The Newcomes" gewidmet. Wer überhaupt den Gegenstand in englischen Romanen verfolgen will, dem sind besonders, außer Thackerey's Newcomes, Pendennis, Vanity Fair, zu empfehlen die Romane von Bulwer, Trollope, Mrs. Craik, Mrs. Gaskell, Ch. Kingsley; hingegen ist Dickens in dieser Hinsicht absolut unzuverlässig.

Lenken wir nun unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen Dinge, von denen man, wenn man die Darwin'schen Begriffe auf die Gentry anwendet, sagen würde, sie seien nöthig für die Fortdauer der Gentry als Species und gleichsam zu diesem Behuf instinctmäßig von ihr entwickelt: nämlich die Ideale des „vollkommenen Gentleman" und der „vollkommenen Lady", und der Gentry schroffes abweisendes Selbstbewußtsein.

Zwischen Gentry und Nicht-Gentry existirt, wie wir sahen, keine mechanische Schranke. Im Gegen-

Digitized by Google

theil, der Zutritt zur Gentry wird, wenn auch nicht absichtlich, so doch instinctmäßig offen gehalten für diejenigen äußeren Elemente, die sich ihr zu assimiliren geneigt und geeignet, und wenn aufgenommen, ihrer Erhaltung und Kräftigung förderlich sind. Bedürfniß ist also eine bewegliche, sich diesen eigenthümlichen Verhältnissen anpassende Abgrenzung nach außen. Eine solche ist wirklich vorhanden; aber sie in Kürze mehr als nur anzudeuten ist unmöglich, und wer weitere Belehrung wünscht, ist auf englische Romane, namentlich die oben angeführten, zu verweisen.

Die Gentry hat das Gefühl, daß eine Aristokratie, um ihre Stellung zu behaupten, die moralische Berechtigung dazu besitzen, d. h. in der That nur dem Besten bestehen muß. Dieses Gefühl spricht sich aus in den Idealen des „vollkommenen Gentleman“ und der „vollkommenen Lady“. Sie dienen als Maßstab des stets Anzustrebenden, dessen, was die Gesammtheit von dem Einzelnen verlangt, und davon ist in seinem eigenen Gewissen der Widerhall. Das aber wäre weder von Nutzen, noch auf die Dauer möglich, wenn nicht die heranwachsende Generation in jenes Gefühl hinein erzogen würde, und wenn Verstöße gegen dasselbe, von irgend welchem Mitgliede der Gentry begangen, ungeahndet blieben. Was diese Ahndung betrifft, so ist in Ermangelung eines würdigen Censors, wie im alten Rom, die ganze Gentry das Rügegericht. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß dieses Gericht in seinen Aussprüchen und censorischen Noten sehr streng und sehr consequent sei; daß auf dieselben Rang, Reichthum, politische und sociale Rücksichten und Antagonismen und moralische Feigheit nicht ungebührliche Einflüsse ausübten. Dennoch aber ist eine sehr erhebliche Wirkung, freilich mehr auf das äußere als das innere Wesen, nicht abzuleugnen.

Aehnliches gilt auch von der Erziehung. Der Heranbildung der Knaben zu kräftiger, muthiger, selbstbewußter, anstandsvoller Männlichkeit, wird die intellectuelle Ausbildung und der Erwerb von Kenntnissen hintangesetzt. Es wird Sorge getragen, daß das Ideal des vollendeten Gentleman in den jungen Gemüthern so lebendig wach zu rufen, daß die Knaben einander wechselseitig erziehen. Schon in der Schule beginnt die Function der Gentry als Rügegericht, indem die Gesammtheit der Knaben den einzelnen Knaben aburtheilt, und, wenn nöthig, censorische Strafen verfügt. In der weiblichen Erziehung ist edle Weiblichkeit, wie in der männlichen edle Männlichkeit, das eigentliche Ziel. Die Erziehung der jungen Lady aber geschieht im Hause und doch wird hier nicht der Erwerb von Kenntnissen, sondern Erfahrung im Hauswesen ungebührlich vernachlässigt.

Diese, übrigens das Ideal der vollendeten Lady nicht berührende Schattenseite ist keineswegs zufällig. Eben weil es zwischen Gentry und Nicht-Gentry keine mechanischen Schranken giebt, geht die instinctmäßige Richtung dahin, einen Gegensatz aufrecht zu erhalten analog demjenigen zwischen Noble und vilain, edel und gemein, im Mittelalter. Sowie in des Gentleman's Thätigkeit nichts an niedern Broterwerb erinnern darf, so in derjenigen der Lady nichts an die Thätigkeit des Hausgesindes. Das ist auch die Wurzel des schroffen, abweisenden Selbstbewußtseins. Zur Gentry zu gehören, ist zugleich so vortheilhaft und so schmeichelhaft, und, da keine handgreifliche Schranke die Gentry umzieht, so scheinbar möglich für alle Welt, daß wirklich ein sehr beträchtlicher Theil der städtischen Bevölkerung Englands sich zur Gentry zu gehören einbildet, deren wahres Wesen und schroffe Abgeschlossenheit versteht nur, wer auf dem Lande gelebt hat. Eben daher ist die Bedeutung der Wörter Gentleman und Lady fast so ausgedehnt und umfassend, wie diejenige der Wörter Herr, Frau und Fräulein. Während aber letzteren einen realen Werth beizumessen keinem Menschen in den Sinn kommt, werden die Wörter Gentleman und Lady ernstlich genommen. Will also die Gentry sich für ihre factischen Monopole materiellen Vorzüge und socialen Privilegien nothwendige Exclusivität bewahren, so kann dies nur durch festes gesellschaftliches Zusammenhalten und gemeinsames, den Andrang von außen schroff abweisendes Selbstbewußtsein geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus der Schreckenszeit.

Es waren am 10. August vorigen Jahres hundert Jahre, daß der Pariser Pöbel die Tuilerien erstürmte und der unglückliche König Ludwig XVI. mit seiner Familie von der Nationalversammlung gefangen in den Tempel gebracht ward. An die Stelle der zweiten Nationalversammlung trat am 21. September der Nationalconvent, der seine Sitzungen mit der Abschaffung des Königthums und der Errichtung der Republik eröffnete. Die darauf folgenden Ereignisse und die Bedrohung Frankreichs durch die Coalition der europäischen Mächte, der gleichzeitige Aufstand der Vendee, brachten im Convent bald der Partei des Berges die Oberhand, die die Gemäßigten, die Girondisten, zu Boden schmetterte und ein Revolutionstribunal einführte; seitdem regierten die Schreckensmänner Danton, Robespierre, Marat die Nation mit der Guillotine. Neun Monate dauerte diese Schreckensherrschaft, während dessen Robespierre Feste der Natur, dem höchsten Wesen, dem Stoicismus und dem Ruhme u. s. w. zu feiern befahl, dagegen die Kirchen geschlossen, die Gefängnisse überfüllt waren und das Blut der Adeligen und Geistlichen in Strömen floß. Erst mit Robespierre's Fall am 9. Thermidor (27. Juli 1794) hörte das Schreckenssystem auf.

Digitized by Google

Will man ein anschauliches Bild der äußeren Verhältnisse gewinnen, unter denen die Gefangenen der Revolution dem Tode entgegen zitterten, so mag man zu den Memoiren der Comtesse de Bohm (Les Prisons en 1793) greifen, die in der „Bibliothèque des Mémoires relatifs à l'historie de France pendant le dixhuitième siècle“ aufgenommen sind. Madame de Bohm wurde im Frühling des Jahres 1793 von den Commissären des Convents verhaftet und nach dem Schlosse von Chantilly abgeführt, wo gegen 800 Gefangene des Departements de l'Aisne eingesperrt waren. Man behandelte hier die Gefangenen in der unmenschlichsten Weise, ihre schmale Kost mußten sie theuer bezahlen und die Nacht mußten sie auf einem elenden Strohlager zubringen. Und doch gewöhnte man sich an dieses trostlose Leben, man beobachtete die feineren Formen des gesellschaftlichen Verkehrs und ging Zerstreuungen und Vergnügungen nach, die über die Langeweile der schleichenden Zeit hinweg helfen konnten. Man machte Besuche und Gegenbesuche, man arrangirte Picknicks und gesellige Abende, an denen musicirt wurde, ja man führte sogar auf einer improvisirten Bühne kleine Stücke auf; „enfin les moeurs, les habitudes, les usages, les ridicules de la haute société se montrè rent ouvertement“. Mit einem Transport „Verdächtiger“ — das war damals die übliche Bezeichnung der Aristokraten, die man unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten für die Guillotine bestimmte — wurde im Sommer 1794 auch Madame de Bohm nach Paris gebracht. Vor ihrer Abreise schnitt sie sich selbst ihr prachtvolles langes Haar ab. „Was machen Sie, Frau Gräfin?“ fragte eine Dame, welche die Freundin vor ihrer Abreise noch einmal besuchte. „Ich mache Toilette für den Henker,“ lautete die Antwort.

Nach der Ankunft in Paris wird sie mit den Gefährten ihres Unglücks zuerst nach St. Lazare, dann nach Saint Pelagie geschleppt. Beide Gefängnisse sind überfüllt; in Le Plessis finden die Unglücklichen endlich eine Stätte, wo sie ihr Haupt zur Ruhe niederlegen können.

Der Abgesandte der Gerechtigkeit behandelt sie hier mit großer Höflichkeit, da er sie für gewöhnliche Verbrecher hält; als er aber von dem Kerkermeister hört, daß er es mit „agitatrices“ zu thun habe, zeigt er auch diesen Damen die ganze Strenge des Republikaners. Man nimmt ihnen ihren Schmuck und ihre Werthsachen und sperrt sie in finstere und schmutzige Räume ein, entweder in der „Abtheilung der Grazien“, wo die Jüngeren, oder in „dem Saal der Parzen“, wo die Aelteren in der Mehrzahl sind. Diese Bezeichnung hat der Gefängnißwärter Haly den verschiedenen Abtheilungen des Gefängnisses beigelegt.

Jeder Tag bringt neue Hinrichtungen und die tödtlichste Angst durchzittert vom Morgen bis zum Abend alle Räume des Gefängnisses. Eines Tages — erzählt uns Madame de Bohm — erschien die junge Frau von Chary in allem Glanze ihrer Jugend und Schönheit vor dem Revolutionstribunal. „Meine Herren“ — redet sie ihre Richter an — „Sie werden doch einen so schönen Kopf nicht dem Beil der Guillotine opfern wollen?“ Man lächelt und mit diesem Lächeln auf den Lippen verurtheilt man sie einstimmig zum Tode.

Der öffentliche Ankläger, der berüchtigte Fouquier-Tinville, fand ein wollüstiges Vergnügen daran, Frauen, die sich durch große Schönheit auszeichneten, in den Tod zu schicken. Wenn das Todesurtheil gesprochen war, pflegte er sich an ein Fenster des Palais de Justice zu stellen, von dem aus er sehen konnte, wie seine Opfer den verhängnißvollen Karren bestiegen. Er ließ dann ein teuflisches Lachen hören und rief den Unglücklichen eine Zote nach.

Eines Tages suchte der Gefangenenaufseher Haly den öffentlichen Ankläger auf. Er findet Fouquier-Tinville auf dem Teppich seines Wohnzimmers ausgestreckt, mit seinen Kindern spielend. Als Haly ihn nach der Liste für den nächsten Tag frägt, antwortet er: „Laß mich in Ruhe, Haly! Was für ein trauriges Metier.“ Dann nach einigen Augenblicken fügte er hinzu: „Frage meinen Secretair. Ich brauche ungefähr sechzig, gleichviel welche; qu'il les assortisse!“

Endlich geht die Sonne des 9. Thermidor auf. Um 5 Uhr Nachmittags bemerkten Madame de Bohm und einige Mitgefangenen an einem Fenster des jenseitigen Flügels des Gefängnisses einen jungen Mann, der durch das Schwenken eines Taschentuches ihre Aufmerksamkeit zu erregen sucht. Dann nachdem er diesen Zweck erreicht hat, zeigt er einzelne Zettel Papier, die mit großen Lettern beschrieben sind. Auf diese Weise erfahren die Gefangenen, daß Robespierre gestürzt ist, und die Herrschaft des Schreckens ihr Ende erreicht hat. Der nächste Tag bringt ihnen die Freiheit.

Einen der interessantesten Beiträge der Memoirenliteratur der Schreckenszeit verdanken wir den kürzlich erschienenen Aufzeichnungen des Bischofs Salomon, der von Ende des Jahres 1790 die Stelle eines päpstlichen Internuntius bekleidete.*) Den Vertreter des heiligen Stuhls hatten die Schrecken der Revolutionszeit aus der Hauptstadt Frankreichs vertrieben; bei einer Spazierfahrt hatte der Pöbel ihm das Haupt eines ermordeten Gardesoldaten in den Wagen geworfen; drei Tage darauf schüttelte er den Staub von den Füßen und verließ eine Stadt, in der man weder die weltliche noch die geistliche Obrigkeit mehr achtete. An seiner Stelle wurde der Abt und spätere Bischof Salomon zum Internuntius er-

*) Mémoires inédits d'Internonce à Paris pendant la Révolution 1790–1793, éd. par Bridier, Paris Librairie Plon, 1892.

Digitized by Google

nannt. Aber auch er fiel der Alles verschlingenden Bewegung zum Opfer; in der Nacht vom 26. auf den 27. August 1792 wurde er verhaftet und in ein Benedictinerkloster abgeführt, das zu einem Gefängniß umgewandelt war. Hier befand er sich mit 62 seiner Leidensgefährten in einem Saale des Klosters eingesperrt. Während die Gefangenen am 2. September jenes Jahres gerade ihr kärgliches Mittagsmahl einnahmen, erschien plötzlich der Kerkermeister und rief ihnen zu: „Beeilt Euch! Das Volk marschirt schon auf die Gefängnisse zu und man hat schon begonnen die Gefangenen zu morden." Alle sprangen entsetzt, von der fürchterlichen Angst gepackt von ihren Sitzen auf; in demselben Augenblicke hörte man auch schon die Wuthausbrüche des heranstürmenden Volkshaufens. Bald erschien der Gefängnißwärter zum zweiten Male, um zu melden, daß in den äußeren Höfen des Gefängnisses das Blutbad bereits begonnen habe. Die Stunden, in denen man angsterfüllt dem Tode entgegen sah, wurden zu Ewigkeiten. Schon begann man wieder Hoffnung zu fassen, als gegen Mitternacht die Mörderbande an der verschlossenen Thür rüttelte und Eingang begehrte. Ein Schrei des Entsetzens durchgellt den Saal; in der allgemeinen Verwirrung gelingt es dem Internuntius und einigen seiner Genossen, das Fenstergesims zu erklettern und von da auf den Hof hinabzuspringen. Bald genug werden sie hier entdeckt, man ergreift sie und führt sie in einen großen Saal, in welchem sich, um dem Mord einen Schein rechtmäßigen Verfahrens zu verleihen, ein improvisirtes Tribunal etablirt hatte. Welch ein Bild des Schreckens bildet diese Gerichtsverhandlung! Zuerst kommt ein achtzigjähriger Pfarrer an die Reihe, und kaum hat er auf die Frage, ob er den Eid auf die Verfassung geschworen habe, verneinend geantwortet, als die Pikenmänner über ihn herfallen und ihn auf der Stelle tödten. Sein Leichnam wird auf den Hof geschleppt und dort der Kleidung beraubt. Ein gleiches Schicksal erleidet ein Abt und ein ehemaliger Beamter des Parlaments, der letztere deshalb, weil er sich in der Verwirrung der Todesangst selbst anklagte, einen Priester, der den Eid auf die Verfassung verweigert hatte, in seinem Hause eine Zufluchtsstätte gewährt zu haben. Von diesem Augenblicke an nimmt das Morden ein rasches Tempo an. „Ich wurde nach und nach unempfindlich gegen das Morden, das nicht aufhörte" — schreibt der Internuntius in seinen Denkwürdigkeiten — „und dachte nur noch an mich selbst, obwohl ich bei dem Schein zahlreicher Fackeln, welche die schreckliche Scene beleuchteten, alle meine Genossen nach der Reihe umkommen sah. Eine tödtliche Kälte durchschauerte mich, all das Blut war mir in den Kopf gestiegen, mein Gesicht kochte, und es war mir, als ob ich vom Feuer umzingelt sei. Indem ich darüber nachdachte, wie ich mich retten könnte, raufte ich mir in der Verzweiflung, ohne mir dessen bewußt zu sein, die Haare mit der Wurzel aus, so daß sie in großen Büscheln zur Erde fielen. Ich muß jedoch zu meiner Schande gestehen, daß ich mich trotz der unmittelbaren Gefahr und obwohl ich meinem letzten Augenblick nahe war, keineswegs ausschließlich mit Gott beschäftigte und auch nicht entschlossen war, den Tod ruhig über mich ergehen zu lassen. Im Gegentheil ich hörte nicht auf, über die Art und Weise nachzudenken, wie ich dem grauenvollen Tode, der mich erwartete, entgehen könne. Diese Säbelhiebe und Pikenstöße erfüllten mich mit eisigem Entsetzen, aber keineswegs zugleich mit jener Frömmigkeit, die uns in unserer letzten Stunde durchdringen muß. Wohl murmelte ich einige Gebete, aber ohne die tiefe Bewegung, welche sonst das Nahen des Todes einflößt. Während die Gefahr, in welcher ich schwebte, meiner Angst beständige Nahrung zuführte, kam ich immer wieder zu dem Gedanken zurück: Wie könnte ich wohl die Frage in Bezug auf die Eidesleistung vermeiden?"

Der Internuntius ist eine sehr aufrichtige Natur; seine Memoiren tragen in der That den Charakter von Bekenntnissen, die er vor Gott und vor sich selbst abgelegt hat. Es fällt ihm nicht ein, sein Betragen vor diesem Tribunal des Pöbels in einem heroischen Lichte darzustellen, er bekennt offen, daß es ihn nicht gelüstete, die Rolle eines Märtyrers zu spielen. Was er in diesem Augenblicke zeigte und was diesen Helden der Straße imponirte, ist ein großes Maaß von Geistesgegenwart; innerlich vergehet ihn die tödtliche Angst, aber äußerlich trägt er die größte Kaltblütigkeit zur Schau. Er verleugnet seinen Stand und sein Amt: er giebt sich für einen Schreiber des Parlaments aus, den nur ein Mißverständniß in die Kerkerschaft geführt haben könne und weiß seine Worte so zu stellen, daß die Schilderung seiner unverschuldeten Leiden in diesem Kreise zuletzt sogar Theilnahme erweckt. Man schickt ihn in den Kerker zurück und stellt ihm in Aussicht, daß ihm, wenn er wirklich unschuldig sei, Gerechtigkeit zu theil werden soll. Wenige Tage darauf gelingt es seinen einflußreichen Freunden, ihn aus der Haft zu befreien.

Auch später noch, zur Zeit des Directoriums, wurde der Internuntius von dem Schicksal schwer heimgesucht, aber am lebhaftesten standen doch, als er seine Memoiren schrieb, jene Tage vor seiner Erinnerung, die er während der Septembermorde im Kerker verlebt hatte.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 16. August 1893. Nr. 33.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. August 1893 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. August 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	65			
	Zugang pro " "	37			
		102			
	Abgang " " "	43			
	Bleibt Bestand	59	59	1 905	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	110			
	Zugang pro " "	95			
		205			
	Abgang " " "	104			
	Bleibt Bestand	101	101	3 700	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Juli 1893	153			
	Zugang pro " "	107			
		260			
	Abgang " " "	71			
	Bleibt Bestand	189	189	4 927	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	21			
	Zugang pro " "	26			
		47			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	25	25	649	50
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	50			
	Zugang pro " "	10			
		60			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	39	39	1 341	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	20			
	Zugang pro " "	13			
		33			
	Abgang " " "	21			
	Bleibt Bestand	12	12	490	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	22			
	Zugang pro " "	30			
		52			
	Abgang " " "	32			
	Bleibt Bestand	20	20	724	43
	zu übertragen		445	13 736	487
	Uebertrag		445	13 736	487
8.	**Bandsburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	24			
	Zugang pro " "	17			
		41			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	24	24	754	40
9.	**Heiligengrabe:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	59			
	Zugang pro " "	16			
		75			
	Abgang " " "	28			
	Bleibt Bestand	47	47	1 488	65
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	22			
	Zugang pro " "	23			
		45			
	Abgang " " "	19			
	Bleibt Bestand	26	26	770	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	34			
	Zugang pro " "	25			
		59			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	35	35	1 047	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	35			
	Zugang pro " "	49			
		84			
	Abgang " " "	49			
	Bleibt Bestand	35	35	1 121	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	33			
	Zugang pro " "	34			
		67			
	Abgang " " "	37			
	Bleibt Bestand	30	30	981	45
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	21			
	Zugang pro " "	21			
		42			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	19	19	631	40
	zu übertragen		661	20 528	809

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. August 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Krankenverpflegungstage pro Juli 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		661	20 528	809
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	62			
	Zugang pro	42			
		104			
	Abgang	49			
	Bleibt Bestand	55	55	1 964	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	28			
	Zugang pro	22			
		50			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	27	27	786	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	35			
	Zugang pro	22			
		57			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	40	40	1 185	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	14			
	Zugang pro	17			
		31			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	15	15	419	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	28			
	Zugang pro	24			
		52			
	Abgang	27			
	Bleibt Bestand	25	25	855	42
20	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	23			
	Zugang pro	16			
		39			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	24	24	745	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	23			
	Zugang pro	28			
		51			
	Abgang	32			
	Bleibt Bestand	19	19	834	42
22.	**Sorau:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	17			
	Zugang pro	12			
		29			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	9	9	318	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juli 1893	11			
	Zugang pro	—			
		11			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	11	11	341	15
.42	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	10			
	Zugang pro	7			
		17			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	11	11	326	20
	zu übertragen		897	28 301	1 267

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. August 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Krankenverpflegungstage pro Juli 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		897	28 301	1 267
25.	**Plaue:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	15			
	Zugang pro	16			
		31			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	12	12	398	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	23			
	Zugang pro	41			
		64			
	Abgang	36			
	Bleibt Bestand	28	28	797	20
27.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	7			
	Zugang pro	8			
		15			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	7	7	263	15
28.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juli 1893	29			
	Zugang pro	—			
		29			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	29	29	899	32
29.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	18			
	Zugang pro	19			
		37			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	17	17	518	30
30.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	15			
	Zugang pro	9			
		24			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	17	17	495	23
31.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	8			
	Zugang pro	3			
		11			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	8	8	270	29
32.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	36			
	Zugang pro	34			
		70			
	Abgang	43			
	Bleibt Bestand	27	27	864	48
33.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	32			
	Zugang pro	14			
		46			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	31	31	1 015	50
34.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	82			
	Zugang pro	77			
		159			
	Abgang	69			
	Bleibt Bestand	90	90	2 556	86
	zu übertragen		1 163	36 376	1 620

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. August 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro Juli 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 163	36 376	1 620
35.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	44			
	Zugang pro " "	21			
		65			
	Abgang " " "	49			
	Bleibt Bestand	16	16	1 375	41
36.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	40			
	Zugang pro " "	20			
		60			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	40	40	1 220	40
37.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Juli 1898	4			
	Zugang pro " "	7			
		11			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	2	2	175	15
38.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. Juli 1893	15			
	Zugang pro " "	8			
		23			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	18	16	490	21
39.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Juli 1893	50			
	Zugang pro " "	49			
		99			
	Abgang " " "	49			
	Bleibt Bestand	50	50	1 614	50
40.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Juli 1898	17			
	Zugang pro " "	12			
		29			
	Abgang " "	11			
	Bleibt Bestand	18	18	527	32
41.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Juli 1893	20			
	Zugang pro " "	15			
		35			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	18	18	832	20
	Zusammen		1 823	42 409	1 839

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juli 1898 beträgt 1 098, davon sind gestorben 56
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 143
geheilt 899
wie vor 1 098.

---

43. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 68 Betten:
Bestand am 1. Juni 1809 . . . . 44 Kranke.
Zugang pro Juni 1893 . . . . 51 "
95 Kranke.
Davon sind:
gestorben . . . . 1 "
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . 17 "
geheilt . . . . 32 "
50 "
Bleibt Bestand am 1. Juli 1893: . . . . . 45 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 7 Europäer, 28 orientalische Christen, 11 Muhamedaner und 5 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1893 beträgt 1382.

Poliklinisch wurden 1242 Personen behandelt.

Marowana-Goslin:

Dies Krankenhaus ist dauernd geschlossen worden.

Die Gentry in ihrer heutigen socialen und politischen Stellung.

(Fortsetzung.)

Von der colossalen Masse von Städtern, die Gentleman und Ladies zu sein glauben, tritt in die Gentry wirklich nur ein geringer Bruchtheil ein; und der Eintritt ist nur auf eine Weise möglich, indem die aufzunehmenden von der Gentry als von jeher zu ihr gehörig behandelt werden, d. h. durch Aufnahme in den Verkehr nach genau denselben Normen, die für die Eröffnung von Beziehungen zwischen bisher einander fremden Mitgliedern der Gentry üblich sind. Die Aufnahme in den Familienverkehr — darum eigentlich handelt es sich — hängt lediglich von den Frauen ab, und da eine Frau durch einen einzigen Mißgriff in Bezug auf die Frauen und Mädchen, die sie in ihrem Hause empfängt, dessen Status vernichtet, so sind derartige Mißgriffe fast unmöglich. Einem unberufenen Mann gelingt es eher, sich in die Gentry-Kreise hineinzudrängen; eine Freude, die nicht lange dauert, und sicher damit endet, daß der Eindringling unsanft wieder hinausgeschoben wird. Der Eintritt neuer Elemente in die Gentry, obwohl formlos und das Resultat eines instinctmäßigen Prozesses, ist also stets derart, daß die Gentry als Ganzes dadurch nicht geschädigt sondern gestärkt wird.

Die Heranbildung derartiger durch Aufnahme in die Gentry im voraus fertiger Elemente würde undenkbar sein, wenn der Städter-Illusion, daß sie bereits Gentleman und Ladies sind, ohne practische Wirkung wäre. Von ihr werden im Gegentheil die höheren Schichten der Mittelklasse in dem Maße beherrscht, in Bezug auf Kleidung, Wohnung, Erziehung und Gewohnheiten, daß die ganz neuen Elemente beim Eintritt in die Gentry sich von den alten in keiner Hinsicht äußerlich unterscheiden, wodurch ja allein die Aufnahme in den Verkehr, wie sie wirklich geschieht, ermöglicht wird. Zwischen den höheren und niederen Schichten der Mittelklasse aber, und zwischen Letzterm und dem Arbeiterstande, sind noch viel weniger als zwischen Gentry und Nicht-Gentry scharfe Grenzen und feste Schranken. Von Classe zu Classe fast äußert sich daher der Gentry gesellschaftlicher Einfluß und die Ideale des vollkommenen Gentleman und der vollkommenen Lady wirken bis in die untersten Schichten hinab. Daß, was den bloßen Begriff des „Gentleman" betrifft, selbst eines gewöhnlichen Arbeiters Beschäftigung

Digitized by Google

vereinbar sei, ist in dem berühmten Roman „Thom Halifax, Gentleman", ausgeführt, und er giebt eine nicht geringe Zahl von diesem Gedanken erfüllte Männer in den Fabriken Nord-Englands.

Die von der Beziehung zwischen Adel und Nichtadel bei uns so durch und durch verschiedene Beziehung zwischen Gentry und Nicht-Gentry in England ist auch für die politischen Verhältnisse des Landes von äußerster Wichtigkeit. Nur indem wir die politische Stellung der Gentry analysiren, können wir ersehen, daß und wie derselbe englische Parlamentarismus, aus dem alle demokratischen Lehren des europäischen Continents abgeleitet sind, in Wirklichkeit nichts Anderes ist, als die sogar die Befugnisse des Königthums absorbirende Herrschaft der Gentry.

Alle jene demokratischen Lehren haben ihren Quell in der Unfähigkeit französischer Doctrinäre des achtzehnten Jahrhunderts, das Wesen des englischen Staatsrechtes zu verstehen; eine leicht begreifliche Erscheinung, wenn man erwägt, wie die Engländer selbst das ihnen angeborene organische Rechtsleben ebenso unbewußt wie Thiere und Pflanzen ihr Dasein fortsetzen und organisch fortentwickeln. Wie sehr den Engländern dieses Bewußtsein fehlt, das zeigen am besten die aus den Convulsionen des 17. Jahrhunderts entsprungenen und zu wahrhaft nationalen Dogmen gewordenen Doctrinen der Whigs. Denn daraus sind die Keime entnommen, die auf französischen Boden verpflanzt und hier zur Entfaltung gelangt, üppig wuchernde politische Pilzbildungen hervorgebracht haben, gefördert namentlich durch zwei den Franzosen eigenthümlichen Tendenzen. Das Bedürfniß klarer Durchsichtigkeit und mathematischer Consequenz und Mangel jedweden Rechtssinnes in staatlichen Dingen; eine Folge der jahrhundertelangen Willkürherrschaft. Auf diese Weise entstand in Frankreich die allem continentalen Constitutionalismus zu Grunde liegende Anschauung, für jedes beliebige Land könne ohne Rücksicht auf dessen bisherige Existenz, ein lebensfähiges, den nationalen Willen zum Ausdruck bringendes Staatsrecht vermittels Combination der aus der Whigdoctrin aufgebauten Lehren aufgebaut werden.

Diese Anschauung, obwohl bedeutend gefördert durch englische Einflüsse auf dem Continent, ist mit dem wahren Wesen des englischen Staatsrechtes in diametralem Gegensatz. Aufs tiefste durchdrungen vom Gefühl der Heiligkeit und der organischen Fortentwickelung des Rechts, empfinden die Engländer, ohne es sich zum klaren Bewußtsein zu bringen, daß auch jedes neue Gesetz, um wirksam zu sein, zur Quelle heilig gehaltenen Rechts werden und deshalb mit dem bisherigen Recht organisch zusammenhängen müsse. Während also, was der französische Parlamentarismus zu sein behauptet, der Ausdruck des nationalen Willens ein Unding ist — denn einen nationalen Willen gab es nie, und kann es nicht geben — ist in Wirklichkeit der englische Parlamentarismus der Ausdruck der nationalen Ueberzeugungen.

Das ist zwar, wie gesagt, den Engländern durchaus nicht bewußt und ihre Whigdoctrin ist damit kaum in Einklang zu setzen, namentlich auf dem Gebiete der Geldbewilligungs-Rechte und Pflichten. Dennoch aber erklärt sich auf diese, und nur auf diese Weise, das gesammte englische Rechtsleben und besonders, worauf es uns speciell ankommt, die trotz der Kostspieligkeit und Mangelhaftigkeit der Gentryherrschaft auf allgemeiner Anerkennung beruhenden Stellung der Gentry. Der Grund derselben ist, daß in der Gentry das Recht sich gleichsam personificirt. Alles höhere Thun auf diesem Gebiet, sowohl was Rechtsanwendung und namentlich Rechtsprechung, als was die Fortentwickelung des Rechts durch die Gesetzgebung angeht, ist Sache theils der Gentry, als Ganzen, theils einzelner Mitglieder derselben.

Damit soll nicht etwa gesagt sein, der Rest der Nation schaue passiv zu. Das Zusammenwirken zwischen den aus der Gentry hervorgegangenen oder in sie aufgenommenen leitenden Persönlichkeiten und der Masse der Bevölkerung ist vielmehr durchweg auf dem ganzen Gebiet des Rechtslebens ähnlich den Beziehungen zwischen Richtern und Jury in der Rechtsprechung. So energisch ist überall auf jenem ganzen Gebiete die Mitwirkung der nationalen Ueberzeugungen, daß es keinen noch so hoch gestellten Manne in den Sinn kommt, in Sachen des Staats und Rechtes eine individuelle, außer Beziehung zu jenen Ueberzeugungen befindliche Anschauung zur Geltung zu bringen.

Die Vermittelung zwischen der nationalen Ueberzeugung und deren der Gentry angehörigen Leitern ist hauptsächlich Sache der Presse und namentlich der Londoner Morgenblätter, deren zusammen mindestens eine Million Exemplare zählende Verbreitung um so erstaunlicher ist, je mehr man darauf achtet, wie gewaltige Ansprüche jedes dieser Blätter an seiner Leser Aufmerksamkeit macht, ohne ihnen irgend welche leichte und anziehende Lectüre, wie sie bei uns in den Feuilletons sich findet, zu bieten. Diese Blätter dienen auch dazu, die Ansprachen hervorragender Persönlichkeiten, formell an das Unterhaus oder Oberhaus, an Wähler, an Tischgenossenschaften bei politischen Banquetts, an allerlei andere Versammlungen und Deputationen, in Wirklichkeit aber an die Nation gerichtet, an diese Zuhörerschaft zu befördern. Durch derartigen öffentlichen Meinungsaustausch, der trotz der Leidenschaftlichkeit vieler Redner höchst eingehend ist und die Fragen von allen Seiten beleuchtet, und an dem sich die ganze Nation direct oder indirect betheiligt, wird die sich von Tag zu Tag fortentwickelnde Rechtsüberzeugung geklärt und für die Festigung durch Gesetze vorbereitet.

Digitized by Google

Was das Parlament und der Gentry Verhältniß zu demselben betrifft, so bestand wie noch heut das Oberhaus ganz, so bis zur Reformbill das Unterhaus fast ganz, aus Mitgliedern der Gentry. Gegenwärtig sind zwar im Unterhause namentlich unter den nicht in England, sondern in Irland, Schottland, Wales gewählten Mitgliedern eine Anzahl, die in keiner Weise zur Gentry gerechnet werden können, und das ist von erheblichem Einfluß in manchen Debatten, besonders den auf Irland bezüglichen. Trotzdem aber gelten solche Männer in der öffentlichen Meinung als kaum vollkommen berechtigte Vertreter der Nation. Die meisten schweigen und gelangt einer oder der andere von ihnen zu einiger Bedeutung, so nur in nebensächlichen Dingen. Für die Fortentwickelung des Rechts sind jene Elemente dennoch von großer, aber sehr eigenthümlicher Wichtigkeit.

Der Gentry wird nämlich die Leitung und Vertretung der Rechtsentwicklung unter der Voraussetzung zugestanden, daß nicht das Eigeninteresse der Gentry, sondern stets das Wohl der Gesammtheit und die Ehre der Nation gefördert werde. Die Consequenzen dieser Voraussetzung zu formuliren und demgemäß Anforderungen zu stellen, ist die Aufgabe der Radicalen, namentlich derer im Unterhause, die — obwohl es unter den Radicalen nicht nur Rittergutsbesitzer, sondern sogar Lords giebt — mit den nicht zur Gentry zählenden Unterhausmitgliedern größtentheils identisch sind. Die Radicalen und besonders diejenigen im Unterhause, sind also die Pioniere der Rechtsentwickelung. Die von ihnen gestellten Forderungen sind in der Regel derart, daß sie nach und nach als Bedürfnisse der Nation, und ihr billigerweise zustehend, in die nationalen Ueberzeugungen übergehen. Selbst die Gentry verschließt sich, trotz der in ihr vorwaltenden conservativen Tendenzen, den sich nun entwickelnden Ueberzeugungen nicht. Widerstand leistet sie nur derart, daß auf dem Wege des Parteistreites die neuen Ueberzeugungen allmählich zur Reife gebracht werden, ehe das Gesetz sie verwirklicht und fixirt. Ist diese Reife erlangt, so wetteifern die beiden großen aristokratischen Parteien, in welche sich die Gentry als staatliche Körperschaft theilt, in dem Bestreben, sich durch Erfüllung der aus den neuen Ueberzeugungen entsprungenen Wünsche in der Achtung und Zuneigung der Nation zu befestigen.

Um dies durch ein Beispiel zu veranschaulichen, gedenken wir der seit 1885 geplanten Reform der Verwaltung Londons, durch welche alle Theile der Stadt zu einem Ganzen vereinigt werden sollten. Diese Reform ist dann wirklich nach drei Jahren (1888) als wichtigste der in dem Local-Verwaltungsgesetz, das ganz England umfaßt, enthaltenen Normen beschlossen worden und seit 1889 ins Leben getreten, und zwar ging der erste Vorschlag aus von Mr. Ritchie, einem untergeordneten Mitgliede des regierenden conservativen Ministeriums. Aber noch eine im Juli 1886 veröffentlichte Uebersicht der Unterhausmitglieder spricht von der Reform der Londoner-Verwaltung als einem „fad" d. h. dem Steckenpferd einer Anzahl radicaler Abgeordneter. Die Zahl der Unterhausmitglieder, die sich bis dahin für dieselbe erklärt hatten, war nur 123, d. h. beträchtlich weniger als $^1/_5$ der Gesammtheit, und darunter kein einziger Conservativer.

Von den 123 nun gehörte die weit überwiegende Majorität nicht zur Gentry. Dennoch aber sind unter den 123, außer 5 untergeordneten Mitgliedern des letzten Gladstone-Ministeriums — 4 Minister zweiten und dritten Ranges und 1 Unterstaatssecretär — 8 Rittergutsbesitzer, 3 Söhne von Peers, vier Söhne anderer Rittergutsbesitzer und mehrere aus sonstigen Gründen zur Gentry zählenden Männer. Besonders charakteristisch ist, was die Schrift, der wir obige Ziffern entlehnen, von einem jener drei Söhne von Peers sagt: „Mr. Philipp Stanhope ist ein solcher Radicaler, wie nur ein Grafensohn es sein kann." Wir werden dadurch an die Thatsache erinnert, daß im alten Rom fast alle namhaften Demagogen Patricier oder Nachkommen von Patriciern waren.

Schließlich dürfte es für unsere Betrachtung dienlich sein, einige Worte über Mr. Ritchie, den Antragsteller des oben erwähnten Gesetzes, zu sagen. Er ist ein Kaufmann, von schottischer Abkunft, aber in London ansässig, von einem der populären Districte Londons ins Unterhaus gewählt, nur der Friedensrichter der Grafschaft, zu welcher der größte Theil Londons gehört, und in einem andern Theile. Lord-Major eines Freiwilligen-Regiments. Als Redner ist er klar, etwas schroff, aber nicht glänzend. Im gegenwärtigen Ministerium Salisbury hat er einen untergeordneten Posten erhalten. Charakteristisch ist das insofern, als auf ähnlichen Wegen eine beträchtliche Anzahl von neuen Elementen aus den Mittelclassen in die Gentry, und sogar auch in die Nobility, durch das Staatsleben übergegangen sind.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums 1893. Nr. 3. Mai und Juni (Seite 31—50).

Diese Nummer enthält außer der laufenden Chronik des germanischen Museums in Bezug auf neu angemeldete Jahresbeiträge, Stiftungen und einmalige Geldgeschenke, Zuwachs der Sammlungen durch Geschenke und Ankäufe und der Fundchronik, einen Bericht über die Jahresconferenz des Verwaltungsausschusses des germ. Museums der am 26. Mai c. zum erstenmale nach dem Ableben seines Vorsitzenden, des Directors Geheimen Raths Dr. von Essenwein zusammen getreten ist.

Digitized by Google

Den zweitägigen Verhandlungen, die unter Leitung des stellvertretenden Vorsitzenden, Justizraths Freiherrn von Kreß stattfanden und einen, wie wir diesem Berichte entnehmen, glatten und erfreulichen Verlauf nahmen, wohnten zahlreiche Mitglieder des Verwaltungsausschusses aus vielen Theilen Deutschlands bei. Sie lieferten auf's neue den Beweis, welchen Werth für die Entwickelung der nationalen Anstalt die Institution des genannten Ausschusses in ihrer dermaligen Organisation und Unabhängigkeit hat. In 3 Plenar- und einer Reihe von Commissionssitzungen erledigte der Ausschuß die ihm diesmal gestellten schwierigen und umfangreichen Aufgaben. Seine erste Thätigkeit galt der Ehrung des ausgezeichneten Mannes, dessen eminente Befähigung, Vielseitigkeit und Thatkraft, dessen außerordentlicher Hingebung und Aufopferung das Museum seine heutige Blüthe verdankt; Essenweins Andenken soll durch Aufstellung seiner Marmorbüste in den Räumen des Museums an der Seite der bereits vorhandenen Büste des genialen Begründers der Anstalt, den Nachkommen überliefert werden. Nächstdem unterzog der Ausschuß, wie alljährlich, durch eine Reihe von Commissionen, die er aus seiner Mitte bildete, die gesammte Thätigkeit der Anstalt im abgelaufenen Jahre, namentlich auch der Finanzverwaltung, einer sorgsamen und gründlichen Prüfung. Die in der zweiten Plenarsitzung von den Commissionen erstatteten Berichte ergaben die erfreuliche Gewißheit, daß das Directorium, unterstützt von den Beamten der Anstalt, eifrig und mit Erfolg bemüht ist, das Werk des verstorbenen Meisters in seinem Sinne fortzuführen. Die neuen Erwerbungen fanden ungetheilten Beifall. Den neuen Einrichtungen wurde die volle Billigung des Ausschusses zu Theil. Die Finanzen waren in musterhafter Ordnung. Den Verwaltungsorganen wurde Entlastung ertheilt und Dank und Anerkennung ausgesprochen.

Den zweiten Sitzungstag nahm fast ausschließlich die so wichtige, vom verstorbenen Director von Essenwein eingeleitete und mit aller Energie bis zu seinem Lebensende betriebene Angelegenheit der Sicherstellung der Zukunft des Museums und seiner Beamten in Anspruch. Auf Einladung des Verwaltungsausschusses nahm der Königliche Oberregierungsrath Dr. Wehner von München im Auftrage des Königlich Bayerischen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten an diesen Verhandlungen Theil. Mit wärmstem Danke wurde allseits die hochherzige Fürsorge der Königl. Bayerischen Staatsregierung, der Reichsregierung und der Vertretung der Stadt Nürnberg begrüßt, welche auf Anregung der ersteren sich darüber geeinigt haben, den Bedarf des Museums an Verwaltungskosten persönlicher und sächlicher Art künftighin unter sich allein aufzubringen, so daß für die Zukunft alle freiwilligen Spenden und alle sonstigen Einnahmen der Anstalt ausschließlich den Zwecken der Ergänzung ihrer Sammlungen und Institute und ihres endgiltigen Ausbaues zugewendet werden können. Dankbarst wurde auch die dabei verfolgte Absicht, die Umwandlung des Museums in eine Reichs- oder Staatsanstalt zu vermeiden und ihr den bisherigen Charakter einer nationalen Anstalt zu wahren, von allen Seiten anerkannt.

Die hierauf abzielenden Garantien noch zu verstärken, war die mit der Vorberathung der neuen Satzungen betraute Commission eifrigst bedacht. Ihre Anträge wurden von der Versammlung einstimmig gut geheißen, und es ist zu hoffen, daß die gefaßten Beschlüsse auch die Zustimmung der betheiligten öffentlichen Factoren finden werden. Die Wahl eines neuen 1. Directors, welchen der Verwaltungsausschuß nach den neuen Satzungen der Königlich Bayerischen Staatsregierung in Vorschlag zu bringen haben wird, soll, wenn die letzteren die erforderliche Allerhöchste Genehmigung gefunden haben werden, in einer außerordentlichen Sitzung des Ausschußes im kommenden Herbste stattfinden; eine besondere Commission des letzteren wird ohne Verzug die Vorbereitungen hierzu treffen. Am Schluße seiner Berathungen konnte der Verwaltungsausschuß der Ueberzeugung einmüthig Ausdruck geben, daß die Bedingungen für ein ferneres Blühen und Gedeihen der nationalen Anstalt zum großen Theile erreicht seien und derselben sicherlich die werkthätige Theilnahme der ganzen Nation und aller deutschen Stämme auch in Zukunft unvermindert erhalten bleiben werde. —

Der hier in Rede stehenden Nummer 3 sind folgende Beilagen angeschlossen:

a) Mittheitungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1893. Bogen 6 und 7: Verlobung und Verehelichung in Nürnberg im 16. Jahrhundert. — Selbstbiographie des Malers Georg Christoph Eimmart des Aelteren.
b) Katalog der im germanischen Nationalmuseum befindlichen Gemälde. 1893. Bogen 4 bis 7.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 23. August 1893. Nr. 34.

Emil von Gaudecker, Major a. D. und Kreisdeputirter, auf Zuch bei Gramenz in Pommern, Ehrenritter seit 1879, † zu Zuch 13. August 1893.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Regierungsrath und Landrath Hans Freiherrn von Nordenpflycht, zu Preußisch-Holland,
„ Forstmeister Gustav Freiherrn von Nordenflycht, zu Löbderitz, Kreis Calbe a. d. Saale,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Pionier-Bataillon Fürst Radziwill (Ostpreußischen) Nr. 1 Ernst von Reppert,
„ Regierungs-Assessor Conrad Grafen Finck von Finckenstein, zu Königsberg i. Pr.,
„ Kammerjunker Emanuel Burggrafen und Grafen zu Dohna, auf Canthen, Kreis Preußisch-Holland,
„ Legations-Secretair Botho Grafen von Wedel, zu Paris,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Graf Tauentzien von Wittenberg (3. Brandenburgischen) Nr. 20 Leopold von Rüts,
„ Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer Adolf Friedrich von Buch, zu Gelmersdorf bei Angermünde,
„ Rittergutsbesitzer Oscar von der Osten, auf Warnitz i. d. Neumark,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Königin Elisabeth Garde-Grenadier-Regiment Nr. 3 Werner von Heynitz,
„ Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer Busso Gans Edlen Herrn zu Putlitz, auf Grube bei Wilsnack,
„ Landrath Ulrich von Kalckreuth, zu Cammin,
„ Rittmeister a. D. Georg von Eisenhart-Rothe, auf Lietzow, bei Plathe in Pommern,
den Hauptmann und Compagnie-Chef im 6. Pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 49 von Korff-Krokisius,
„ Präsidenten der Königlichen Ansiedelungs-Commission Rudolf von Wittenburg, zu Posen,
„ Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Cuno Freiherrn von Richthofen, auf Sarne, Kreis Rawitsch,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment König Wilhelm I. (2. Westpreußischen) Nr. 7 Bolko Freiherrn von Richthofen,
„ Hauptmann der Reserve des 4. Garde-Regiments zu Fuß und Rittergutsbesitzer Richard von Albert, zu Sorau i. d. Niederlausitz,
„ Lieutenant der Reserve des 4. Niederschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 51 Leonhard von Prittwitz und Gaffron genannt von Kreckwitz, zu Hennersdorf, Kreis Reichenbach in Schlesien,
„ Landrath Bodo Freiherrn von Bodenhausen, zu Wittenberg,
„ Major in der 4. Gendarmerie-Brigade Erich von Quast,
„ Oberstlieutenant und etatsmäßigen Stabsoffizier im Anhaltischen Infanterie-Regiment Nr. 93 von Madai,
„ Capitain-Lieutenant à la suite des Seeoffizier-Corps und persönlichen Adjutanten Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen Adalbert von Colomb,
„ Capitain-Lieutenant Adolf von Bassewitz, zu Wilhelmshaven,
„ Fideicommißbesitzer Magnus von Buchwaldt, auf Flehm, bei Kletkamp in Holstein,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Hannoverschen Infanterie-Regiment Nr. 77 Erich Grafen von Oeynhausen,
„ Großherzoglich Oldenburgischen Kammerherrn Hermann Christian August Freiherrn von Rössing, zu Oldenburg im Großherzogthum,

Digitized by Google

den Oberstlieutenant a. D. Adolf von Rauch, zu Hannover,
„ Major und Commandeur des Hannoverschen Train-Bataillons Nr. 10 Arwed Freiherrn von Richthofen,
„ Major und Bataillons-Commandeur im Infanterie-Regiment Herwarth von Bittenfeld (1. Westfälischen) Nr. 13 von Biela,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 7. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 69 Erich von Horn,
„ Hauptmann im Generalstabe der 16. Division Friedrich Hugo von Loos,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Graf Barfuß (4. Westfälischen) Nr. 17 von Winterfeld,
„ Landrath Diedrich von Harlem, zu Ottweiler,
„ Rittergutsbesitzer Hans Ulrich Freiherrn von Gaisberg, auf Helfenberg, bei Beilstein in Württemberg,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 5 Badischen Infanterie-Regiment Nr. 113 Franz von Dresler und Scharfenstein,
„ Lieutenant der Reserve des 1. Großherzoglich Mecklenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 17 und Rittergutsbesitzer Theobald von Böhl, auf Glave, bei Dobbin in Mecklenburg,
„ Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Landforstmeister von Monroy, zu Schwerin,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Hessischen Infanterie-Regiment Nr 81 Hans Freiherrn Schenck zu Schweinsberg,
„ Königlich Sächsischen Premier-Lieutenant der Landwehr-Infanterie und Amtsanwalt Anton Freiherrn von Lersner, zu Frankfurt a. Main,
„ Rittergutsbesitzer Ernst Freiherrn von Palm, auf Linz, bei Ortrand im Königreich Sachsen,
„ Königlich Sächsischen Legationsrath Ernst Freiherrn von Salza und Lichtenau, zu Dresden,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Königlich Sächsischen 2. Grenadier-Regiment Nr. 101 Kaiser Wilhelm König von Preußen von Gersdorff,
„ Königlich Sächsischen Geheimen Hofrath Richard von Baumann, zu Dresden,
„ Hauptmann a. D. von Kunowski, zu Dresden,
„ Rittergutsbesitzer Johann Georg von Ponikau, auf Pohla, bei Bischofswerda im Königreich Sachsen,
„ Königlich Bayerischen Landgerichtsrath Maximilian Adolf von Hartlieb genannt Wallsporn, zu Neuburg a. d. Donau,
„ Gutsbesitzer Wilhelm Carl Gerard von Welderen, Baron Rengers, im Haag,
„ Dr. jur. August Jonkheer von Daehne von Varick, im Haag,
„ Königlich Niederländischen Premier-Lieutenant a. D. Frank Emanuel Rudolph Mathias Baron d'Ablaing van Giessenburg, im Haag,
den Königlich Schwedisch-Norwegischen Gesandten Fritz Freiherrn von Wedel-Jarlsberg, zu Madrid,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters Prinzen Albrecht von Preußen, Königlicher Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Die Einweihung des Johanniter-Krankenhauses zu Kolmar in Posen.

Am 9. August dieses Jahres fand in dem freundlichen Posenschen Städtchen Kolmar eine weihevolle und würdige Feier statt, unvergeßlich denen, die ihr beiwohnen durften: die Einweihung eines neuen Johanniter-Krankenhauses durch den Durchlauchtigsten Herrenmeister des Ordens. In der zehnten Morgenstunde dieses Tages traf Se. Königliche Hoheit der Prinz Albrecht, begleitet von seinen beiden Adjutanten, dem Major Grafen Egloffstein und dem Rittmeister von Krosigk, im eigenen Salonwagen mit dem fahrplanmäßigen Zuge, von Camenz kommend, auf dem Central-Bahnhofe in Posen ein. Zu seinem Empfange hatten sich, da eine offizielle Begrüßung Seitens der städtischen Behörden nicht stattfinden sollte, nur eine Anzahl Ordensritter eingefunden: der Commendator der Posenschen Genossenschaft, Wirkliche Geheime Rath und Landtagsmarschall Freiherr von Unruhe-Bomst, der Ober-Präsident der Provinz Freiherr von Wilamowitz-Möllendorff, Stellvertreter des Commendators, der kommandirende General des 5. Armee-Corps, General der Infanterie von Seeckt, ferner der Schatzmeister der Genossenschaft Polizeidirector von Nathusius, sowie Kammerherr von Tiedemann-Kranz, Kammerpräsident von Hantelmann-Baborowko, Kammerherr von Hantelmann-Chareic, Major von Winterfeld, Majoratsbesitzer von Stiegler-Sobotka und von Zobeltitz-Spiegelberg. Nachdem Se. Königliche Hoheit mit den anwesenden Herren einige Worte gewechselt, wurde von Neuem der Zug bestiegen, der um ½2 Uhr in Kolmar eintraf. Auf allen Stationen, die mit Fahnen, Guirlanden und Tannenreisern festlich geschmückt, warteten zahlreiche Volksmassen auf den erlauchten Herrn und begrüßten ihn mit jubelnden Zurufen. Der Landrath des Kreises Kolmar, Kammerherr von Schwichow, gleichfalls Mitglied der Genossenschaft, war Sr. Königl. Hoheit bis Budsin, der Grenze des Kreises, entgegengereist und empfing ihn hier an der Spitze der aufgestellten Kriegervereine, deren Front Se. Königliche Hoheit abschritt, mit den Meisten der Anwesenden gnädige Worte wechselnd.

In Kolmar selbst waren zu dem Empfange des Hohen Herrn noch einige weitere Mitglieder der Genossenschaft, der Ordensrichter von Zobeltitz-Rumianek und Major von Witzleben-Witzleben eingetroffen, außerdem hatten sich der Regierungs-Präsident von Tiedemann und als Vorsitzender des Kreisausschusses

Graf Königsmarck, ferner der Bürgermeister von Kolmar, Dembek, mit den Spitzen der Stadt und den Beamten, die den Bau des Krankenhauses geleitet, eingefunden. Dem Viergespann, in dem Se. Königliche Hoheit mit ihren Adjutanten und dem Landrath saßen, folgten in langer Reihe die Wagen mit den Ordensrittern. Man fuhr vom Bahnhofe aus durch die Sigismundstraße, die Domgasse, über den Alten Markt, durch die Marktstraße, den Neuen Markt und die Bergstraße nach dem außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe mit entzückendem Ausblick auf das Thal, den Kolmarer See und die ihn umgrenzenden Hügelketten belegenen Krankenhause. Die ganze Stadt prangte in festtäglicher Gewandung. Ueberall erhoben sich Ehrenpforten, Guirlanden umschlangen die Dachfirsten und die Fronten der Häuser, Tannengrün bedeckte die Wege. Es hatte den Anschein, als habe sich die gesammte Bevölkerung des Kreises an diesem Tage zusammengefunden, denn zahllose Mengen Volks und unter ihnen auch in Massen die aus den umliegenden Ortschaften herbeigeeilten Bewohner des flachen Landes, strömten durch die Straßen und begrüßten Se. Königliche Hoheit mit nicht enden wollenden Hurrah's. Vereine und Schulen, Deputationen aus der Umgegend und ganze Reihen weißgekleideter anmuthiger Mädchengestalten, die Töchter der städtischen Honoratioren, mit Blumensträußen in den Händen, bildeten Spalier. Auf dem Alten Markt begrüßte Bürgermeister Dembek den Hohen Herrn mit kurzen, warmfühlenden Worten Namens der Stadt. Vor dem Krankenhause war eine mit Blumen gezierte offene Halle errichtet worden, in der die Damen der kreiseingesessenen Aristokratie und die Diakonissen des neuen Hauses in ihrer würdig schmucklosen Tracht unter Führung der Oberin Frau Johanna Bade Sr. Königlichen Hoheit vorgestellt wurden. An der Spitze der Schwestern trat hierauf die Tochter des Superindenten Münnich an den Durchlauchtigsten Herrn heran um ihm ein prächtiges Bouquet zu überreichen und einige schwungvolle Verse an ihn zu richten, die mit den Strophen schlossen:

„Des Kreuzes reichster Segen Deinem Werke —
Des Kreuzes ew'ge Krone Deinem Haupt!" —

Nachdem nunmehr die gesammten Vereine und Schulen unter Musikbegleitung an Sr. Königlichen Hoheit vorüberdefilirt waren, begann die eigentliche Feier. Auf dem freien Platze zwischen dem Baracken-Lazareth und dem Verwaltungs-Gebäude schaarten sich die anwesenden Ritter, die Schwestern, die Behörden der Stadt und die Mitglieder des Kreis-Ausschusses um den Herrenmeister; der Gesang-Verein „Concordia" sang den Choral „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut", und der Pastor Klar aus Posen verlas den hundertsten Psalm, den wunderbaren Dank-Psalm „Jauchzet dem Herrn alle Welt". Hierauf wandte sich der Commendator Freiherr von Unruhe an den Durchlauchtigsten Herrenmeister mit der Bitte, den Schlüssel zu dem Krankenhause in Empfang nehmen zu wollen. Die Bitte wurde gewährt, und Landrath von Schwichow beauftragte den Bauleiter des Krankenhauses, Sr. Königlichen Hoheit den Schlüssel zu überreichen. Der Prinz nahm ihn von dem Kissen, auf welchem er lag, und schloß die Hauptthüre der Krankenbaracke mit den Worten auf:

„Gott zur Ehre! Allen denen, die hier eingehen, zum Segen diesseits und in Ewigkeit!"

Man betrat nunmehr den rechtsseitigen großen Krankensaal, in dem ein Altar errichtet worden war, das ein Cruzifix und zwei mächtige Armleuchter schmückten. Unter dem Gesange „Hallelujah! Lob, Preis und Ehr' sei unserm Gott je mehr und mehr" nahmen der Durchlauchtigste Herr mit seiner Begleitung Platz; hierauf begann die Weihrede des Pastors Klar vom Diakonissenhause zu Posen, welcher der 26. Vers aus dem Evangelium Johannis Kapitel 12 zu Grunde lag, das herrliche Wort vom Dienen in der Liebe und der Nachfolge Jesu. Nach Beendigung der Predigt ertönte von Neuem Chorgesang, und dann nahm Superintendent Münnich aus Kolmar das Wort zu einem tiefempfundenen Segensspruch. Die Choralstrophe „Ach bleib mit Deinem Segen", schloß die religiöse Feier ab.

Commendator Freiherr von Unruhe gab jetzt Sr. Königlichen Hoheit eine kurze Beschreibung der Entstehungsgeschichte des neuen Krankenhauses, um das sich Kreis und Stadt Kolmar in hohem Maaße verdient gemacht haben. Kreis und Stadt haben die Erbauung des Hospitals aus eigenen Mitteln bewerkstelligt und es sodann mit der Bewilligung eines jährlichen Zuschusses von tausend Mark dem Orden zur Verwaltung übergeben. Vor der Besichtigung des Hauses überreichte noch der Vorsitzende des Männer-Gesang-Vereins „Concordia", Dr. O. Fertner, Sr. Königlichen Hoheit einen von ihm gedichteten und von dem Musiklehrer R. Starke componirten Begrüßungs-Hymnus, der auch gesungen wurde und eine tiefe Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlte. Nunmehr nahm die Besichtigung des Krankenhauses unter Führung des Commendators und der Bauleiter ihren Anfang. Das für zwanzig Betten bestimmte Krankenhaus ist nach dem Vorbilde der Koch'schen Krankenbaracken in Berlin nach allen Vorschriften der modernen Hygiene erbaut worden und präsentirt sich in jeder Weise als eine wahrhafte Muster-Anstalt. Die beiden großen Krankensäle sowohl, wie auch die Einzelzellen für Solche, die an ansteckenden Krankheiten leiden, sind hoch, luftig und sonnenhell; die Wände sind mit abwaschbarem Oelanstrich versehen, Flure und Corridore mit Fliesen gepflastert, so daß die peinlichste Reinlichkeit leicht aufrecht erhalten werden kann. In jedem Zimmer befindet sich ein sogenannter Mantel-Ofen, der jede Ausdünstung vermeidet, gut heizbar ist und vermöge seiner Construction ein Austrocknen der Luft nicht möglich macht. Selbst-

Digitized by Google

verständlich sind alle Räume der Anstalt durch Wasserleitung verbunden; ein ausgedehntes Röhrensystem führt die Abfallstoffe auf kürzestem Wege in einen am Abhange der Berghöhe, auf der das Haus liegt, aufgestellten Eisenwagen, der seinen Inhalt täglich in entfernt liegende Senkgruben entleert. Der Baracke gegenüber befindet sich das Verwaltungs-Gebäude; seitwärts liegt ein Schuppen, der die Rüstzeuge der Anstalt, Krankenwagen, Krankenbahren u. s. w., und den Desinfections-Apparat enthält. Abgesehen von der in der That mustergültigen Einrichtung des ganzen Hospitals ist auch seine Lage die denkbar beste: auf freier Höhe, in frischer Luft und umgeben von allen Reizen einer von der Natur in reichem Maße bevorzugten Landschaft. Se. Königliche Hoheit hatten dann auch die Gnade, in lobenden Worten ihr höchstes Wohlgefallen über die praktische Zweckmäßigkeit in Anlage und Ausführung der Anstalt wiederholentlich kund zu geben.

Gegen vier Uhr Nachmittags, nach vollendeter Besichtigung, vereinigte ein Fest-Diner die Theilnehmer im zweiten großen Krankensaale der Baracke. Der Raum war schön geschmückt worden; besonders wirkungsvoll gab sich in der Mitte der hufeisenförmig gedeckten Tafel ein Arrangement exotischer Pflanzen, überragt von der Büste Sr. Majestät des Kaisers und einer wundervoll ausgeführten Vase mit dem Porträtbildniß des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, ein Geschenk der Kolmarer Fayence-Fabrik von Heim & Compagnie. Der erste Toast, den Se. Königliche Hoheit ausbrachte, galt Sr. Majestät dem Kaiser, dem Allerhöchsten Protector des Ordens. Hierauf erhob sich der Commendator, Freiherr von Unruhe, um das Hoch auf den erlauchten Herrenmeister auszubringen. Der Commendator führte u. A. in seinem Toaste aus: daß er wohl wisse, wie wenig Se. Königliche Hoheit es liebe, gefeiert zu werden, und daß er als sein Untergebener es sich nicht in den Sinn kommen lassen würde, einen seiner Befehle nicht zu respectiren. Aus den lebhaften Ausbrüchen des Jubels und der Begeisterung, die Se. Königliche Hoheit aus den Massen dicht gedrängten Volkes entgegengeklungen, das sich auf allen Pfaden zusammengeschaart, die sein Wagen genommen, aber werde der Durchlauchtigste Herr ersehen haben, daß nicht bloße Neugier, sondern die Liebe und die Verehrung zu dem hohen Hohenzollernfürsten dies Volk herbeigeführt habe. Und weß' das Herz voll sei, dem gehe der Mund über. So möge Se. Königliche Hoheit auch gestatten, im Kreise von Männern, die, obwohl außerhalb des Ordens stehend, in werkthätiger Liebe sich mit diesem verbunden hätten, der Verehrung und Dankbarkeit für den Durchlauchtigsten Herrenmeister in dem Rufe Ausdruck zu verleihen: „Se. Königliche Hoheit, unser Durchlauchtigster Herrenmeister, Prinz Albrecht von Preußen, lebe hoch!" — Brausend erscholl dieses Hoch durch den künftig der Barmherzigkeit geweiheten Raum.

Fast unmittelbar nach beendeter Ansprache des Commendators erhob sich der Prinz zu einem Dankwort. Das, was ihn vornehmlich an dem neuen Baue der Liebe erfreut, sei dessen Entstehungsgeschichte, sei die Thatsache, daß ein Kreis, der keineswegs zu den reicheren gehöre, kein Opfer gescheut habe, eine Muster-Anstalt für seine Kranken und Siechen zu schaffen. Sein Dank gelte deshalb in erster Linie den Herren des Kreis-Ausschusses. Nachdem Se. Königliche Hoheit sodann auch noch dem Ober-Präsidenten von Wilamowitz und dem commandirenden General von Seeckt ein Dankwort ausgesprochen, erhob er das Glas mit einem Hoch auf den geistigen Urheber der heutigen Festlichkeit, den Commendator Freiherrn von Unruhe-Bomst.

Ein dritter Toast, den der Landrath des Kreises Kolmar, Kammerherr von Schwichow, ausbrachte, galt dem Orden selbst.

Nach beendigtem Diner, an dem auch die Mitglieder des Kreis-Ausschusses, die Bauleiter des Krankenhauses und dessen Oberin, sowie die Notabeln des Kreises und der Stadt Theil genommen hatten, fuhr Se. Königliche Hoheit mit den Herren von Wilamowitz, von Seeckt, von Schwichow und Graf Königsmarck auf das unweit Kolmar gelegene Schloß des Letztgenannten und sodann um $8^1/_2$ Uhr Abends mit dem fahrplanmäßigen Zuge über Schneidemühl und Creutz nach Posen und von hier aus nach Camenz zurück. In Schneidemühl wurde noch ein kurzer Aufenthalt genommen, um der durch das bekannte Brunnen-Unglück zerstörten Stadt einen Besuch abzustatten. —

Möge das Segenswort des Durchlauchtigsten Herrenmeisters beim Erschließen des neuen Ordens-Hauses sich in reichstem Maße erfüllen! —

Die Gentry in ihrer heutigen socialen und politischen Stellung.

(Schluß.)

Haben wir nun gesehen, wie nirgends bestimmte Grenzen die einzelnen Classen der englischen Gesellschaft von einander abschließen, wie vielmehr sich die Gentry beständig aus ihr zusagenden Elementen der höheren Mittelclassen ergänzt, und diese wieder aus den niedern Mittelclassen u. s. w. bis zum Arbeiterstande hinunter, so läßt sich dasselbe Verhältniß von der Gentry bis zu den höchsten Spitzen der Gesellschaft verfolgen. Joseph Foster, einer der kundigsten englischen Genealogen, hat in einem im Jahre 1885 und dann im Jahre 1887 wiederum, etwa um ein Drittel erweitert, publicirten Werke behauptet die ganze Gentry stamme von englischen Königen ab. Das von Foster beigebrachte Material, bestehend in Stammbäumen einer Anzahl Mitglieder der Gentry mit kurzen biograph. Erläuterungen, erklärt er selbst, als für den Beweis seiner Behauptung ungenügend. Es existiren jedoch, über denselben Gegenstand, zwei

Digitized by Google

viel reichhaltigere Werke: einmal das des Genealogen Burke*), die Foster nur andeutend erwähnt, aber nicht benutzt hat, und sodann die Sammlung Legar's und Edmontons von Stammbäumen englischer Peers. Außerdem wären noch Nichol's und Courthope's Geschichte der Nobility, Sandford's genealogische Geschichte des Königshauses und Debrett's Peerage zu Rathe zu ziehen. Auch mit dieser Hilfe läßt sich zwar Foster's These, wie er sie formulirt, nicht beweisen, ja nicht einmal befriedigender Prüfung unterwerfen, aber wir gelangen doch, wenn wir mit Zugrundelegung dieser Werke die Untersuchung auf eigene Hand unternehmen, zu dem Resultat, daß Fosters Behauptung innerhalb folgender Grenzen richtig ist:

Zwischen dem Königshause und der Gentry besteht ein höchst ausgedehnter und weit verzweigter durch die Nobility vermittelter genealogischer Zusammenhang, und derselbe ist in Ursachen und Wesen derart, daß sich daraus ein alle Verhältnisse beherrschender politischer und socialer Zusammenhang ergiebt; kurz gesagt politisch und social ist die Gentry eine familienartige, im Königshause gipfelnde Einheit.

Die erwähnten Werke ergeben nämlich folgendes: Zur Zeit des Abschlusses der Sammlung von Segar und Edmonton**), d. h. vor ungefähr 110 Jahren, stammte von den englischen Königen die gesammte englische Nobility, mit Ausnahme einiger in dieselbe seit nicht sehr langer Zeit, durch die Ernennung der Häupter zu Barons, eingetretenen Familien. Auch in diese ist, insoweit sie nicht inzwischen erloschen, seitdem königliches Blut eingeflossen. Dazu war ja nur nöthig, daß in die Familie eine Descendentin einer alt angesehenen, aus königlichem Geblüt stammendes Geschlecht hineinheirathete und dadurch ihren Nachkommen königliches Geblüt mittheilte. Ein besonders lehrreiches Beispiel ist in dieser Beziehung das Geschlecht des Grafen Bathurst, dessen Ahnherr zur Zeit, als jene Sammlung abschloß, nur Baron war.

Allen Bathurst war im Jahre 1684 geboren, als Sohn eines der Directoren der Ostindischen Compagnie damals und noch bis vor 30 Jahren Eigenthümerin der Ostindischen Besitzungen Englands, und diese Directoren hatten da eine Macht, ähnlich derjeniger Römischer Senatoren über die Besitzungen Roms, so daß Bathurst in angesehener Stellung aufgewachsen war. Er selbst, ein tüchtiger, aber in keiner Weise hervorragender Mann, war im Jahre 1712, als er zum Baron gemacht wurde, achtundzwanzig Jahre alt, und ein energisches Mitglied der Thory-Partei im Unterhause. Um diese im Oberhause zu stärken, wurden im Jahre 1712 zwölf neue Peers creirt; darunter auch unser Allen Bathurst. Er erreichte ein Alter von 91 Jahren, und stets ein entschlossener Tory, erfreute er sich der königlichen Gunst. So wurde er im Jahre 1772, bereits 88 Jahre alt, zum Earl erhoben. Ihm sehr ähnlich an Charakter, aber von einiger Bedeutung als Staatsmann, war sein Enkel, der dritte Earl Bathurst, geboren im Jahre 1762. Derselbe gelangte zu mehreren der höchsten Posten in Toryministerien und war ein Freund des jüngeren Pitt. Im Jahre 1789 heiratete er eine Tochter des Lords George Henry Lennox, jüngeren Sohnes des Herzogs von Richmond, und später, nach seines ältern Bruders Tode, wurde er Erbe dieser Herzogswürde. Die Herzöge von Richmond sind Nachkommen eines legitimirten Sohnes Carl's II., die diesem Geschlecht entsprossenen Ahnen der heute lebenden, zur Nobility gehörigen Bathurst's macht dieselben also zu Descendenten der Stuart's, und daher der Plantagenets auf dem englischen Thron.

Dieser Fortschritt der Bathurst's — von angesehener Stellung in der übrigen Gentry zur Barons- und dann zur Earl-Würde, durch werthvolle aber nicht hervorragende, dem Staate und der Partei geleistete Dienste, und die dadurch herbeigeführte eheliche Verbindung mit der, königliches Geblüt in die Familie bringenden Tochter eines alt angesehenen Hauses — ist typisch. Derartiger Fortschritt von Familien, die aus der übrigen Gentry in die Nobility eingetreten, sich dort befestigen und zu angesehenen, königliches Geblüt fortpflanzenden Geschlechtern werden, erklärt das ununterbrochene, für alle Staats- und Gesellschaftsverhältnisse Englands maßgebende Ansehen der Nobility. Denn in gerader Manneslinie läßt sich kein einziges, heute noch mächtiges Geschlecht in ähnlicher Stellung auch nur bis zu Edward I. verfolgen.

Daß sich, wie im Falle des Herzogs von Richmond, und daher auch der Bathurst's, das königliche Geblüt der Nobility von einem legitimirten (d. h. unehelichen) Königskinde ableitet, ist eine Ausnahme. Wichtig in dieser Beziehung, d. h. als Ahnen von Geschlechtern der Nobility, sind von legitimirten Königskindern fast nur die Söhne Carl's II. In der Regel sind die Königskinder, von denen solche Geschlechter abstammen, ehelich erzeugt. Eine große Anzahl von Familien der Nobility, sowohl Englands, wie Schottlands, stammen jedoch aus der ursprünglich unehelichen, und erst lange nach der Geburt der Kinder durch Ehe legitimirten Verbindung von Johann von Gaunt, einem ehelichen Sohne Edward's

*) Das von Burke, dem bekanntesten aller englischen Genealogen, vor mehr als dreißig Jahren gelieferte Werk, beruht auf Material, das von den betreffenden Familien selbst eingesandt ward, und obwohl ohne die geringste Sorgfalt publicirt, ist es doch immerhin viel reichhaltiger als das von Foster gegebene.

**) Die Descendenz in diesem Werke ist durchaus ein Mannesstamm, daher wird die königliche Abstammung außer in Betreff der legitimirten Söhne Carl's II. in demselben fast nie erwähnt, und dasselbe ist daher für unsere Zwecke nur mit Hilfe anderer Werke zu benutzen.

Digitized by Google

III., mit Katharina Roet. Die Namen, aber nicht die Mannesstämme dieser Descendenz werden fortgesetzt von den Herzögen von Beaufort, Nachkommen Johann's von Beaufort, und den Grafen Westmoreland, Nachkommen Johanna's von Beaufort, Gräfin Westmoreland.

Mehrfache Abstammung von denselben königlichen Ahnen ist in der englischen Nobility sehr häufig, ja fast allgemein. So giebt es z. B. Familien, die ihre Abstammung in vierfacher Linie von der Herzogin von Suffolk, einer Tochter Heinrichs VII. herleiten*), und als im Jahre 1855 einer der Descendenten dieser Herzogin die Untersuchung unternahm, war er nachzuweisen im Stande, daß ungefähr der vierte Theil der gesammten englischen Nobility von jener Herzogin stammte. So wie in diesen bereits sehr zahlreichen Fällen ist, wie gesagt, überhaupt die Regel, daß die Abstammung der englischen Nobility sich von ehelich erzeugten Königskindern herleitet. Von den politischen und gesellschaftlichen Beziehungen, aus denen diese uns fremdartige Erscheinung entspringt, gewähren uns Shakespeare's der englischen Geschichte entnommenen Königsdramen ein anschauliches Bild. Dort sehen wir, daß die um die Krone ringenden Persönlichkeiten selbstverständlich vollgültige Nachkommen der Könige, sich von der sie umgebenden Nobility nur durch die Thronansprüche, aber sonst in keiner Weise, unterscheiden. Nicht so sehr viel anders ist es trotz der Ebenbürtigkeitstendenzen und continentalen Gewohnheiten des Hauses Hannover noch heute. Die königlichen Herzöge sind Peers, und das kennzeichnet ihre staatsrechtliche Stellung. Aber abgesehen von der sehr beträchtlichen Repräsentationslast, die selbst auf junge Mitglieder des Königshauses fällt, haben die zu denselben gehörigen Familien, mit Ausnahme derjenigen des Thronfolgers, keinen höheren gesellschaftlichen Rang als andere Herzogsfamilien. Das zeigt sich am deutlichsten in einem solchen Falle, wie das jüngst abgeschlossene Ehebündniß der ältesten Tochter des Prinzen von Wales mit dem Earl (nunmehr Herzog) of Fife. Dasselbe wird allgemein als angemessen und normal betrachtet, obwohl der Gemahl, zwar durch Reichthum, aber weder durch persönliches Verdienst, noch durch Ansehen des Geschlechts ausgezeichnet ist.

In wiefern das soeben über die englische Nobility Gesagte auch für die schottische und irländische Nobility, soweit sie nicht zur englischen gehört, richtig ist, läßt sich, in Ermangelung eines tabellarischen Werkes, wie das von Legar und Edmonton, nur mit viel Mühe und Zeitaufwand feststellen. Aus den von Burke und Foster gelieferten Materialien ersehen wir jedoch mit Sicherheit, daß ältere Abstammung vom englischen Königshause bei den Nobility-Geschlechtern Schottlands und Irlands noch verbreiteter war als bei denjenigen Englands. Auf die Ursachen einzugehen würde uns hier zu weit führen.

In Bezug auf die übrige Gentry erhalten wir aus den Werken von Burke und Foster einen reichen Schatz von Material für Analogien, und die Behauptung des letzteren, daß die gesammte Gentry von englischen Königen abstamme, ist wenn auch nicht in allen Fällen zu beweisen, doch nicht unwahrscheinlich. Daß bei dem steten Verkehr zwischen Nobility und Gentry auf vollkommen gleichem Fuße, die angesehenen, der letzteren angehörigen Familien durch Verbindungen mit Gliedern der Nobility königliches Blut in sich aufnehmen, ist in der That eine Naturnothwendigkeit, und von unserem Gesichtspunkte aus betrachtet, nicht wichtig, ob es allgemein oder nur größtentheils geschieht, denn social und politisch ist die Wirkung in einem Fall genau dieselbe wie im andern. L.

*) Z. B. in den Ahnentafeln der Herzöge von Sutherland, aus dem Hause Leveson-Gower. Die ältere Schwester dieser Herzogin Margarethe heirathete Jacob IV. von Schottland und brachte dadurch die Thronfolge an das Haus Stuart.

Literatur.

Deutsche Worte über deutsches Trinken nennt sich eine recht lehrreiche kleine Schrift, die der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" soeben herausgegeben hat. Sie enthält die Ansichten hervorragender deutscher Männer über die geistigen Getränke und die Trinksitten. Wir hören z. B. deutsche Dichter von Walther von der Vogelweide bis Goethe und Gustav Freitag, evangelische Geistliche von Luther bis Bodelschwingh und Otto Funcke, ebenso hervorragende Katholiken wie Kardinal Kopp und Alban Stolz, weiterhin Philosophen, Volkswirthe, Staatsmänner (u. a. Windthorst, Moltke, Turnvater Jahn), Fürsten mit Einschluß der fünf letzten preußischen Könige, endlich Mediziner und Gefängnißbeamte. Die Schrift ist von Sachverständigen als vorzügliches Mittel zur Aufklärung gegen den Alkohol-Aberglauben und zur Bekämpfung des Trunkes empfohlen worden; sie wird zum Zweck größtmöglicher Verbreitung ganz billig abgegeben: 1 Stück zu 10 Pf., 10 Stück 50 Pf., 100 Stück 4 Mk., 1000 Stück 30 Mk. Zu beziehen ist sie durch den Geschäftsführer des genannten Vereins, Dr. W. Bode in Hildesheim.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 131c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 30. August 1893. **Nr. 35.**

Carl Alexander Graf von Schwerin-Wolfshagen, Rittmeister a. D., auf Wolfshagen, Rechtsritter seit 1867, † zu Wolfshagen 23. August 1893.

Von den Bundeszeichen der deutschen Hansa.

Der patriotische Wunsch, eine deutsche Flotte entstehen zu sehen, welche Deutschlands Handel gegen Unbill und Gewaltthätigkeit zu schützen vermöge, führte Anfangs der fünfziger Jahre zu dem Gedanken an eine deutsche Flagge. Es ist dann häufig die Frage aufgeworfen, ob Deutschland nicht eine solche schon besitze, ob nämlich nicht eine hansische Flagge bereits vorhanden gewesen sei? Die verneinende Antwort, welche auf letztere Frage als Resultat vielfacher Nachforschungen sich ergab, bedarf indessen einiger Erläuterung, die wir in dem folgenden Excurs geben.

Das Band, welches die deutsche Hansa mit einander verknüpfte, war stets ein sehr lockeres. Hervorgegangen aus den Vereinigungen deutscher Kaufleute, welche auf den Haupt-Handelsplätzen in der Fremde zusammentrafen, und aus den Bündnissen einzelner Städte miteinander zu verschiedenartigen Zwecken, blieb in ihr stets die Ansicht vorherrschend, daß jede Stadt dem Bunde nur soweit angehöre, als derselbe ihr nutze. Der Bund diente nicht nur lediglich besonderen Handelsinteressen, sondern diese bedingten sogar gewöhnlich die Mitwirkung einzelner Mitglieder. Man kannte daher auch keine Documente über die geschehene Aufnahme in den Bund oder Verpflichtungsacten abseiten der Mitglieder desselben; selbst nach Wiederaufnahme einer, wegen bundbrüchigen Betragens ausgestoßenen Stadt, kennen wir nur schriftliche Erklärungen oder Reverse abseiten der reumüthigen Stadt bei ihrer Wiederaufnahme; wie im Jahre 1358 Bremen eine solche Erklärung ausstellte.

Besonders charakteristisch für den Hansabund erscheint es, daß derselbe zu keiner Zeit ein gemeinschaftliches Siegel besaß. Er hatte keins zu einer Zeit, wo jede Stadt, jede Kirche, jedes adlige und angesehene bürgerliche Geschlecht sein eigenes Wappen im Siegel führte; der Bund besaß es nicht einmal, als die Leitung seiner Geschäfte längst geordnet war, als er gemeinschaftliche Schreiben erließ, Abgaben verfügte, kriegerische Unternehmungen anstellte und Beamte ansetzte. Man würde den Geist des Mittelalters, welchem die Autonomie aller Gesellschaften und Vereinigungen eigenthümlich ist, verkennen, wenn man meinte, daß der Hansabund es nicht gewagt hätte, als Bund der Städte aufzutreten, da er doch Verträge mit den Landesherren und ausländischen Fürsten abschloß. Es kann auch meist Eifersucht auf die Aufbewahrung des Gemeinsiegels gewesen sein, wenigstens seit der Zeit, wo die Leitung der hansischen Angelegenheiten ganz in den Händen des Raths zu Lübeck sich befand. Der Grund jener Erscheinung liegt wohl nur darin, daß die Deputirten der Hansastädte nach Lübeck gesandt wurden, um zu berathen, unter verhoffter Genehmigung ihrer Stadt, des Rathes und für wichtigere Angelegenheiten der Bürgerschaften. Keine Stadt wollte sich von den Beschlüssen der Gesammtheit des Bundes abhängig machen. Wenn nun der Beitritt der einzelnen Bundesmitglieder erfolgt war, so wurde die zu der Ausführung vorgeschlagene Stadt zu derselben beauftragt, welche dann als Vertreterin des Bundes erschien. Die Gesandten bei dem Hansetage bedienten sich zu ihren Recessen und Verträgen des Siegels der Stadt, in welcher sie versammelt waren. So in dem Schreiben der gesammten Seestädte an Hildesheim vom Jahre 1377, welches besiegelt ist: sub secreto Lubicensi, quo omnes utimur pro presenti. In den Verträgen sind die Siegel sämmtlicher Städte, welche an derselben theilnahmen, beigefügt, so ferne sie nicht eine oder einige Städte einzelne Mitaussteller zu der Besiegelung statt ihrer beauftragt hatten. Jenes Verfahren, welches voraussetzt, daß die hansischen Abgeordneten, die Stadtsiegel oder, was wahrscheinlicher ist und so lange die Siegel noch nicht aufgedrückt, sondern an Pergamentstreifen an der Urkunde befestigt zu werden

Digitized by Google

pflegten, einige den gemeinschaftlichen Dokumenten anzuhängende Wachsabdrücke der Siegel mit sich führten, konnte leicht zu Uebelständen führen. Doch finden wir es unter andern in einer Erklärung von zwölf Städten über den mit dem Könige Waldemar von Dänemark geschlossenen Frieden. Ebenso 1361 in verschiedenen gemeinschaftlichen Erklärungen.

So wenig wie die ganze Hansa, besaßen die Drittheile derselben besondere Siegel, sondern auch hier bediente die leitende oder geschäftsführende Stadt sich des ihrigen, im Namen aller. So ersuchte Lübeck im Jahre 1359 die Stadt Rostock in ihrem gemeinschaftlichen Drittheile, die Städte von vier zu Lübeck gefaßten hansischen Beschlüssen unter ihrem Siegel zu benachrichtigen.

Anders verhielt es sich jedoch mit den Factoreien der deutschen Kaufleute im Auslande. Schon die Niederlage und Colonie derselben auf Gothland besaß ein besonderes Siegel, welches sich in Abdrücken von dem Jahre 1280 an erhalten hat. Es zeigte eine große Lilie mit der Umschrift: Sigillum Theutonicorum in Gotlandia manentium. Ein anderes der uns durch die Abdrücke bekannten Siegel war etwas kleiner als die anderen. Ein drittes, gleich in Gestaltung der Lilie dem kleinern, wich aber in der Umschrift von beiden vorgedachten ab, welche lautete: Sigill' Thevthonicor' Gotlandia' freqventantivm✝.*)

Die Gothländer führten dagegen das Lamm mit der Siegesfahne. Jenes wird in der zu Wisby ausgestellten Urkunde v. J. 1287 sigillum omnium mercatorum genannt. Wahrscheinlich ist das Siegel der Urkunde vom Jahre 1280 dasselbe, welches schon dem Vertrage des Fürsten Mistislav Davidowitsch von Smolensk mit den Kaufleuten am gothländischen Ufer vom Jahre 1229 angehängt war, wenn es gleich als möglich erscheint, daß die deutschen sich mit den gothländischen Kaufleuten vereint als eine gesammte Kaufmannschaft bezeichnet haben könnten. Leider fehlt an dem Originale, an welchem zwei russische Siegel des Großfürsten von Smolensk von dünnen Silberplatten sich erhalten haben, das zwischen denselben befestigt gewesene obgedachte der Kaufmannschaft. Daß dieses Siegel von den Deutschen zu Wisby, oder richtiger auf Gothland nicht von den Königen von Schweden ertheilt sei, sondern daß sie selbst es sich beigelegt haben, ist nicht zu bezweifeln. Vielleicht möchten die deutschen Hansestädte dasselbe genehmigt haben.

Ein Siegel der Factorei zu Nowgorod läßt sich in den ältesten Urkunden nicht nachweisen. In den älteren Stras und Hofrechten wird derselben an Stellen, wo man es erwarten dürfte, nicht gedacht; wie in jener v. J. 1346, wo die Uebertragung des Amtes der Aelterleute des Hofes durch Aushändigung der Schlüssel angeordnet wird, ohne dabei des Siegels zu gedenken. Vielleicht kann das Lübecker Archiv noch ältere Siegel des Nowgoroder Hofes nachweisen; wir kennen bisher kein älteres Wappen desselben, als das in einem illuminirten Kupferabdruck auf Pergament im Braunschweiger Archiv enthaltene. Es besteht gleich den Wappen der übrigen, bald zu erwähnenden Factoreien aus zwei Schildhälften, von denen die eine den halben Doppeladler, entweder des Reiches oder der Stadt Lübeck, enthält, die andere einen Schlüssel, in welchem wir das obengedachte Attribut des Aldermannes oder richtiger wohl den Schlüssel des heiligen Petrus, des Schutzpatrones des Nowgoroder Hofes erkennen dürften.*)

Der eben gedachte Kupferstich hat uns auch die Wappen der hansischen Comptoire zu Brügge, London und Bergen erhalten. Letzteres hat in der perpendiculär getheilten goldenen Schildfläche zur Linken, gleich dem Nowgoroder Wappen, den halben Doppeladler mit gespreiztem Flügel, in der andern rothen aber einen Stockfisch mit einer Krone, welche den Kopf fast versteckt.

Die Factorei zu Brügge hat den ganzen Doppeladler, aber dessen eine Hälfte schwarz auf der linken goldenen Hälfte des gleichfalls perpendiculär gespaltenen Schildes, die andere goldene auf der rechten schwarzen Hälfte. Auf der Mitte der Brust trägt er einen Stern, welcher golden zur Linken, schwarz zur Rechten erscheint. Ueber dem Wappen erblickt man eine Rose.

Das hansische Comptoir zu London hat erst im Jahre 1434, als es zur Fortführung einer Verhandlung der Hansestädte mit der englischen Regierung beauftragt wurde, ein Wappen erhalten. Auf einem horizontal getheilten Schilde, welches die Farben Lübecks hat, oben weiß, unten roth, ist der schwarze Doppeladler mit goldenem Schwanze. Um den Hals trägt er gleich einem Halsbande eine Krone, gleich der des Wappens des Comptoirs zu Bergen, zwischen den beiden Köpfen einen Reichsapfel mit dem Kreuze.

Es ist dieses also der Reichsadler, nicht der Lübecker, jedoch auf deren Schilde. Brügge hatte dagegen den Lübecker Doppeladler in anderen Farben. Bergen und Nowgorod haben Wappen, welche in einer Hälfte auf Lübeck hinweisen in der andern auf ihre eigene Verwaltung und Betrieb.

Es fehlt an Nachrichten über die Entstehung dieser Factoreisiegel. Jedenfalls können sie nicht älter sein, als die Zeit, in welcher Lübeck den Doppeladler in seinem Wappen führte. Neuere Lübecker Geschichtschreiber berichten, daß der Kaiser ihrer Stadt das Wappen des römischen Reiches neben dem Stadtwappen zu führen, bald nach dem Jahre 1226 verliehen. Wir müssen die Genauigkeit dieser Angabe zu ermitteln denen überlassen, die im Stande sind genauer zu untersuchen, welches Bewandtniß es mit dem, mit dem Doppeladler bezeichneten Schilde des wilden Mannes hat, welcher angeblich schon im Jahre 1359 an den Seitenlehnen der Beischläge des Lübecker Rathhauses vorhanden gewesen ist. Wir

*) Wallin: Gothländska Samlingar. Stockholm 1747. Bd. I. 125, Tab. III., No. 4.

*) S. den neuen Kupferstich in Sartorius Gesch. des hanseatischen Bundes, Th. II.

Digitized by Google

wissen, daß wenn gleich Karl der Große schon den einköpfigen Adler dem römischen Musterbilde entlehnte, doch der kaiserliche doppelköpfige Adler erst seit Ludwig dem Baier (1314—46) dauernd das Wappen der deutschen Kaiser geworden ist.

Das Lübecker Stadtsiegel im dreizehnten Jahrhundert stellte ein offenes Schiff oder Boot dar, mit zwei Leuten, von denen einer rudert. Im Rücksiegel ist das Bild des Kaisers auf seinem Throne. Ein mit dem Adler prangendes Lübecker Stadtsiegel ist nach des Syndicus Dreyer Zeugniß nicht vor der Mitte des 14. Jahrhunderts nachzuweisen. Vielmehr findet sich das alte Stadtsiegel mit dem Schiffe noch im Jahre 1359, und auf dem vor uns liegenden Vertrage Lübecks und mehrerer Hansestädte vom Jahre 1361, selbst noch an dem Vertrage zwischen Lübeck, Hamburg und Holstein vom Jahre 1525 wegen des Canales, welcher die Alster mit der Beste und Trave, und dadurch Nordsee und Ostsee mit einander verbinden sollte. Der Doppeladler ist in Lübeck zuerst auf den Bracteaten nachzuweisen, deren Alter einer näheren Untersuchung bedarf. Doch können wir auch hier schon anführen, daß die ältesten Lübecker Münzen nicht einen Adler zeigten, sondern drei Thürme im Stempel der Vorderseite, und auf der Rückseite ein Kreuz (Crux) mit Sternen und den Worten side (na) Lubicens (inm) su (stulit). Der Münzproceß zwischen Lübeck, Wismar und Hamburg vom Jahre 1379 giebt als Lübecker Zeichen eines Aares Haupt; die hamburgische Münz-Ordnung vom Jahre 1420 gedenkt des lübischen Aares.

Der Rheinische Städtebund besaß ebenso wenig als die deutsche Hansa ein gemeinschaftliches Siegel. Man bediente sich auch hier des Siegels der Stadt, wo die Deputirten versammelt waren, gewöhnlich also dessen der Stadt Mainz; doch finden wir auch aller mitbeschließenden Städte Siegel, oder die Siegel von zwei Bundesstädten angehängt.

Ebenso wenig als ein gemeinschaftliches Siegel besaßen die Hansestädte andere gemeinschaftliche Zeichen. Namentlich war dieses nicht beim Münzwesen der Fall. Die deutsche Hansa hatte bekanntlich nie eine gemeinschaftliche Münze, sondern nur einzelne Mitglieder derselben, wie Hamburg und Lübeck, hatten sich zu einem gemeinschaftlichen Münzfuße und Prägung einzelner gleicher Münzen vereinigt, welchem Wismar, Rostock, Lüneburg und andere benachbarte Städte sich für längere oder kürzere Termine im 15. und 16. Jahrhundert bisweilen anschlossen.

Auf den gemeinschaftlichen Münzen einzelner Städte findet sich nur zuweilen ein Kreuz, welchem das Stadtwappen gewöhnlich aufgelegt wird. Doch liegt es auch in einem runden Ausschnitt in der Mitte. Auf den gemeinschaftlichen Münzen der wendischen Städte, welche in den Jahren 1379 bis 1550 geschlagen wurden, sind jedoch stets die Wappen der jedesmal sämmtlichen Mitcontrahenten angebracht.

Wenden wir uns jetzt zu der Frage nach der hansischen Flagge, der Flagge eines zum Besten der Schifffahrt und des Seehandels vorzüglich begründeten Bundes, eines Bundes, welcher nicht nur in den nordischen Meeren durch Bekämpfung der zahlreichen Seeräuberhorden den Frieden wiedergab, sondern auch mit mächtigen Staaten siegreiche Seekriege geführt hat, so erscheint der heutigen Ansicht der Mangel einer solchen Flagge auf den Schiffen fast unerklärlich. Wir müssen daher zunächst die letzteren selbst in Augenschein nehmen, wobei wir leider bemerken, wie sehr die Untersuchungen über die Geschichte des Seewesens uns fehlen. Wir werden uns bei Ansicht der in alten Gemälden und namentlich auf Städtesiegeln vorhandenen Abbildungen von Schiffen bald überzeugen, daß die mittelalterlichen Schiffe überall keine Flagge führten, d. h. keine große am Hintertheile des Schiffes oder auf der Spitze des Mastes befestigte viereckige Fahne, welche als Merkzeichen oder zur Schau dienen soll. Nicht ohne Ueberraschung nehmen wir wahr, wie neu jene Flagge ist, welche Kriegs- von Handelsschiffen unterscheidet, welche den Rang des Befehlhabers auf dem Kriegsschiffe anzeigt, welche auf allen Schiffen jetzt zu Ehren- und Trauerbezeugungen dient, jene Flagge, deren Namen, wie kein anderes Wort, mit dem Rechte, der Macht, der Ehre der Nation verwachsen ist. Es finden sich früher so wenig Spuren von Flaggen, daß der Name sich in älteren deutschen Sprachstämmen, sogar im Angelsächsischen nicht nachweisen läßt, noch nicht einmal im Mittelhochdeutschen. Nur in den nordischen Sprachen findet es sich, doch fehlt eine Nachweisung, wie früh es im Isländischen vorkommt. Wahrscheinlich hat die deutsche Sprache das Wort selbst erst von den nordischen Seefahrern entlehnt.

(Schluß folgt.)

Die Einwirkung von Wein und Bier auf unsere Kinder.

Von Dr. med. Sonnenberger-Worms.

Unter den vielfachen Fehlern, die auf dem Gebiete der Kinderernährung von Eltern begangen werden, ist einer der häufigsten und verderblichsten die Darreichung von alkoholischen Getränken in der Form von Wein und Bier an gesunde, insbesondere aber an schwächliche, blutarme, nervöse Kinder. Man hält diese Getränke für Stärkungsmittel, für Blutbildner, und man kann oft genug die Behauptung hören, der Wein kräfte, das Bier nähre die Kinder. Wir haben es den energischen Bestrebungen, die in neuerer Zeit durch die Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke stattfinden, und sodann den Beobachtungen und Veröffentlichungen einiger neuerer hervorragender Aerzte wie Demme, Nothnagel, Turzek u. A. zu verdanken, daß man sich jetzt, in der ärztlichen Welt wenigstens, klar darüber geworden ist, daß der von den Dichtern als Gottesgabe ge-

Digitized by Google

priesene Wein und der edle Gerstensaft für Kinder im Allgemeinen äußerst verwerfliche Getränke sind. Drückt sich doch ein Arzt neuerdings etwas drastisch dahin aus, sie seien für den Kindermund nicht Gottes, sondern des Teufels Gaben! Der in vielem seiner Zeit vorauseilende berühmte Berliner Arzt Hufeland hatte jedenfalls schon diesbezügliche Beobachtungen gemacht, denn er sagt in seiner „Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern": „Mit Milch fängst du das Leben an, mit Wein kannst du das Leben schließen; doch fängst du's mit dem Ende an, so wird das Leben dich verdrießen".

Zum besseren Verständniß der schädlichen Einwirkung der alkoholischen Getränke auf den Organismus der Kinder will ich die Einwirkung des Alkohols auf den menschlichen Organismus überhaupt einer kurzen Betrachtung unterziehen. Denn sowohl Wein, als auch Bier sind als verdünnte Alkohole, letzteres in der verdünntesten Form, zu betrachten; ihre in minimalen Mengen vorhandenen sonstigen Bestandtheile, die etwa in Betracht gezogen werden könnten, spielen in unseren Erörterungen kaum eine Rolle. Die menschliche Nahrung setzt sich zusammen aus den Nahrungs- und den Genußmitteln. Während die ersteren, wozu wir Milch, Fleisch, Eier, Brod, Gemüse ꝛc. rechnen, im Allgemeinen dazu dienen, den menschlichen Organismus aufzubauen und dann in seinem Aufbau zu erhalten, sowie Wärme und Kraft zu erzeugen, haben die Genußmittel, zu denen wir die Fleischbrühe, die alkoholhaltigen Getränke, Caffee, Thee, Chocolade, den Tabak und die Gewürze rechnen, die Bedeutung für den menschlichen Organismus, daß sie, wenn sie in mäßigen Mengen genossen werden, vermöge eines in ihnen enthaltenen eigenthümlichen, hauptsächlich auf unser Nervensystem wirkenden Körpers einen wohlthuenden und behaglichen Reiz auf unseren ganzen Organismus, insbesondere auf unsere Nerven- und Verdauungsorgane ausüben, wodurch wir vorübergehend zu größerer Lebensthätigkeit und bedeutenderer körperlicher und geistiger Arbeitsleistung angespornt werden. Von diesem Standpunkte aus ist der mäßige Gebrauch von Genußmitteln, insbesondere von Wein, Bier und Tabak, durch gesunde Erwachsene, besonders bei andauernder körperlicher und geistiger Thätigkeit, auch durchaus nicht verwerflich. Man hat nicht übel die Wirkung der Genußmittel mit der eines Peitschenschlages verglichen. Der Schlag der Peitsche spornt das ermattete Thier zu neuer Arbeit an und läßt es den Wagen wieder weiterziehen, eine wirkliche Zufuhr von Kraft ist jedoch durch den Peitschenschlag nicht erfolgt. So sehr nun auch nach dieser Richtung hin der Alkohol, der, wie ich oben schon erwähnt habe, das wirksame Prinzip im Wein, Bier und Branntwein ist, eine hervorragende Stelle einnimmt, so grell sind auch die körperlichen, geistigen und moralischen Schädigungen, die sein übermäßiger Genuß bekanntlich bei Erwachsenen hervorruft. Ich kann hier nur kurz andeuten, daß die anfänglich belebende, erregende Wirkung des Alkohols auf das Nervensystem alsdann bald in das Gegentheil umschlägt; es wird betäubt, gelähmt und krankhaft verändert. Weiterhin werden die einzelnen Organe, die der Alkohol vermittels des Blutstromes durchkreist, krankhaft afficirt, unter ihnen mit Vorliebe das Herz, die Nieren, die Leber, Gehirn und Rückenmark. Wird schon von vielen Seiten dem Alkohol resp. den alkoholhaltigen Getränken für den Erwachsenen als Anregungsmittel nur ein bedingter und fragwürdiger Werth zugestanden, so ist durch die oben berührten ärztlichen Beobachtungen in zahlreichen Fällen mit Sicherheit nachgewiesen, daß dem kindlichen, erst werdenden, in seiner Entwicklung noch nicht abgeschlossenen Organismus durch die Verabreichung alkoholischer Getränke, selbst in ihrer verdünntesten Form, im Allgemeinen nur Schaden zugefügt wird. Nur in bestimmten Krankheiten können die alkoholischen Getränke, und zwar hier immer nur auf Anordnung und unter steter Aufsicht des Arztes, Nutzen stiften.

Nach Prof. Demme — und jeder erfahrene Arzt muß ihm unbedingt zustimmen — lassen sich bei Kindern, die Wein und Bier gewohnheitsmäßig genießen, häufig ernstere, mit diesem frühzeitigen Alkoholgenuß direct zusammenhängende Erkrankungen besonders des Nervensystems nachweisen (Verminderung des Wachsthums, Epilepsie, Veitstanz, Nervosität, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, nächtliches Aufschrecken, Leberschrumpfung, Magen- und Darmkatarrhe, letztere insbesondere dann, wenn die Alkoholika zwischen den Mahlzeiten gereicht werden). Prof. Nothnagel weist insbesondere in Bezug auf das so leicht reizbare Nervensystem der Kinder darauf hin, das der Alkohol heutzutage umsomehr von den Kindern ferngehalten werden müsse, als in unserer Zeit schon frühzeitig durch die moderne Erziehung auf die Gehirn- und Nerventhätigkeit so heftig eingestürmt werde, daß eine jede weitere Reizung dieser Organe vermieden werden müsse, wenn anders dieselben nicht schwer geschädigt werden sollten. Demme hat folgende interessante Experimente mit Kindern gemacht: es wurden mehrere gesunde 10—15jährige Schulkinder Monate lang zuerst ganz ohne alkoholische Getränke und dann mit mäßigen Weingaben (1/3 Glas leichten Weines bei den jüngeren, 1/2 Glas bei den älteren je zum Mittag- und Abendessen, mit Wasser vermischt) verpflegt. Der ständige Erfolg war der, daß während der Zeit, da sie Wein genossen, die Kinder schläfriger, weniger aufmerksam, weniger leistungsfähig und nervöser waren, als zur Zeit der völligen Alkoholenthaltung. Bei einem der Kleinen war die Nervosität sogar sehr auffällig im Vergleich zur Enthaltungsperiode.

Der Oberamtsarzt Dr. Schmied in Brackenheim schreibt aus einer langjährigen Praxis: „Ich betrachte es als einen Aberglauben, wenn man meint, daß man bei schwächlichen Kindern mit einer Zugabe von griechischen oder einem ähnlichen starken Wein Gutes

Digitized by Google

stiften könne, und rathe angelegentlichst, diesen Wahn fallen zu lassen. Ich habe wenigstens von der Gewöhnung an Landweine oder fremde Weine, Bier, Most rc. bei Kindern nur immer als Haupteffect gesehen, daß die Kinder die Milch nicht mehr mögen, weil diese den an einen starken Reiz gewöhnten Magen nicht mehr anregt. Man züchtet mit diesem Schlendrian junge Trinker und schwächt Verdauungsorgane und Nervensystem der Kleinen, während diese beiden Organsysteme bei unsern dermaligen Kultur- und Erwerbsverhältnissen ohnedies später Stürme genug durchzumachen haben und deshalb nicht schon in der Kindheit geschwächt werden sollten". Selbst der Alkohol in seiner verdünntesten Form, als Bier, ist im Stande, schwere Erkrankungen bei Kindern hervorzurufen, wenn es von diesen regelmäßig genossen wird. So erzählt Dr. Podten einen Fall, in dem bei einem achtjährigen Knaben infolge regelmäßigen Biergenusses eine tötlich verlaufende Leberschrumpfung eintrat, und Dr. Werthheimber sagt, es könne nicht scharf genug losgezogen werden gegen den Mißbrauch, der in München herrsche, die Kinder schon vom zweiten bis dritten Lebensjahre an bei den täglichen Mahlzeiten und auch außerhalb derselben am Biergenusse der Erwachsenen zu betheiligen. Es werde dies in manchen Kreisen gleichsam als ein integrirender Theil der körperlichen Erziehung betrachtet.

Die Verhältnisse liegen in vielen Gegenden ähnlich. Während die wohlhabenderen Klassen ihren Kindern als Tischgetränk ein bis zwei Gläschen Wein, mitunter auch Bier verabreichen, entschädigt der minder Bemittelte seine Kinder hierfür dadurch, daß er sie Sonntags mit in das Wirthshaus und in Biergärten nimmt und ihnen das Bier dort förmlich eingießt, wie man dies oft beobachten kann. Wie sehr freuen sich dann die Eltern, und besonders der Vater, wenn es ihm gelingt, dem armen Kinde möglichst viel Bier beizubringen, und wie manchmal habe ich schon gesehen, wie dann das Kind förmlich berauscht — immer noch zur Freude des Vaters — nach Hause taumelte oder getragen werden mußte! Und wie sehr haben die Eltern dem Kinde damit geschadet!

Man gebe den Kindern zur Blutbildung und Kräftigung Milch und sonstige kräftige Nahrung, lasse sie viel in freier Gottesnatur umhertummeln, man lasse sie turnen, baden, schwimmen, Schlittschuh laufen! Das sind die Hauptstärkungsmittel und Blutbildner, über die wir verfügen! Man lasse aber die Genußmittel, insbesondere die Alkoholika, bei der Ernährung der Kinder ganz bei Seite, ebenso auch die Genußmittel im weiteren Sinne bei der Erziehung der Kinder, als da sind: Romanlectüre, rauschende Vergnügungen u. a., welche die Nerven unserer heutigen Jugend jedenfalls mehr schwächen und zerrütten, als die vielberufene Ueberbürdung in unseren Schulen, die so oft als Sündenbock herhalten muß für die Fehler und Sünden, die bei der Erziehung der heutigen Jugend im elterlichen Hause begangen werden.

Ich schließe mit den beherzigenswerthen Worten Demmes: „Vom Standpunkte der Volkshygiene aus werden wir somit auf das energischste darnach trachten müssen, die alkoholischen Getränke vom Kinde fern zu halten, und es muß Arm und Reich über die Gefahren aufgeklärt werden, welche dem Kindesalter durch den frühzeitigen Genuß alkoholischer Getränke drohen. So wird es uns hoffentlich gelingen, den Gebrauch derselben wenigstens auf den ersten Altersstufen zum Besten des Volkes zu beschränken und vor allem ihren quantitativen Mißbrauch soweit als möglich zu beseitigen. Wenn die Jugend sich in der für ihre spätere Zukunft wichtigsten Periode der Entwickelung des Genusses alkoholischer Getränke enthält, so wird sie körperlich und geistig frischer im Streben nach den idealen Gütern der Menschheit heranwachsen. So wird sie sich auch die sittliche Kraft und Charakterstärke erwerben, um, zur männlichen Reife gelangt, ohne größeren Zwang in jedem Genusse, auch in demjenigen der geistigen Getränke, das des freien Mannes würdige Maß zu halten."

Die Deutsche Evangelische Seemanns-Mission in Großbritannien

hat kürzlich ihren 8. Jahresbericht veröffentlicht. Derselbe giebt ein erfreuliches Bild von den segensreichen Erfolgen dieses Zweiges der Inneren Mission. Die Arbeit hat auch im verflossenen Jahre einen gesegneten Fortgang gehabt. Die Geistlichen und Missionare wurden immer freundlich seitens der Schiffsoffiziere und Mannschaften aufgenommen. Man hat 5620 seemännische Kirchgänger gezählt. 3699 Schiffsbesuche wurden gemacht. Die Heime beherbergten 1187 Mann. An Lohnersparnissen konnte die Seemanns-Mission 32 467 Mk. den Angehörigen der Seeleute übermitteln. Es sind 7 Districte, in denen sich die Deutsche Seemanns-Mission über Großbritannien ausbreitet. Leider gehen die Einnahmen, welche zur Fortführung dieses Werkes nöthig sind, trotz wiederholten Bitten erheblich zurück, was umsomehr zu bedauern ist, als dieser Zweig der Inneren Mission ohne Zweifel zu den hoffnungsreichsten zählt. Wir empfehlen dieses evangelische Liebeswerk unseren Lesern mit dem beachtenswerthen Urtheil, welches der Vorsitzende des Deutschen Nautischen Vereins, Geheimer Kommerzienrath Sartori-Kiel kürzlich in folgende Worte zusammenfaßte: „Die Ergebnisse der Seemanns-Mission geben Zeugniß dafür, daß dieses Institut segensreich wirkt; die für das letzte Jahr zu machenden Angaben bestätigen dies aufs neue. Eine weitere kräftige Unterstützung der guten Einrichtung kann ich im Interesse der seefahrenden Bevölkerung nur empfehlen; dieselbe ist jetzt um so mehr erforderlich, da die Beiträge in letzter Zeit geringer waren, was wohl durch die Choleraperiode veranlaßt ist". (Ev. Kirchl. Anz.)

Digitized by Google

Aus der Arbeit des Central-Ausschusses für innere Mission.

Der Central-Ausschuß hat an die Vorstände der ihm verbundenen Vereine und seine Mitarbeiter nachfolgendes Schreiben gerichtet, das er auch weiteren Kreisen zur Kenntniß bringen möchte. Er wünscht lebhaft, daß es beachtet werde.

Berlin W. Genthiner-Str. 38, Juni 1893.

Für gefangene Frauen

suchen wir eine dringend gebotene Hilfe. Soll die Strafzeit ihnen den Weg zur Besserung öffnen, sie nicht gar in noch tieferes Elend hinabstoßen, so bedarf es für die Frauengefängnisse solcher Aufseherinnen, die ihre Dienstpflichten mit gewissenhafter Treue erfüllen, aber zugleich durch die Macht ihrer Persönlichkeit, durch die Lauterkeit und den Adel ihrer christlichen Gesinnung einen sittlich hebenden Einfluß auf die gefangenen Frauen ausüben. Solche Frauenkräfte dem Gefängnißdienste zuzuführen zu helfen, ist eine Aufgabe der Kirche und ihrer inneren Mission.

Etwa zwei Jahre sind vergangen, seit wir, ermuthigt durch die Zustimmung der Königlichen Minister des Innern und der Justiz, an diese Aufgabe, zunächst für die Frauengefängnisse Preußens, Hand angelegt haben. Wir haben begonnen, christlich gerichtete, von zuverlässigen Stellen empfohlene Frauen, die den Gefangendienst zu ihrem Lebensberufe zu machen Willens sind, zu sammeln und in einem 5—6monatlichen Cursus für diesen Beruf practisch vorzubereiten. Der Cursus führt durch 3 Stationen: durch das hiesige Magdalenenstift, durch das hiesige Königliche Polizei- resp. Untersuchungsgefängniß und durch ein geeignetes Weiber-Zuchthaus. Für die erheblichen Kosten dieser Vorbildung haben wir einzustehen. Diejenigen Aspirantinnen, die sich in ihr als leistungskräftig und zuverlässig bewährt haben, werden von uns den zuständigen Behörden empfohlen und nach abgeleistetem Probedienst von diesen als etatsmäßige Aufseherinnen mit der Aussicht auf spätere Pensionsberechtigung angestellt. Bis jetzt haben sechs derselben in ebenso vielen Preußischen Frauengefängnissen ihre Anstellung gefunden, und außerdem sind für bestimmte Stellen bereits zwei designirt, die sich noch in der Vorbildung befinden. Sechs andere befinden sich zur Zeit im Vorbildungs-Cursus, und vier sind zum 1. August einberufen, während andere Meldungen noch der Erledigung harren.

Die bedeutende Arbeit erfordernde Durchführung dieser Angelegenheit haben wir einer Commission von Sachkundigen anvertraut, die unter Leitung unseres Mitgliedes, des Directors im Kaiserlichen Reichs-Versicherungsamte Herrn Gaebel steht, in steter Verbindung mit uns arbeitet, und der wir in allen vorkommenden Fällen helfend zur Seite treten.

Gerade jetzt liegt der Fall vor, daß sie unserer Mitwirkung bedarf. Um den von Behörden an uns gelangenden und noch zahlreicher zu erwartenden Anfragen nach vorgebildeten Aufseherinnen zu genügen, bedürfen wir eines reicheren Materiales solcher Anmeldungen, die über die geistige Qualification der Bewerberinnen volle Gewißheit geben. Der Gefangendienst fordert Frauen, die — abgesehen von anderer Leistungskraft und von absoluter Zuverlässigkeit — durch Geistes- und christliche Herzensbildung befähigt sind, auf ihre gefallenen und gefangenen Schwestern einen sittlich hebenden Einfluß zu üben. Es ist ein unheilsames Vorurtheil, daß dieser Dienst für gebildete Frauen zu niedrig und zu schlecht sei. Auch von ihnen fordert der Herr, daß sie in den Gefangenen Ihm selbst thätige Liebe erweisen. Und wie viele von ihnen stehen — oft zu ihrem eigenen tiefen Leide — müßig am Markte! Die Wenigsten von ihnen ahnen, welch' ein Feld und welch' eine Welt furchtbarer Thätigkeit in den Gefängnissen unserer christlich gebildeten Frauen harrt. Die zu solchem segensreichen Dienste Ausgestatteten sind, daran zweifeln wir nicht, in unsern Gemeinden, auch in den Kreisen der Gebildeten, vorhanden, aber sie müssen gesucht werden. Sie zu suchen ist vor Allem die Aufgabe Derer, die dem Werke der inneren Mission dienen wollen. Darum wenden wir uns an die uns verbundenen Vereine und Mitarbeiter mit der dringenden Bitte: Helft suchen! Helft die Herzen erwärmen für den wohl opferreichen, aber Segen verheißenden Dienst in den Frauengefängnissen!

Eine große Schuld ruht auf unsern gebildeten Klassen den Verirrten und in Elend Versunkenen unseres Volkes gegenüber. Hier ist ein Weg, sie einlösen zu helfen.

Wenn unsere Bitte Erfolg hätte, so würde auch der Noth und Klage gesteuert werden über den schmerzlichen Mangel an einer ausreichenden Zahl tüchtiger, intelligenter und christlich gebildeter Oberaufseherinnen.

Zu unserm Vorbildungs-Cursus können Jungfrauen und Wittwen die zwischen dem 24. und 38. Lebensjahre stehen, zugelassen werden. Ueber alle anderen Bedingungen giebt unsere Commission Auskunft, an die auch Anmeldungen zu richten sind. Man wende sich schriftlich an den Vorsitzenden derselben, Herrn Director Gaebel, Berlin W. Voßstraße 32.

Indem wir die geehrten Vereinsvorstände bitten, diese Zuschrift weiter zu verbreiten und sie namentlich auch allen Synodalvertretern zugehen zu lassen, stellen wir weitere Exemplare derselben gern zur Verfügung.

Der Central-Ausschuß für innere Mission.
D. Weiß

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 6. September 1893. Nr. 36.

1. Gustav Freiherr von Schnehen, Regierungsrath a. D., auf Kützkow bei Pritzerbe, Kreis Jerichow II, Rechtsritter seit 1876, † zu Kützkow 26. August 1893.
2. Bernhard Graf von Lüttichau, Hauptmann a. D. und Kammerherr, Ehrenritter seit 1872, † zu Wilhelmshaven 25. August 1893.

Von den Bundeszeichen der deutschen Hansa.

(Schluß.)

Von den Flaggen sind die Flüger und von diesen wiederum die Wimpel zu unterscheiden. Letztere sind lange schmale Fahnen, welche man bei feierlichen Anlässen zum Schmuck und Schaugepränge flattern läßt. Der Flüger aber ist die sehr kleine Fahne, welche oben auf dem Mastbaume befestigt ist, um die Richtung des Windes anzuzeigen. Er ist auf den ältesten Bildern viereckig, auch oblong, und geht gewöhnlich ganz in einen Wimpel über.

Die Flüger, auch Flügel genannt, scheinen schon vor der Entstehung der Flaggen zur Erkennung der Nationalität, wenngleich vielleicht in beschränkterer Absicht, gedient zu haben. Einen anderen Zweck kann die Vorschrift des ältesten hamburgischen Schiffrechts Art. XXVI schwerlich gehabt haben, daß jeder hamburgische Bürger auf seinem Schiffe einen rothen Flüger führen müsse, bei namhafter Geldstrafe. Diese Erklärung erhält eine Bestätigung durch den Zusatz in jenem Artikel, daß es gestattet wird, aus Angst oder Noth den Flüger nieder zu lassen. Unter dieser Noth kann starker Wind oder Sturm, aber auch der Feind zu verstehen sein. Jedenfalls sollte der rothe Flüger der hamburgischen Schiffe dieselben im dortigen Hafen von den Schiffen der Fremden unterscheiden. Deshalb wird nach der ferneren Bestimmung des oben erwähnten Artikels, der Gast oder Fremde, welcher zu Hamburg den rothen Flüger führt, ebenso von dem dortigen Gerichte bestraft, wie der Hamburger, welcher ihn zu führen unterläßt. Im Lübecker Schiffrechte Art. XXVII, welches sonst mit dem hamburgischen fast wörtlich stimmt, ist für Lübecker Schiffe der lübische Flüger, jedoch ohne Angabe der Farben desselben, vermuthlich schon weiß und roth, angeordnet.*) Der Zusatz des hamburgischen Schiffrechtes wider den Gebrauch des städtischen Flügers durch Fremde, ist im lübischen nicht aufgenommen, welches aber noch deutlicher wie jenes die Wegnahme des Flügers nur wegen drohender Feindseligkeiten gestattet: „it ne si also dat he late vor hindernisse und schaden lius und ghudes.“

Das Schiffrecht, sowie es zu Riga angenommen, schreibt Art. 14 vor, daß die Bürger, welche mit einem Schiffe zur See fahren, einen schwarzen Flüger mit einem weißen Kreuze führen sollen. Dagegen hat Bremen mit dem hamburger Schiffrechte vielleicht anfänglich auch den rothen Flüger angenommen, jedoch in den späteren Redactionen des Textes den auf denselben bezüglichen Artikel weggelassen. Wir ersehen also, daß wir den rothen Flüger weder als deutsche oder hansische Farbe zu betrachten haben. Bemerkenswerth ist es, daß, während die Seerechte selbst wörtlich übereinstimmen, bei den Flügern eine Verschiedenheit sogar absichtlich gesucht ist. Verfügungen anderer fremder Seerechte über die Flüger sind uns kaum bekannt. In den Statuten der Stadt Marseille vom Jahre 1255 wird deren Bürgern anempfohlen, im Schiffe das Banner ihrer Stadt mit dem Kreuze hoch entfaltet zu halten: „quaelibet navis hominum Massiliae portet et portare teneatur in nave vexillum communis Massiliae cum cruce extensum in

*) Das älteste vorhandene Lübecker Stadtsiegel zeigt den Flüger länglich, wimpelartig, mit Andeutung einer Farbentheilung. Ueber dem Flüger steht ein ganz in die Siegelumschrift ragendes Kreuz, welches zum Maste zu gehören scheint, wie auf den unten zu erwähnenden Marseiller Schiffen. Ein etwas neueres Stadtsiegel hat den Flüger noch länglicher, in zwei Hälften, auf deren erster ein Andreaskreuz, und auf der äußeren horizontale Streifen (weiß und roth) angedeutet sind. Auf dem dritten Stadtsiegel ist kein Kreuz, weder auf den Masten noch im Flüger. Dieser ist beinahe viereckig, sehr klein und in zwei horizontale Felder getheilt.

Digitized by Google

altum"; wobei denn noch ausdrücklich verboten wird, daß die Schiffsherren ein anderes Zeichen oder Banner in oder außerhalb des Marseiller Hafens auf ihren Schiffen errichten.*) Man könnte denken, daß hier von einer eigentlichen Schiffsflagge die Rede sei, doch scheint hier eben ein Flüger gemeint zu sein.

Ein Statut der Stadt Ancona (aus dem 15. Jahrhundert) verbietet den Bürgern dieser Stadt die Insignien anderer Herren und Städte als der Stadt Ancona, mit Ausnahme deren der römischen Kirche, zu erhöhen. Der hier gebrauchte unbestimmte Ausdruck — insignia sublevata — gestattet uns keine zuversichtliche Deutung.

Wir möchten in dem Hamburgischen Seerechte, aus welchem die übrigen oben angeführten Rechte bekanntlich abgeleitet sind, zunächst den Zweck suchen, die Hamburgischen Schiffe in einiger Ferne leichter zu erkennen, sowohl im eigenen Hafen zur Bequemlichkeit der Befrachter und aus Zoll- und polizeilichen Rücksichten; sowie auch um in fremden Häfen als auf der See sich zusammen zu halten. Daß der Flüger eine völkerrechtliche Bedeutung hatte, und seine Anerkennung als Beglaubigung der Nationalität eines Schiffes durch fremde Staaten erwartet wurde, geht aus den uns bekannten Verträgen nicht hervor, wenn er gleich ersichtlich den Weg zu der Bedeutung der später neben den Flügern eingeführten Flaggen gebahnt hat.

Der Ursprung der Flaggen scheint uns in die Zeit zu fallen, wo auf größeren Schiffen Zelte errichtet wurden, oder Baldachine gegen die Sonnenstrahlen sowie den Regen, auf welchen Fahnen aufgestellt sind. Daher der mittelalterliche lateinische Name der Seeflagge, papilio, und der französische: le pavillon. Wir finden auch wohl die Banner auf dem Verdecke stehend, doch nicht als feste Theile des Schiffes. Sie entsprechen also dem, was zu Lande das Standardum, étandart war, eine Stange oder Mast, inmitten des Kriegslagers, oft auf Rädern angebracht und beweglich (carroccio), an welcher Stange die Fahne (vexillum) befestigt war. Zuerst habe ich letzteres auf dem neueren Siegel der Stadt Damme v. J. 1328 bemerkt, wo auf dem Schiffe zwei Gerüste sich zeigen, mit zwei Fahnen, auf welchen man die flämischen Löwen sieht, welche Fahnen von Kriegern oder Schiffern gehalten werden. Auf einem Siegel Richard's, Herzogs von Glocester, v. J. 1469 erblickt man in ähnlicher Weise eine Fahne mit dem Wappen Englands angebracht, von einem Jagdhunde gehalten. Mehr auf dem Vordertheile des Schiffes ist eine Flagge neben einer großen Laterne auf dem Siegel des Lord John Holland, Grafen von Huntingdon, v. J. 1417. Weniger möchten einige ältere Siegel, wie die von Sandwich und Pool, hierher gehören, wo wie auf jenem mehrere Bewaffnete und Matrosen befindlich, deren einer das Banner mit dem Wappen hält, oder dieses, wo das Wappen ganz frei über dem Schiffe schwebt.

In dem anziehenden Berichte des Reimar Kock über den Danziger Seehelden Pawel Benecke wird zum Jahre 1473 eines zwiefachen Wappens gedacht, im Banner und auf der Galleye, dem Schiffe selbst. Auf diesem mit den Wappen und Bannern Herzog Karls von Burgund versehenen Schiffe wollten Lombarden versuchen, die den Engländern in Brügge gehörigen Güter in England frei einzuführen. Das Wappen auf dem Schiffe sollte also dessen Nationalität andeuten und dasselbe schützen, weshalb auch später der Herzog von Burgund darüber Beschwerde führte, daß ein Schiff unter seinem Wappen genommen sei. Jene Wappen auf dem Schiffe waren vermuthlich Schilde, das Banner dürfen wir nach dem Vorstehenden für ein auf dem Schiffe stehendes Banner halten, also jedenfalls nicht für eine eigentliche Seeflagge.

Eine Seeflagge finden wir noch nicht auf den Miniaturen zum Hamburgischen Stadt- und Schiffrechte vom Jahre 1497, wo die auf dem letzten Blatte erscheinenden Schiffe verschiedene Flüger oder Wimpel tragen. Der Text der Hamburger Schiffrechte wiederholt den alten Artikel wegen des Flügers, ohne einer Flagge irgend zu gedenken, wie dieses auch noch in dem Stadtrechte v. J. 1603 P. II, Tit. 14 der Fall ist. In einem der schönen Holzschnitte von Wohlgemuth und Pleidenwurf in dem alten Drucke des „Schatzbehalters", Nürnberg, durch Anton Koberger 1491, Fol., erblickt man ein Schiff, auf dessen Wimpel zwei wappenartige Zeichnungen, zwei Schilde, das eine mit quer liegenden Feldern, das andere mit einem Kreuze — also in den Motiven gleich dem mittlern der oben erwähnten Schiffe auf den Lübecker Stadtsiegeln — angebracht sind; am Hintertheil des Schiffes sind über einem Dache oder Gerüste zwei Stöcke vorhanden, an welchen Fahnen schweben, mit einer und derselben jener Wappenzeichnungen auf beiden. Man möchte diese steif hingestellten Fahnen für Windfahnen halten, wenn ihrer nicht zwei neben einander ständen. Jedenfalls scheint hier eine Ungeschicklichkeit oder Unkunde des Zeichners hervorzutreten. Auf der Elbkarte des Melchior Lorichs tragen die zahlreichen Schiffe nur rothe Flüger, einige derselben ziemlich breit und der Form einer Flagge sich nähernd, aber auf keinem Schiffe hißt man die große viereckige Flagge auf dem Hintercastelle. Doch erscheint sie deutlich mit drei Lilien auf einem Kupferstiche, welcher die englische und französische Flotte bei Portsmouth 1545 Juli 19 darstellt, von welchem Jol ein Schiff wiedergiebt und eine kleine, eben so gezeichnete auf dem Vordertheile; an dem Maste aber erblickt man eine Flagge mit einem Kreuze.

*) Oelrichs Bremisches Stadtrecht S. 300. Vergl. Pardessus: Collection de lois maritimes T. III pag. 310 sq. Es ist dort irrig der Flüger durch le pavillon übersetzt, anstatt durch la flouette, die Windfahne auf den Schiffen, oder wenn unter jenem der Wimpel verstanden werden soll, la flamme, la banderole.

Digitized by Google

Daß jedoch eine Medaille auf Maria, Königin von Ungarn und Böhmen, o. J. 1555 ein Schiff, dessen drei Maste Flüger oder Wimpel tragen, darstellt, ist beachtenswerth, weil die Medaille groß ist und die Zeichnung keine Ersparung des Raumes zu beabsichtigen hatte.

Auf den Medaillen, welche auf die spanische Armada im J. 1558 geschlagen sind, erblickt man meistens kleine Flaggen auf allen Masten; in denen auf die Eroberung von Damiette 1672 deutlicher eine Flagge auf dem Mittelmaste und große Wimpel auf den beiden anderen; doch auf einer, welche zu Middelburg verfertigt ist, läßt sich gleichfalls die Flagge auf dem Hintercastelle erkennen.[1]) Ebenso auf mehreren niederländischen Medaillen o. J. 1602.[2]) Eine sehr schöne Medaille vom J. 1615 hat auf der Rückseite ein Schiff mit der Admiralsflagge mit drei Lilien auf dem großen Maste. Ein Beispiel einer wirklichen Schiffsflagge in einer deutschen Zeichnung läßt sich in J. Furttenbach, Architectura navalis, Ulmae 1629 Fol., nachweisen. Aus diesen Bemerkungen wird man auch folgern müssen, daß das völkerrechtliche Sprichwort, daß die Flagge die Waare decke, le pavillon couvre la marchandise, neuerer Zeit seinen Ursprung verdankt, so vielfach die dessfallsigen Rechtsansichten in anderen Worten früher zur Beachtung gekommen sind. Man nannte das Schiff, noch nicht das Zeichen, welches jenes repräsentirte, bediente sich auch für die Waare der Ausdrücke: robe d'amy, robe d'ennemy. Es würde irrig sein, in dem vermeinten Alter dieser Rechtsparömie einen Beweis für das Alter der Flagge suchen zu wollen.

Es bleibt uns noch ein weit verbreiteter Irrthum zu berichtigen, nämlich derjenige, daß die alte deutsche Hansa ein Kreuz in ihrem Kriegszeichen und der Flagge geführt habe. Diese Meinung ist so sehr verbreitet, daß selbst ein Zeitgenosse der Entstehung des s. g. hanseatischen Kreuzes, ein genauer Kenner der Verhältnisse, welche zu derselben führten, sich hat hinreißen lassen, von dem rothen, althansischen Kreuze auf weißem Felde in den Fahnen und Standarten der hanseatischen Legion zu sprechen. Es ist aber gar wohl nachweisbar, daß dieses gemeinschaftliche Zeichen der jetzigen drei Hansestädte erst zu der Zeit entstand, als sie gleichzeitig das französische Joch abwarfen, und zwar ohne Zweifel in geistigem Zusammenhange mit dem in jenen Märztagen 1813 von dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gestifteten eisernen Kreuze. In dem Hause des trefflichen Patrioten und gediegenen Kunstfreundes H. M. Specter zu Hamburg, berathschlagte dieser mit den Freunden Friedrich Perthes, Runge und Dr Ferdinand Benecke über die Erwählung dieses Zeichens, ob man ein lateinisches oder ein Malteserkreuz nehmen, ob man ihm die kirschrothe oder die scharlachrothe Farbe verleihen wolle. Specter gab damals auch das Wappen der drei Hansestädte an, welches der Maler Eiffe zeichnete. Man tadelte später aus heraldischen Gründen, daß der silberne Schlüssel Bremens auf das weiße Feld des Lübecker Schildes gelegt sei. In Kupfer gestochen ward dieses Wappen der drei Städte, sowie das Hanseaten-Kreuz mit der Umschrift „Gott mit uns", zuerst in dem Liederbuche der hanseatischen Legion gewidmet. Hamburg 1813. 8; dessen Herausgeber ein Dr. H. H. Julius gewesen sein soll. Das Kreuz bemerkt man schon auf dem Kupfer zu dem im Frühling 1813 erschienenen Heergeräth für die hanseatische Legion (von Dr. F. Benecke). Die Bürger und streitbaren Männer der Hansestädte nahmen ohne Bedenken das ihnen dargebotene Bundeszeichen in ihren Kokarden, Fahnen und Privatflaggen auf und hielten es für ein alt überliefertes, ebenso wie das deutsche Volk die Farben der academischen Burschenschaften für seine deutschen Reichsfarben 1848 erklärt hat. Eine ausdrückliche Anerkennung hat das hanseatische Kreuz in den Fahnen, Siegeln und Kokarden der hanseatischen Legion und der denselben im Jahre 1815 bewilligten Feldzugsmedaille erhalten, ferner in den Siegeln des 1813 gebildeten hansischen Directorii; später ist es verblieben in den Uniformen der hansischen diplomatischen Agenten und Consuln, wie das Reglement für die hamburgischen Consuln v. J. 1842 Oct. 28. ausweiset. Die Siegel der hansischen Consuln enthielten aber nach alt hergebrachter Weise, gleich den gemeinschaftlichen Münzen der Hansestädte, die Wappen der drei noch vorhandenen Schwesterstädte in einem Schilde vereinigt. Jene Fahnen wurden sowohl von dem hanseatischen Bundescontingent als auch von dem Bürgermilitär der drei Städte geführt, zur Annahme einer gemeinsamen Flagge haben die Hansestädte auch in neuerer Zeit keine Veranlassung gefunden, da die Bedingung dazu, eine hansische Flotte fehlte. L.

[1]) Van Loon, Historie métallique des Pays bas T. 1, p. 5 158. 386.

[2]) Eben daselbst p. 3. 548 und 550.

Das Diakonissenhaus Elisabethenstift zu Darmstadt

feierte am 28. Juni c. ein Doppelfest: die Einweihung seiner neuen Kirche und sein Jahresfest.

Am 27. Juni Abends versammelte man sich zum letzten Gottesdienste mit Feier des heiligen Abendmahls in der alten Kapelle. Vier Schwestern des Hauses feierten an diesem Abende ihr 25jähriges Jubiläum.

Am Mittwoch, den 28. Juni, morgens 10 Uhr begab man sich im feierlichen Zuge zum neuen Gotteshause. Der Posaunenchor des Jünglingsvereins, der bereits um 6 Uhr morgens vom Kirchthurm herab den Festtag mit seinen Weisen begrüßt hatte, eröffnete

Digitized by Google

den Zug. Es folgten der leitende Baumeister mit sämmtlichen am Kirchenbau beschäftigt gewesenen Meistern, die fungirenden Geistlichen, Ihre Großherzoglichen Hoheiten die Prinzessin Alix und Prinz Wilhelm, Ihre Durchlaucht die Frau Gräfin Erbach-Schönberg, Se. Erlaucht der Graf Erbach-Schönberg, die Mitglieder des Vorstandes, die Geistlichen, die offiziellen Persönlichkeiten und besonders Eingeladenen, die Schwestern und die übrigen Festgäste.

Am Hauptportal angelangt, übergab Kreisbaumeister Klingelhöffer den Schlüssel der Kirche dem Präsidenten des Vorstandes: Landgerichts-Präsidenten Machenhauer, der dem Baumeister und den Meistern des Hauses Dank aussprach und den Schlüssel an den Hausgeistlichen mit der Aufforderung, im neuen Gotteshause seines Amtes zu walten, weitergab. Mit dem Worte: „Alles was ihr thut mit Worten oder Werken, das thut alles in dem Namen des Herrn Jesu ꝛc.“ überreichte dieser den Schlüssel dem Superintendenten D. Köstlin, der im Namen des dreieinigen Gottes öffnete. Nach einem Gesange des Kirchenchors hielt Superintendent D. Köstlin die Weihrede über Psalm 138,2. Der Chor sang eine Collecte und nun folgte das Weihegebet mit Vaterunser, worauf die Glocken zum erstenmale ihren Klang ertönen ließen. Dann setzte die Orgel ein und die Gemeinde sang: „Nun danket alle Gott“. Nach der Liturgie hielt Pastor Crome aus Celle die Festpredigt über Jes. 35, 3—4a. Die Einsegnung von fünf Schwestern schloß die Feier.

Bei der an demselben Tage stattfindenden Jahresfeier erstattete der Pfarrer Steiner den 35. Jahresbericht, aus dem wir das Nachstehende mittheilen:

Außer der langjährigen Oberin hat Gott im Berichtsjahre noch zwei Schwestern des Hauses in die ewige Heimath abberufen. Durch Austritt verlor dasselbe 3 Schwestern, und von 23 eingetretenen Probeschwestern mußten 3 wieder entlassen werden. Es blieb somit gegen das Vorjahr ein Zugang von 16 Schwestern, und zählte das Haus nach der Einsegnung der vorerwähnten 5 Schwestern: 136 Diakonissen, 29 Novizen, 24 Probeschwestern, im ganzen: 189.

Die Arbeit des Mutterhauses hat eine Mehrung erfahren durch die Eröffnung des neuerbauten Männer-Krankenhauses und Siechenhauses, das am 13. November v. J. in feierlicher Einweihung seinem Zwecke übergeben worden ist. Kaum eröffnet, waren die Räume vollständig gefüllt, und so zeigte es sich, daß man mit diesem Baue nur dem allerdringendsten Bedürfnisse entgegen gekommen war.

Das Werk der am 18. December v. J. mit einer Schwester eröffneten Marthaherberge hat einen erfreulichen Anfang genommen. In den ersten 5 Monaten, von Anfang Januar bis Ende Mai, logirten in der Herberge 55 Mädchen mit 411 Verpflegungstagen und 401 Nächten. Für 29 von diesen Mädchen wurden Stellen vermittelt, während die anderen durchreisten oder bereits Stellen hatten. Außerdem wandten sich um Stellenvermittelung an die Herberge 208 Mädchen und 369 Herrschaften. Im Ganzen wurden 101 Stellen vermittelt.

Auswärtige Stationen wurden im Berichtsjahre 2 übernommen: am 1. Januar mit 1 Schwester die Gemeindepflege Michelstadt; am 7. Mai gleichfalls mit 1 Schwester die Gemeindepflege Heppenheim a. d. B. Andere dringende Bitten um Uebernahme neuer Arbeitsgebiete konnten der mangelnden Kräfte wegen nicht berücksichtigt werden.

Es wurden im Jahre 1892 verpflegt:

1. im Mutterhause 522 Kranke und Sieche, wovon 34 Erwachsene und 27 Kinder, also 61 Personen mit 3242 Verpflegungstagen, ganz oder theilweise auf Freibetten lagen,
2. in vom Mutterhause aus geübter Privatpflege 72 Kranke mit 425 Tagpflegen und 555 Nachtwachen,
3. in 17 Hospitälern von 79 Schwestern 9376 Kranke,
4. in 3 Pfründen von 3 Schwestern täglich 100 Sieche und Alte,
5. in 20 Gemeindepflegen von 36 Schwestern 3566 Kranke,
6. in 13 Kinderschulen von 17 Schwestern täglich 1059 Kinder,
7. in 1 Krippe von 1 Schwester täglich durchschnittlich 14 Kinder,
8. in Elim von 1 Schwester 64 Gäste,
9. im Rettungshause Kloster Aensburg von 4 Schwestern 40 Zöglinge.

Auch die Paramenten-Anstalt des Elisabethenstifts hat sich erfreulich entwickelt.

Die Jahreseinnahme betrug 109 397 Mk 26 Pf., die Ausgabe dagegen 111 921 Mk. 26 Pf., so daß ein Deficit von 2524 Mk. 24 Pf. verblieb. Aber wie groß wäre das Deficit gewesen, wenn nicht der Herr Vieler Herzen und Hände aufgethan hätte, so daß an Gaben der Liebe für verschiedene Zwecke dem Hause 25 211 Mk. 2 Pf. zugegangen sind! Verschiedene Gemeinden haben das Haus wieder mit Naturalgaben unterstützt. Für Neubau und Kirche empfing dasselbe im Jahre 1892 8933 Mk., und ist es in Bezug auf die Kirche besonders erfreulich, daß alles, was dieselbe an besonderem Schmuck zeigt, durch für diesen Zweck insonderlich auch noch in der letzten Zeit eingegangene besondere Zuwendungen bestritten werden konnte.

Freilich bleibt trotz all' der reichlichen Hilfe, die die Anstalt erfahren durfte, dieselbe durch den Neubau fernerhin finanziell noch schwer belastet. Die 200 000 Mk., die zum Zwecke des Neubaues aufgenommen werden mußten, erfordern jährlich 8000 Mk. Zinsen. —

Digitized by Google

Die Olga-Heilanstalt in Stuttgart.

Rückblick auf ihr 50jähriges Bestehen.

(Aus dem soeben veröffentlichten 50. Rechenschaftsbericht.)

Nunmehr hat die Olga-Heilanstalt für kranke Kinder, Lehrlinge und jugendliche Arbeiter einen Zeitraum von 50 Jahren durchlaufen, und es scheint uns geboten, stille zu stehen und einen Rückblick auf die wesentlichsten Ereignisse in ihrem Entwicklungsgange zu werfen. Ins Leben gerufen wurde die Anstalt im Jahre 1842 von den beiden Stuttgarter Aerzten Dr. Cleß und Dr. Elben.

Sie begann ihre Thätigkeit in denkbar bescheidenster Weise in dem gemietheten oberen Stockwerk des Hauses Nr. 64 an der Militärstraße; aber schon nach einigen Jahren stieg die Frequenz von anfänglich 50 Kindern auf die doppelte Zahl, so daß das ganze Haus für die Anstalt gemiethet werden mußte. Und nun in diesem jugendlichen, aber entwicklungsfähigen Alter trat ein Ereigniß ein, welches für die Anstalt wie kein anderes von hochbedeutsamen, segensreichen Folgen war. Damals im Jahre 1847 erklärte Ihre Kaiserliche Hoheit die Kronprinzessin und nachmalige Königin Olga von Württemberg, Großfürstin von Rußland, „die Kinderheilanstalt für die Zukunft unter Höchstihren besonderen Schutz nehmen zu wollen“, und in welch huldvoller Weise diese edle Fürstin bis zu ihrem letzten Athemzug 45 Jahre hindurch und noch über ihren Tod hinaus den übernommenen besonderen Schutz ausgeübt hat, davon werden die folgenden Zeiten Zeugniß ablegen.

Sofort wurde die Erwerbung eines eigenen Anstaltsgebäudes in Angriff genommen und durch die unentgeltliche Ueberlassung eines Bauplatzes mit Garten im Forstweg seitens der städtischen Behörden, sowie durch ein unverzinsliches Staatsanlehen von 10 000 Gulden und durch reiche Beiträge hoher Gönner, voran die erhabene Protectorin, namhaft gefördert.

Die Baukosten betrugen 21 000 Gulden, und Ende des Jahres 1848 wurde dieses eigene Haus mit gegen 34 Pfleglingen bezogen.

Vom Jahre 1849 an durfte dieses Heim den Namen „Olga-Heilanstalt“ führen.

Infolge dieser Schaffung eines eigenen erweiterten Heims mit 40 Betten stieg die Frequenz rasch auf das Doppelte und Dreifache an, mit einer Krankenzahl von über 500 im Jahre 1854.

Mit dem Ende der Nothjahre 1851/56 hat der Krankenstand einen namhaften Rückgang bis auf 200 Pfleglinge erfahren, um dann vom Jahre 1864 an, wo die Lehrlingskrankenversicherung eingeführt wurde, sich wieder schnell zu heben, so daß im Jahre 1867 ein drittes Stockwerk auf das Anwesen am Forstweg aufgebaut werden mußte.

In den 70er Jahren nahm die Frequenz infolge des durch das Freizügigkeitsgesetz hervorgerufenen Zuzugs der ärmeren Volksklassen wieder derart zu, daß im Jahre 1876 ein neuer Flügel mit etwa 20 Betten angebaut werden mußte, so daß die Anstalt nun über 60 Betten verfügte.

Die Kosten dieses Anbaues und seiner Einrichtung haben 25 900 Mk. betragen, wozu eine von dem Frauenkomitee veranstaltete Lotterie einen dankenswerthen Beitrag lieferte.

Nun hob sich die Frequenz immer mehr, so daß weitere Räume nöthig waren, welche im Jahre 1879 durch unentgeltliche miethweise Ueberlassung des verlassenen Verwaltungsbaues der Gasfabrik, Ecke der Seiden- und Rosenbergstraße, seitens der Stadtgemeinde mit 36 Betten beschafft wurden.

Nunmehr verfügte die Anstalt über nahezu 100 Betten, allein immer und immer noch steigerte sich die Frequenz und war Anfangs der 80er Jahre auf gegen 1000 Pfleglinge gestiegen.

Der so geschaffene Zustand erwies sich jedoch als unhaltbar, denn einerseits mußte mehr als die Hälfte der Pfleglinge unentgeltlich und zu ermäßigten Sätzen aufgenommen werden, und andererseits vertheuerte die räumlich getrennte Lage der Anstaltsgebäude die Verwaltung, so daß am Jahresschluß 1879 ein Defizit der Kasse von 11 581 Mk. vorlag.

In dieser Nothlage trat Ihre Majestät die Königin Olga mit dem hochherzigen Entschlusse ein, ein neues Kinderspital zu erbauen, das auch den Bedürfnissen der Zukunft Rechnung tragen und den neuesten Anforderungen der Gesundheitspflege entsprechen sollte.

Diesem Plan kam die Stadtgemeinde in dankenswerthester Weise entgegen durch Abtretung eines Areals von 1 ha 1 a 8 qm als Bauplatz und Garten in günstiger Lage an der jetzigen Bismarckstraße Nr. 8.

Dieser Neubau wurde im Jahre 1880 begonnen und im Jahre 1882 bezogen; er bestand aus drei zweistöckigen Pavillons mit 122 Betten, einem einstöckigen Isolirpavillon mit 18 Betten, einem Sections- und Leichenhaus, Kesselhaus und Gartenpavillons.

Damit war ein Neubau erstellt, welcher die gleichzeitige Aufnahme bis zu 155 Kranken ermöglichte.

Die Kosten des Baues sammt der Einrichtung betrugen rund 392 000 Mk.

Dazu kamen in den Jahren 1883 und 1884 zwei weitere Absonderungsbauten mit 36 Betten, so daß nunmehr im ganzen gegen 200 Betten zur Verfügung standen.

Endlich wurden im Jahre 1887 neue Räume für Operationszwecke und für die Poliklinik angebaut.

Die Kosten für die letztgenannten Bauten beliefen sich auf 96 000 Mk., so daß der Gesammtaufwand für diese Neubauten auf rund 468 000 Mk. sich stellte.

Diesen Bauaufwand hat die hohe Protectorin, Ihre Majestät die verewigte Königin Olga, durch Zahlungen im Gesammtbetrag von 378 690 Mk. weitaus zum größten Theil übernommen.

Durch einen Staatsbeitrag konnten an den Baukosten 20 000 Mk. gedeckt werden und die restlichen

Digitized by Google

69 310 Mk. wurden durch den Verkauf des alten Anwesens an der Forststraße Nr. 20 beschafft.

Gleichzeitig erhöhte Ihre Majestät die frühere Freibettenstiftung von 5142 Mk. auf 38 924 Mk. neben alljährlichen Gaben im Werth von mehr als 1000 Mk.

Durch diese wahrhaft königliche That und durch die hochherzige Beihilfe hoher Gönner und Wohlthäter erstand die Olga-Heilanstalt in neuer mustergiltiger Gestalt, welche allen Anforderungen der Krankenpflege vom sanitären Standpunkt aus zu genügen in der Lage war.

Die Frequenz, welche bei der Einweihung des Hauses anfangs der 80er Jahre gegen 1000 Pfleglinge mit rund 30 000 Verpflegungstagen betrug, stieg von Jahr zu Jahr beträchtlich und hatte mit Ende des Jubiläumsjahres 1892 die Zahl von gegen 2000 Pfleglingen mit rund 42000 Verpflegungstagen erreicht.

Die Statistik über die Gesammtfrequenz in dem 50jährigen Zeitraum von 1842—1892 ergiebt die Zahl von 29799 Pfleglingen mit 862584 Verpflegungstagen.

In finanzieller Beziehung ist es zwar seit dem Betrieb des neuen Anwesens gelungen, ohne Defizit der laufenden Verwaltung durchzukommen; es ist dies aber nur mit viel Mühe und Sorgfalt und durch die allerseits erfahrene Beihilfe ermöglicht worden. Fast ohne Ausnahme gehören eben die Anstaltspfleglinge den ärmeren Volksklassen an, und bei der großen Milde in Gewährung von Freibetten und ermäßigten Verpflegungsgeldern reichen die Mittel nur knapp aus, um die vielen Bedürfnisse dieser großen Anstalt zu befriedigen.

Dankbarst müssen wir daher die so nothwendige Beihilfe anerkennen, welche uns durch Ihre Königlichen Majestäten und die Mitglieder unseres erhabenen Königshauses, durch treue Gönner und Freunde, sowie seitens der K. Staatsregierung und besonders auch seitens der Stadtgemeinde zu Theil geworden ist. —

Wenn wir nun zum Schlusse der Darstellung der 50jährigen Laufbahn der Olga-Heilanstalt kommen, so ist es uns gewiß eine herzliche Pflicht, unserem heißen Danke für die unermeßlich vielen Wohlthaten, welche die edle Königin Olga der Anstalt in einem Zeitraum von 45 Jahren hat zu Theil werden lassen, und für das liebevolle persönliche Interesse, welches diese hohe Frau namentlich bei Höchstihren vielen Besuchen im Hause an alt und jung bethätigt hat, einen besonderen Abschnitt zu widmen.

Bis zum letzten Athemzug hat diese erhabene Protectorin in Wort und That bewiesen, mit welch treuer Liebe Höchstdieselbe unserem Hause zugethan war.

Die Innigkeit und Tiefe dieser fürstlichen Huld durften wir in besonderem Maße noch aus den Anordnungen erfahren, welche diese unvergeßliche Königin im Gefühl ihres nahen Abscheidens getroffen hat; ihrem letzten Willen verdanken wir es, daß wir nun in Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Herzogin Wera von Württemberg, Höchstwelche unserem Hause längst schon nahe stand, eine neue Protectorin verehren dürfen, und daß uns aus dem Nachlaß der Königin noch ein Vermächtniß von 20 000 Mk. zur baulichen Erweiterung, welche eben jetzt ein unabweisbares Bedürfniß geworden ist, zugeflossen ist.

Ihr fürstliches, landesmütterliches Walten wird in den Räumen der Olga-Heilanstalt und in den Herzen aller derer, welche irgendwie mit der Anstalt verbunden sind, fortleben.

Gott vergelte dieser edlen Königin all ihr reiches Wohlthun und schütze ihre Liebeswerke mit seiner Gnade. —

Und nun soll auch noch aller derer dankbar gedacht werden, welche in unserem Hause in uneigennütziger Weise mitgewirkt haben, aus welchen wir den langjährigen, thatkräftigen Vorstand der Anstalt, Oberbürgermeister a. D. Dr. v. Hack, voranstellen; wir sagen ihm für seinen treuen, vielfachen Rath herzlichsten Dank und hegen die innigsten Wünsche für seine Wiedergenesung.

Wir vertrauen in dankbarem Aufblick zu Gott für den bisherigen gnädigen Beistand, daß unserem Hause auch fernerhin der göttliche Segen und die werkthätige Nächstenliebe erhalten bleiben möge. —

Literatur.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. Organ des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. 50. Serie. 1893. August-Heft.

Inhalt: Behandlung jugendlicher Verbrecher und verwahrloster Kinder. — Zehn Jahre Gefängnißprediger. V. — Vermischte Nachrichten: Türkischer Justizmord an evangelischen Armeniern. — Die Schiffermission in Königsberg i. Pr. — Die Conferenz für innere Mission in Bielefeld. — Evangelischer Bund. — Preisausschreiben. — Aufforderung des Actionscomités des evangelisch-socialen Congresses. — rc.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 47. 19. August 1893.

Inhalt: Der rothe Adler auf der Marienburg. Historischer Roman. — Wie Straßburg an Frankreich kam. Historische Erzählung (Fortsetzung). — Die Höhenverhältnisse der Baudenkmäler Berlins (mit Abbildung). — Die Fontaine im Park von Sanssouci. — Kleine Mittheilungen: Friedrich der Große und die deutsche Sprache. — Meister Thomas. — Zu dem Aufsatze: Berliner Gedenktafeln. rc.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 131c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 13. September 1893. **Nr. 37.**

1. Hugo Freiherr von Zedlitz und Neukirch, Schloßhauptmann von Liegnitz und Kammerherr, Ehrenritter seit 1851, † zu Niederlößnitz bei Dresden 2. September 1893.
2. Karl Graf von Berlepsch, Erbkämmerer von Hessen, Ritterschaftsdeputirter und Mitglied des Herrenhauses, auf Schloß Berlepsch bei Witzenhausen in Hessen, Ehrenritter seit 1865, † zu Schloß Berlepsch 2. September 1893.

Die Ricoshombres.

Die Ricoshombres waren nichts anderes als was man im allgemeinen Sinne als die großen Barone Spaniens bezeichnen würde; gehen wir aber näher auf dieses Thema ein, so müssen wir hier wie überall in der Geschichte der spanischen Institutionen zwischen der Krone Castilien und der von Aragonien unterscheiden.

Die Verfassung derjenigen Provinzen, welche den König von Arragonien als ihren Beherrscher anerkannten, war wesentlich feudaler Natur. Die niedere Bevölkerung lag in den Fesseln der Leibeigenschaft, mit Ausnahme der Städte, die jede ihre Privilegien hatten und sie nachdrücklich zu wahren wußten. Die Edelleute, fränkischen Ursprungs in Catalonien, navarrischen in Aragonien, bildeten die herrschende Klasse. Sie hatten das Land unter sich nach den Regeln der Feudalhierarchie vertheilt. Ihre Lehne unterstanden der Krone nach verschiedenen Graden. Die Caballeros waren die Vasallen der Ricoshombres, und diese letzteren erkannten nur den König als ihren Oberlehnsherrn und Herrscher an. Diese Elemente modificirten sich sonder Zweifel im Laufe der Zeit; die Ricoshombres blieben darum nicht minder die Häupter einer mächtigen Aristokratie, die ihre Bedeutung bis Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu behaupten wußte.

I. Die Ricoshombres von Castilien.

Anders war es in Castilien. Der Grund und Boden war erst nach und nach von den spanischen Westgothen wieder erobert worden, die von den Bergen herunterkamen, wohin sie sich geflüchtet. Frei und stolz auf ihre Freiheit hatten sich die Spanier allerdings unter ähnlichen Bedingungen wie die der Feudalität organisirt, aber sie hatten sich dabei jenen Geist germanischer Unabhängigkeit bewahrt, welchen Tacitus durch die bekannten Worte charakterisirt: „Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt“. Sie schuldeten demnach ihrem Könige den Waffendienst, aber abweichend von dem Feudalsystem, blieben sie frei in der Wahl ihres Oberhaupts. Dieser Führer war sehr häufig nichts anderes als ein tapferer und unternehmender Abenteurer. Seine Wohnung von dicken Mauern umgeben, setzte ihn in den Stand, seine Waffen und Vorräthe von Lebensmitteln, die seinen einzigen Reichthum bildeten, vor feindlichen Einfällen zu schützen. Die Kessel, die er vor sich hertragen ließ und die wir in den Wappen einzelner Familien wiederfinden, bezeugten, daß er in dem Machtverhältniß war, für den Unterhalt seiner Waffengefährten Sorge tragen zu können. Der Ruf seiner Tapferkeit zog die Ritter der umliegenden Gegenden unter seine Fahnen. Er theilte mit ihnen seine Beute und wenn das Glück ihm günstig war, bemächtigte er sich einer festen Stellung, von wo aus er die Gegend beherrschen konnte. Er bewog dann seine Waffengefährten, sich um seine neue Wohnung anzusiedeln. Die Ländereien wurden getheilt; die fruchtbarsten kamen dem poblador zu, sie bildeten das solar seiner Familie; die übrigen wurden mit vollem Eigenthumsrecht den diviseros überlassen; eine Urkunde regelte gleichzeitig die gegenseitigen Rechte und Pflichten des Oberherren und seiner Vasallen zueinander. Die Vasallen schuldeten dem Oberherren die Heeresfolge, Hilfeleistungen unter festgesetzten Bedingungen; in Anerkennung seiner Mildthätigkeit küßten sie ihm die Hand und bezeugten damit, daß sie sich seinem Dienste widmeten. Sie begaben sich

damit aber nicht ihrer Freiheit und behielten sich das Recht vor, sich loszulösen, indem sie ihre Güter dem Oberherrn zurückgaben. Sie waren alte Christen und wären empört gewesen bei dem Gedanken, an der Scholle gebunden zu sein. Umgeben von seinen Rittern, die alle Zeit bereit waren, den Pflug mit den Waffen zu vertauschen, nahm der sennor de vasalos schon einen bedeutenden Rang ein. Erbten seine Kinder von seiner Tapferkeit, von seinem Glück, gelang es ihnen, ihre Güter, ihre Reichthümer zu vermehren, so bezeichnete sie die öffentliche Meinung als ricoshombres de tierra y solar conocido. Der König berief sie von nun an, den Cortes beizuwohnen, seine Unterschrift zu bestätigen und so mit an allen Regierungsacten Theil zu nehmen. Er erkannte ihnen das Recht zu, vorkommenden Falls das Privileg in Anwendung zu bringen, welches den Ricoshombres die Sicherheit ihrer Person und ihrer Güter garantirte. Aber diese Güter, sie mußten mit der Faust vertheidigt werden. Niemand konnte damals für die Gegenwart einstehen, noch weniger für Zukunft. Unglückliche Zeiten brachen über sie herein; die Familien kamen herunter in dem Maße, als sie an Reichthum und Macht einbüßten; sie verloren ihren Rang und endigten damit, sich unter die einfachen infanzones zu verlieren. In Castilien, sagte Don Jouan Manuel: „Die Geschlechter steigen und fallen, wie das Glücksrad sich dreht".

Einfache Hidalgos befanden sich bisweilen unter der Zahl der Ricoshombres. Mit von dem Domanium der Krone losgelösten Lehen ausgestattet, hatten sie aus der Hand des Königs das Banner und den Kessel, die Abzeichen ihrer Würde erhalten; aber diese Würde war nur persönlicher Natur.

Schließlich waren sie immer Vasallen und hatten als solche weder die Autorität noch die Unabhängkeit der Ricoshombres von Geburt, die nichts der königlichen Gunst verdankten. Der berühmteste aller Ricoshombres, der Cid Campeador, verstand es in diesem Sinne, als er an den König Don Ferdnando jene stolzen Worte richtete: „Ich würde es vorziehen, wie angenagelt im Sattel zu sitzen, als Euch zum Oberherrn zu haben und mich Euren Lehnsmann zu nennen. Dadurch, daß mein Vater Euch die Hand geküßt, halte ich mich für beschimpft."

Die Ricombria erhielt sich unter diesen Bedingungen während der Maurenkriege, sie blieb dem Glückswechsel unterworfen und ging von Hand zu Hand, wie es das Glück mit sich brachte. Diese Unbeständigkeit beschränkte ihre Macht. Aber es blieb nicht immer so. Es kamen die Bürgerkriege. Die Fürsten, die sich um die Krone stritten, riefen die Ricoshombres um ihren Beistand an, sie mußten ihre Dienste belohnen und unter ihren Händen sich der Krondomainen entledigen. Don Enrique de Transtamare hatte unter Anderem die fremden Abenteurer zu befriedigen, die ihm nach Spanien gefolgt waren. Er überließ ihnen die auf ihren Antheil kommenden Herrschaften nach den in Frankreich und England üblichen Formen. Sorin wurde zu Gunsten des Don Beltran Claquin zum Herzogthum erhoben, der Engländer Don Hugo de Carbolay wurde Graf von Carrion; Don Bernal de Fox y Bearn heirathete die Erbin des Medina-Celi und die Güter seiner Frau wurden ebenfalls zu einer Grafschaft erhoben. Die Ricoshombres trachteten darnach, es diesen Fremden gleich zu thun. Sie ließen sich ihrerseits ähnliche Titel beilegen; sie kamen endlich zu einer Aenderung, die das Aussehen der Gesellschaft wesentlich verändern sollte: die Schöpfung der Majorate. Diese Majorate übertrugen sich, in Ermangelung männlicher Erben auf die Frauen und vermehrten die Habe der großen Familie in kurzer Zeit unverhältnißmäßig. Der Marquis de Santillano, um ein Beispiel anzuführen, vereinigte auf diese Weise sechzig Majorate und achtzig Tausend Vasallen. Die Granden von Spanien erlangten seitdem eine unverhältnißmäßige Macht; das Königthum fand sich ihnen gegenüber vollständig in Schatten gestellt. Aber diese selbe weibliche Erbfolge sollte eine Consequenz nach sich ziehen, an die Niemand gedacht hatte. Donna Isabella, die Erbin der Krone von Castilien, heirathete Don Fernando, den Erben der Krone Aragon. Dank der Vereinigung ihrer Kronen gewannen die katholischen Könige eine Autorität zurück, die sie wesentlich zur Niederdrückung der Grandezza verwandten. Die wichtigsten Verfügungen ihrer Regierung, wie die Einziehung der Großmeisterschaft der Ritter-Orden, die Errichtung des Gerichtshofes der Sancta Hermandad, der Inquisition, wurden von dieser Politik dictirt. Die Umstände kamen ihnen dabei zustatten. Es galt nicht mehr, die Mauren zu bekriegen und die Großen entwöhnten sich dergestalt von dem Gebrauch der Waffen; sie begnügten sich damit, ihre unermeßlichen Reichthümer zu genießen und sich auf ihren Gütern zu isoliren, von wo sich die katholischen Könige wohl hüteten, sie fortzuziehen. Ihre Macht schwand so allmählig dahin; ihre Vorrechte, die soweit gingen, ihnen die Befugniß einräumen, sich gegen ihren Souverain in Waffen zu setzen, erloschen dergestalt unmerklich; aber ihr Stolz wurde darum nicht geringer.

Die castilischen Herren hatten sich stets vor ihrem Könige bedeckt. Es war das ein alter Brauch, über den sich Niemand in Spanien wundert, nicht also war es in dem übrigen Ländern. Die flämischen Höflinge Philipp des Schönen, entblößten das Haupt vor ihrem Fürsten, gemäß der am burgundischen Hof herrschenden Etiquette. Sie nahmen Anstoß an dem Contrast, den ihre Stellung zu der der Castilianer darbot. Sie machten auf das Unpassende dieses Gebrauchs aufmerksam. Der Herzog von Nejara und Don Juan Manuel, die darnach trachten, sich bei Philipp in Gunst zu erhalten, warfen sich ins Mittel.

Digitized by Google

Sie bewogen die Castilianer, dem Beispiele der Flamländer zu folgen, die Aragonesen dagegen, die Ferdinand bei seiner Zusammenkunft mit seinem Schwiegersohn begleiteten, blieben bedeckten Hauptes. Die Sache hatte für den Moment keine weiteren Folgen. Die Castilianer kehrten zu ihrem alten Brauch zurück, aber die Schwierigkeit erneuerte sich, als Carl V. nach Spanien kam. Dieses Mal war es der Herzog von Alba, der die Vermittlerrolle übernahm; er brachte die Castilianer dazu, vor ihrem König das Haupt zu entblößen. Carl, der über diese Concession sehr befriedigt war, wollte seinerseits ebenfalls eine machen und fordert die vornehmsten Herren auf, sich zu bedecken, indem er die später sacramental gewordenen Worte an sie richtete: „Cubrios". Bei anderen Gelegenheiten verfuhr Carl V. ebenso, indessen war es damals noch seinerseits nur ein Act der Höflichkeit. Erst Philipp II., der den Pomp liebte, machte eine Ceremonie daraus. Seine Nachfolger bestätigten diese Ceremonie durch Diplome und verwandelte somit die Grandezza in eine Würde.

Wie sich die Ehrenvorrechte der spanischen Granden in der Folge gestalteten und wie sie noch Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts üblich waren, hat uns Saint Simon in seinen Memoiren aufgezeichnet. „Sie hatten in der Kapelle unmittelbar hinter dem König eine mit einem Teppich belegte Bank und wurden daselbst eben so oft als der König gegrüßt. Sie erschienen bedeckten Hauptes bei allen feierlichen und öffentlichen Versammlungen und alle Male wo der König war, ohne daß er es ihnen sagte. Sie erhielten, wenn der König an sie schrieb, das Prädicat Cousin. Sie hatten außerhalb Madrids und an den Orten, wo der König sich aufhielt, einen Teppich in der Kirche und doppelte Kissen für die Ellenbogen und die Knie. Sie genossen alle bürgerlichen und militärischen Ehren, empfingen vom Vicekönig den ersten Besuch und die rechte Hand, d. h. den Ehrenplatz bei ihm; desgleichen in der Armee eine Ehrenwache („garde") und den Ehrenplatz bei dem General.

Die Gemahlinnen der Granden hatten bei der Königin zu jeder Zeit mit Sammet bezogene Kissen und ihre ältesten Schwiegertöchter (d. h. Gemahlinnen der ältesten Söhne der Granden) solche von Damast oder Seide; desgleichen hatten sie solche in der Kirche zum Knieen und im Theater, um sich darauf zu setzen, für die Bälle aber Tabourets; endlich genossen sie die Auszeichnung, durch die Stadt mit je zwei oder vier Maulthieren mit sehr langen Zugriemen zu fahren.

Merkwürdig war auch die Art und Weise, wie die Granden den König grüßten, sie machten dabei eine Verbeugung, ähnlich der der Damen in solchen Fällen.

Die Granden ließen Niemanden den Vortritt, mit Ausnahme des Präsidenten und Gouverneurs von Castilien, des ersten Oberhofmeisters des Königs und nur in seltenen Fällen wichen sie den Cardinälen und Gesandten.

Die Granden wurden von den Kurfürsten und anderen Souveränen als ihres Gleichen behandelt, gleich den italienischen Fürsten; bei dem Papst genossen sie die Vorrechte der Prinzen des Stuhls (der Fürsten Colonna und Orsini).

II. Die Ricoshombres von Arragonien.

Die Freiheiten und Vorrechte der Arragonesen, die sie, nach dem Ausdruck Don Alonso III., den Souveränen gleichberechtigt machten, existirten seit undenklichen Zeiten, doch gingen der endlichen Fixirung derselben langjährige Kämpfe mit den Königen vorher. Don Pedro II. (1196—1213) und Don Jayme el Conquistador (1213—1276) unter anderen bemühten sich, die Macht ihrer Barone zu beschränken. Auf den Clerus und die Kirche gestützt, trugen sie in der That zu verschiedenen Zeiten den Sieg davon. So kam es, daß erst 1283 eine endgiltige Fassung der wesentlichen Vorrechte zustande kam, zu welcher Zeit Don Pedro III. die Urkunde unterzeichnete, die in Arragonien unter dem Namen Privilegia generale bekannt ist. Diese Urkunde bestimmt die Rechte der Cortes, die Classen der Personen nach ihrem Stande, und regelte demgemäß die Justiz. Sie wurde als die Grundlage aller Institutionen des Landes betrachtet. Die Könige beschworen bei ihrer Thronbesteigung, die einzelnen Clauseln zu wahren. Sie durften keine Aemter an Fremde übertragen, noch fremde Kriegsleute in Sold nehmen, keine Gesetze erlassen, keine Abgaben erheben, keine Kriege unternehmen ohne Einwilligung der Cortes.

Während der folgenden Regierung Don Alonso's III. (1285—1291) zwangen die Barone den König, zwei Urkunden zu unterzeichnen, die in der Geschichte Arragoniens unter dem Namen Fueros der Union bekannt sind. Diese Urkunden reducirten die königliche Gewalt auf nichts und verlieh den Baronen das Recht, ihre Vorrechte mit Gewalt der Waffen geltend zu machen. Don Pedro IV. (1336—51) mit den Beinamen el Ceremonioso, el Cruel, und noch häufiger de Punyalete, nahm den Streit wieder auf und schlug die Barone bei Epila 1348. Er berief hierauf die Cortes nach Saragossa und zerriß in ihrer Gegenwart die Urkunden der Union mit seinem Dolch. Als er sich hierbei die Hand verletzte, ließ er das Blut über das Pergament rinnen und sprach die berühmt gewordenen Worte: „Die Urkunden, die so viel Blut gekostet, müssen mit dem Blute eines Königs ausgelöscht werden.*) Nichtsdestoweniger mußten seine Nachfolger den Baronen das Recht, sich selbst zu schützen, und sei es mit Waffengewalt, wieder einräumen. Die Cortes setzten sich aus den Ricos hombres, den Bischöfen und den Abgeordneten der Stifte, den Deputirten der Ritterschaft und den Abgeordneten

*) Diese Einzelheit, obwohl sie in den Annalen des Königs nicht vorkommt, scheint dennoch erwiesen zu sein: sie trug ihm den sonderbaren Zunamen el del Punyalete ein.

Digitized by Google

der Städte zusammen. Diese Stände, die vier Hebel des Staates, nahmen vereinigt die Anträge entgegen, die der König in Person an sie richtete; sie berathschlagten darüber getrennt, setzten ihre Beschwerden auf und bewilligten dem König oft nicht eher etwas, als bis er ihnen Satisfaction ertheilt hatte. Die geringsten Angelegenheiten führten endlose Discussionen herbei, die gewöhnlich so stürmisch waren, daß die Parteien ins Handgemenge geriethen. Es war in der That nicht leicht, in solchen Versammlungen zu einem Schluß zu kommen. Einhelligkeit der Stimmen war erforderlich und dem Könige stand selbst nicht das Auskunftsmittel, die Cortes aufzulösen, zu Gebote; er mußte sich daher mit Geduld waffnen, und sich glücklich schätzen, wenn er schließlich nur die gewünschten Subsidien erhielt. Wenn die Cortes endlich auseinandergingen, so übertrugen sie ihre Autorität an eine permanente Deputation, die in der Zwischenzeit bis zur nächsten Ständeversammlung, die unter Umständen oft lange währte, über die Rechte der Stände wachte; es war dies nicht leicht zu einer Zeit, wo der Betrug, die Bestechung und die Gewalt als vollständig rechtmäßige Mittel der Action erschienen.

Die Privilegien, welche die Freiheit der Personen und die Sicherheit der Güter schützten, waren der Gegenstand beständigen Streites. Die Könige hatten sich der Criminaljustiz bemächtigt, die einst den Ricoshombres und den Städten zu eigen war, und sie machten von derselben ohne die geringsten Skrupel in ihrem Interesse Gebrauch. Galt es, sich eines Widersachers zu entledigen, so verwickelten sie ihn in einen Criminalprozeß und ließen ihn durch von ihnen abhängige Richter aburtheilen. Die Richter versagten zwar nie dem Könige zu Willen zu sein, aber ihre Urtheile führten sich nicht ohne Widerstand aus. Die Arragonesen beriefen sich auf ihre Privilegien und zögerten nicht, ihr Recht mit den Waffen geltend zu machen. Endlich kam ein Accord zu Stande. Dem Könige verblieb allerdings die Gerichtsbarkeit, aber die Parteien, die sich verkürzt fanden, konnten an das Tribunal des Groß-Justiziars appelliren. Diese Persönlichkeit wurde vom Könige und von der Versammlung der Cortes ernannt, er konnte nur mit ihrer beiderseitigen Bewilligung abberufen werden; im Fall einer Pflichtverletzung wurde er von den Cortes gerichtet, und aus diesem Grunde wurde er nicht aus der Mitte der Ricoshombres, die durch ihre Vorrechte gegen die Todesstrafe geschützt waren, sondern aus dem Stande der einfachen Ritter genommen.

Der Großjustiziar sollte überall seine Hand dazwischen haben, und um den König bei Zeiten fühlen zu lassen, welche Macht dieser Beamte über ihn hatte, erhoben ihn die Ricoshombres auf eine Art von Thron und wollten, daß der König unbedeckten Hauptes sich vor ihm auf die Knie niederließe und in dieser Stellung in seine Hände den Eid auf ihre Vorrechte ablege. Erst nachdem diese Ceremonie beendet, erkannten sie ihn als ihren Herrn an, aber in einer ebenso bizarren als wenig respectvollen Weise; denn anstatt ihm Treue und Gehorsam zu geloben, sagten sie zu ihm: „Wir, die wir ebenso viel gelten wie Ihr, machen Euch zu unserm Könige und Herrn unter der Bedingung, daß Ihr unsere Gesetze und Freiheiten unverletzt erhaltet; anderenfalls versagen wir Euch unsere Anerkennung.“ Dies war nach der Tradition der Sinn des Fuero de Sobrasde. Die Existenz dieses Fuero kann in der Hauptsache nicht wohl bestritten werden, denn man findet Fragmente desselben in verschiedenen Urkunden, aber diese Fragmente sagen in Wirklichkeit nichts über eine derartige Ceremonie aus; nichtsdestoweniger wird niemand eine Tradition ohne weiteres in Zweifel stellen, die so vollkommen mit der Denk- und Empfindungsweise der Arragonesen im Einklange stand.

Unterstützt von seinen Beisitzern, prüfte der Großjustiziar die von den Gerichtshöfen gegebenen Urtheile und cassirte sie, wenn er sie nicht in Einklang mit den Gesetzen des Königreichs erkannte. Er selbst war wieder von den Inquisitoren überwacht, die alle seine Amtshandlungen controllirten und darüber an die permanente Deputation berichteten. Diese Delegationen der Cortes ließ die Urtheilssprüche des Großjustiziars vollstrecken und rief, wenn sie es für nöthig erachtete, das Volk in Waffen zu ihrem Beistande herbei.

Das Recht der Appellation an den Großjustiziar war den Arragonesen besonders theuer, es war, wie sie sagten, die Manifestation ihrer Freiheiten. Die katholischen Könige wagten nicht es anzugreifen, aber sie versuchten es mit Hilfe des Verfahrens der Inquisition zu annuliren. In Ansehung ihres religiösen Charakters schien die Inquisition nichts mit der Politik zu thun zu haben. Die Arragonesen ließen daher ihre Gerichtsbarkeit sich über ihr Land ausdehnen, ja im Anfang waren sie sogar sehr damit zufrieden, die Juden und Mauren brennen zu sehen, aber es dauerte nicht lange, so begannen sie wahrzunehmen, wie die Inquisition unter dem Verwande, daß die Religion in Gefahr sei, Rechtsachen vor ihren Gerichtshof zog, die sie nichts angingen, und die Vorrechte angriff, die der Justiziar zu vertheidigen hatte. So kamen die Civilgewalt und die religiöse Autorität in Streit. Der Großjustiziar setzte die Angeklagten in Freiheit, welche die Inquisition hatte einziehen lassen, die Inquisition ihrerseits excommunicirte den Großjustiziar, der Großjustiziar appellirte hierauf nach Rom an den heiligen Stuhl, und die Cortes votirten die bedeutendsten Summen, um den Triumph ihrer Sache zu sichern. Diese Sachlage zog sich bis gegen das Ende der Regierung Philipps II. hin. Müde des Ungehorsams der Arragonesen, hatte dieser Fürst es aufgegeben, die Cortes zu berufen; er verlangte keine Subsidien mehr von ihnen und überließ

das Land sich selbst. Ein unvorhergesehener Umstand bewog ihn, dieser Anarchie ein Ziel zu setzen. Der Staatssecretär Antonio Perez, den er mit seinem Haß verfolgte, hatte sich nach Saragossa geflüchtet. Als der König ihn hier von dem Inquisitionstribunal richten lassen wollte, berief er sich auf seine arragonesischen Vorrechte; ein allgemeiner Aufstand war die Folge davon. Der König schickte Truppen nach Arragonien und bemächtigte sich der Hauptstadt Saragossa. Nachdem er die Empörer durch die Hinrichtung des Großjustiziars und einer beträchtlichen Anzahl anderer Personen eingeschüchtert, berief er die Cortes ein und ließ sich von ihnen das Recht zuerkennen, den Großjustiziar abberufen zu können, die Aemter ohne Unterschied der Nationalität zu besetzen und endlich eine Garnison in Saragossa zu halten. Die Organisation der Cortes wurde dagegen nicht wesentlich verändert. Der König behielt sich nur das Recht vor, die Präsidentschaft an eine Person seiner Wahl zu übertragen, ferner, wenn er es für nöthig erachtete, den Stand der unruhigen Caballeros nicht einzuberufen und endlich denjenigen Städten das Recht der Vertretung zu bewilligen, die desselben bisher nicht theilhaftig gewesen. Man muß gestehen, daß Philipp II. mit Mäßigung von der Macht Gebrauch machte, die ihm die Umstände gewährten. Seine Nachfolger hatten nur zu sehr diese Großmuth zu beklagen. Unabhängig in der Bewilligung oder Verweigerung der Steuern, sowie in der Veröffentlichung der Gesetze, mit einem Wort befugt, das Land zu regieren, fuhren die Cortes fort, die Könige von Spanien in Schach zu halten, bis zu dem Tage, wo Arragonien Partei gegen Philipp V. ergriff, in dem Streite unterlag und sich infolge dessen seiner Freiheiten begeben mußte.

Ueber die Stiftung des Eichenlaubs zum Rothen Adlerorden

hat Kaiser Wilhelm I. einst, wie wir im „Dtsch. Soldatenh." lesen, seinem Oberjägermeister von Meyerinck auf einer Letzlinger Hofjagd interessante Mittheilungen gemacht.

Es war im Herbste 1863, als Kaiser Wilhelm, damals noch König von Preußen, eine Hofjagd in der Letzlinger Haide abhielt. Kurz vor Beginn eines angesagten Treibens auf Wildsauen rief Se. Majestät den neben ihm seinen Jagdstand einnehmenden Herrn von Meyerinck zu sich in seinen Wildschirm und richtete an ihn die Frage, ob er schon einmal ein Eichenblatt mit zwei abgerundeten Spitzen im Walde gefunden habe. Herr von Meyerinck verneinte dies, indem er sagte, daß er darauf noch nicht geachtet habe.

„Denken Sie sich", erzählte alsdann König Wilhelm, „daß ich soeben in meinem Jagdschirm ein solches Eichenblatt gefunden habe, es ist das zweite in meinem Leben, welches ich sehe. Nun will ich Ihnen aber auch mittheilen, weshalb mich dies interessirt: Als ich eines Tages mit meinen Geschwistern bei meinem hochseligen Vater in Sanssouci war, sagte dieser zu uns Kindern: „Geht einmal in den Park und seht zu, ob ihr ein Eichenblatt findet, das oben mit zwei stumpfen Spitzen endigt. Es wäre interessant für mich, und wer mir ein solches Blatt bringt, erhält eine Belohnung." —

Wir Geschwister eilten davon und suchten unter den Eichen sehr eifrig. Ich hatte das Glück, das erste Blatt mit zwei ovalen Spitzen zu entdecken, und lief jubelnd zum Papa. Ich traf ihn auf der Terrasse und gab es ihm. Sehr gut, sagte der König, jetzt bin ich zufrieden; nun werde ich den Rothen Adler-Orden mit Eichenlaub stiften. Du, Wilhelm, wirst Deine Belohnung erhalten. — Diese Belohnung habe ich aber nie bekommen."

Während König Wilhelm also erzählte, ließ er sich durch Herrn von Meyerinck Papier und Bleistift reichen und zeichnete zur vergleichenden Betrachtung neben einander ein normales und ein mit doppelter Spitze endendes Eichenblatt. Auch das Eichenblatt selbst, welches ihn zu dieser Erzählung veranlaßt hatte, schenkte er Herrn von Meyerinck, in dessen Familie beides getreulich aufbewahrt wird.

Als zwei Jahre nach jenem Jagdtage Kaiser Wilhelm Herrn von Meyerinck den Rothen Adler-Orden 2. Klasse mit Eichenlaub verlieh, erinnerte er sich dieser seiner Erzählung, indem er auf sie hinweisend sagte: „Nun haben Sie sich auch den Orden verdient, dessen Ursprung ich Ihnen einmal in Letzlingen bei der Jagd mittheilte."

Das Eichenlaub, welches König Friedrich Wilhelm III. zu dem Rothen Adler-Orden 1. und 2. Klasse stiftete, hat zwei abgerundete Blätter in seiner Spitze.

Statistisches aus der Evangelischen Landeskirche.

Nach einer Zusammenstellung des Cultus-Ministeriums sind im Jahre 1892 8 301 840 Mk. in dieser Verwaltung in 408 Zuwendungen und Schenkungen an inländische Corporationen und andere juristische Personen vertheilt worden. Die größten Summen entfallen auf katholische Kirchen, Anstalten und Stiftungen, nämlich 4 277 517 Mk.; auf evangelische Kirchen und Stiftungen kommen 2 303 121, auf Universitäten 183 450, auf höhere Lehranstalten 141 417, auf Volksschulen 32 000, auf Taubstummen- und Blinden-Anstalten 100 527, auf Waisenhäuser und andere Wohlthätigkeits-Anstalten 103 204, auf Kunst- und wissenschaftliche Institute 482 456 und auf Heil-Anstalten 586 456 Mk. Berücksichtigt sind nur die Schenkungen von über 3000 Mk., zu deren Annahme es der Königlichen Genehmigung bedarf.

Wiederholt ist in jüngster Zeit die Mischung der Confessionen und ihr ziffermäßiges Verhältniß zu einander Gegenstand der Untersuchung gewesen. Die

Digitized by Google

gewaltige Entwickelung des Verkehrs und die immer zunehmende Erleichterung desselben hat die früher bestehende Abgeschlossenheit mancher Ländergebiete und Gegenden aufgehoben und in ehemals ganz ungemischten Landstrichen sind Gemeinden anderer Confessionen entstanden. In der Provinz Posen sind von je 1000 Einwohnern 659 Katholiken und 310 Protestanten; in der Rheinprovinz 717 Katholiken und 270 Protestanten; in Bayern 708 Katholiken und 280 Protestanten. In Berlin allein giebt es 150 000 Katholiken! Daß die Mischehen, entgegen früheren Annahmen und trotz der strengen Gesetze der katholischen Kirche bezüglich derselben, nicht zu Gunsten der Katholiken wirken, ist unlängst constatirt worden. In Preußen haben nach den neuesten statistischen Zusammenstellungen die Evangelischen über 55 Procent der Kinder aus Mischehen für sich genommen, die Katholiken nicht ganz 45 Procent. Wie weit freilich diese Kinder als wirkliche oder nominelle Zugehörige einer Confession beizuzählen sind, ist keine Frage der Statistik. Auch in Bayern und Baden nimmt der Protestantismus numerisch auf Kosten des Katholicismus zu. Für die preußischen evangelischen Kirchenprovinzen mit Ausnahme von Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau ergiebt sich in den Jahren 1875 bis 1888 ein Zugang von zusammen 22 764 und ein Abgang von 2411 Seelen; für Schlesien allein ein Zugang von 9 668 und ein Abgang von 502 Seelen. Neuerdings ist freilich gerade in Schlesien eine Zunahme des Katholicismus bemerkbar, da die zuwandernden slavischen Elemente dieser Confession angehören. (Ev. Kirchl. Anz.)

Literatur.

Von der neuen Auflage von Meyer's Conversations-Lexicon ist soeben der zweite Band erschienen. Wir heben daraus die Abhandlungen über „Bedingte Verurtheilung" — „Beweis" — „Berufung" — „Beschwerde" — hervor. Die Bearbeitung dieser Materien ist eine vorzügliche. Hohes Interesse wird auch in weiteren Kreisen ein neuer, grundlegender Artikel über „Aesthetik" beanspruchen. Nicht weniger werthvoll sind die Artikel „Assyrien" — „Babylon" als Proben der Verwerthung neuerer wissenschaftlicher Forschungsergebnisse über das Alterthum. Dem Wissenszweig der Astronomie ist ein neuer Artikel „Astrophotographie" (mit Abbildung) hinzugefügt worden. Aus den Gebieten der öffentlichen Gesundheitspflege und der Wohlfahrtsbestrebungen dürfen nicht unerwähnt bleiben die hochbedeutsamen Arbeiten über „Bacteriologie" — „Bergsteigen" — „Asyle"; während die entsprechende Behandlung der zeitgemäßen Themata: „Auslieferung" — „Auswanderung" — „Banken" — „Bergbau" — „Bevölkerung" die vollste Würdigung der Oeffentlichkeit verdient. — Der zweite Band von „Meyer's Conversations-Lexicon" steht hinsichtlich der illustrativen Ausstattung vollkommen auf der Höhe seines Vorgängers. Als Fortsetzung der neuen thiergeographischen Zonenbilder begegnen wir den Farbendrucktafeln „Aethiopische Fauna" und „Australische Fauna"; die neuen pomologischen Tafeln sind vertreten durch die Abbildung „Beerenobst". Diese bildlichen Darstellungen sind hervorragende Musterleistungen der heutigen Illustrationstechnik, ihnen verdankt die neue Auflage eine der werthvollsten und interessantesten Bereicherungen. Der Bildhauerkunst sind nicht weniger als 16 Tafeln in Schwarzdruck gewidmet, von denen die letzte speciell die neuesten Richtungen interessant veranschaulicht. Die Tafeln „Ausstellungsbauten" — „Bahnhöfe" — „Bäder" — „Bergbahnen" repräsentiren die wesentlichen Fortschritte des öffentlichen Bauwesens und des Verkehrs. Der Technologie ist durch zahlreiche neue Abbildungen ein breiteres Feld gewährt; die neuen Tafeln „Aufbereitung der Erze" — „Baggermaschinen" „Bergbau" — „Bierbrauerei" bieten sich dem Beschauer in zum Theil neuer, die Benutzung von Text und Bild noch mehr erleichternder Anordnung. Eine ansehnliche Vermehrung haben die Textillustrationen durch planmäßig ausgewählte Abbildungen charakteristischer Pflanzenformen, neuer Städte- und Länderwappen, kunstgewerblicher und anderer Figuren ꝛc. erfahren. Jede einzelne der kartographischen Beigaben an Landkarten, Stadtplänen ꝛc. zählt zu den besten Leistungen der gegenwärtig so weit entwickelten Kartographie.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 40. 2. September 1893.

Inhalt: Der rothe Adler auf der Marienburg. Historischer Roman (Fortsetzung). — Wie Straßburg an Frankreich kam. Historische Erzählung (Fortsetzung). — Berlin in den Tagen vom 20. August bis 12. September 1813 (Fortsetzung). — Pritzwalk (mit Abbildungen). — Kleine Mittheilungen ꝛc.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 20. September 1893. Nr. 38.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. September 1893 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Septbr. 1893 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1893.	Zahl der dort vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. August 1893	60			
	Zugang pro "	16			
		76			
	Abgang "	32			
	Bleibt Bestand	44	44	1 502	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. August 1893	101			
	Zugang pro "	76			
		177			
	Abgang "	73			
	Bleibt Bestand	104	104	3 555	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus).				
	Bestand am 1. August 1893	189			
	Zugang pro "	37			
		226			
	Abgang "	106			
	Bleibt Bestand	120	120	4 841	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. August 1893	25			
	Zugang pro "	12			
		37			
	Abgang "	20			
	Bleibt Bestand	17	17	557	50
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. August 1893	39			
	Zugang pro "	21			
		60			
	Abgang "	14			
	Bleibt Bestand	46	46	1 273	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. August 1893	12			
	Zugang pro "	17			
		29			
	Abgang "	12			
	Bleibt Bestand	17	17	411	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. August 1893	20			
	Zugang pro "	29			
		49			
	Abgang "	29			
	Bleibt Bestand	20	20	599	43
	zu übertragen		368	12 738	487
	Uebertrag		368	12 738	487
8.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. August 1893	24			
	Zugang pro "	23			
		47			
	Abgang "	20			
	Bleibt Bestand	27	27	771	40
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. August 1893	47			
	Zugang pro "	19			
		66			
	Abgang "	13			
	Bleibt Bestand	53	53	1 540	65
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. August 1893	26			
	Zugang pro "	12			
		38			
	Abgang "	19			
	Bleibt Bestand	19	19	716	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. August 1893	35			
	Zugang pro "	40			
		75			
	Abgang "	32			
	Bleibt Bestand	43	43	1 178	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. August 1893	35			
	Zugang pro "	48			
		83			
	Abgang "	48			
	Bleibt Bestand	35	35	1 228	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. August 1893	30			
	Zugang pro "	19			
		49			
	Abgang "	26			
	Bleibt Bestand	23	23	786	45
14.	**Züllichau i. d. Neumark.**				
	Bestand am 1. August 1893	19			
	Zugang pro "	21			
		40			
	Abgang "	25			
	Bleibt Bestand	15	15	556	40
	zu übertragen		588	19 518	809

Digitized by Google

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. Septbr. 1893 verbandenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1893	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
	Uebertrag		583	19 513	809
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. August 1893	55			
	Zugang pro " "	56			
		111			
	Abgang " "	41			
	Bleibt Bestand	70	70	1 810	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. August 1893	27			
	Zugang pro " "	26			
		53			
	Abgang " "	15			
	Bleibt Bestand	38	38	990	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. August 1893	40			
	Zugang pro " "	18			
		58			
	Abgang " "	14			
	Bleibt Bestand	44	44	1 291	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. August 1893	15			
	Zugang pro " "	21			
		36			
	Abgang " "	15			
	Bleibt Bestand	21	21	536	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. August 1893	25			
	Zugang pro " "	14			
		39			
	Abgang " "	20			
	Bleibt Bestand	19	19	652	42
20	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. August 1893	24			
	Zugang pro " "	16			
		40			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	24	24	735	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. August 1893	19			
	Zugang pro " "	21			
		40			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	24	24	661	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. August 1893	9			
	Zugang pro " "	22			
		31			
	Abgang " "	18			
	Bleibt Bestand	13	13	349	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. August 1893	11			
	Zugang pro " "	—			
		11			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	11	11	341	15
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. August 1893	11			
	Zugang pro " "	8			
		19			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	12	12	299	20
	zu übertragen		859	27 277	1 267
	Uebertrag		859	27 277	1 267
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. August 1893	12			
	Zugang pro " "	21			
		33			
	Abgang " "	20			
	Bleibt Bestand	13	13	488	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. August 1893	28			
	Zugang pro " "	31			
		59			
	Abgang " "	38			
	Bleibt Bestand	21	21	779	20
27.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. August 1893	7			
	Zugang pro " "	4			
		11			
	Abgang " "	3			
	Bleibt Bestand	8	8	190	15
28.	**Kalmar** (neu eröffnet):				
	Bestand am 1. August 1893	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	20
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. August 1893	29			
	Zugang pro " "	1			
		30			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	30	30	925	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. August 1893	17			
	Zugang pro " "	23			
		40			
	Abgang " "	22			
	Bleibt Bestand	18	18	565	30
31.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. August 1893	17			
	Zugang pro " "	8			
		25			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	18	18	502	24
32.	**Plön:**				
	Bestand am 1. August 1893	8			
	Zugang pro " "	3			
		11			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	3	3	185	29
33.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. August 1893	27			
	Zugang pro " "	30			
		57			
	Abgang " "	29			
	Bleibt Bestand	28	28	810	46
34.	**Altena:**				
	Bestand am 1. August 1893	31			
	Zugang pro " "	19			
		50			
	Abgang " "	17			
	Bleibt Bestand	33	33	1 040	50
	zu übertragen		1 031	32 761	1 555

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. September 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 031	32 761	1 555
35.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. August 1893	90			
	Zugaug pro " "	85			
		175			
	Abgang " " "	91			
	Bleibt Bestand	84	84	2 651	86
36.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. August 1893	20			
	Zugang pro " "	44			
		64			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	46	46	1 348	41
37.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. August 1893	40			
	Zugang pro " "	24			
		64			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	46	46	1 317	40
38.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. August 1893	2			
	Zugang pro " "	17			
		19			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	4	4	157	15
39.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. August 1893	15			
	Zugang pro " "	13			
		28			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	12	12	506	21
40.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. August 1893	50			
	Zugang pro " "	45			
		95			
	Abgang " " "	48			
	Bleibt Bestand	47	47	1 600	50
41.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. August 1893	18			
	Zugang pro " "	11			
		29			
	Abgang " "	15			
	Bleibt Bestand	14	14	513	32
43.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. August 1893	18			
	Zugang pro " "	19			
		37			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	20	20	685	20
	Zusammen		1 304	41 538	1 860

Der gesammte Abgang an Kranken pro August 1893 beträgt 1 013, davon sind gestorben 65
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 66
geheilt 882
wie vor 1 013.

43. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am 1. Juli 1893 . . . . 45 Kranke.
Zugang pro Juli 1893 . . . . 50 "
95 Kranke.

Davon sind: Kranke.
gestorben 5
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . 19 "
geheilt . . . . 37 "
61 "

Bleibt Bestand am 1. August 1893: . . . . 34 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 10 Europäer, 19 orientalische Christen, 17 Muhamedaner und 4 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1893 beträgt 1269.

Poliklinisch wurden 1104 Personen behandelt.

Max Freiherr von Lerchenfeld, Königlich Bayerischer Kämmerer und Reichsrath der Krone Bayern, auf Heinersreuth bei Stadt-Steinach in Oberfranken, Rechtsritter seit 1892, † zu Heinersreuth 6. September 1893.

Rede
bei der Einweihung des Johanniter-Krankenhauses in Kolmar i. P.
am 9. August 1893

über Joh. 12,26: „Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein".

Ein neues Werk der Nächstenliebe wird mit dem heutigen Tage in die Provinz Posen, in die Stadt und den Kreis Kolmar, gepflanzt, ein Haus der Barmherzigkeit, das, aus der Liebe geboren, nun in die Hände einer edlen Genossenschaft gelegt wird, die durch Wort und Werk bezeugt: „der am Kreuz ist meine Liebe!" — eine Stätte, die heiligem Dienst geweiht, an der heiliger Dienst durch Dienerinnen des Heilands geübt werden soll. Darum haben wir das Hallelujah gesungen, dem Geber aller guten Gaben zu Ehren, der dieses Werk schuf und schützte und uns die Freude dieser weihevollen Stunde bescheerte. Darum sind unsere Herzen voll Dank auch gegen den ritterlichen Orden St. Johannis vom Spitale zu Jerusalem und seinen Durchlauchtigsten Herrenmeister, denn die Zahl der Johanniter-Hospitäter in unserer Provinz hat sich durch hohe Huld nun abermals gemehrt. Auch unsere arme Kirche weiß Dank zu sagen, wenn immer neue Stätten entstehen, welche die Liebe baut, in denen die Liebe pflegt, und weiß dem hohen Orden Dank, der durch einen Kranz reicher Liebeswerke es einer glaubensarmen, ins Irdische versunkenen Zeit predigt: es giebt doch noch Ideale, für die wir kämpfen und opfern, es giebt doch noch einen Glauben, der in der Liebe thätig ist, und das Kreuz ist doch noch unserer Seelen Trost, unserer Werke Kraft, unserer Fahnen Sieg. An der dankbaren Freude des heutigen Tages nimmt auch das Posener Diakonissen-Mutterhaus theil, das heute wiederum zwei Diakonissen dem Johanniter-Orden übergiebt, das heute das 59ste Arbeitsfeld in der Provinz Posen übernimmt. So hat die Mahnung aus Jesu Munde:

Digitized by Google

„Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein!" auch an dieser Stätte eine Nachfolge gefunden. Denn wo ist der Heiland in den Tagen seiner Niedrigkeit gewesen? Es ist wunderbar: überall da, wo Jesus wirkte und wandelte, war auch das Elend, und doch ist es nicht wunderbar: das Elend streckte nicht nur nach Ihm seine Arme aus, Er streckte nach dem Elende seine Arme aus, Er ging, dem Zuge seines Herzens, dem Winke seines Vaters folgend, an die Stätten der Noth. Da war Er, wo Er einen Gichtbrüchigen mit der Erlösung von Sündenschuld und eine Sünderin mit der Erlösung von Sündengebundenheit zu erfreuen hatte, wo es eine Wittwe zu Nain zu trösten und einen Jairus aufzurichten galt, wo Er das Heil in eines Zachäus Haus zu tragen und einen Sünder ins Paradies mitzunehmen hatte, da war Er helfend, heilend, tröstend, segnend, und da soll sein Diener auch sein. So ist der Johanniter-Orden auch ein Diakon geworden, ein Nachfolger dessen, der spricht: „Ich bin unter Euch wie ein Diakonos (Diener)".

„Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein!" — eine Mahnung zugleich für die Dienerinnen am Werke. Liebe Schwestern, wo die Noth vor den Augen des Heilands lag, da jammerte ihn des Elends, da wallte sein Herz voll Liebe und Mitleid, sein Herz war eben bei der Noth, sein Herz schlug eben für die Elenden. So soll es auch bei Euch sein. Euer Herz soll bei Euren Kranken sein, und keinem Eurer Dienste soll jenes Tröpflein Herzblut fehlen, das der Heiland bei seinen Dienerinnen sucht und sieht und segnet.

Und wie Jesus zu dem Gichtbrüchigen sprach: „Dir sind deine Sünden vergeben!" wie Er jenem Kranken aus Bethesdas Hallen sagte: „Sündige hinfort nicht mehr, auf daß Dir nicht etwas Aergeres widerfahre!" wie er die Finger nicht nur auf das blinde Auge legte, sondern immer zugleich auf das blinde, arme, kranke Herz, so sollen es seine Dienerinnen von ihm lernen und in Liebe und Demuth die Gedanken ihrer Pfleglinge hinwegleiten von der Krankheit des Leibes hin zur Krankheit der Seele, von der offenbaren Noth hin zum letzten verborgenen Quell aller Noth. Nicht als solltet Ihr Predigerinnen sein, Ihr seid Dienerinnen am Werk, und die stillen, stummen Werke selbst verleugnender Liebe sind auch eine Predigt, aber kraft des allgemeinen Priesterthums aller Gläubigen habt Ihr Recht und Pflicht, auch vor den Kranken zu zeugen von dem Arzt der Seelen, auch die Sterbenden zu führen zu dem Fürsten des Lebens.

„Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein!" Wo ist der Heiland zu finden? In seinem heiligen Wort. Da suchet Ihn, dorthin weist Eure Pfleglinge! Mit dem Worte speist Eure Seelen, stärket Eure Hände, festigt Eure Gemeinschaft; mit diesem Himmelsthau erquicket Eure Kranken, daß sie „getröstet Elend" haben. Es ist etwas Köstliches, wenn Gott einem Kranken den treuen Dienst seines Arztes, die liebevolle Pflege der dienenden Schwester segnet zu leiblicher Genesung, aber etwas Köstlicheres ist es, wenn ein stolzes Herz zerbrochen wird durch die Liebe, wenn ein wundes Gewissen heil wird durch die Gnade des einigen Mittlers.

„Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein". Jetzt wohnt und thront der barmherzige Samariter als ewiger Hoherpriester im Himmel. Auch da können und sollen seine Diener und Dienerinnen sein. Ob auch das Herz auf Erden seufzt und sorgt, ob auch die Hand auf Erden arbeitet, Herz und Haupt können doch im Himmel sein, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes. Darum das Herz empor! Was wir als Segenswunsch für diese Stätte der Barmherzigkeit im Herzen tragen, was wir als Herzensgebet in dieser heiligen Stunde zum Herrn des Himmels senden, das kommt als Thau der Gnade dereinst auf diese Stätte hernieder. Und wenn Ihr, liebe Schwestern, dieses Haus täglich zu einem Bethause verklärt, so wird die Gnade Gottes ein Gotteshaus aus ihm machen, Ihm zum Lobe, Euch zur Freude, den Elenden zum Heile.

„Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein". Er hat vor seinem Scheiden von der Erde auf seine Verklärung blickend gesprochen: „Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende!" und: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen!" Wir haben keinen todten Heiland, sondern einen lebendigen, nicht einen fernen, sondern einen gegenwärtigen, der seinen Dienern und Dienerinnen nicht nur auf die Hände blickt, ob sie sich in heiliger Treue regen, der auch blickt ins tiefste Herz hinein, ob in ihm die Liebe wohnt, die allein den Werken Werth verleiht. Wir haben keinen todten Heiland, sondern einen lebendigen und gegenwärtigen, das sei Euer Trost, liebe Schwestern, daß sei unser aller Trost. Sein ist das Reich, so kann er unsere Mitarbeit in seinem Reiche nicht ungesegnet lassen, sein ist die Kraft, so wird er den Müden Kraft geben und Stärke genug den Unvermögenden, sein ist die Herrlichkeit, so wird er auch seine Verheißung erfüllen: „Wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren!"

So stellen wir dieses Haus, dieses Zeugniß von der Barmherzigkeit, unter den Schutz und Segen des barmherzigen Gottes. So sei es ausgesondert und geweiht zu heiligem Barmherzigkeitsdienste. So weihe ich es zu einem Bethesda, zu einem Krankenhause, für das wir beten: „Herr, segne die Hände und Heilmittel seiner Aerzte!" — zu einem Bethanien, von dem wir wissen: Hier waltet Marthadienst und Mariensinn, denn hier kehrt Jesus ein — zu einem Bethel, an dem die Kranken eine Gebetsleiter aufrichten zum Himmel, an dem die Sterbenden es erfahren: „Hier ist nicht anders, denn Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels!" — zur Ehre Gottes, zum Heile unserer Brüder und Schwestern — im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Digitized by Google

Farnborough-Hill.

Farnborough-Hill, so lautet der Name des Landsitzes, den sich die Kaiserin Eugénie um 1 250 000 Fr. ankaufte, nachdem sie Cambden-Place in Chislehurst, welches nur gemiethet war, endgültig zu verlassen beschlossen hatte. Der prachtvolle Bau hat ebenso viel von einem französischen „chateau“ als vom englischen „country house“ an sich. Der untere Theil des Schlosses ist von Rohziegeln; die oberen Stockwerke sind von demselben Material, bedeckt mit einer Lage von Cement, dessen Aussehen durch eingelegte Platten von Teakholz gehoben wird. Zwei fahrbare Alleen führen zu einem erhöhten Porticus, durch welchen man zu einem Vestibul gelangt, das Stufen von einer majestätischen Halle trennen, von welcher die große Stiege ausgeht, die zu den Empfangssalons führt. Man gelangt zuerst in einen prächtigen Salon, der die Aussicht auf die Gärten gewährt. An diesen stößt ein anderer Raum von minder großartigen Dimensionen, der als Boudoir dient. Eine prachtvolle Bibliothek, zwei Speisesäle und ein Rauchzimmer vervollständigen dieses Stockwerk. Im ersten Stockwerk befinden sich die Privatgemächer, zu welchen man durch einen langen Corridor gelangt, der über der Halle liegt und in dem sich acht große Zimmer, zwei Toilettezimmer, Badesäle und dergleichen befinden. Ein anderer Gang führt zu dem Hauptflügel des Gebäudes, der sechs Schlafzimmer und eine Stiege enthält, die zu einem Thurm führt, an dem eine Uhr angebracht ist. Eine geräumige Terrasse, von der man eine bezaubernde Aussicht genießt, zieht sich um das ganze Schloß herum. Einige Schlafzimmer und die Wohnungen für die Dienerschaft nehmen das zweite Stockwerk ein. Zum Erdgeschoß herabsteigend, kann man die zum Hausdienst bestimmten Localitäten sehen, welche alle Erfordernisse des modernen Luxus vereinigen, Badesaal, Wärmeleiter, ungeheure Keller, Dampfmaschinen, um das Wasser aufzuziehen. Als bemerkenswerthes Detail muß angeführt werden, daß alles Gas, welches im Schlosse verbraucht wird, auch auf der Besitzung selbst erzeugt wird. Das Wunderbare von Farnborough-Hill sind aber die dasselbe umgebenden Gründe. Ein prachtvoll angelegter englischer Garten von beinahe drei Hectaren Oberfläche, mit Blumenparterren und Bosquetts, mit Gründen für das Criquettspiel und das Lawn-Tennis (Ballspielplatz) bilden die unmittelbare Umgebung des Schlosses. Weiterhin erstrecken sich ein ungefähr dreißig Hectaren umfassender Park, dichte Waldungen, wo sich prächtige Bäume aller Arten, darunter viele exotische, aneinander drängen; schöne Alleen, von denen einige fahrbar, ziehen sich in launenhaften und malerischen Windungen dahin. Künstliche Seen mit waldbepflanzten Inseln laden zum Fischfang oder zur Wasserpromenade ein. Im Winter sind dieselben eine kostbare Ressource für Liebhaber des Schlittschuhlaufens, denen ein geheiztes Gemach einen bequemen und eleganten Aufenthalt für die Erholung und die Conversation gewährt. Der Gemüsegarten hat eine Ausdehnung von beinahe anderthalb Hectaren und enthält großartige Glashäuser für die specielle Cultur aller jener Früchte, die in England einer besonderen Pflege zu ihrem Fortkommen bedürfen, wie Trauben, Pfirsiche, Melonen u. s. w., ohne von den Glashäusern für die Camelien, grünen Gewächse u. s. w. zu sprechen. Die mit britischem Verständniß angelegten Stallungen und Remisen, die Wohnungen der Kutscher und Grooms sind in einem eigenen Gebäude untergebracht. Die Ausdehnung der Besitzung genügt für die Absonderung und Sammlung, welche der große Schmerz der Ueberlebenden von Cambden-Place erheischt.

Die Kaiserin hat vor Allem den Vortheil, hier von den hohen Persönlichkeiten umgeben zu sein, welche ihr bei den erschütternden Prüfungen, die das Geschick über sie verhängt hat, die lebhaftesten Beweise der Theilnahme gegeben haben. Eine kurze Promenade im Wagen führt sie nach Bagshot-Park, der Residenz des Herzogs und der Herzogin von Connaught; eine neue Abzweigung der Eisenbahn nach Frimley erleichtert ihr die Fahrt nach dem Schlosse von Windsor und ihre schon immer intimen Beziehungen zur Königin Victoria noch weiter auszudehnen. Andererseits braucht man kaum eine Stunde, um von dem Bahnhofe von Farnborough-Hill nach London zu gelangen.

Die Lebensweise der Kaiserin ist die denkbar einfachste. Ihre Promenaden ist sie gewohnt zu Fuß zu machen, wobei man sie nie anders als in tiefes Schwarz gekleidet und meist mit verschleiertem Gesicht sieht. Einfach wie die Toilette sind auch die Mahlzeiten der hohen Frau; selten kommen mehr als vier Gänge zum Diner, und nur, wenn besondere Einladungen ergangen sind, entfaltet der Chef de cuisine seine erprobte Kunst in der Zusammenstellung allerlei culinarischer Genüsse des französischen Geschmacks. Die Tageseintheilung ist die in den besseren Ständen Frankreichs eingeführte. Der Kaffee wird Morgens um 7, das Frühstück (lunch) um 12, der Thee um 5 und das Diner Abends 7 Uhr eingenommen. Mehrere Stunden des Tages bringt die Kaiserin mit Briefschreiben oder mit stillem Gebete in der Kapelle zu.

Auch in Bezug auf Zeitungslectüre sind die Ansprüche der Kaiserin sehr bescheiden. Dieselbe beschränkt sich nämlich auf den Pariser „Figaro“ und den „Petit Caporal“. Besonders dem letzteren Blatte, bekanntlich dem Organe der alten bonapartistischen Partei, widmet sie ein großes Interesse. Man erzählt sich sogar, daß die Kaiserin Mitbesitzerin des Blattes sei, was aber wohl nur dahin zu verstehen ist, daß sie jährlich aus ihrer Privatcasse mehr oder minder bedeutende Beiträge an die Administration des „Petit Caporal“ gelangen läßt.

Digitized by Google

Wer die ehemalige Kaiserin vor 30 Jahren im Zenith ihrer Macht gesehen, wie sie mit ihrem feurigen Viergespann, strahlend von Schönheit und Lebensfreudigkeit, durch das Bois de Boulogne fuhr, der würde sie jetzt schwerlich wiedererkennen. Eine von Gram und Alter gebeugte, gebrochene, in tiefes Schwarz gehüllte Gestalt, die sich schwer auf einem Stocke stützt, schwankt langsam an uns vorüber. Von dem früher an ihr gerühmten eigenartig elastischen Gange ist Nichts geblieben, von ihrer einstigen Schönheit nichts als der kleine Fuß, die tadellose Hand, das feurige Auge. An Stelle des früheren Toilettereichthums ist puritanische Einfachheit getreten. . Die Kaiserin zählt 67 Jahre, in Wirklichkeit scheint sie jedoch ein Jahrzehnt älter zu sein.

Ueber das Diakonissenhaus-Stift Bethlehem in Ludwigslust

entnehmen wir dem Corresponzblatte desselben: „Der Bethlehemsbote", Nr. 63. September 1893 Folgendes:

Seine Königliche Hoheit der Prinz Albrecht von Preußen, Regent des Herzogthums Braunschweig, besuchte auf einer militairischen Inspectionsreise am 22. August d. J. in seiner Eigenschaft als Herrenmeister des Johanniter-Ordens, das Hospital der Mecklenburgischen Johanniter-Genossenschaft in Ludwigslust.

Von der Frau Oberin und dem Stiftsgeistlichen des Stifts Bethlehem (mit dem dies Hospital verbunden ist) ehrfurchtsvoll empfangen, wurde ein Rundgang durch das Hospital gemacht, nachdem zwei Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens, welche zur Zeit in Bethlehem einen Pflegekursus von 6 Monaten durchmachen, vorgestellt waren. Seine Königliche Hoheit geruhten mit den Stationsschwestern, sowie mit den Kranken auf das Leutseligste zu sprechen. Nachdem die Männersäle und der Knabensaal durchwandert, wurde noch die Apotheke in Augenschein genommen.

Das Stift Bethlehem zählt jetzt im September 1893 231 Schwestern (154 Diakonissen und 77 Probeschwestern) und 20 Diakonissenschülerinnen. Es besitzt 4 Töchteranstalten: die Marienschule, eine Anstalt zur Vorbildung von Diakonissen, das Feierabendhaus, die Helenenschule, eine Kleinkinderschule und das Erholungshaus in Müritz. Die ersten drei Anstalten sind in Ludwigslust.

Die Ludwigsluster Schwestern arbeiten außerhalb des Mutterhauses:

1. in 19 Krankenhäusern	60	Schwestern,
2. „ 6 Kinderhospitälern	25	„
3. in einem Rettungshause	3	Schwestern,
4. „ 3 Strafanstalten	10	„
5. „ 3 Siechenhäusern	3	„
6. „ einer Blindenanstalt	2	„
7. „ 2 Anstalten für schwachsinnige Kinder	5	„
8. „ 30 Gemeinden	53	„
9. „ 7 Kleinkinderschulen	10	„

Dazu kommt das eigene Krankenhaus und das Johanniter-Krankenhaus, in welchem im Jahre 1892 im Ganzen 810 Kranke in 32 017 Pflegetagen behandelt wurden. . . . .

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1893. Nr. 4. Juli und August. (Seite 51—64).

Inhalt: Chronik des germanischen Museums. Dieselbe enthält die erfreuliche Nachricht, daß die vom Verwaltungsausschuße des Museums in seiner diesjährigen Sitzung gefaßten Beschlüsse bezüglich der Sicherung der Zukunft des Museums und seiner Beamten, die Zustimmung der Reichsregierung, der Königlich Bayerischen Staatsregierung und der gemeindlichen Collegien der Stadt Nürnberg gefunden haben. Die Allerhöchste Genehmigung der neuen Satzungen kann aber erst erfolgen, wenn der Reichstag und der bayerische Landtag die erhöhten jährlichen Zuschüsse bewilligt haben werden, welche die Grundlage für die neuen Verhältnisse des germanischen Museums bilden sollen. — Fundchronik. — Buntbemalter Teller, italienischer Fayence aus dem 16. Jahrhundert.

Beilagen: Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1893. Bogen 8—12: Die Briefbücher des Grafen Hans und Franz Christoph Khevenhüller, österreichischen Gesandten am spanischen Hofe. — „Das Deutschland segnen." — Catalog der im germanischen Nationalmuseum befindlichen Gemälde. 1893. Bogen 8.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 50. 9. September 1893.

Inhalt: Der rothe Adler auf der Marienburg. Historischer Roman (Fortsetzung). — Wie Straßburg an Frankreich kam. Historische Erzählung (Fortsetzung.) — Berlin in den Tagen vom 20. August bis 12. September 1813 (Schluß). — Pritzwalk (Mit Abbildungen) (Schluß). — Kleine Mittheilungen: Zum Stralauer Fischzug 2c.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 27. September 1893. **Nr. 39.**

1. Hermann Freiherr von Schroetter, Rittmeister a. D., Majoratsbesitzer und Mitglied des Herrenhauses, auf Groß-Wohnsdorf bei Allenburg, Rechtsritter seit 1872, † zu Groß-Wohnsdorf 16. September 1893.
2. Wilhelm von Heatheote, Oberstlieutenant a. D., Ehrenritter seit 1858, † zu Cassel 19. September 1893.

Preußische Provinzial-Genossenschaft.

Zu einem Rittertage der Preußischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens am Sonnabend, den 7. October c., 1 Uhr Nachmittags, im Fliesensaale des Königlichen Schlosses in Königsberg (Eingang im Schloßhofe), lade ich hiermit ganz ergebenst ein.

Schlobitten, den 6. September 1893.

Der Commendator
Graf zu Dohna-Schlobitten.

Die Entstehung der Legende von der Pfalzgräfin Genovefa.

Während die namhaftesten Gelehrten wie Simrock und Zacher sich in mythischen Muthmaßungen über die Entstehung der Legende von der heiligen Pfalzgräfin Genovefa ergingen, betraten andere die objective Bahn, das Historische in derselben zu erforschen. In diesem Sinne beschäftigte sich wohl zuerst Jos. Burgholzer mit der Legende. Nachdem er in dem ersten Theil seiner Schrift: Genefe, die pfalzgräfliche, noch ein Denkmal der alten, bereits christlichen, deutschen in ihrem (Jahrhunderte erkannten, aber litterarisch verkannten) Volksbuche. München 1824, eine Uebersetzung der alten lateinischen Sage gegeben, giebt er im zweiten eine Untersuchung der Verschiedenheit der lateinischen Legende und des deutschen Volksbuches. Er nimmt an, daß die Marienlegende wohl erst im fünfzehnten Jahrhundert zum Vorschein trat, glaubt aber vor ihrer lateinischen Abfassung eine französische Aufzeichnung setzen zu dürfen. An der Mitte des achten Jahrhunderts als Lebenszeit der Genovefa hält er fest, versetzt aber den zweiten Stifter von Laach, Pfalzgraf Siegfried eben dahin. Im dritten Theil seiner Schrift endlich hebt er den Unterschied zwischen der am 2. April verstorbenen Pfalzgräfin und Herzogstochter von Brabant, welche nicht kanonisirt ist, und der heiligen Jungfrau Genovefa hervor, jener Schutzpatronin von Paris, welche die katholische Kirche am 3. Januar feiert; sie soll zu Zeiten Attilas gelebt haben und ward in der Kirche St. Denys in Paris, heute das Pantheon, verehrt.

Mit viel schärferer Kritik bespricht Hansen die Legende in seiner Schrift: Das Schloß zu Mayen. Er betont, worauf schon Hontheim (Hist. Trev. 1, 26) hingewiesen hatte, daß die Geschichte mit dem Zeitalter des Trierer Erzbischofs Hildulf nicht zusammenstimme. Ihm ist die Legende ein Roman, dem höchstens auf eine entfernte Weise etwas Geschichtliches zu Grunde liegen möchte. Wenn er die Oertlichkeit, das Grabmal, die Kirche untersucht, nirgends kommt er mit der Legende ins Reine und möchte schließlich „gerne vermuthen", diese Legende habe „einen Mönch des Laacher Klosters zum Verfasser".

Auch Wegeler in seiner Geschichte des Klosters Laach hält die Annahme nicht für unbegründet, daß die Genovefalegende auf historischem Hintergrunde beruhe, doch ohne sich hier weiter auszulassen.

Darnach gab Pfarrer Sauerborn eine Geschichte der Pfalzgräfin Genovefa und der Kapelle Frauenkirchen heraus, in welcher er die Sammlungen und lateinischen Aufzeichnungen des letzten Abts von Laach, Thomas Kupp, deutsch mit einigen Zusätzen veröffentlicht. Dieser Abt fußte hinwiederum auf einer Diatriba de S. Genovefa seines Ordensgenossen, des p. lectors Gerardus Gussenhofen. Die bei Sauerborn vorliegende „kritische" Geschichte der Genovefa ist bei dem unerschütterlichen Eifer des Verfassers, die historische Echtheit der Legende zu erweisen, nichts weiter als eine reichliche Materialiensammlung. Wer kann — um ein Beispiel heraus zu heben — be-

Digitized by Google

weisen, daß Genovefa Karl Martells Tochter war! Dann folgt als zweiter Theil das lateinische Original der Legende mit deutscher Uebersetzung und zahlreichen Noten; der dritte Theil endlich ist werthvoll durch die Zusammenstellung der Urkunden über die Kapelle Frauenkirchen.

Auch Zacher in seiner Untersuchung über die Genovefa-Sage hat neben dem Mythischen auch das Historische beachtet und stellte zuerst unumstößlich klar, **daß Siegfried und Genovefa keine rein geschichtlichen Personen sind.** Denn die in der Legende vorliegende Zeitbestimmung „temporibus beati Hildulfi" ist nichtig, weil dieser Trierer Erzbischof sicher nicht gelebt hat. Hält man aber die Zeit fest, in welche die Fälschung ihn setzte, so kommt man auf das Ende des siebenten Jahrhunderts, so daß also die frühere, gewöhnliche Annahme des achten Jahrhunderts hinfällig wird. Nun ist zwar 710 ein Pfalzgraf Siegfried zweimal urkundlich belegt, aber über seine Lebensgeschichte und eine Ehe desselben gar nichts bekannt. Spätere Bearbeiter der Legende ließen ihn an den Kriegen Karl Martells gegen Abderohaman Theil nehmen, welchen Feldzug man in der That für das „passagium contra paganos" zu nehmen durch die beiläufige Zeitbestimmung „temporibus beati Hildulfi" gebunden war, sowie man ein historisches Ereigniß suchte.

Ebenso wenig wie dieser Siegfried als historischer Held der Legende zu erwähnen ist, kann der Pfalzgraf Siegfried von Ballenstädt, der zweite Gründer Laach's, der Stiefsohn Erbe und Nachfolger Heinrichs II. von Laach, der um die Scheide des elften und zwölften Jahrhunderts lebte, er starb 1131, dafür angesehen werden, obwohl er einen Kreuzzug unternommen haben soll. Seine Gemahlin Gertrud starb viele Jahre nach ihm.

Versagen so die Zeitangaben und die Personennamen jede sichere Auskunft, so findet sich vielleicht ein Anhaltspunkt in der Beleuchtung des Lokals der Legende.

Die lateinischen Handschriften der Legende geben dieselbe als Gründungsgeschichte der Kapelle in Frauenkirchen, capella beatae Mariae virginis", die jetzt noch besteht. Sie liegt auf dem Maifelde zwischen Ochtendung und Niedermendig, eine starke Stunde von Laach entfernt. Theile ihres jetzigen Baues gehören dem zwölften oder wahrscheinlicher dem dreizehnten Jahrhundert an. Wegeler und Sauerborn sprechen von einer Einweihung der Kapelle durch den Erzbischof Hillin 1256, vermuthlich weil Brouwer*) die Legende zu diesem Jahr erzählt. Doch auch dieser giebt keinen urkundlichen Belag, sondern scheint selbst geschwankt zu haben, indem er im Index das Jahr 1257 angiebt. Es entstand dieser Irrthum wohl aus einer Verwechselung von Frauenkirchen mit der Klosterkirche zu Laach, welche in jenem Jahre von Hillin eingeweiht wurde.

*) Annal. Trevirenses 1626. II, 61.

Die Kapelle selbst trägt kein Zeichen eines Genovefakultes. Keiner der dortigen Altäre war ihr geweiht.**) Ein Relief am Sakramentshäuschen zur linken Seiten des Hauptaltars, das die Jagd Siegfrieds und die Auffindung seiner Gemahlin zeigt, stammt aus dem siebzehnten Jahrhundert; die in der Kirche befindlichen Grabdenkmale eines ritterlichen Paares geben durchaus keinen bestimmten Anhaltspunkt zu einer Deutung auf Siegfried und Genovefa. Nachgrabungen nach dem Leichnam der Pfalzgräfin hatten keinen Erfolg; das Grabmal scheint nach Hansen auch nicht so alt zu sein. So giebt die Kapelle selbst keinen Beleg für die Echtheit ihrer Gründungsgeschichte an die Hand.

Urkundlich wird Frauenkirchen zuerst 1319 genannt, in welchem Jahre daselbst ein Friede zwischen dem Erzbischof Hermann von Köln und der Stadt Köln abgeschlossen wird. Ferner findet sich aus dem vierzehnten Jahrhundert ein Ablaßbrief für die Kapelle (1325) und dessen Bestätigung durch den Trierer Erzbischof (1326).

Im Jahre 1327 erfährt man die erste der Kirche gemachte Stiftung. Darnach fehlen die Nachrichten über die Kapelle länger als hundert Jahre. Erst 1439 ist eine neue Schenkung belegt. Dann häufen sich die Urkunden; 1449 erhält die Kirche ein neues Ablaßprivileg; 1459 trat daselbst eine Brüderschaft ins Leben und wurde vom Papst Pius II. mit Ablässen beschenkt, deren die Kapelle im gleichen Jahre noch zwei weitere erhält. Um diese Zeit war die Kirche schon so mächtig geworden, daß sich ein Streit mit dem Kapitel zu Ochtendung erhob, der 1461 laut einer langen Urkunde geschlichtet ward; 1487 ist die Präsentation und Einsetzung eines Priesters zu Frauenkirchen verbrieft; 1488 ist die Kirche vermögend genug, Land zu verpachten. Endlich ist noch eine Urkunde aus dem Jahre 1550 zu verzeichnen, die eine Obligation für die dortige Brüderschaft enthält.

Hält man mit diesen Urkunden die Nachricht von einer im 15. Jahrhundert bestehenden Procession der Mayener nach Frauenkirchen, die urkundlich 1497 belegt ist, zusammen, so muß der rasche und große Aufschwung der Kapelle in diesem Jahrhundert in die Augen fallen. Ein Aufschwung, der wohl nur daraus erklärt werden kann, daß die Kirche zu unserer lieben Frau in jener Zeit durch Mirakel berühmt geworden war. Beachtet man nun, daß die Marienlegende von der Pfalzgräfin Genovefa die wunderbare Fundation jener Kapelle enthält, beachtet man, daß der Schluß der lateinischen Legende von Wundern in jener Kirche und von ertheiltem Ablaß spricht, so kann man die Vermuthung nicht abweisen, es stehe das Aufblühen der Kirche im engsten Zusammenhange

**) Dies ergiebt sich aus der Urkunde vom J. 1325. Sauerborn a. o. 109. „Ultaria sita in dicta capella consecrata in honore beatae Mariae virginis necnon sanctorum Nycholai Michaelis et sanctae crucis."

Digitized by Google

mit dem Aufkommen der Legende von Genovefa. Und in der That scheint dieselbe in dieser Zeit, wenn nicht entstanden, so doch zuerst größere Verbreitung gefunden zu haben.

Im Beginne des 13. Jahrhunderts kann die Legende nicht wohl bekannt gewesen sein, da sie sonst der fleißige Cäsarius von Heisterbach sicher in seinem catalogus miraculorum aufgenommen hätte.*) Was die Handschriften anlangt, so ist die älteste datirt vom Jahre 1448, doch ist sie eine Ueberarbeitung einer älteren Vorlage, die indessen nicht über die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückzugehen braucht. Zwar weist die älteste Handschriftenclasse am Schlusse die Worte auf: „Scripta vero sunt haec primo vulgariter per petrum peothonotaeium dicti Palentini anno decimo domini Sifridi Palatini cristianissimi,“ d. h. also die Legende beanspruchte eine den Vorgängen gleichzeitige Niederschrift. Aber gegen diese Aufzeichnung der Legende in der merovingischen Zeit spricht der Titel „protonatorius“, der erst 840 in der Karolingischen Kanzlei aufkommt und vorher nur in der päpstlichen gebraucht wird.

Aus all' dem leuchtet hervor, daß die Legende erst zwischen der Mitte des dreizehnten und dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts localisirt worden sein kann, wenn sie in diesem Zeitraume überhaupt sich nicht erst gebildet hat.

Wer nun kann der Urheber dieser Localisirung oder Erfindung sein? Die Wiege der alten Handschriften ist das Kloster Laach. Und die dortigen Mönche konnten auch allem ein Interesse an der Berühmtheit der Kapelle Frauenkirchen haben, da sie den Gottesdienst daselbst leiteten oder doch in Beziehung zu derselben standen, und der Ruf und Gewinn einer solchen mirakulosen Kapelle sicher auch ihrem Kloster zu Gute kam.

Simrock hat schon die Ueberzeugung geäußert, ein Laacher Mönch habe die Legende auf Grundlage des deutschen Volksgesanges „gedichtet“. Auch Hansen meint, ein Mönch des Laacher Klosters sei der Verfasser, wobei er sich noch darauf stützt, daß in der Legende schlechtweg der Laach (lacus) erwähnt wird. Und endlich kam Wegeler zu der gleichen Ansicht, daß ein gelehrter Mönch jenes Klosters die Erzählung „mit geschickter Benutzung der Oertlichkeit“ verfaßt habe. Will man nun nicht zu einer mythischen Grundlage greifen, die bei der späten Entstehung der Legende immerhin höchst zweifelhaft erscheinen würde und ein bestimmter geschichtlicher Vorwurf nicht aufgedeckt werden konnte, so gewinnt die Annahme Kraft, daß die Legende von einem Laacher Mönch erfunden worden ist. Freilich aber wie konnte er die Fabel ersinnen?

Das erste Motiv gab ihm die Geschichte seines Herrn, des Pfalzgrafen Ludwig II des Gestrengen, an die Hand. Als dieser im Felde war, wurde ihm die Treue seiner Gemahlin Maria von Brabant ohne Grund verdächtigt; er eilt nach Donauwörth und ersticht dieselbe 1256. Die Reue veranlaßt ihn zur Stiftung des Klosters Fürstenfeld. Das ganze Ereigniß erregte solches Aufsehen, daß sich sofort die ausschmückende Sage daran heftete, so daß man heute kaum mehr den reinen Sachverhalt erkennen kann.

Diesen Anlaß zur Klosterstiftung konnte der Mönch nun freilich nicht ohne jede Aenderung aufnehmen. Und der Wunsch, seine Erzählung wunderbarer zu gestalten, brachte ihn auf das Motiv der unschuldig Verdächtigten, scheinbar Getödteten, dann aber wieder zu Ehren gekommenen Frau. Dieser Vorwurf war verbreitet: er lebte in der Sage von zwei Gemahlinnen Karls des Großen, Hildegard und Sibilla; geschäftige Mönche hatten ihn im zwölften und dreizehnten Jahrhundert an das Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde angeknüpft; so war auch die Legende von Idda von Toggenburg entstanden, die mit dem Kloster Fischingen zusammenhängt; geradeso wie die verwandte Sage der Jutta von Braunsberg an das Kloster Weingarten anknüpft. Die Bekanntschaft eines Mönches aus dem rührigen Kloster Laach mit solchen Stoffen ist nicht befremdend; gerade die legendarische Ausbeute von Geschichte und Sage beweist, wie häufig Mönche sich mit solchen Erzählungen beschäftigten.*)

Hier nun konnte der Mönch alle einzelnen Züge für seine Legende sammeln. Und wohl mit Vorbedacht ließ er seine Geschichte unter dem Krummstab eines Bischofs sich abwickeln, dessen Lebenszeit so wenig genau bestimmbar ist wie die Hildulfs von Trier.**)

(Schluß folgt.)

Ein Blick in die Ursachen des Verbrechens.

Einem Aufsatz des Strafanstaltsgeistlichen Heim in Werden: „Aus der Arbeit eines Zuchthausgeistlichen“ (Monatsschrift für Innere Mission von Schäfer) entnehmen wir die nachstehenden Mittheilungen, die uns die Fürsorge für die heranwachsende Jugend als ein wichtiges Mittel im Kampf gegen das Verbrecherthum zur heiligen Pflicht machen:

So gewiß es ist, daß die Sünde der Leute Verderben ist, und daß niemand ohne eigene Schuld zum Verbrecher wird, ebenso gewiß ist es auch, daß in unendlich vielen Fällen neben der eigenen auch fremde Schuld dazu beigetragen hat, den Verbrecher zu dem zu machen, was er geworden ist. Sicherlich würden

*) Dieser Catalog ist vom Jahre 1222, Laacher Sagen sind darin aufgezeichnet.

*) Simrock, Rheinland 308.

**) Auch Görres benützt das Vorkommen dieses Bischofs als Beweis für den legendarischen Charakter der Erzählung. Dagegen giebt er 580 f. in einem gewissen Falle die Möglichkeit zu, die Handschriften hätten Hildulf mit dem historischen Hillin (1256) verwechselt. Siehe dessen kritische Erörterungen über die Entstehungsgeschichte der Genovefa-Sage Monatsschr. f. rhein.-westphäl. Geschichtsforschung u. Alterthumskunde, hg. v. Pick 1876 II, 557.

Digitized by Google

die Verhältnisse besser sein, wenn die Menschen besser wären, aber ebenso unbestreitbar ist es, das bessere Verhältnisse bessere Menschen schaffen, insofern die Versuchungen dem einzelnen weniger häufig entgegentreten oder doch wenigstens an ihrer Macht verlieren würden. So wurden zwei Althändler wegen Hehlerei eingeliefert, welche unter günstigeren Verhältnissen wohl nicht hierhergekommen wären. Der Beruf eines Althändlers ist freilich an und für sich schon sehr gefährlich. Auf ihn findet das Wort Sir. 26,28 Anwendung: „Ein Kaufmann kann sich schwerlich hüten vor Unrecht und ein Krämer vor Sünden". Im allgemeinen stecken die Hehler mit dem Diebsgesindel unter einer Decke und sind mindestens ebenso schlecht als die Spitzbuben, nur feiger, dafür aber geriebener. Aber jene zwei scheinen ein „Opfer ihres Berufs" geworden zu sein. Sie machen einen guten und treuherzigen Eindruck, so daß wohl anzunehmen ist, daß sie sich nicht in rechtem Maße dessen bewußt gewesen sind, daß der Hehler nicht besser ist, als der Stehler. Die Verhältnisse solcher Leute sind sehr ärmlich. Nun bietet sich ihnen plötzlich Gelegenheit, ein „gutes" Geschäft zu machen, und sie können der Versuchung nicht wiederstehen. Ueber beide hat die Polizei nichts Ungünstiges aussagen können. Der Bericht über die Verhältnisse des einen lautet: „Ueber B. ist nichts Nachtheiliges zu melden. Die Frau ist fleißig und sparsam, aber kränklich; bestraft ist sie mit 2 Tagen Haft wegen Bettelns". Das heißt also auf deutsch: Es ging den Leuten trotz Sparsamkeit und Fleiß sehr schlecht. Erst betteln sie, dann stehlen sie. Aehnlich ist es mit dem anderen, dem die Polizei, die mit günstigen Aussagen sonst sehr sparsam ist, folgendes Zeugniß ausstellt: „P. ist dem Trunke und Müßiggange nicht ergeben. Der Grund seines Verbrechens ist wohl darin zu suchen, daß es ihm infolge Arbeitsmangels schwer wurde, seine zahlreiche Familie (Frau und 8 Kinder) zu ernähren". Solche Fälle sind Anklagen gegen die Gesellschaft. Hier ist nicht Habgier die Triebfeder des Verbrechens, sondern die Angst und die bittere Sorge um das tägliche Brot.

Von weit höherem Einfluß als solche äußeren Umstände ist aber die elterliche Erziehung. Einmal, weil der Grund für die spätere Entwicklung in der Jugend gelegt wird, und zum andern, weil diejenigen, welche in der Jugend auf verbrecherische Bahnen kommen, dem Verbrecherthum meist dauernd anheimfallen. So wurde ein junger Mensch eingeliefert, der durch seine finstere Miene und durch seinen trotzigen Blick schon verrieth, daß er den Gang zum Pastor für äußerst überflüssig hielt. Lange Zeit gelang es mir nicht, etwas anderes aus ihm herauszubringen als „Ja" oder „Nein". Man mochte von alle dem sprechen, was bei anderen noch einen Widerklang hervorruft, von der Liebe zu den Eltern, zu Geschwistern rc., nichts machte einen Eindruck. Ich schloß daraus, daß nach dieser Richtung hin manches nicht stimme, ging darum allein auf seine persönlichen Verhältnisse ein, daß er noch zu jung sei, sein Leben in dem Elend und der Schande eines Zuchthauses zu vertrauern, daß er wohl noch nie glücklich und zufrieden gewesen sei, es aber werden könne. Es gebe noch ein anderes Glück, das für uns alle sei, und das gerade denen verheißen werde, die schwere irdische Schicksale zu tragen gehabt hätten. Da hörte er aufmerksam weiter zu, aus seinem Auge lösten sich Thränen, und er sagte: „Herr Pastor, so hat noch kein Mensch mit mir gesprochen!" Wir sind gute Freunde geworden. Im Religionsunterricht gehört er zu den besten, aufmerksamsten, verständnißvollsten Schülern. Bei meinen späteren Besuchen in seiner Zelle erzählte er mir dann, daß sein rechter Vater früh gestorben sei, seine Mutter wieder geheirathet habe und er unter der Roheit des Stiefvaters viel zu leiden gehabt hätte. Gegen die nachgeborenen Kinder wurde er immer zurückgesetzt, für all' ihre Ungezogenheiten verantwortlich gemacht und bestraft. Voll Verbitterung verließ er schließlich das Elternhaus, ohne zu wissen, was Eltern- und Geschwisterliebe ist. Die Thränen kommen ihm jetzt noch in die Augen, wenn er davon redet. Mit einem anderen habe ich auch erst viele Unterredungen führen müssen, ehe das Eis gebrochen war. Ich zweifelte schon, daß sein Herz überhaupt noch weich werden könnte, und die Gänge zu ihm wurden mir immer schwerer. Aber schließlich wurde auch er zutraulicher, wenngleich ich seinem verschlossenen Wesen doch noch das Meiste abringen mußte. Daß er seine Mutter lieb gehabt hatte, — sie war längst tot — hatte ich früher schon bemerkt. Jetzt erfuhr ich auch etwas über das Verhältniß zu seinem Vater. Dieser, ein sonst durchaus ehrbarer Mann, hatte es nicht verstanden, seinem Kinde ein Vater zu sein. Als der Junge noch zur Schule ging, brachte er eines Tages den Typhus mit nach Hause. Er war lange krank, und seine Mutter pflegte ihn mit Aufopferung. Aber als er genesen, wurde sie von der tötlichen Krankheit ergriffen und starb. Der Schmerz über den Verlust machte den Vater ungerecht. Er sah in dem Sohn die Ursache des Todes der Mutter, warf im dies immer vor und vernichtete so durch seine Lieblosigkeit und Härte die Liebe in dem Herzen seines Kindes. Daß dessen Entwicklung schließlich eine Richtung zum Bösen genommen hat, ist wohl erklärlich. Bei einem anderen waren Vater und Mutter selbst wegen Diebstahls bestraft. In ihrem Sohne erzogen sie sich einen Gehilfen ihres Diebeshandwerks. Als er nach Verbüßung seiner ersten Strafe nach Hause zurückkehrte, war sein Vater inzwischen gestorben; seine Mutter aber ließ im keine Ruhe. Sie war gewohnt, auf diesem bequemen Wege die für den Haushalt nothwendigen Waaren zu beziehen und trieb nun durch Klagen und Bitten ihren Sohn wieder in das alte Verbrecherleben zurück.

Aber nicht immer sind die Ursachen so einfach und

Digitized by Google

klar zu erkennen. Oft ist dem Elternhause keine Schuld beizumessen, wohl aber unseren socialen Verhältnissen, in welchen die heutige Jugend aufwächst. Die Erfolge und Früchte sehen wir im Zuchthause. Mit Beendigung der Schulzeit beginnt für eine überaus große Anzahl der Kinder die Zeit der Freiheit. Sie sind froh, mit Schule und kirchlichem Unterricht nichts mehr zu thun zu haben, und gehen um alles, was sie irgend an die frühere Zeit erinnern könnte, in großem Bogen herum. Wenn es hoch kommt, nehmen sie nach der Konfirmation auf Drängen der Eltern noch ein- oder zweimal am Abendmahl theil, um dann vielleicht erst wieder zum Tisch des Herrn zu kommen, wenn sie sich — im Gefängniß befinden. Bei den meisten ist die Verbindung mit der Kirche so gründlich zerschnitten, daß es ihnen als etwas ganz Neues erscheint, wenn sich der Pastor überhaupt um sie bekümmert. Ihnen ist der Pastor höchstens als Prediger bei Trauungen, Taufen, und Beerdigungen bekannt, aber in persönliche, geistige Berührung sind sie in den seltensten Fällen mit ihm getreten. Auf die Frage: „Wann haben Sie zuletzt mit dem Pastor ein Wort gesprochen?" wissen die weitaus meisten gar keine Antwort zu geben — es sei denn, daß sie vor kurzem im Gefängniß gewesen sind. So drängt sich auch dem Strafanstaltspfarrer der verhängnißvolle Schaden der Massengemeinden auf. Aber in kleineren, z. B. in Dorf-Gemeinden ist es auch oft nicht anders. Für eine derartig aufwachsende Jugend muß etwas geschehen. Aber die Bemühungen vonseiten der Kirche, und wenn sie sich verdoppeln, reichen nicht aus. Wir sind auf die Hilfe des Staates angewiesen, zumal da die eigenen Eltern ihre Söhne oft selbst nicht mehr bändigen können. Warum beschränkt man nicht allgemein die Lohnzahlung an minderjährige gewerbliche Arbeiter und bestimmt, daß der Lohn auf Wunsch an die Eltern, bezw. Vormünder ausgezahlt wird? § 119a Abs. 2 Ziffer 2 der Gewerbeordnung*) bietet dazu eine Handhabe. Man würde diesen damit ein sehr wirksames Zuchtmittel in die Hände geben, und die heilsamen Folgen einer solchen allgemeinen Bestimmung würden außerordentlich groß sein. Mir hat schon mancher auf die Frage: „Wie sind Sie in dies unordentliche Leben hineingekommen?" geantwortet: „Ich habe zu früh Geld verdient." Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Jungen vom 16., 17. Jahre ab, wenn die Eltern ihnen nicht völlig freie Hand lassen, sich einfach bei fremden Leuten in Kost und Logis geben. Ferner, ein Primaner darf weder auf der Straße rauchen, noch ein Wirthshaus besuchen. Der jugendliche Fabrikarbeiter aber ist, sobald er die Volksschule verlassen hat, sein eigener Herr. Zuckt einem nicht die Hand, wenn man solche Burschen oder vielmehr Bürschchen Sonntag vormittags bewaffnet mit einem langen Glimmstengel und einer noch längeren Cigarrenspitze vom Frühschoppen kommen sieht? Warum macht man den Besuch der Fortbildungsschulen nicht obligatorisch und bestimmt, daß die Schüler auch außerhalb der Schule gewissen Gesetzen des Anstandes und der guten Sitte unterworfen sind? Durch Verbieten allein läßt sich aber nichts erreichen. In Rücksicht auf das neue Gesetz über die Sonntagsruhe muß dies den Meistern und Prinzipalen ganz besonders klar gemacht werden. Zwar wäre es wohl angebracht, wenn sie gleich im Aufnahmecontract der Lehrlinge bestimmte Vorbehalte, betr. Wirthshausbesuchs, Rauchens 2c. machten, wie es ja auch einige verständige Fabrikbesitzer sogar für ihre größeren Betriebe thun. Aber auch damit ist noch nicht genug geschehen. Will man nicht, daß die jungen Leute die Kneipen besuchen, so muß man ihnen möglichst dafür Ersatz schaffen. Pflicht der Lehrherren 2c. ist es darum, ihren Angestellten Anschluß an die Familie zu geben, den älteren ein Zimmer einzuräumen, wo sie sich auch mit Freunden und Bekannten aufhalten können. Bei Kaufleuten, die ihr Personal in ihrem eigenen Hause wohnen haben, ist es vielfach Brauch, den Angestellten das Comtoir als Aufenthalt anzuweisen. Gemüthlich ist es dort meist nicht, und der Ort der wöchentlichen Arbeit ist kein Platz für sonntägliche Erholung. Wichtig für unsere Zeit sind die von Arbeitervereinen veranstalteten Familienabende, denen die von den Vereinen für Volkswohl eingerichteten Unterhaltungsabende an die Seite gestellt werden können. Es ist ein altes Sprichwort: „Wie der Sonntag, so die Woche". Würde das dritte Gebot heiliger gehalten, so wäre mancher nicht im Zuchthaus. Ueber die Befolgung des dritten Gebots herrschen zwar zum Theil merkwürdige Anschauungen. Auf die Frage: „Haben Sie das dritte Gebot gehalten?" bekam ich die Antwort: „Jawohl, Herr Pastor, ich habe Sonntags nie gearbeitet". In der Kirche war der Betreffende natürlich nie gewesen, dafür aber desto mehr im Wirthshaus. Von den 18 094 Zuchthäuslern haben 3166 das Verbrechen in der Trunkenheit begangen; auf die 2647 weiblichen Gefangenen kommen 72 Fälle, auf die 15 447 Männer dagegen 3094, also über ein Fünftel. Die in der Trunkenheit verübten Thaten sind meist Körperverletzungen, Mißhandlungen 2c. 2c. Wieviele davon auf den Sonntag entfallen, ist aus der Statistik leider nicht zu ersehen. Es ist aber ein sehr großer Procentsatz; denn Revolver und Schnapsflasche gehören für viele Leute der Industriebezirke zum Sonntagsanzug. Zur Illustration diene folgender Fall. Ein junger Mensch wurde wegen Landfriedensbruch eingeliefert. Er war Sonntag abends mit einigen andern Burschen auf einen in der Nähe liegenden Bauernhof gegangen, um dort

*) Er lautet: Durch statutarische Bestimmung kann für alle Gewerbebetriebe oder gewisse Arten derselben festgesetzt werden, daß der von minderjährigen Arbeitern verdiente Lohn an die Eltern oder Vormünder und nur mit deren schriftlicher Zustimmung oder nach deren Bescheinigung über den Empfang der letzten Lohnzahlung unmittelbar an die Minderjährigen gezahlt wird. D. Red.

Digitized by Google

die Mägde zu besuchen. Am Nachmittag waren sie schon in verschiedene Wirthschaften eingekehrt. Infolge des Radaus, den sie machten, wies sie der Besitzer vom Hofe. Die Antwort war, daß die Burschen erst seinen Hund erschossen und dann auch ihn mit dem Revolver gefährdeten. Auf meine Frage, ob sie den Revolver zu einem bestimmten Zweck bei sich getragen hätten, entgegnete mir der Betreffende: „Nein, wir hatten nichts Besonderes vor; ich habe mir nichts dabei gedacht; ich habe ihn ‚nur so' mitgenommen." Den Eindruck eines Raufboldes macht er keineswegs. Im Gegentheil! Rührend geradezu ist es, wie er an seiner betagten Mutter hängt und immer wieder hoffend und zweifelnd den Wunsch äußert, sie doch noch einmal wiederzusehen. Um so bezeichnender für die herrschende Anschauung ist es, daß selbst solche Leute mit dem Leben ihrer Mitmenschen geradezu spielen. (Blätter für das Armenwesen.)

Ein Aufruf zur Gründung eines deutschen Vereins für Sanitätshunde wird von dem bekannten Thiermaler J. Bungartz in Lechenich, Reg. Bez. Cöln versandt.

Derselbe verfolgt schon seit Langem das Ziel, den Hund dem Dienste des Rothen Kreuzes nutzbar zu machen und hat auch vielfach schon an maßgebenden Stellen Zustimmung gefunden. Er richtet jetzt „die dringende Bitte an alle human denkenden Damen und Herren, zu einer Vereinigung des „Deutschen Vereins für Sanitätshunde" zusammenzutreten, um — wenn die Kriegsfurie einmal entfesselt werden sollte — mit dazu beitragen zu können, die Leiden der im Felde verwundeten Krieger zu mildern."

Der Aufruf verweist besonders darauf, „daß Verwundete, soweit dieselben sich noch einigermaßen fortbewegen können, die Gepflogenheit haben, alle möglichen Schlupfwinkel in ihrer Angst und um den tödtlich einschlagenden Geschossen aus dem Wege zu kommen, aufzusuchen, von den das Schlachtfeld absuchenden Krankenträgern nicht gefunden und übergangen werden, elendiglich und unter unsäglichen Schmerzen verbluten und ihr Leben aushauchen. Wie mancher Krieger würde erhalten bleiben, wenn solche rechtzeitig aufgefunden und verbunden würden. Beispiele dieser Art aus den letzten Kriegen sind genügend bekannt."

Diesem Uebelstande könne durch gut abgerichtete Hunde abgeholfen werden.

Maler Bungartz hat eine Methode zum Aufsuchen von Verwundeten durch Hunde erfunden, von welcher das Kriegsministerium erklärte, daß sie „vorzügliche Ergebnisse" habe.

Die Hunde finden mit vollkommener Sicherheit, mag ein Mensch noch so versteckt liegen, sie spüren ihn sicher auf, kommen zurück und bringen ihren Führer zu dem gemachten Fund. Die Hunde führen selbst Verbandzeug, Erfrischungen und dergl. mit, und durch eigens gebaute „Hunde-Ambulanz-Wagen" wird die Fortschaffung der Verwundeten um das Doppelte beschleunigt, ohne daß deshalb mehr Mannschaften eingestellt werden müssen.

Um diesen Gedanken zu verwirklichen, soll nun ein Deutscher Verein für Sanitätshunde gegründet werden, „der möglichst Anschluß an die Vereinigungen des Rothen Kreuzes zu suchen hätte."

Die Mitgliederschaft besteht aus activen und passiven Theilnehmern. Erstern liegt die Pflicht ob, stets einen gut dressirten Hund bereit zu halten, um diesen im Ernstfalle zur Verfügung zu stellen.

Weiter sollen Führer der Hunde ausgebildet werden. Die geeignetsten Hunde sind Schäferhunde der deutschen und schottischen (Collie) Rasse."

(Tägliche Rundschau.)

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXIV. Berlin, September 1893. Nr. 9.

Inhalt: Die Familien mit dem Namen Kiseling. — Lutgardis Aebtissin von Herford (Mit Abbildung). — Kufstein. — Zur Vervollständigung der Livländischen Beiträge. — Wappenbrief für die Familie Thomsen (Mit Abbildung). — Bücherschau u. s. w.

Der Armen- und Kranken-Freund, eine Zeitschrift für die Diakonie der evangelischen Kirche 2c. Herausgegeben von Georg Fliedner, Pastor der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth. Mai- und Juni-Heft 1893.

Inhalt: Eine entscheidungsvolle Stunde. — Das Jahresfest der Kaiserswerther Diakonissen-Anstalt. — Auf! laßt uns Zion bauen! — Aus der Arbeit der Kaiserswerther Diakonissen in Osten und Süden. — Kürzere Nachrichten. — Catharine Pennefather. — Vier heimgegangene Diakonissen. — Vergeßt den Gotteskasten nicht. — Vom Büchertische. —

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 51. 16. September 1893.

Inhalt: Der rothe Adler auf der Marienburg. Historischer Roman (Fortsetzung). — Wie Straßburg an Frankreich kam. (Fortsetzung.) — Der Umbau der Marienkirche in Berlin (mit Abbildungen). — Erinnerungen aus und nach der Zeit der „Großen Garde." — Kleine Mittheilungen: Ein Mann in trüber Zeit. — Friedrich der Große als Componist. — Stubenarrest. — Unsere Ulanen, u. s. w.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 4. October 1893. Nr. 40.

1. Carl von Flotow, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Major a. D., Rechtsritter seit 1872, † zu Ludwigslust 26. September 1893.
2. Ernst Wilhelm Rudolf von Versen, Landrath, auf Crampe bei Brückenkrug in Pommern, Ehrenritter seit 1864, † zu Bublitz 17. September 1893.

Die Entstehung der Legende von der Pfalzgräfin Genovefa.

(Schluß.)

Woher aber entlehnte er die Namen seiner Helden? Da bot sich ihm vorerst Siegfried dar, der zweite Stifter seines Klosters, der dessen Bestand recht eigentlich erst gesichert hatte. Dankbarkeit kann man es heißen, die den Mönch leitete, seinen Wohlthäter auch in dieser wunderbaren Geschichte zu feiern. Und er sollte ja auch ein „passagium contra paganos" unternommen haben (mit Gottfried von Bouillon) wie der Held der Legende und hatte ebenso einen Statthalter (Gottfried von Calw) hinterlassen. So ward der Siegfried der Legende Pfalzgraf, wie auch nach seinem ersten Vorbild, Ludwig dem Strengen. Und wie dessen Gemahlin aus Brabant war, so ließ der Mönch auch Siegfrieds Gemahlin das stammen was ihm um so geläufiger war, als der historische Pfalzgraf Siegfried von seiner Großmutter her dort begütert war und dem Kloster auch dort Schenkungen gemacht hatte.

Schwieriger ist die Wahl des Namens Genovefa zu erklären, der sich historisch in keiner herrschenden Familie der Zeit findet. Und es ist auch nicht nachweisbar, daß die Benedictiner die Schutzpatronin von Paris besonders verehrt hätten, so daß auf diese Weise der Kult dem Laacher Ordensbruder nahe gelegen hätte. Doch diese Heilige wurde nicht nur in Paris gefeiert, ihre Verehrung war weiter ausgedehnt. Mabillon weist Altäre der heiligen Genovefa in Royat bei Clermont, Rheims und Audenne nach.*) Ihr Kult mußte auch bis nach Deutschland gekommen sein.

Die Bollandisten**) berichten im Hinweis auf die maladie des ardens, welche die Heilige vom 3. Januar geheilt habe, daß man dieselbe auch im Kloster S. Nicolas zu Laach verehre und daß man sie als Schutzpatronin gegen Gewitter und Stürme anrufe. Dieser Glaube lebt heute noch unterm Volke im Dorfe Obermendig. Sahen die Einwohner bei Gewittern eine Flamme auf dem Kreuze ihres Thurmes, so riefen sie: „Unserer lieben Frau Genovefa Kerze brennt!" Denn gleich den Schiffern halten sie das Erscheinen des St. Elmenfeuers für ein gutes Zeichen, daß von Stürmen nichts zu befürchten sei. Die Bollandisten haben sicher Recht, dies mit der Genovefa von Paris und nicht mit der Pfalzgräfin zu verbinden, weil es im engsten Zusammenhange steht mit dem Vermögen derselben, den sacer ignis zu heilen, wofür sie in Paris in einer eigenen Kapelle als St. Geneviève des ardens gefeiert wurde.***)

Dieser Umstand, daß der Kultus der heiligen Genovefa in der Gegend von Laach heimisch ist, hat Seuffert in seiner vortrefflichen Habilitationsschrift: „Die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa" dahin geführt, zu vermuthen, daß der Laacher Mönch den Namen für seine Erzählung von der Pariser Heiligen entnommen habe. Es mangelte indessen bisher an einem äußeren Beweis, daß der Kultus der heiligen Genovefa in jenen alten Zeiten bereits in der Nähe von Laach in Blüthe gestanden habe. Doch auch

*) Annal. ord. S. Benedicti I, 62; 104; 609.

**) Die Bollandisten nennt man eine Gesellschaft Jesuiten, welche die unter dem Titel „Acta Sanc. Forum" bekannte Sammlung der Nachrichten über die Heiligen der katholischen Kirche von 1643—1794 zu Antwerpen, Brüssel u. Tongerloo herausgegeben hat. Sie führen jenen Namen von Johann v. Bollandus (1596—1665), dem ersten Bearbeiter der von Heribert Rosweyd aus Utrecht angelegten Sammlung.

***) Maladie des ardens, sacer ignis ist die im 12. Jahrhundert in Frankreich epidemisch herrschende Blatterrose.

Digitized by Google

diese erwünschte Bestätigung hat sich seitdem in einer Urkunde vom Mai des Jahres 1255 gefunden. „Die Abtei Malmedy verpachtet dem Cisterzienser Nonnenkloster Namedy (Namendeth) einen Wald „que communites Sancte Genofeve Gereuht appellatur“*) für den Zins von 6 Kölner Denaren, zahlbar jährlich in Andernach. Da diese Pachtsumme aber dem Werthe des Grundstückes gegenüber viel zu niedrig bemessen ist, so verpflichten sich die Nonnen von Namedy, von allen Gütern und Nutzungen, welche a monasterio nostro Malmundariensi vel Capetta S. Genofeve Andernachensi herrühren, den kleinen und großen Zehnten zu bezahlen.“

Durch dieses Zeugniß ist die Verehrung der heiligen Genofeva in der dortigen Gegend — Namedy und Andernach liegen in nächster Nähe von Laach — dem Entstehungsorte der Legende — für das erste Viertel des dreizehnten Jahrhunderts gesichert, denn in die zwanziger und dreißiger Jahre dürfen wir nach den Angaben der Urkunden, den Beginn des Cultus mindestens zurückschieben, da die Genofevacapelle schon einige Zeit bestanden haben muß, und wir ein längeres Weilen des Cultus an jenem Orte anzunehmen haben, ehe der Name zur Flurbezeichnung verwandt werden konnte. So löst sich das Vorkommen des Namens Genofeva in der Legende einfacher, als wenn man Leos keltische Etymologie des Namens annimmt, welche er aus der seiner Ansicht nach keltischen Sage schöpft.[1])

Ebenso ergeht es mit dem Namen Golo, den Leo gleichfalls aus dem Keltischen nach dem Charakter seines Trägers in der Legende deutet.[2]) Auch Zacher wagt nicht, die Richtigkeit seiner Etymologie des Namens zu behaupten.[3]) Vielleicht darf man an einen Kosenamen bei Goto denken. Ist es der Rest eines Eigennamens mit Gold, wie Bolo aus Bold, oder darf man an Nolo aus Nodilo = Rudolf erinnern und Golo mit Gottfried (statt des Deminutions-Konsonanten k in Godiko den Deminutions-Konsonanten l — Godito) zusammenbringen? Hieß doch Siegfried von Ballenstädt's Stellvertreter Gottfried v. Calw! Kehrein (Volkssprache Nassaus I, 169) belegt Golo = Gollo als Schimpfbenennung eines falschen Menschen, aber diese Bedeutung hat sich wohl erst aus der Legende entwickelt. Uns will bedünken, daß unter den verschiedenen Conjecturen, die Annahme, daß der Verfasser der Legende, wenn er den Namen Siegfried von dem zweiten Stifter seines Klosters entnommen, auch den Namen Golo von dessen Stellvertreter Gottfried v. Calw entlehnte, am meisten für sich haben dürfte.

Gerade diese Unsicherheit in der Erkenntniß der Namen der Legende — der Koch und das Kind treten in der lateinischen Abfassung noch so völlig zurück, daß sie keine Namen führen — steifte die Neigung, in ihr etwas Mythisches zu suchen, womit sie doch nur durch die Anlehnung an das Novellmotiv eines ausgedehnten Sagenkreises in Berührung gekommen war, wobei dann der Name Siegfried, obwohl er unzählige Mal historischer Eigenname ist, noch als wichtiges Merkmal betrachtet wurde. Daneben betonte Zacher, daß die Jagd am Tage vor Epiphanie, als dem letzten Tage der Zwölften, für das Mythische spreche, während doch Epiphanie für Frauenkirchen einer der Ablaßtage und überhaupt der „oberste“ Tag war, weshalb ihn der Mönch leicht wählen konnte. Auch wenn Zacher an Berchta gemahnt wird durch den Volksglauben, Genovefa spinne Sonntags auf dem Altar zu Frauenkirchen, und wenn man die Zuverlässigkeit solcher Nachrichten nicht angreift, so muß man doch in einer Kirche „zu unserer lieben Frauen“ zuerst an Maria denken, die wie Holda und Berchta spinnen lehrt, und eine Verdrängung von Maria durch die später berühmt gewordene Genovefa annehmen. Und endlich die Prozession mit dem Scheinkampf ist wiederum kein Beweis für die mystische Grundlage der Genovefalegende; der Kampf beruht auf dem in den Rheingegenden überhaupt üblichen Streit zwischen Sommer und Winter, den die Mönche geschickt unter Vermittlung der Legende von der Pfalzgräfin für die Kirche auszubeuten wußten. Die alte Genofevalegende weiß gar nichts von den Saracenen, gegen welche jener Scheinkampf gefochten wird, wie man sagt, auf Anordnung des Pfalzgrafen Siegfried. In den Jahren 1551 oder 1556 findet sich diese Feierlichkeit zuerst verzeichnet.

All dies spricht so wenig für eine mythische Grundlage der Legende, als es für deren historische Echtheit beweiskräftig ist, wenn ein Thurm des Mayener Schlosses Genovefathurm heißt, oder man in Mayen den Thurm zeigt, in dem Golo gefangen war. Ja man kennt auch die Felsenhöhle im Hochstein, in der Genovefa zuerst Schutz fand; ein Waldrevier heißt Golobüsch und unter Thür, auf einer Wiese, der Bierling genannt, treibt Golo als am Platze seiner Hinrichtung nächtlichen Spuk. Hierin feiert der Verfasser der Legende den Triumph seiner Kunst, vermöge welcher es ihm gelungen ist, durch Verwerthung von Ortsnamen aus der Umgegend seines Klosters und der zu feiernden Kapelle seiner Erzäh-

*) Was Gereuht bedeutet, ist nicht ganz sicher zu erklären, man kann an zweierlei denken gerouto = ahd: rente vergl. Frisch: Teutsch-Lateinisches Wörterbuch II! a. Hierfür spricht die Erwähnung der Genofeva-Capelle zu Andernach; man mag annehmen, daß der Wald ursprünglich eine Rente dieser Kirche war; man kann es aber auch als Collectivbildung zu rante Schößling, schlanker Eichenstamm stellen. Das erstere ist aber wohl wahrscheinlicher.

[1]) Ferienschriften I, 103. Gaelisch: gean-o-naibhe oder wälsch: gen-o-fau = Frau von der Höhle.

[2]) Ferienschriften I, 105 Gaelisch: col = incest. Bretonisch: gòlò = heucheln.

[3]) Historie 48. Galan = singen; durch Kalan = per incantationes; daher Golo = Zauberer.

Digitized by Google

lung beim Volke jene Glaubwürdigkeit zu gewinnen, die sich neue äußere Anknüpfungspunkte schafft.

Hält man nun an einem Verfasser fest, so ergiebt sich auch ein bestimmterer Zeitpunkt der Entstehung, als er oben gefunden werden konnte. Der erste Ablaßbrief für Frauenkirchen ist vom 2. April 1325 datirt; der Mönch setzt den Tod der Genovefa auf denselben Tag fest; demnach ist die Legende nach dem Jahre 1325 verfaßt. Denn daß der Verfasser der Indulgentien der Kirche gedachte, beweist der Schluß der Legende, wonach der Papst der Kapelle einen Ablaß ertheilte.

Weder für die mythische Sache, noch für das geschichtliche Ereigniß läßt sich ein entscheidender Beweis vorbringen, es ergiebt sich daher als Resultat unserer Untersuchung, eine novellistische Legende anzunehmen, die von verschiedenen historischen Begebenheiten und Personen ausgehend an den in der Umgegend des Klosters Laach eingebürgerten Cultus der h. Genofeva anknüpfte und von geschickter Hand localisirt wurde.

Wohl den ersten literarischen Hinweis giebt Hubert Thomas Leodius in seinen Annales de vita et rebus gestis Friderici II. Electoris Palatini (zuerst gedruckt 1525) bei Gelegenheit der Besprechung von Laach's Gründung durch Siegfried. Aus den vielen Werken, die sich dann in der Folgezeit, besonders im Laufe des 17. Jahrhunderts, mit der Genovefalegende beschäftigen, geht hervor, daß vor allen die Jesuiten sich um ihre Verbreitung bemühten. Als einzige neue beachtenswerthe Fassung der Legende tritt der Iconismus des spanischen Historiographen Erycius Puteanus*) heraus. Alle andern, mit Ausnahme etwa des Freher'schen Appendix**), sind lediglich Excerpte, von denen die Darstellung Hoyer's noch den meisten selbständigen Werth beanspruchen kann.

Freilich keiner von all diesen Gestaltungen, auch nicht dem Originalmanuscript bei Freher, noch der Schilderung des Puteanus gelang es, ins Volk zu bringen und die Dauer der Legende zu verbürgen. Das mußte in der lebenden Sprache eines Volkes geschehen, in der Gelehrtensprache konnte es nicht erreicht werden. Der Jesuitenpater René Cérisier (1603 bis 1662) war es, der durch eine Veröffentlichung der Legende in französischer Sprache die Legende nicht nur bei seinen Landsleuten, sondern in ganz Europa heimisch machte****). Vor allen war es das niederländische Volk, das die Legende eifrig aufnahm und durch Vermittlung von Uebersetzung zu einem Volksbuche umbildete. Diese meisterhaft überarbeitete Fassung von Cérisiers Buch, dessen Urheber man nicht kennt, hat die ganze Legende des farbenreichen Gewandes der Mystik wieder entkleidet und in den Kreis gemüthlichen Familienlebens, einfacher Natürlichkeit und kindlicher Frömmigkeit zurückgeführt. Die Verbreitung dieser niederländischen Tradition wurde dadurch außerordentlich gefördert, daß hiernach ein geübter Volksschriftsteller Christoph v. Schmidt die Geschichte in deutscher Sprache erzählte. Nicht nur daß dessen Genovefa zahlreiche Auflagen erlebte, sie wurde auch die Grundlage neuer Volksbücher und zahlreicher Uebertragungen in fremde Sprachen. Auch die Bühne bemächtigte sich gar bald dieses Stoffes. Eine dramatische Fassung der Legende befindet sich schon früher in den Niederlanden, um 1716; noch früher spielten die Hamburger Comödianten 1674, also bald nach Staudacher's Uebersetzung, die Comödie Genovefa, Pfalzgräfin zu Trier, auch von einer Aufführung in München 1694 wird uns berichtet. So war die Bahn zur Bühne dem Genovefastoff gebrochen. Im achtzehnten Jahrhundert bemächtigten sich die Studirenden seiner zu Schauspielen und Musikdramen, und die Folgezeit weist manche bedeutenden Dichter und Componisten auf, welche der Legende ihre Kunst widmeten. Sie alle aber gehen nicht auf jene Theatertradition zurück, sondern sie lehnen sich an die Volksüberlieferung an und unter sich sind nicht wenige stark mit einander verkettet.

Doch hier interessirt es mehr, daß noch in diesem Jahrhundert, ja in unsern Tagen, in Kärnthen, um 1830 in Liesing im Lasathale zum letzten Male, aber 1876 wiederum in St. Jacob in dem gleichen Thale vom Volke das Spiel von Genovefa aufgeführt wurde, so gut wie die Passionsspiele. August 1856 ward zur Feier einer Hochzeit in der Nähe von Bozen ein dreiactiges Mysterium, Genovefa von Brabant, gegeben, verfaßt von Franz Herlich. Neben diesen Volksaufführungen ziehen sich Puppenspiele her. Schon 1777 componirte Joseph Haydn eine Operette Genovefa für das Puppentheater des Fürsten Esterhazy in Eisenstadt. Im Jagdhaus bei Tabarz (Thüringen) wurde in neuerer Zeit ein Puppenspiel Genovefa aufgeführt, ein anderes Puppentheater zu Castellaun (1862—66) bei Koblenz, also in der Nähe des Locals der Legende spielt ebenfalls die Genovefa, beide Darstellungen hielten sich eng ans deutsche (Simrock'sche) Volksbuch. Und jetzt noch, wo die Puppentheater gemach verschwinden, hat der Puppenspieler Linde in Berlin die Genovefa in seinem Repertoir aufgenommen, wenn auch in einer mit Berliner Witzen gewürzten Umwandlung des Volksbuchs.

So fand denn die Legende der Genovefa von Brabant Eingang in alle Schichten des deutschen Volkes, die Volksdichtung Hand in Hand mit der

*) Erycius Puteanus: S. Genovefae ducis brabantiae Filiae 1618.

**) Marquard Freher in der Appendix zu seinen Origines Palatinae: Historiola de exordio capellae Frawen Kirchen. 1613.

***) Mich. Hoyer: Historiae tragicae sacrae et profanae 1641.

****) Cérisier's Bearbeitung der Legende erschien 1638 zu Mons unter dem Titel: l'Innocense recomme, ou Vie de S. Geneviève de Brabant. Die erste deutsche Uebersetzung rührt von dem Jesuiten Mich. Staudacher her und erschien in Dillingen 1660: Genovefa, das ist wunderliches Leben u. denkwürdige Geschichten der h. Genovefa, geborene Herzogin aus Brabant 2c.

Digitized by Google

Kunstdichtung durchzog das ganze Land im Wettstreit; jene aber blieb siegreich über die Gestaltungen der Dichter und gerade das Volksbuch blieb haften im Herzen von Jung und Alt als lebendes Eigenthum. L.

Die Idioten-Anstalt „Neu-Erkerode“ bei Braunschweig.

Dem Berichte des Vorstehers der genannten Anstalt, des Propstes Palmer über dieselbe, die Zeit vom 1. Januar 1890 bis 30. August 1893 umfassend, entnehmen wir das Nachstehende:

Der Anfangstermin für diesen Bericht ist gegeben; er fängt da an, wo er das vorige Mal aufhörte, nämlich mit dem 1. Januar 1890. Wir leben jetzt in dem Jubiläumsjahre der Anstalt. Am 13. September werden es 25 Jahre, daß dieselbe, damals in Erkerode, gegründet wurde. So erschien es ja angezeigt, den Bericht bis zu diesem Termine auszudehnen. Da wir aber aus vorliegenden Gründen es vorziehen mußten, die Jubiläumsfeier etwas früher, nämlich schon am 30. August zu begehen und es passend erschien, gerade am Tage der Feier den Bericht zur Vertheilung kommen zu lassen, so entschloß ich mich, diesen Festtag als Endtermin des Berichts gelten zu lassen.

Wie üblich beginne ich mit der Statistik. Der letzte Bericht nannte 209 Pfleglinge, heute sind es deren 230: 133 männliche, 97 weibliche. Im Laufe des Zeitraums, über den der Bericht sich erstreckt, fanden 114 Aufnahmen statt, 37 Entlassungen und 56 Todesfälle. Die Zahl unser Angestellten beläuft sich auf 40, und die ganze Seelenzahl der Anstaltsgemeinde mit den Angehörigen der Angestellten auf 286.

Aus dem Herzogthum Braunschweig sind uns zugeführt 219 Pfleglinge, aus andern deutschen Ländern 11. Die Zahl der nichtbraunschweigischen Pfleglinge hat sich auch jetzt wieder, und zwar nicht unbedeutend, vermindern müssen, da unsere beschränkten Raumverhältnisse uns die Aufnahme solcher Kranker in der Regel nicht mehr erlauben. Unsere Räume sind jetzt der Art in Anspruch genommen, daß wir schon wiederholt genöthigt waren, auch Landeskindern eine sofortige Aufnahme zu versagen und sie auf's Warten zu vertrösten. Wir werden immer ernster und dringender vor die Nothwendigkeit gestellt, die Anstalt zu vergrößern und haben uns in der letzten Zeit schon eingehend mit der Frage beschäftigt, was nach dieser Richtung hin zu thun sei. Die Vorarbeiten sind im Gange; aber die Pläne müssen sich noch klären. —

In Betreff des geistigen und körperlichen Zustandes der Pfleglinge bemerken wir, daß die Zahl der Schulkinder, welche in 3 Klassen von 2 Lehrkräften unterrichtet werden, 30 beträgt; 18 Knaben und 12 Mädchen. Beschäftigt mit dieser und jener Arbeit im Hause, Garten, Stalle, auf dem Acker, in den Werkstätten werden 108, nur verpflegt 92. Epileptische finden sich in der Anstalt 46. Der jüngste Pflegling befindet sich im 4., der älteste im 77. Lebensjahre.

Auch in den letzten Jahren hat es an äußeren Fortschritten nicht gefehlt, und wir freuen uns, daß es wieder manches Neue gegeben hat. Ich denke hierbei an die Entwickelung unseres Schulhauses, an die Anlage einer Wasserleitung, an den Erwerb eines neuen Grundstücks und die damit verbundene Anlage eines neuen Friedhofs, an die Einrichtung von Blitzableitern und den Bau der „Jubelveranden“.

Ueber den Stand der Finanzen der Anstalt äußert sich der Berichterstatter dahin, wie er sich freue, daß er nicht Ursache habe, ein Klagelied anzustimmen, sondern Gottes und der Menschen Güte preisen könne, die geholfen hat, einen schönen Schritt vorwärts zu thun. Die frühere Schuldenlast ist definitiv getilgt. Diese Wohlthat verdankt man einzelnen Legaten und einem Geschenke der Herzoglichen Staatsregierung, resp. der Landesversammlung, welche zu dem gedachten Zwecke den Betrag von 6000 Mk. verwilligt hat. „Wir sind natürlich froh und dankbar, daß die Last uns genommen ist, müssen aber doch das uns wohlwollende Publikum recht herzlich bitten, um deßwillen seine Liebesgaben uns nicht zu entziehen oder zu verringern. Das Bedürfniß dieser Unterstützung bleibt nach wie vor, da wir dieselbe einfach zur Bestreitung unserer laufenden Bedürfnisse nöthig haben, und alsbald wieder ein Deficit eintreten würde, wenn diese Einnahme wegfallen sollte“.

Die Einnahmen der Anstalt für 1892 belaufen sich auf 108 224 Mk. 82 Pf., die Ausgaben auf 100 877 Mk. 72 Pf., so daß am Schlusse des Jahres 1892 ein Kassenvorrath von 7347 Mk. 10 Pf. verblieben ist.

Die Hamburger Arbeitercolonie.

Die seit dem 1. December 1891 zuerst Neustädter Neuerweg 45, seit dem 1. November 1892 Billhorner Canalstraße 50 (Rothenburgsort) bestehende Arbeitercolonie beherbergt gegenwärtig (Jan. 1893) 80 jüngere und ältere alleinstehende Männer, die zum weitaus größten Theil Hamburger Staatsangehörige sind. Das Büreau der Colonie prüft die Lage aller sich bei ihr zur Aufnahme meldenden Arbeitslosen und weist nur diejenigen zurück, die soeben erst nach Hamburg gekommen sind, denen gegenüber Hamburg also ohne weiteres nicht verpflichtet ist. Die Colonie untersucht bei der Aufnahme des einzelnen zunächst nicht, ob diesen selbst die Schuld an seiner Hilflosigkeit trifft, sondern kennt als ersten Maßstab für die Aufnahmefähigkeit nur die Hilflosigkeit selbst.

Den Zweck der Colonie bestimmt der Vorstand derselben dahin: 1. arbeitslustige und arbeitslose Männer jeder Confession und jedes Standes, soweit sie noch arbeitsfähig sind, solange zu beschäftigen, bis

Digitized by Google

es möglich geworden ist, ihnen anderweit lohnende Arbeit zu beschaffen und ihnen so die Hand zu bieten, vom Vagabundenleben loszukommen; 2. allen arbeitsscheuen Männern jede Entschuldigung abzuschneiden, daß sie keine Arbeit hätten.

Mit der Kolonie ist eine Stellenvermittlung und ein Arbeitsnachweis verbunden, durch die sich der Vorstand um eine dauernde Existenz für die Colonisten bemüht. Die bisher hierdurch erzielten erfreulichen Resultate ermuthigen zur Erweiterung dieses Arbeitsfeldes.

Die Beschäftigung der Colonisten besteht zur Zeit hauptsächlich in dem Zerkleinern von Brennholz, in der Anfertigung von Harzkugeln zum Feueranzünden, von Hausstandsbürsten, Vorlegedecken und Läufern von Binsen und Kokos, von Versandtkisten, von Rettungswesten für Schiffer, von Matratzen, von Möbeln, von Drahtkörben. Zeitweise werden die dazu geeigneten Colonisten auch mit dem Sortiren von Kaffee und Papier, mit dem Schälen von Süßholz u. a. beschäftigt. Die Handwerker werden in der Regel auf ihrem Handwerk beschäftigt. Der Vorstand hat zu diesem Zweck eine Tischler-, Schneider-, Schuhmacher-, Buchbinder- und Schlosserwerkstatt bald nach der Eröffnung der Colonie eingerichtet. Gegenüber dem Heim der Colonie befinden sich weite Strecken Wiesen- und Ackerland, die es der Colonie ermöglichen, mit Beginn des Frühjahrs auch landwirthschaftliche Arbeiten zu treiben.

Der Bettenbestand wird in wenigen Wochen die Höhe von 150 Stück erreichen. Die vorhandenen 84 Betten genügten bei weitem nicht der Nachfrage nach Aufnahme.

Die Colonie hat vor kurzem begonnen, ihre Thüre auch arbeitsfähigen Krüppeln zu öffnen, um diesen Gelegenheit zu geben, ein ihren Fähigkeiten entsprechendes Handwerk zu erlernen, das sie befähigt, ihr Brot sich einmal selbständig zu verdienen.

Die Colonisten werden zu Fleiß, Reinlichkeit, Sauberkeit, Ordnung und Pünktlichkeit erzogen und sind sämmtlich verpflichtet, der staatlichen Krankenkasse beizutreten.

Die Arbeitercolonie ist zu ihrem Leidwesen nicht in der Lage, sich durch den Verkauf des zerkleinerten Brennholzes und durch den Verkauf der sonstigen von den Colonisten angefertigten Gebrauchsartikel selbst zu erhalten. Viele Colonisten werden in einem völlig verwahrlosten Zustand aufgenommen. Diese müssen deshalb zuerst gereinigt, gekleidet, gesättigt und an die Arbeit wieder gewöhnt werden, bevor sie nur soviel verdienen, als sie der Colonie an Kost, Wohnung, Kleidern, Wäsche ꝛc. kosten. Der Vorstand der Colonie ist deshalb dauernd besorgt, viele helfende und unterstützende Freunde für diese Arbeit zu gewinnen. Er thut dies auch mit aller Freudigkeit, weil er weiß, daß Gaben und Geschenke für die hilflosen Colonisten die beste Capitalanlage sind. Es kann niemand zu tief gesunken sein, als daß er nicht wieder gerettet werden könnte.

Alle Freunde der Colonie sind vom Vorstand derselben zur Besichtigung aller Einrichtungen und Arbeiten der Colonie stets freundlichst eingeladen. Die Pferdebahnen nach Rothenburgsort fahren über Großer Burstah, Fischmarkt und Berliner Bahnhof, Deichthorstraße.

Die Checkbücher der Hamburger Arbeitercolonie sind jetzt auch in kleinerem Umfange im Preise von 1 Mk. neben dem größeren im Preise von 5 Mk. erschienen und werden gern abgegeben. Die Checkbücher enthalten Scheine, auf denen eine Anweisung zur Aufnahme in die Arbeitercolonie steht; sie werden an alle diejenigen Haushaltungen abgegeben, welche den Bettlern nicht Geld, sondern Arbeit und damit Nahrung, Kleidung, Obdach und Verdienst geben wollen.

Die Holzzettel eignen sich zum Verschenken an Unbemittelte, kosten das Stück 50 Pf. und berechtigen zum Abholen von je 5 Bund zerkleinertem Brennholz.

Die „Hamburger Arbeitercolonie" bittet um freundliche Ueberweisung jeglichen bei Seite gestellten alten Hausraths, besonders bittet sie um folgende alte Sachen: Kleider, Stiefel, Strümpfe, Hüte, Mützen, Tische, Stühle, Schränke, Bettstellen, Matratzen, Betten, Bettzeug, Decken, Wäsche, Lampen, Kisten, Cigarrenkisten, Cigarrenabschnitte, Leinwand, Ladenhüter, Noten, Uhren, Verbandsachen, Papier, Zeitungen, Tabak, Schreibhefte, Flicken, Bücher, alte Jahrgänge illustrirter Zeitschriften, Bilder, Gemälde, Statuen, altes Eisen, Flaschen, Korken, Briefmarken, Staniol, alte Münzen, Küchengeschirr, Messer, Gabeln ꝛc.

Der Vorstand kann alle alten Sachen im Interesse der Kolonie verwenden und läßt diese gerne durch einen Angestellten der Colonie abholen.

(Die Arbeitercolonie.)

Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger,

deren Sitz in Bremen ist, versendet an ihre Mitglieder einen Rückblick auf das verflossene Geschäftsjahr, dem der Berliner Bezirksverein seinen Jahresbericht beifügt. Die Gesellschaft unterhält jetzt sämmtliche an der deutschen Küste befindlichen Rettungsstationen, nämlich 67 an der Ostsee und 49 an der Nordsee, durch welche im vergangenen Jahre 60 Menschenleben gerettet sind, im ganzen nun in 27 Jahren 2021. Die durch 59 Bezirksvereine (wovon 24 an der Küste und 35 im Binnenlande) und 294 Vertreterschaften vermittelten Einnahmen beliefen sich auf 241878 M., wovon Beiträge der 49062 Mitglieder 140869 M. und einmalige Gaben und Vermächtnisse 52978 M. Dagegen betrugen die Ausgaben für die Errichtung und den Betrieb der Rettungsstationen, sowie für allgemeine Kosten 149565 M.,

Digitized by Google

darunter für Rettungsprämien an die Mannschaften 4057 M. Außerdem verfügt die Gesellschaft über die Zinsen der Stiftung des hochherzigen Franzosen Herrn Emil Robin von jährlich 400 M., welche dieses Mal dem Kapitän des Hamburger Schiffes „Fritz Reuter" für eine gefahrvolle Rettung auf hoher See gegeben wurden, und von 200 M., welche Herr Robin noch neuerdings gestiftet hat für die Besatzung desjenigen Rettungsbootes der Gesellschaft, welches in einem Jahre die größte Gefahr ausgestanden hat. Ferner verwaltet die Gesellschaft die Laeisz-Stiftung von 76000 M., aus deren Ertrag sie Geldprämien und Medaillen für Rettung auf hoher See verleiht, im letzten Jahre 1341 M. baar und 13 Medaillen.

Der Bezirksverein Berlin zählt 3379 Mitglieder, welche 13085 M. Beiträge zahlten. Außerdem gingen hier an einmaligen Gaben 4156 M. ein. Weitere Beiträge nimmt der Schatzmeister Herr Hermann Rose, Leipzigerplatz 12, gern entgegen.

Der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke

hält seine diesjährige Versammlung am 12. und 13. October in Düsseldorf ab. In der Hauptversammlung wird besonders über die Pflichten der einzelnen Stände und Berufsarten in der Mäßigkeitssache berathen werden; als Berichterstatter sind gewonnen die Herren: Werkmeister Zander in Düsseldorf, Fabrikbesitzer Wiese in Kettwig, kath. Pfarrer Dr. Meister in Düsseldorf, evang. Pfarrer Grüneisen in Halle, Universitätsprofessor Dr. Binz in Bonn, Oberlehrer Wyßes in M.-Gladbach, Dr. med. Meinert in Dresden, Generalsecretair Dr. Beumer in Düsseldorf und Pastor Dr. v. Bodelschwingh in Bethel. Danach wird Oberpfarrer Dr. Martius über die Ersatzmittel für den Branntwein berichten. Am 12. October soll eine große Abendversammlung stattfinden, in der die Nothwendigkeit des Kampfes gegen den Mißbrauch geistiger Getränke dargelegt werden wird. Es werden dabei das Wort ergreifen die Herren Oberbürgermeister Struckmann in Hildesheim, Landesrath Klausener in Düsseldorf, Weihbischof Dr. Schmitz-Köln, Pastor Cronemeyer in Bremerhaven, Director der Idiotenanstalt Ochs in Essen, Oberstlieutenant v. Knobelsdorff in Berlin und Pastor v. Koblinski, Hauptagent der Gefängnißgesellschaft in Düsseldorf. — Das nähere Programm versendet auf Wunsch der Geschäftsführer des Vereins, Dr. W. Bode in Hildesheim.

Literatur.

Altpreußische Monatsschrift. Herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert. 3. und 4. Heft. April bis Juni 1893. Königsberg in Pr. Verlag von Ferd. Beyers Buchhandlung (Thomas und Oppermann) 1893.

Inhalt: I. Abhandlungen: Kants Definition vom Genie. Rede gehalten in der Kant-Gesellschaft am 22. April 1893 von Otto Schöndörffer. — Lose Blätter aus Kants Nachlaß. Mitgetheilt von Rudolf Reicke (Fortsetzung). — Provinzielle Sprache zu und von Thieren und ihre Namen. (Nachtrag.) Von A. Treichel. — Ortsnamen in Altpreußen. II. Von Dr. Hugo Bonk. — Die Schotten und Engländer in Ostpreußen. (Nachträge.) Von Johannes Sembrzycki. II. Kritiken und Referate: Arthur Drews, Die deutsche Speculation seit Kant, mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes. Von P. von Lind. — Hanserecesse von 1431 bis 1476, bearbeitet von Goswin Frh. von der Ropp. 7. Band. Von M. P. — Halle. — Słownik języka Pomarskiego czyli Kaszubskiego zebrał i opracował Stefan Ramułt. Von J. Sembrzycki. — Bötticher, Adolf, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen. Heft III. Das Oberland. Von Hermann Ehrenberg. — K. v. Rozycki, Die Kupferstecher Danzigs. Ein Beitrag zur Geschichte des Kupferstichs. Von Hermann Ehrenberg. III. Mittheilungen und Anhang: Universitäts-Chronik 1893. — Ueber das Herderhaus in Mohrungen von B. Suphan.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. Organ des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. 50. Serie. 1893. September-Heft.

Inhalt: Einladung zum XXVII. Congreß für innere Mission vom 2. bis 5. October d. J. in Dortmund. — Zur Erinnerung an das Mitglied des Central-Ausschusses für innere Mission: Ober-Verwaltungsgerichtsrath Philipp Neuhauß. † 31. Mai 1893. — Die Conferenz zur Förderung der Jungfrauenvereine zu Barmen. — Die Schul- und Jugendsparkassen. — Die deutsche evangelische Seemanns-Mission in Großbritannien. 1892—1893. — Arbeitshilfe in Frankreich. — Vermischte Nachrichten: Aufruf an die evangelische Bevölkerung zum Beitritt zu dem „Evangelischen Afrika-Vereine". — Das Jahresfest des Schleswig-Holsteinischen Landesvereins für innere Mission. — Zur Literatur der inneren Mission u. s. w.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrtich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Post-Anstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, in Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 11. October 1893. Nr. 41.

1. Edwin Freiherr von Kottwitz, Major a. D., Ehrenritter seit 1865, † zu Breslau 2. October 1893.
2. Adelbert von Plötz, Oberstlieutenant a. D., auf Groß-Kirsteinsdorf in Ostpreußen, Ehrenritter seit 1874, † zu Groß-Kirsteinsdorf 3. October 1893.

Hatfield-House.

Der Name Salisbury ist einer der ältesten des englischen Adels. Gautier Seigneur de Rohmar, vierter Sohn Roberts von der Normandie, Erzbischof von Rouen und Graf d'Evreux sandte zwei seiner Söhne, Edward und Robert d'Evreux mit Wilhelm dem Eroberer nach England. Der älteste nannte sich nach der ihm verliehenen Herrschaft de Sarisburie, während der jüngere der Stammvater des Grafen von Essex wurde. Sein Enkel Patric erhielt die Grafenwürde, und dessen Enkelin brachte die Grafschaft Salisbury an ihren Gemahl William Long Gword, einen legitimirten Sohn König Heinrich's I., der zur Zeit König Johann's lebte. Noch während der Rosenkriege, wo sie zu der Parthie des Hauses York hielten, starben diese Grafen v. Salisbury aus. Die jetzigen Grafen und Marquis von Salisbury, zu denen der frühere Premierminister Englands gehört, stammen von dem jüngeren Sohne Sir William Cecil's des großen Lord Burghley, Sir Robert Cecil ab, der seinem Vater als Staatssecretär unter der Königin Elisabeth folgte und unter Jacob I. Lord = Siegelbewahrer wurde. Er ward Baron von Essendon 1603, Viscount Cranborne 1604 und Earl of Salisbury 1605; gleichzeitig mit ihm wurde sein älterer Bruder Thomas Earl of Exeter. Man ersieht hieraus, wie in England der Adelstitel gewöhnlich nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem Familiennamen steht, sondern gewissermaßen ein Ding für sich bildet. Selbst der älteste Sohn führt bei Lebzeiten nicht den Titel des Vaters, sondern einen anderen minderen Titel, der der Familie zuständig ist. Die jüngern Söhne eines Herzogs und Marquis führen zwar noch den Titel Lord, diejenigen eines Earl, Viscount und Baron aber sind nur Honourable, Titel, die sich aber keineswegs wieder auf irgend einen ihrer Nachkommen vererben. Einen officiellen Lordstitel giebt es nicht, doch werden die Marquis, Earl's und Viscounts im gewöhnlichen häufig, die Barons aber stets Lord und nie Baron genannt. Der große Lord Burleigh war aber nur Baron und sein jüngerer Sohn Robert hieß daher, bis er 1601 zum Ritter geschlagen ward und somit den Titel „Sir" erhielt, nur der Honourable Robert Cecil.*)

Erst zwei Jahrhundert später, 1789, wurde dem 7. Earl der Titel eines Marquis verliehen, dem damaligen Oberkammerherrn Georgs III., der 1823 starb und dessen Gemahlin zu den renommirtesten Damen der derzeitigen englischen Gesellschaft gehörte. Fürst Pückler entwirft von dieser Dame folgendes Bild: „Die Marquise von S., welche beinahe 80 Jahre alt ist, kann man beinahe immer noch als die repandirteste Dame in London ansehen. Man ist sicher, ihr jeden Abend zu begegnen, und früh reitet sie dessen ungeachtet noch Tag für Tag in der Manège. Ja auf dem Lande nimmt sie sogar noch zuweilen an den Fuchsjagden Theil, wo sie sich auf dem Pferde festbinden läßt, und, da sie bald blind ist, einen Operngucker an der Reitpeitsche befestigt hat. Ein Piqueur reitet ihr vor und sie ihm getrost nach, über Zänne und Gräben. Neulich fiel sie eine hohe Treppe herunter, erschien aber nichts destoweniger am 3. Tage darauf schon wieder auf einem Balle, wo man außer einigen großen Schönpflästerchen auf der hochrothen Schminke nichts Außergewöhnliches an ihr bemerkte. Früh nimmt sie gern Visiten an, wo man sie von einigen Papageien und vier Hunden umgeben, mit einem kleinen Kantschu in der Hand, um die Thiere in Ordnung zu halten,

*) Der Titel Sir gehört unzertrennlich zum Vornamen bei den Rittern, wie bei den Baronets, während er aber bei den letzteren erblich ist, ist er bei den ersteren nur persönlich

Digitized by Google

auf ihrem Sopha sitzen und so munter wie die Jüngste, an der Unterhaltung Theil nehmen sieht. Ihre eigenen Assembleen sind immer sehr besucht, obgleich die Gesellschaft etwas bunt daselbst melirt ist." War sie auf ihrem Landsitz bei Hatfield, so gab sie an einem bestimmten Tage jeder Woche einen Ball für die Umgegend. Hier starb sie auch 1835 bei einem unglücklichen Brande fünfundachtzig Jahre alt.

Der Großsohn dieses ersten Marquis und seiner interessanten Gemahlin ist der gegenwärtige Lord Salisbury, der sich in den Diensten des Staates wieder besonders ausgezeichnet hat. Im Jahre 1853 in das Parlament gewählt, war er von 1866—67 und wiederum von 1874—78 Staatssecretär für Indien, und von 1878—80 Minister des Auswärtigen. Er war Premierminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Juni 1885 bis Februar 1886, dann erster Lord des Schatzes und Premierminister vom 3. August 1886 und seit dem 14. Januar 1887 wieder Premier und Minister des Auswärtigen bis 16. August 1892.

Wie aber der gegenwärtige Marquis von Salisbury als Haupt einer alten Familie bis vor kurzem die höchsten Staatsämter bekleidete, so ist er auch der beneidenswerthe Inhaber eines Landsitzes in der Nähe von Hatfield, der ebensowohl durch zahlreiche historische Erinnerungen wie durch die großartige Pracht seiner Anlagen und Einrichtungen ausgezeichnet ist. So war Hatfield-House aus mehr als einem Grunde wohl werth, daß Kaiser Wilhelm bei einem seiner letzten Besuche in England den englischen Premierminister an dieser Stätte mit seinem Besuch beehrte, ein Ereigniß, das nicht verfehlen kann, künftigen Generationen der Salisbury wieder werthvolle historische Erinnerungen zu bieten, wie es ganz dazu angethan ist, die älteren und ältesten immer auf's neue in uns wachzurufen. Nach Süden blickt die Hauptfront des stattlichen Baues. Auf der Schwelle des Hauptportals stehend, konnte Robert Cecil, der erste Graf Salisbury, die breite Lindenallee entlang, so weit das Auge reichte, den directen Weg nach London überschauen. Seit der Gründung ihres Hauses und ihres Glücks hatten die Cecils ihr Augenmerk auf London gerichtet, als den Brennpunkt des politischen und geistigen Lebens. Sie wohnten auf dem Lande, wie es sich für Leute von Rang und Ansehen auch heute noch schickt, aber ihr Streben, ihre Gedanken waren auf London und den Hof gerichtet. So hatte es David Cecil unter Heinrich VII. und VIII. gehalten, so sein Sohn Richard, so Sir William Cecil, der große allmächtige Staatsminister der Elisabeth. Sie alle liebten es „den Weg nach London" stets vor Augen zu haben.

Noch immer ist die Vorderseite von Hatfield-House nach Süden gerichtet und noch führt die stattliche Lindenallee nach London. Aber die Zeit der Postkutschen und Viergespanne ist vorüber, üppiges Gras wächst zwischen den ehrwürdigen Linden. Die Eisenbahn ist ein noch schnellerer und geraderer Weg ins Herz der Reichshauptstadt, wenn uns auch der Fahrweg von der Station dem Grundgesetze moderner englischer Landschaftsgärtnerei gemäß nicht mehr in gerader Linie, sondern in gefälligen Kurven durch die herrliche Parklandschaft vor die Eintrittshalle des Schlosses bringt.

Hatfield-House ist auf das engste mit der Zeit und dem Namen der Königin Elisabeth verknüpft, durch die Erinnerungen an die „good Queen Bess" verklärt. Es ist jedoch eine, wenn auch weitverbreitete Täuschung, daß der gegenwärtige Bau, ehrwürdig alt wie er aussieht, der jungfräulichen Königin zum Aufenthalt gedient habe, eine Illusion, welche in dem Besucher durch die über alle Räume des Palastes verstreuten Porträts und Reliquien der maiden queen immer wieder wachgerufen wird. Nicht das jetzige Schloß, sondern ein älterer, nur noch zum ganz geringen Theil erhaltener Palast ist es, in welchem Heinrich VIII. und seine Nachkommen oft und gern ihren Wohnsitz nahmen.

Die Geschichte dieses Hauses reicht in das früheste Mittelalter zurück. Unter dem Namen Hetfelle findet man es in alten angelsächsischen Urkunden aufgeführt, und Edgar der Friedfertige (959—975) verlieh es den Aebten des St. Ethelredaklosters zu Ely. Als Eigenthum der Benedictiner zählt es das für den Grundbesitz in England hochwichtige „Domesday-Book" Wilhelms des Eroberers auf. Die üppigen Wiesenpläne, die grünen Hügelabhänge, durch dichte Wälder stattlicher Eichen, vor dem kalten Hauch der Nord- und Ostwinde geschützt, lenkten gar bald die Aufmerksamkeit nicht nur der fleißigen Mönche, sondern auch ihrer seit 1108 zu Bischöfen erhobenen Vorgesetzten auf Hatfield's reichen Boden und idyllische Lage. Bald erhob sich ein der Stellung und Bequemlichkeit der Bischöfe entsprechendes Haus. Allein erst um 1480, nachdem in den verheerenden Kriegen der weißen und rothen Rose auch diese Gegenden viel gelitten, baute Bischof Morton den Palast, der in Bälde ein Lieblingsaufenthalt des Herrscherhauses werden sollte. Heinrich VIII. fand wie an vielem andern, das ihm nicht gehörte, so auch an Hatfield besonderes Gefallen und nahm ohne viel Federlesens den Mönchen Gebäude und Liegenschaften ab. Freilich, er vertauschte es nur, denn er versprach dem Kloster dafür einige werthlose Ländereien, vergaß dann aber auch diesen Theil des Handels auszuführen. Bei der bald darauf folgenden Einziehung allen kirchlichen Eigenthums wäre es ja auch ohnehin auf dasselbe herausgekommen.

Auf diese summarische Weise kam Hatfield in den Besitz der Krone. Heinrich VIII. lebte hier häufig und recht lustig. Sein Sohn Eduard VI. verweilte jahrelang in Hatfield und überließ es bei seiner Thronbesteigung seiner Lieblingsschwester Elisabeth

Digitized by Google

zum Wohnsitz. Für sie, deren Wiege in diesen Mauern gestanden hatte, sollte es eine Art Gefängniß werden, wo sie unter der Regierung ihrer Halbschwester, der blutigen Maria, aufregende Tage verbrachte, zwischen der Furcht vor dem Schaffott und der Hoffnung auf den Thron.

Die letztere erfüllte sich schneller als sie erwartet hatte. Am 17. November 1558 starb Mary und 24 Stunden später beugte der Bote, der die Kunde überbracht, sein Knie auf dem feuchten Rasen des Parks von Hatfield vor der neuen Herrscherin, die er, wie sie unter einem mächtigen Eichbaum in die Lectüre eines alten Classikers vertieft saß, mit seiner willkommenen Nachricht überraschte.

Noch heute steht dieser Baum, und ein eisernes Gitter schützt ihn gegen die pietätlosen Reliquiensammler, die sich unter den Schaaren der Besucher dieses, den Londonern für einen Ausflug so bequem gelegenen Herrensitzes befinden.

Um den nun aber doch fast abgestorbenen Stamm hat sich eine zweite hübsche Geschichte gewoben, viel späteren Datums, aber darum vielleicht nicht minder legendenhaft. Als die gegenwärtige Königin mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Albert, 1846 Hatfield mit ihrem Besuche beehrte, nahm sie eine Eichel dieses historischen Baumes mit, um dieselbe in ihrem eigenen Parke zu Windsor einzupflanzen. Seitdem, so geht die Sage, trägt die Eiche keine Früchte mehr, als hätte sie nun ihre letzte Pflicht erfüllt. Langsam verliert sie ihre letzten Lebenskräfte und nur in besonders günstigen Sommeen reichen dieselben noch aus, ein paar grüne Blätter zu treiben.

Gar ernste und trübe Stunden muß die „Virgin Queen" hier ausgestanden haben. Daneben ging es doch aber auch oft genug recht lustig und hoch in diesen Hallen her, insonderheit zur Fastenzeit und zu Weihnachten, wo Altengland so herzensfreudig tollte und lachte. Immerhin hätte man meinen sollen, die Stätte wäre der Königin theuer gewesen, aber es scheint, sie hat dieselbe trotz der geringen Entfernung von London nie wieder besucht, nachdem sie am Tage nach ihrer Thronbesteigung den ersten Ministerrath in der großen Bancetthalle des Hauses abgehalten hatte, derselben Halle, die heute als Pferdestall benutzt wird. Zum Erstaunen Aller ernannte sie bei dieser Gelegenheit William Cecil, den späteren Lord Burghley, zu ihrem Staatssecretär. Niemand wußte ja, daß er es gewesen, der ihr seit Jahren rathend zur Seite gestanden und sie beständig über den Hof unterrichtet gehalten und damit gewissermaßen ihre Thronbesteigung angebahnt hatte. Der jüngere Sohn des großen Ministers, der der Nachfolger des Vaters wurde, erhielt bald nach seiner Erhebung in den Grafenstand, 1607 eben dieses Hatfield von König Jacob I. im Austausch für seinen Stammsitz zu St. Theobald zum Eigenthum. Zum andern, letzten Male wechselte damit das Jahrhunderte alte Gut seinen Besitzer.

Das alte Schloß genügte kaum noch den Anforderungen, die eine neue, reichere und anspruchsvollere Generation an den Comfort des Lebens stellt. Ein neuer Bau wurde unternommen und dieser ist das noch heute stehende Hatfield House. Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, daß der erste Graf von Salisbury, der so viel beschäftigte Minister, doch Zeit fand, auch sein eigener Architekt zu sein, und so unglaublich es auch dem staunenden und bewundernden Beschauer erscheinen mag, allein mit Hilfe seiner Dorfhandwerker dieses in seinem Styl höchst eindrucksvolle, in seiner inneen Ausstattung musterhafte Bauwerk zustande gebracht hat.

In den letzten Zeiten der Tudors hatte die italienische Renaissance festeren Fuß gefaßt in England, das Bestreben nach Symmetrie und Harmonie machte sich geltend. Allein der Uebergang von dem an keine Regeln eines einheitlichen Ganzen gebundenen normännischen Style zu den strengen, geraden Linien der Antike war für den Engländer zu schroff. Man wählte daher einen Mittelweg, einen Mischstyl, für welchen gerade das Schloß von Hatfield eines der Hauptbeispiele lieferte. An das 280 Fuß lange Hauptgebäude schließen sich symmetrisch die nach vorn auslaufenden beiden Flügel an. Das Ganze, im Grundriß ein Rechteck, dessen eine Langseite fehlt, ist in dem damals zuerst zu allgemeinerer Verwendung kommenden rothen Backstein errichtet, nur für die profilirten Glieder ist Haustein verwendet. Gleichmaß herrscht ferner in den Thürmen, welche die Ecken der Flügel bilden und denen sich der reicher gegliederte Mittelthurm über dem Haupteingang harmonisch anschließt.

Soweit beobachtete man die Grundlehren der neuen Richtung. Allein der Styl im Einzelnen zeigt ein merkwürdiges Gemisch klassischer und altenglischer Bauart. Die Front des Hauptgebäudes ist durchaus im Styl der italienischen Palastfacaden gehalten. Das untere Stockwerk wird, wie ein Blick auf unsere Illustration zeigt, von einer Arcade von acht Bogen gebildet, zwischen denen sich dorische Pfeiler erheben. Ueber diesen finden wir zwischen geradelinigen Fenstern jonische Säulen und den Mittelthurm schmücken solche von korinthischer Ordnung. Die Seitenflügel jedoch, massiv und verhältnißmäßig einfach gehalten, drei Stockwerke hoch, sind reich und überreich mit jenen geräumigen Erkerfenstern ausgestattet, die bis auf unsere Tage das am meisten in die Augen fallende Kennzeichen reiner englischer Architektur bilden, Erker, die im Gegensatz zur continentalen Behandlung gewöhnlich ihr ganzes Mauerwerk in Fensterauflösen.

Und doch wirkt diese Mischung so verschiedener Baustyle keineswegs abstoßend, wobei wir allerdings für den Augenblick nicht in Rechnung ziehen wollen, wie viel die landschaftliche Umgebung, die alten Gärten, die Epheuranken, deren dunkles Grün sich so harmonisch von dem Roth der Ziegel abhebt, zu dieser Versöhnung der Gegensätze beitragen.

Digitized by Google

Von den übrigen Fronten des Palastes verdient nur die östliche besonderer Erwähnung, und auch diese nur, weil sie die malerisch schönste Aussicht auf die Terrassen, das Labyrinth der alten Gärten, die Seen mit ihrer dichten Baumeinrahmung gewährt. Aus diesem Grunde befinden sich auch in diesem Theile des Schlosses alle Privatgemächer der gräflichen Familie. Der Mittel- und Haupteingang führt uns in eins der schönsten Gemächer des Palastes, die Rüstkammer, welche das ganze untere Stockwerk des Hauptgebäudes einnimmt. Die Bogen waren vor alters nur mit offenem Gitterwerk versehen. Für unser verweichlichtes Geschlecht war aber diese Vorrichtung bei aller Pietät vor dem Althergebrachten ein wenig zu luftig und jetzt hat man Glasscheiben in die Maschen der Gitter eingefügt. Werthvolle Gobelins verhüllen die kahlen Wände, denen entlang gewaffnete Rittergestalten, die Lanze in der Hand, Schild und Schwert zu ihren Häuptern, aufgestellt sind. Viele dieser Rüstungen stammen aus der Beute der spanischen Armada. Manch wilden, abenteuerlichen Träumen von Kämpfen und Siegen mögen sich ihre einstigen Besitzer am Bord der Galeonen überlassen haben, aber schwerlich hat sich's einer der stolzen Söhne Hispaniens träumen lassen, daß seine Rüstung und Lanze mit darauf gesteckter Lampe dereinst einen ebenso schönen als nützlichen Zimmerschmuck im Hause des conservativen Premierministers unserer Zeit abgeben werde.

Im Westen stößt an die Waffenkammer die Hauskapelle, die nur wie durch ein Wunder bei der 1835 ausgebrochenen Feuersbrunst der Zerstörung entging. Die alte Orgel ist entfernt worden und steht heute in dem Sommer-Drawing-Room der Lady Salisbury. Der Rest des westlichen Flügels besteht fast ausschließlich aus Fremdenzimmern.

(Schluß folgt.)

Kürzere Nachrichten über Diakonissenhäuser.

1. Am 18. Juli wurde das neue Diakonissenhaus in Augsburg eingeweiht. Wie bekannt, ist der Neubau dieses Hauses erst möglich geworden durch das reiche Vermächtnis der Gräfin du Ponteil. Wie das Augsburger Diakonissenhaus unter der Leitung des langjährigen Inspectors Boeckh jeden Schritt vorwärts unter Mühsal sich hat erkämpfen müssen, so ist sowohl der Beginn wie die Vollendung dieses Neubaues unter den erdenklichsten Schwierigkeiten vor sich gegangen. Um so mehr freuen sich die Freunde des Augsburger Diakonissenhauses, daß nun alles zum schönen Abschluß gekommen. Das Haus liegt mitten in der Stadt, umgeben von einem großen, schönen, von alten Bäumen beschatteten Garten, und ist im Innern ein Muster von practischer Einrichtung; besonders das Krankenhaus ist mit allen der Neuzeit entsprechenden Einrichtungen versehen. An dem Feste der Einweihung nahmen Vertreter verschiedener Diakonissen-Anstalten theil, als Vertreter des Kirchenregiments Consistorialrath Dr. Prinzing, welcher den Weiheakt der Hauscapelle vollzog. Die Festpredigt hielt General-Superintendent Werner aus Kassel über Röm. 16, 1–2. Mit der Hauseinweihung war zugleich die Einsegnung von acht Probeschwestern verbunden. Die Einsegnungsrede hielt Inspector Boeckh über Joh. 15, 5. Möge dem Diakonissenhaus eine neue Zeit der Blüthe und des Aufschwungs erstehen; mögen recht viele Jungfrauen sich bereit finden lassen, dort für den Dienst des Herrn sich vorzubereiten und möge dem theuren Leiter der Anstalt noch eine lange Zeit gesegneten Wirkens beschieden sein!

2. Die Diakonissenanstalt in Neuendettelsau zählt nach dem Jahresbericht für 1892: 263 Schwestern und 128 Probeschwestern. Neun Stationen wurden neu übernommen, eine außerbayerische (Marienberger Krankenhaus) aufgegeben. Die Blaue Schule zählte im Winter 1892/93 18 Schülerinnen und 13 Hospitantinnen, die Grüne 32, die Rothe 31 und 19; die Industrieschulen in Neuendettelsau und Himmelkron 56 und 46, zusammen 102 Schülerinnen. Die Blödenanstalten beherbergten 1892 in Neuendettelsau 177, in Polsingen 121, in Bruckberg 103, zusammen 401 Pfleglinge. Das Krankenhaus in Neuendettelsau nahm 228 Kranke auf, das Magdalenium hatte Ende 1892 42 Insassen, das Rettungshaus 17 Kinder.

Dem Neuendettelsauer Mutterhause ist im Mai d. J. die Blödenanstalt zu Himmelkron in Oberfranken von dem bisherigen Kuratorium übergeben worden. Der finanzielle Stand ist ein günstiger, indem bei der Uebergabe nur noch 6000 Mk. verzinsliche Schulden von Neudettelsau übernommen werden mußten, obwohl der Plan zu der Anstalt erst vor zwei Jahren gefaßt wurde. Die für dieselbe aufgewendete Summe betrug 74000 Mk., wovon 50284 Mk. durch Geschenke zusammen kamen.

3. Das Diakonissenhaus zu Stuttgart zählt nunmehr 479 Schwestern; im letzten Anstaltsjahr traten 50 Schwestern ein, von denen 43 bis jetzt im Beruf geblieben sind. Trotz dieses erfreulichen Zuwachses auch hier dieselbe Klage, wie überall, über Mangel an willigen und tüchtigen Kräften. Die Zahl der Arbeitsfelder dieses Mutterhauses ist auf 103 gestiegen; 34597 Personen wurden gezählt, welchen die Schwestern im letzten Jahre dienen durften. Das Marthahaus in Stuttgart mußte erweitert werden, und dieselbe Nothwendigkeit tritt immer dringender an das Mutterhaus selbst heran; ein neues Krankenhaus muß gebaut werden, und die Pläne für den Anbau und Neubau sind schon entworfen. Der gute Stand der Finanzen läßt hoffen, das die erforderlichen großen Mittel durch die Liebe der württembergischen Christenleute beschafft werden können.

Digitized by Google

Ein besonders willkommenes Geschenk hat das Stuttgarter Diakonissenhaus erhalten in dem „Marthagarten". Außerhalb der Stadt in stiller Abgeschlossenheit schön und hoch gelegen, fern von der Unruhe und dem Lärm, und doch leicht und schnell zu erreichen, wird dieser Garten den Angehörigen des Diakonissenhauses zur größten Wohlthat gereichen. Der Garten beim Mutterhause dient den Kranken und kann von den Schwestern kaum noch benutzt werden. Wie wohl wird's ihnen thun, wenn sie fortan ein freies halbes Stündchen in dem draußen vor der Stadt gelegenen Garten sich ergehen und an Leib und Seele stärken und erfrischen können. Auch den Töchtern des Marthavereins wird der Garten zu gute kommen. Es ist nämlich von den Stiftern in der Schenkungsurkunde gesagt, daß denjenigen evangelisch-kirchlichen Vereinen, welche sich die bewahrende Fürsorge für die weibliche Jugend zur Aufgabe gemacht haben, für alle Zeiten das Recht der Mitbenutzung des Gartens zustehe.

4. Die Oldenburgische Diakonissenanstalt hat sich erst allmählich aus schwierigen und unklaren Verhältnissen heraus zu einem geordneten Mutterhause entwickeln können. Sie entstand im October 1888, aber damals erst als Anhang zu einem gleichzeitig gegründeten Damenheim, wenn sie auch von dem Gründer, Pastor Partisch, als Hauptsache gedacht sein mochte. Es ist auch durch viel Wechsel der Oberinnen hindurchgegangen und erst als die Oldenburgische Geistlichkeit in einem Vereine für Landesdiakonie helfend eintrat, auch eine Bürgschaft von 42 000 Mk. zusammenbrachte, kam die mehrfach verkannte Anstalt in geordnete Bahnen, es wurde jetzt ein Vorstand und Verwaltungsrath gewählt und das übrigens noch zum vollen verschuldete Haus vom Verein übernommen. Oberin ist seit November 1890 Frau von Carisien und seit September 1892 ist Pastor Roth als Geistlicher der Anstalt eingetreten.

So ist das überaus schwierige Anfangsstadium gottlob überwunden und darf jetzt auf eine normale, wenn auch bei der vorsichtigen, zuwartenden, verstandesmäßigen Eigenart unsers Volksstammes erst allmähliche Entwickelung gehofft werden. Die Schwesternschaft besteht augenblicklich außer der Oberin aus 5 eingesegneten Diakonissen, 5 Novizen und 6 Probeschwestern. Bisher wurden die Schwestern von den befreundeten Mutterhäusern in Braunschweig und Bielefeld und in deren Anstalten zur Kranken- und Gemeindepflege ausgebildet, seit Mai d. J. aber kann gottlob das direkt neben der Diakonissenanstalt belegene, freilich von einem besonderen Vereine errichtete und von uns übernommene evangelische Krankenhaus mit zur Ausbildung unserer Schwestern verwandt werden. Der Vorstand des Stiftes Bethlehem in Ludwigslust war so freundlich, uns für die Arbeit im evangelischen Krankenhause auf 3 Jahre eine vorstehende Schwester zu überlassen.

Die Oldenburgische Diakonissenanstalt hat jetzt 4 Stationen, sie hat das evangelische Krankenhaus in Oldenburg mit 3 Schwestern außer der vorstehenden Ludwigsluster Schwester besetzt und außerdem die Gemeindepflege in Delmenhorst, Rastede und im Westen der Landgemeinde Oldenburg mit je einer Schwester übernommen.

Die pecuniären Verhältnisse des Mutterhauses sind noch sehr bescheiden, es fehlt ihm auch noch eine Anstaltscapelle, für welche erst 1650 Mk. in diesem Jahre zusammengekommen sind; indeß haben wir doch das Nothwendige stets erhalten und auch schon etwas mehr; der treue Gott wird wohl weiter helfen.

5. Das evangelische Krankenhaus zu Teschen in Oesterreich-Schlesien, von dessen Gründung und Einweihung wir im vorigen Jahre berichtet haben, hat sich in sehr erfreulicher Weise entwickelt. Am 30. Juli wurden dort 12 Diakonissen eingesegnet (die österreichisch evangelische Kirchenzeitung gebraucht den Ausdruck: Sie leisteten die Angelobung), um theils in dem dortigen Krankenhause zu verbleiben, theils in das neue städtische Spital in Bielitz als Krankenpflegerinnen einzutreten.

6. Am 5. März 1893 ist die Diakonissin Else v. Werdeck, nachdem sie unmittelbar vorher gelegentlich des zweiten Jahresfestes der Anstalt nebst zwei anderen Schwestern des Leipziger Hauses vom Hausgeistlichen P. Schultze zur Diakonissin eingesegnet worden war, von Superintendent D. Pank feierlich in das Amt einer Oberin der Leipziger Diakonissenanstalt eingeführt worden.

7. Am 5. April 1893 ist die Diakonissin Rose Bronsart v. Schellendorf durch General-Superintendent Poetz in ihr neues Amt als Oberin des Königsberger Diakonissen-Mutterhauses feierlich eingeführt worden.

8. Der neue Rector des Diakonissenhauses in Philadelphia (Nord-Amerika) Pastor Karl Gödel aus Weinsheim, wurde am 9. Juli durch Pastor D. Späth in der Hauscapelle des Diakonissenheims in sein Amt eingeführt.

9. Das Bukarester Tagblatt, eine deutsche Zeitung der Rumänischen Hauptstadt, berichtet am 21. Juni:

Das Kronprinzenpaar in der Diakonissenanstalt.

Ihre königlichen Hoheiten der Kronprinz und die Kronprinzessin beehrten gestern Vormittag die evangelische Mädchenschule mit ihrem Besuche. Sämmtliche Schwestern der Anstalt, mit den beiden Pfarrern, den Herren Dr. Filtsch und Dr. Bölicke, und den Vorstandsmitgliedern der evangelischen Gemeinde an der Spitze, begrüßten ehrerbietigst das hohe Paar, und die im Garten aufgestellte Mädchenschaar stimmte die Volkshymne an. Eines der kleinen Mädchen überreichte sodann der hohen Frau einen schönen Blumenstrauß und trug ein Gedicht vor, was Ihre

Digitized by Google

königliche Hoheit derart erfreute, daß sie die Kleine herzlich in die Arme schloß. Das hohe Paar machte hiernach einen Rundgang durch die Schulräume und ließ sich Einiges aus einzelnen Unterrichtsgegenständen vorführen. Die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit der Räume sowie der Geist des Unterrichts machten auf Ihre königlichen Hoheiten sichtlich einen günstigen Eindruck, worüber sie denn auch den Lehrerinnen und den Herren Vorstandsmitgliedern ihre volle Anerkennung aussprachen. Nach etwa einstündigem Aufenthalte verabschiedete sich sodann das hohe Paar in huldvollster Weise. Die Kinder waren voll Entzücken über die herzliche Freundlichkeit der hohen Frau und konnten zu Hause darüber nicht genug erzählen. (Kaiserswerther Armen- u. Krankenfreund.)

Catharine Pennefather.

Leben heißt lieben, und wo echte, warme Liebe ein Christenherz erfüllt, da findet sie auch überall Mittel und Wege, die Noth des Nächsten zu lindern und den Verirrten mit sanftmüthigem Geiste zurechtzuhelfen. Das tritt uns von Neuem so recht handgreiflich in dem Lebensbilde der edlen Frau entgegen, die am 12. Januar d. J. in London ihr reichgesegnetes Leben beschlossen hat und auf deren Grab man wohl mit Recht das ehrende Zeugniß des Herrn setzen könnte: „Sie hat gethan, was sie konnte.“ Catharine Pennefather war die Tochter des englischen Admirals W. King. Nach ihrer Vermählung mit Rev. William Pennefather lebte sie mehrere Jahre mit demselben in Irland, bis er einen Ruf nach London an die Pfarrei St. Judae in Mildmay Park erhielt. Hier erschloß sich der jungen Frau zum ersten Mal der Blick in die Armuth und das namenlose Elend, aber auch in die Sünde und das Verderben der Riesenstadt. Allein anstatt vor diesem Abgrund leiblichen und sittlichen Elends entsetzt und entrüstet zurückzuschaudern und sich in den Frieden der eigenen Häuslichkeit zurückzuziehen, griff sie mit thatkräftiger Liebe das Werk der Hilfe an. Das Feuer ihrer Begeisterung entzündete auch andere Herzen, und so entstanden nach und nach alle die Einrichtungen und Stätten barmherziger Liebe, die man unter dem Namen Mildmay-Mission zusammenfaßt und die heut wie ein Segensnetz zwanzig der ärmsten Theile des Landes durchziehen. Dazu gehört das Diakonissenwerk unter Armen und Kranken, eine Sparkassenmission, ein Erziehungshaus für Frauen zum Dienst für innere und äußere Mission, eine Heimath für kranke Damen, eine zweite für Pflegerinnen, zwei Hospitäler, ein Reconvalescentenhaus, ein Dienstbotenheim, ein Wittwenhaus, ein Waisenhaus, ein Verein für Wöchnerinnen, eine Stellenvermittelung in drei verschiedenen Districten, eine Poliklinik für Arme u. a. m. Ferner entstand durch ihre Anregung die Conference Hall, ein Gebäude, in dem Nachmittags- und Abendgottesdienst, Sonntagsschulen, Gebetsversammlungen, Theeabende, Vorträge u. s. w. gehalten werden. Zu all dieser weitverzweigten Liebesarbeit, zu der sich auch bald eine Droschkenkutscher-Mission, wie eine eingehende Fürsorge für Taubstumme gesellte, bedurfte sie natürlich vieler Mithilfe. Und es war ihre besondere Gabe, nicht nur anzuregen und zu begeistern, sondern auch mit praktischem Blick und feinem Verständniß Jeden an den für ihn geeigneten Platz zu stellen. Vor Allem verstand sie, auf die Herzen der Mädchen und Frauen zu wirken und sie mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß es kein Verdienst, vielmehr ein hohes Glück sei, wenn Gott uns würdige, in seinem Weinberge mitarbeiten zu dürfen. Auch nach dem Tode ihres Gatten blieb sie noch zwanzig Jahre lang der Mittelpunkt dieser Arbeit, zu dem Alle voll Liebe und Vertrauen aufblickten. Es ging ein Hauch des Friedens und der Freudigkeit von ihr aus, dem auch ein verbittertes Herz sich nicht verschließen konnte. Obwohl sie in den letzten Wochen viel an Athemnoth zu leiden hatte, klagte sie nie. Ihr Herz war bis zuletzt mit der Sorge für Andere beschäftigt, die sie im Gebet vor ihrem Herrn brachte. Einmal, nach einem schweren Anfalle, hörten die Umstehenden sie flüstern: „Erbarme dich! Erbarme dich, Herr!“ Und erst als sie sich besorgt über sie beugten, vernahmen sie die nur gehauchten Schlußworte: „Erbarme dich, Herr, über Alle, die dich nicht kennen.“ Sie selbst war sich ihrer Zugehörigkeit zu ihrem Heilande in diesem Augenblick so unbedingt und selig bewußt, daß ein Schimmer verklärter Freude auf ihrem Antlitze lag, so oft sie von ihrem nahen Tode sprach. In diesem Sinne wollte sie auch nichts von Abschied hören. „Es giebt keine Trennung, keinen Abschied, denn der Herr lebt.“ So entschlief sie friedlich und kampflos am Donnerstag, den 12. Januar, um 3 Uhr Morgens. Der Herr aber, der sie nach reichgesegneter Arbeit aus ihrem großen Wirkungskreise abgerufen, möge sich der verwaisten Anstalten selbst annehmen und Gnade geben, daß an dem Beispiele dieser treuen Jüngerin, dieser Heldin der Liebe, wie wir sie wohl nennen dürfen, viele Frauenherzen nicht nur in England, sondern auch in unserem Vaterlande sich zu barmherziger Nächstenliebe und selbstverleugnender Liebesarbeit entzünden lassen. Das wäre die köstlichste Frucht ihres reichgesegneten Lebens und Wirkens. (Aus der Phöbe.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 18. October 1893. **Nr. 42.**

Georg von Kameke, General der Infanterie zur Disposition, Chef des 2. Hannoverschen Infanterie-Regiment Nr. 77, à la suite des Ingenieur- und Pionierkorps, Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, auf Hohenfelde in Pommern, Rechtsritter seit 1876, † zu Berlin 12. October 1893.

Preußische Provinzial-Genossenschaft.

Auf dem am 7. d. Mts. zu Königsberg stattgehabten Rittertage der Preußischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, auf dem von den 165 Rittern derselben 74 erschienen waren, wurden an Stelle der verstorbenen Mitglieder des Convents der Genossenschaft, der Rechtsritter Freiherrn von Tettau, auf Tolks und Freiherrn von Schrötter, auf Wohnsdorf, die Rechtsritter:

Geheimer Regierungsrath und Landrath a. D. von Gottberg, auf Groß-Klitten bei Domnau, und

Kammerherr Graf zu Dohna-Lauck, auf Lauck,

zu Mitgliedern des Convents gewählt.

Den jährlichen Beitrag der Mitglieder der Genossenschaft beschloß der Rittertag vom 1. Januar 1894 ab von 50 Mark, auf 60 Mark zu erhöhen, wobei es zur Sprache kam, daß die Krankenpflege zur Zeit Seitens der Preußischen Genossenschaft in den 6 Krankenhäusern derselben zu Preußisch-Holland, Gerdauen, Bartenstein, Neidenburg, Sandsburg und Heiligenbeil mit zusammen 302 Krankenbetten ausgeübt wird und die Errichtung eines neuen Krankenhauses mit etwa 50 Betten in Dirschau im Werke ist. —

Da der hochbejahrte Commendator: Landhofmeister im Königreich Preußen Graf zu Dohna-Schlobitten die Führung der Geschäfte der Genossenschaft niederzulegen beabsichtigt, so fand in besonderer Wahlverhandlung, durch den Convent, verstärkt durch die Rechtsritter der Genossenschaft, die Präsentationswahl eines Nachfolgers desselben statt, die auf den Rechtsritter:

General der Kavallerie, General-Adjutanten und Ober-Burggrafen im Königreich Preußen Grafen von Lehndorff, auf Preil,

fiel.

Commendator Graf zu Dohna wird die Geschäfte der Genossenschaft bis dahin fortführen, wo das nächste, wahrscheinlich im Januar k. J. wieder zusammentretende Capitel des Ordens sich mit der Wahl des Grafen von Lehndorff zum Commendator einverstanden erklärt haben wird und derselbe sodann vom Durchlauchtigsten Herrenmeister dazu ernannt worden ist.

Hatfield-House.

(Schluß.)

Lenken wir nun unsere Schritte zurück nach dem östlichen Flügel, der wie bereits erwähnt zum größten Theil der Familie zum Aufenthalt dient, so werden unsere Blicke von zahlreichen Porträts, guten und schlechten, berühmter wie auch vergessener Größen gefesselt. An dieser Wand hängt Zuchero's wohlbekanntes Bildniß der Königin Elisabeth in ihren mit mit Edelsteinen überladenen Prachtgewändern, deren die eitle Herrscherin sich nie genug anfertigen lassen konnte. Sagt man doch, sie habe nie eine Robe zweimal angelegt. Ihr gegenüber sehen wir ein Porträt ihrer unglücklichen Rivalin Maria Stuart. Noch ein zweites Bild der Schottenkönigin birgt Hatfield-House, aber auch auf diesem vermag der unbefangene Beschauer kaum eine Spur jener Schönheit und Lieblichkeit zu entdecken, die so viele bezaubert und auf's Schaffot geführt haben soll.

Doch nicht alle Bildnisse, die in so großer Zahl die Wände schmücken oder doch füllen, sind der Erwähnung werth. Weiter wandernd, bemerken wir die Porträts des ersten Grafen von Salisbury, in der reichen Tracht der Ritter des Hosenbandordens, dessen Kette seine Brust ziert, sowie die seiner Eltern, Lord Burgleighs und dessen zweiter Gemahlin, einer

Digitized by Google

geborenen Mildred Cooke, welcher Ernst und Gelehrsamkeit aus den Augen schauen.

Das erste Mal hatte Sir William nicht so weise gewählt. Auch er, der vorsichtige, stets politische, berechnende Mann, war jung gewesen und hatte romantisch empfunden. So kam es, daß der lustige Student von Cambridge sich in das Töchterlein eines gewesenen Universitätspedells verliebte. Allerdings ihr Bruder war der gelehrteste „Grieche“ seiner Zeit, John Cheke, Lehrer Edwards VI., später sogar Sir John Cheke, aber Mary's Mutter war doch nur eine ehrbare Weinschenkin, kaum eine annehmbare Schwiegermutter für den ehrgeizigen, der königlichen Gunst sich erfreuenden Sir Richard Cecil. Der Einspruch des Vaters hatte die Ehe nicht verhindern können, aber bald befreite der Tod seiner Gattin Cecil von einem, jegliche Staatslaufbahn ausschließenden Hinderniß. Zur Ehre sei's ihm nachgesagt und charakteristisch ist es für den großen Mann, daß er auch in späteren Jahren mit den Verwandten seiner ersten Frau in regem Verkehr blieb. Wie hätte es sonst seine einstige Schwiegermutter, die Weinschenkin wagen können, ihm, dem allermächtigsten Minister Englands, dankbarlichst in ihrem Testamente ihre gesammten Weinkrüge zu vermachen!

Das zweite Mal wählte er nicht die Schwester eines Gelehrten, sondern eine Gelehrte selbst, denn eine solche war Lady Mildred, ebenso wie ihre Schwester, die Mutter des großen Sir Francis Bacon.

Doch zurück zu Hatfield-House und seinen Schätzen! Die große Halle neben der Rüstkammer ist vielleicht der prächtigste Raum des Palastes. Die Wände sind bis zur Thür mit Eichenholz bekleidet, darüber verdecken Stofftapeten, Scenen aus den Gärten der Hesperiden darstellend, die kahlen Mauerflächen. Kunstvolle Holzschnitzereien bilden die Decke. Ueber dem östlichen Eingang befinden sich, uraltem Gebrauche gemäß — denn kein Gemach des englischen oder angelsächsischen Hauses ist älteren Datums als diese Halle — die Minstrel's Galery und auf der gegenüberliegenden Schmalseite liegt der „Dais“, die um einige Stufen erhöhte Plattform mit der Herrentafel und dem Ehrensitz des Hausherrn. Von der Sänger- oder Musikergalerie herab hängen vier napoleonische Fahnen, die einst der Herzog von Wellington aus Paris heimgebracht, und an den Wänden verschiedene Porträts, darunter wieder die Rivalqueens, Maria Stuart und Elisabeth, die letztere diesmal zur Abwechselung im Costüm der Diana!

Keins der alten Herrenschlösser Englands kann sich einer so prächtigen Treppe rühmen wie Hatfield-House. Die große Treppe ist ein in decorativer Durchbildung unübertroffenes Vorbild. Die Geländer sind verziert mit den kunstvollsten Eichenschnitzereien, Porträts, darunter solche von van Dycks Meisterhand, schmücken die Wände. Das ornamentale Holzgatter am ersten der fünf Absätze sollte einst die Lieblingshunde verhindern, in die oberen Staatsgemächer einzudringen, zu welchen die Treppe direct führt. Der „King James Room“ mit seinen Eichenholz-Paneelen und dunkelrothen Damasttapeten hat seinen Hauptanziehungspunkt in dem großen Marmorkamin. So imposant und gewaltig wirkt dieser auf den Beschauer, daß demselben eine die Mitte ausfüllende Broncestatue Jacobs I., obwohl lebensgroß, als unverhältnißmäßig klein vorkommt. Auf der südlichen Wand hat das über lebensgroße Bild unseres jungen Kaisers in der Uniform eines Admirals der Flotte einen Platz gefunden, welches er schon bei seinem Besuche im Jahre 1889 dem englischen Premier als Zeichen seiner Huld verlieh. Die Galerie der Familienporträts ist ebenfalls in diesem Zimmer untergebracht, und eine Menge Curiositäten liegt außerdem in Glastischen und »Kästen zur Schau aus. Darunter finden wir den breitkrämpigen Gartenhut, den Elisabeth trug, als sie unter dem Eichbaum die frohe Kunde des Boten empfing, ein Paar seidene Strümpfe derselben Königin und zahlreiche andere Raritäten.

Eine Thür zur Linken des Kamins, auf dessen massiv silberne Feuergatter, verziert mit dem Wappen der Salisbury (ein von Silber und Blau quer gestrichener Schild mit 6 schwarzen Schildlein 3 2 1 belegt), wir noch einen schnellen Blick werfen, führt in die große Galerie, deren echt vergoldete Decke, namentlich bei Kerzenbeleuchtung, einen großartigen Anblick darbietet. Die Galerie läuft genau über der Rüstkammer dahin. Ihre Fenster liegen über den Böden des Grundgeschosses. Angefüllt mit Bildern gekrönter und ungekrönter Häupter enthält dieser Raum neben andern Curiositäten ein höchst wundersames Stück, einen 15 Meter langen Stammbaum der jungfräulichen Königin, den man zur größeren Bequemlichkeit mittelst 4 Rollen abdrehen kann. Auf 15 Meter Leinewand lassen sich gar viel Wappenschilde und Namen malen, aber der Stammbaum reicht auch weit zurück, soweit wie nur möglich, bis auf — Adam und Eva. Abraham und der alte Methusalem sind darin ebensowenig vergessen, wie römische Kaiser und altbritische Häuptlinge. Die schöne Helena von Troja mußte ja selbstredend eine Ahnfrau der eitlen Herrscherin sein! Nicht weit davon steht ein Memento anderer Art, eine hölzerne Wiege, an deren Kopfende die Buchstaben A R geschnitzt sind. In ihr lag einst die stolze Abkömmlingin von Adam und Eva und aller Großen dieser Welt. Die Initialen aber bedeuten Anna Regina; es sind die ihrer schönen, unglücklichen Mutter, der Anna Boleyn, deren frohe Träume und Hoffnungen ein so schnelles, jammervolles Ende unter dem Beile des Henkers nehmen sollten.

Auf der zweiten Haupttreppe, die von einem Bilde der Stammeltern der Elisabeth die „Adam and Eve's Hair-case“ genannt wird, gelangen wir wieder in das Grundgeschoß.

Vieler königlicher und sonst berühmter Besucher,

Digitized by Google

deren letzter unser Kaiser war, kann sich Hatfield-House rühmen. Gar manche Gäste haben auf ihre Schlafgemächer auch ihren Namen vererbt. Man zeigt uns „King James Room", das Königin „Anna"- oder „Königin"-, das „Prinz-Consort"-Zimmer, sowie dasjenige Wellington's, der als vertrauter Freund des Hauses oft in diesen Mauern weilte. Auch ein „Cromwell Room" existirt, obwohl der große Lord-Protector nie dieses Haus betreten hat, dessen Besitzer in dem Ruf standen, Anhänger der Stuarts zu sein. Wie wäre dies auch anders möglich gewesen! Verdanken doch die Salisburys dem Vater des enthaupteten Karl I. eben dieses Hatfield und ihre Lordstitel! Karl I. dagegen verbrachte wirklich einige Wochen in Hatfield aber als — Gefangener vor seinem Proceß. Darum hat man wohl auch kein Zimmer mit seinem Namen belegt.

Doch nicht nur durch das Gebäude selbst, nicht durch alle diese Gegenstände, von denen wir nur einige Wenige aufzuführen vermochten, noch durch die mehr oder weniger romantischen Legenden, welche der Aufenthalt der Elisabeth um diese Stätte gewoben, beansprucht Hatfield House als der interessanteste Herrensitz dieser großen Periode der englischen Geschichte anerkannt zu werden.

Viel werthvollere Dinge als Wiege, Hut, Strümpfe und Stammbaum der großen Königin, ja für die Geschichte des Landes und Europa einzig dastehende Schätze birgt das geschmackvoll einfache Bibliothekzimmer, dessen wir erst hier Erwähnung thun, obgleich der Besucher in dasselbe aus dem „King James Room" geführt wird. Die Pfeiler, welche die Bücherregale trennen, sind hohl, aber ungleich den Bücherfächern durch Metallgitter verschlossen. In ihnen ruht jene unschätzbare Collection der berühmten „Cecil Papers". Mehr als 13 000 Briefe, Journale und Berichte, meist verfaßt von berühmten und geschichtlich bedeutenden Persönlichkeiten aus der Zeit des ersten Cecils, unstreitig die werthvollste Sammlung von Staatsdocumenten, die sich heutzutage noch im Privatbesitze befindet.

Vor uns liegen da die umfangreichen Correspondenzen Lord Burleigh's und seines Sohnes, somit die Geheimnisse der in ihrer Zeit bedeutsamsten, in alle Schleichwege der Diplomatie eingeweihten Minister. Diese vergilbten Folioseiten gewähren uns Einblick in den interessantesten Abschnitt der englischen, ja der Weltgeschichte. Die Thronbesteigung der „guten Queen Beß", ihr Briefwechsel mit der unglücklichen Marie Stuart, Copien von zwei der berühmten Chatullenbriefe der Schottenkönigin, die Berichte und Protocolle über die zahllosen Verschwörungen zu ihren Gunsten, die Sorgen, welche die „unüberwindliche Armada" erweckte, die Tragödie des Grafen Essex, die Hoffnungen und Enttäuschungen, welche der Dynastiewechsel und Jacobs I. Thronbesteigung hervorrief, die Schießpulververschwörung, der Beginn des großen Religionsstreites, der zu den Revolutionen führte, alle diese Ereignisse ziehen am Leser vorüber in der Frische und Lebhaftigkeit zeitgenössischer Berichterstattung, in der packenden Darstellung der Augenzeugen und mitwissenden, handelnden, leidenden Personen. Kein König, kein Herrscher, so reich auch das Europa des sechszehnten Jahrhunderts an hervorragenden Fürsten war, kein Adliger, kein bedeutender Mann, der jene Periode englischer Geschichte berühmt oder berüchtigt gemacht hat, ist in dieser Sammlung unvertreten. Da liegen Briefe des unglücklichen Herzogs v. Norfolk, der seine Parteigängerschaft für Maria Stuart mit dem Haupte zahlen mußte, des Königinnenlieblings Leicester, des Philosophen Bacon, die letzten Zeilen, welche der unglückliche Graf Essex schrieb, Berichte von Sir Walter Raleigh, von den Bischöfen der Reformationszeit, die pathetischen Klagen des im Elend dahinschmachtenden Cardinals Wolsey, ein dickes Actenstück Gardineß über Heinrichs VIII. Scheidung von Catharina von Aragonien und die ach so schnell vergessenen Vorzüge der Anna Boleyn. Manche Seite ist angefüllt mit Elisabeths Handschrift, unter anderm auch, wie um den Ernst der Blätter zu mildern, 9 Folioseiten, auf welchen sie einmal ihre Seele in Versen ergossen hat. Leider sind sie dem damaligen Zeitgeschmack huldigend, so voller schwülstigen Allegorieen, daß der Sinn heute schwer zu entziffern sein dürfte.

Alle Documente an Umfang wie an Wichtigkeit überragen jedoch die vielen Folianten, welche die Correspondenzen der beiden Cecils umfassen. Standen doch sie im Mittelpunkt jeder Bewegung, jeden Projectes. Vierzig Jahre lang diente Sir William der Königin, von ihrer Thronbesteigung an bis zu seinem Tode 1598, der fünf Jahre vor seiner großen Gebieterin erfolgte. Der Friede zu Vervins mit Spanien, den er noch auf dem Todtenbette unterzeichnete, bildet den würdigen Schluß seines thatenreichen, dem Staate geweihten Lebens.

In der Gunst des Weibes sah er viele Mächtige steigen und fallen, Leicester, Raleigh, Essex, in der Gunst der Königin und Herrscherin hat er wohl nie im Ernste einen Rivalen zu fürchten gehabt. Die Fäden, die in späteren Jahren nicht in seiner Hand zusammenliefen, hielt sein Sohn Robert, der als Staatssecretär der Elisabeth die Königin dahinscheiden sah und Jacob I. als wichtiger und unermüdlicher Helfer unschätzbare Dienste leistete.

Dafür erhob ihn der König, wie schon bemerkt, erst zum Baron, dann zum Viscount und endlich 1605 zum Grafen an demselben Tage, da seinem älteren Halbbruder, dem Sohne jener Pedelltochter, der Titel eines Earl von Exeter verliehen ward.

Ein Jahr nachdem er Hatfield House vollendet, starb er und mit ihm war auf lange Zeit die Aera der Cecils dahin. Wohl erklomm das Geschlecht unter Georg III. eine weitere Rangstufe mit dem

Digitized by Google

Titel Marquis, aber erst dem gegenwärtigen Träger dieses alten Namens und Besitzer des stolzen Hatfield-House sollte von Neuem den staatsmännischen Geist seiner Ahnen in der geschickten Führung der Geschicke dieses Weltreiches bethätigen, dessen Fundamente in den Tagen und nach den Plänen seiner Vorfahren gelegt wurden.

Graf Vasili, der Verfasser der „Londoner Gesellschaft" bezeichnet Lord Salisbury als den Mann des Tages par excellence. Dieser Führer der Conservativen ist nach ihm die auffallendste Erscheinung unter den gegenwärtigen Politikern. „Er ist eine Art von Don Quixote, wenn auch im höchsten Sinne des Wortes, und besitzt ein ritterliches Ungestüm, das aus diesem großen Führer der conservativen Partei den Mann eines anderen Zeitalters macht; aber er ist tapfer und kühn. Beißend, schneidend, hochmüthig, niemals mit seinem Gewissen sich abfindend und nicht zugebend, daß man, um die Stimmen seiner Mitbürger zu gewinnen, ihren Ansichten schmeicheln dürfe, ist er ganz dazu geschaffen, um das Haupt einer Partei des Widerstandes zu sein. Wenn er nicht gegen den Radicalismus zu kämpfen hätte, wenn die Monarchie, die sein Credo ist, nie in Gefahr wäre, würde er unter einer absoluten Regierung einen weisen und wohlwollenden Minister abgeben. Seine große Rechtschaffenheit, seine Verachtung jeder Accomodation, jedes Compromisses, verliehen ihm eine Art von fast cynischer Aufrichtigkeit. Feind aller Tendenzen der modernen Gesellschaft, stets auf der Bresche gegen sie, vertheidigt er die bestehenden Institutionen, nicht, weil er sie für gerecht oder vernünftig hält, sondern einfach, weil sie einmal da sind, was sein Lieblingsargument ist. In seiner Abscheu vor der französischen Revolution und überzeugt, daß England groß sei, weil es den revolutionären Tendenzen widerstanden habe, will er nicht erkennen, was sein Vaterland vor den modernen Calamitäten beschützt habe. Es geschieht dies weniger aus Eigensinn, als weil er bei den gelegentlichen Concessionen seiner Vorgänger Halt machen möchte. Außerhalb des Parlaments ist Lord Salisbury ein vollendeter Weltmann, dessen politischer Salon äußerst gesucht ist. Er empfängt viel, jedoch in einem Kreise, zu dem die große Gesellschaft gehört. L.

Arbeitshilfe in Frankreich.

Hierüber veröffentlicht die Neue Freie Presse einen Bericht aus Paris, dem wir Folgendes entnehmen:

In allen größeren Städten Frankreichs schlägt die „Assistance par le travail" Wurzeln. Marseille, Lyon, Bordeaux, Havre, Rouen, Nimes haben ihre freien Arbeitshäuser. In Paris giebt es mehrere. Diese Gesellschaften, welche die Armen durch Gewährung von Arbeit unterstützen wollen, bestehen unabhängig von einander. Sie haben nichts gemein als den Grundgedanken und die edle Absicht. Es giebt katholische, protestantische und konfessionslose; einzelne beschränken sich auf den Bezirk, in dem das Arbeitshaus steht, andere nehmen Jeden auf, der Armuth und Arbeitslust zeigt. Die Einen wollten nur ihren Bezirk vom gewerbsmäßigen Bettel säubern, die Anderen wollten die entlassenen Sträflinge vor dem Rückfall in Verbrechen bewahren, die Dritten vielleicht Seelen für irgend ein Bekenntniß gewinnen. Zusammengetroffen sind Alle in dem Gedanken, den Aermsten ohne Almosen, das heißt ohne Demüthigung, zu helfen und sie durch das Sittliche und Tröstende der Arbeit aufzurichten.

In den letzten Jahren sind sehr wichtige Untersuchungen über das Armenwesen in Paris angestellt worden. Auf die Sinn- und Planlosigkeit der bisherigen Wohlthätigkeit fielen dadurch ebenso scharfe Lichter, wie auf die Niederträchtigkeit der Schmarotzer. Die Bettler-Industrie ist in Paris eine vielseitige, mit wunderbarem Scharfsinn ausgebildete und sehr einträgliche. Aber neben den in den besten Verhältnissen lebenden Blinden, die vor den Kirchenthüren sitzen, verhungert ein beschäftigungsloser Arbeiter. Neben dem Krüppel auf dem Pont des Arts, der 40 bis 50 Francs im Tage einnimmt, wirft sich ein gesunder, verschämter Armer in die Seine. Muß man da nicht von einer Gebrechensrente sprechen? Und es ist eine Thatsache, daß in einzelnen Gegenden Frankreichs, besonders an der spanischen Grenze, Krüppel fabricirt werden. Man unterbindet Kindern die Beine, und dann rutschen sie ihr Lebelang als „Cul de jatte" von Jahrmarkt zu Jahrmarkt und von einem Wallfahrtsorte nach dem andern. Die sind noch die Ehrlichsten. Wie viele Schwindler aber beuten die gedankenlose Gutherzigkeit aus. Das gemeine Almosen ist eine Prämie für Faulheit und Heuchelei. Ungeheure Summen werden hier den Armen gegeben, und dennoch sieht man die schauerlichsten Bilder des Elends. Die Assistance publique vertheilt jährlich fünfzig Millionen Francs, und das ist gewiß der geringste Theil dessen, was für die Armen gethan wird. Die meisten milden Gaben entziehen sich auf jede Weise der Berechnung. Man giebt ohne zu fragen und ohne zu überlegen, bis man allmälich enttäuscht, verdrossen und hart wird. Die Arbeitshilfe beugt den Enttäuschungen vor. Sie bringt Sinn, Gerechtigkeit und einen höheren Zug in die Wohlthätigkeit. Wie kann man die Gesellschaft von dem Vorwurfe befreien, daß Menschen, die arbeiten wollen, verhungern oder sich das Leben nehmen? Wie ist dem Verbrechen aus Noth vorzubeugen? Wie erkennt man in der Menge Hilfesuchender die Würdigen?

Betrachten wir eine der Pariser Gesellschaften für Arbeitshilfe, zum Beispiel die in den Bezirken Batignolles-Monceau wirkende. Sie wurde im Jahre 1891 gegründet, hatte ursprünglich 40 Mitglieder; heute sind es 800. Der Verein giebt den Mitglie-

Digitized by Google

dern Tickets, die den Bettlern statt Geldes gereicht werden. Mit dem Ticket kommt der Arme ins Vereinshaus. Er muß seine Adresse angeben, denn die Arbeitshilfe von Batignolles-Monceau berücksichtigt nur die Unglücklichen des siebzehnten Arrondissements. Man zieht Erkundigungen über ihn ein. Er wird schon am Tage nach seiner Anmeldung beschäftigt, wenn seine Angaben sich bestätigen. Ist er obdachlos und seine Noth eine unmittelbare, so wird er gleich an die Arbeit gestellt. Was der Verein sonst noch für Arme thut, ist nicht ausführlicher zu schildern, obwohl es sehr rühmenswerth ist: eine individualisirende Wohlthätigkeit. Der Kern ist die Arbeitshilfe.

Das Vereinshaus hat große, lichte, im Winter geheizte Arbeitsräume für Männer und Frauen. Die Männer fertigen „Margotins" an: Bündel von klein gehacktem Holze, die Spitzen der Stäbchen sind mit Harz getränkt. Mit solchen Margotins macht man hier das Feuer an. Für ein Bündel — Sägen, Hacken und Binden — erhält der Arbeiter 3 Centimes. Ein Mann fertigt in fünf Stunden 50 Bündel an. Er verdient somit $1^1/_2$ Francs, was für Mahlzeit und Wohnung ausreicht. Die Frauen haben Näharbeit, die verheiratheten bekommen sie mit nach Hause. An der Frauenarbeit verliert der Verein viel, aus verschiedenen Gründen. Es wird Stoff verdorben, die Arbeit ist für große Geschäfte wegen der Ungleichheit nicht verwendbar u. dgl. m. In dem musterhaften Hause der barmherzigen Schwestern — Avenue de Versailles an einem anderen Ende von Paris — ist diese Frage der Frauenarbeit glücklicher gelöst. Die frommen Schwestern werden aber auch von den adeligen Kreisen in ihren Werken ausgiebig unterstützt.

Im Hause von Batignolles-Monceau dauert die Arbeitshilfe höchstens dreißig Tage. Während dieser Zeit müssen die Armen andere Unterkunft gefunden haben. Der Verein ist ihnen dabei behilflich, aber länger kann er sie nicht beschäftigen, weil seine Mittel beschränkt sind. In Batignolles-Monceau sagt man den Elenden: „Gebet uns ein wenig Arbeit, und wir werden euch ein wenig Geld geben!" Die Arbeit ist da nur als Erkennungszeichen, als Prüfstein der Unterstützungswürdigkeit gedacht. Das ist gewiß vortrefflich. Aber das Prinzip der Arbeitshilfe stellt sich so in einer schwächlichen Ausführung dar. Will man die Arbeitshilfe sich gesund entwickeln lassen, so muß sie fähig werden, auf eigenen Füßen zu stehen. Milde Beiträge wird sie zwar — besonders in den Anfängen — nicht entbehren können, doch muß man trachten, sie möglichst entbehrlich zu machen.

Diesem Ziele nähert sich Pastor Robin. Er ist ein Vorläufer. Seine Anstalt auf der Höhe von Belleville, hinter den Buttes Chaumonts, ist das Vorbild aller freien Arbeitshäuser von Frankreich. Eine Ahnung sagt uns, daß in kommenden Jahrzehnten der Name des schlichten Pastors Robin heller glänzen wird, als die Namen vieler Größen, die jetzt leuchten. Von 1880 bis 1887 war das Haus des Pastors Robin ein gewöhnliches Asyl für Nothleidende. 1888 führte er die Arbeitshilfe ein. War er vorher durch seine bescheidenen Mittel im Gewähren von Unterkunft und Nahrung beschränkt, so konnte er bald Unterstützungen in ausgedehntester Weise bewilligen. Gegenwärtig besteht nur noch eine Vorbedingung: der Bedürftige muß mit einem „Arbeitsbon" kommen. Der Verein von Batignolles-Monceau giebt nur seinen Mitgliedern Tickets, Pastor Robin aber Jedem, der sie verlangt. Diese Arbeitsanweisung kostet dem Spender vorläufig nichts. Erst wenn der Arme, der sie bekommen hat, wirklich Rue Fessart beim Pastor sich meldet, wird der Spender, dessen Bons eine Nummer tragen, mit $1^1/_2$ Francs belastet. Mit diesem mäßigen Betrage kann er eine Existenz retten. Die Leute, denen der Anblick des Elends die Laune und den Appetit verdirbt, brauchen nur ein Arbeits-Checkbuch des Pastors Robin mit sich zu führen.

Der Nothleidende, der in das Haus Robins kommt, kann da bleiben, so lange er will, Monate, Jahre, lebenslänglich. Die Arbeit ist die oben geschilderte: Erzeugung von Margotins: aber der Pastor giebt den Arbeitern kein Baargeld. Er verköstigt und beherbergt sie, wenn sie ihm fünfzig Bündel täglich anfertigen. Diese Leistung ist nicht schwer. Wer mehr macht, erhält den Ueberschuß in Anweisungen auf Kleider, Stiefel, Wäsche ausgezahlt. Es kommt vor, daß Einer fünf Francs nominell verdient. Wer weniger als fünfzig Bündel anfertigt, wird entlassen. Dieses Minimum kann in fünf Stunden hergestellt werden. In der Regel geschieht es in den Nachmittagsstunden. Den Vormittag benützen die Gäste Robins dazu, sich Stellen zu suchen. Die mittlere Dauer ihres Aufenthaltes im Arbeiter-Asyl ist eine dreizehntägige. Die Verpflegungskosten des Individuums betragen um zehn Centimes per Tag mehr als sein Arbeitsergebniß. Mit einem durchschnittlichen Aufwande von 1 Franc 30 Centimes sind also seit dem Jahre 1888 Tausende von redlichen Arbeitern der äußersten Noth, der Verzweiflung oder dem Verbrechen entrissen worden. Diese Ziffern sprechen. Um sie ganz zu verstehen, muß man sie freilich auf die Pariser Lebensmittelpreise beziehen. Es giebt Gegenden in Oesterreich, wo man das tägliche Existenz-Minimum von 1 Franc 50 Centimes wie einen Wohlstand anstaunen wird. Wegen der Verschiedenheit der Lebensmittelpreise sollen daher die in den Ausweisen der einzelnen Pariser Gesellschaften für Arbeitshilfe enthaltenen Ziffern hier nicht angezogen werden. Das Grundverhältniß zwischen dem Arbeitsergebniß und den Erhaltungskosten wird überall das gleiche sein, die letzteren werden überwiegen. Dieses Deficit hat die verständige Wohlthätigkeit zu decken, die keine größeren Au-

Digitized by Google

strengungen zu machen brauchte als bisher, und doch weit größere, dauernde Wirkungen erzielen könnte.

Ob das Baarzahlen oder Robins Trucksystem vorzuziehen, läßt sich nicht schlechtweg sagen, so glänzend auch des Pastors Einrichtung ist. Robins Leistungsfähigkeit wächst mit der Zahl der Hilfesuchenden, weil hundert Leute billiger zu verpflegen sind als zehn. Im siebzehnten Arrondissement dagegen wird man um so schwächer je mehr man giebt. Anstalten, wie die von Batignolles-Monceau setzen darum ein gewisses Gründungskapital und wachsende Jahresbeiträge voraus. Robin'sche Häuser können in Frankreich schon mit 2000 bis 3000 Francs eingerichtet werden. Das Robin'sche Haus hat ferner den Vorzug, ein wenn auch freiwilliges Gefängniß zu sein, aus dem sich der gerettete Arbeiter doch gern wieder entfernt, um zu seinem gelernten Berufe zurückzukehren. Wie wir sahen, geschieht das nach dreizehn Tagen. Im siebzehnten Arrondissement hingegen wird die Rührigkeit der Unterstützten eingeschläfert, und der Verein muß sich durch eine Beschränkung der Hilfsdauer vor seinen Gästen schützen. Robins Haus hat jedoch den großen Nachtheil, daß er nur familienlose Männer aufnehmen kann. In derselben Rue Fessart ist freilich auch für nothleidende Frauen und Kinder gesorgt. Für Frauen giebt es eine vom Gemeinderathe erhaltene Arbeitsstätte. Für Kinder, die nicht bei ihren Eltern sein können, hat Frau Louise Koppe ein „mütterliches Haus“ errichtet, das dem Robin'schen gerade gegenüber liegt. Und es kommt vor, daß alle Mitglieder einer von Noth heimgesuchten Arbeiterfamilie auf solche Art in der Rue Fessart beisammen bleiben; der Vater bei Robin, die Mutter im „Oavroir der Gemeinde, die Kinder bei Frau Koppe.

Eine andere Gesellschaft für Arbeitshilfe zahlt in Anweisungen auf Lebensmittel, Kleidungsstücke, Schlafstätten. Das gestattet dem Arbeiter eine freiere Verwendung seines Lohnes, liefert ihn und die Seinigen aber der Gewinnsucht der kleinen Wirthe und Händler aus, mit denen die Gesellschaft die Anweisungen vereinbart.

So wird allerlei versucht. Man tastet noch herum, aber schon ist Werthvolles gefunden. An einzelnen Orten bemüht man sich, die Arbeit mannigfaltiger zu machen. Im Hause der Schwestern Saint Antoine waschen die Frauen, und Herr Lesègure läßt Tischlerarbeiten machen von Leuten, die dieses schöne und gesunde Handwerk niemals versucht hatten. Dem freien Handwerk soll die Arbeitshilfe selbstverständlich keine Concurrenz machen, wenigstens nicht in größerem Umfange als es schon durch die Strafhäuser geschieht. Das ganze Gebiet der Gefängnißarbeit wäre also zu benützen. Den Sträflingen darf wohl Concurrenz gemacht werden, um so eher, als sich ihre Zahl durch die Arbeitshilfe vermindern muß. Die Arbeitshilfe beugt dem Verbrechen vor.

Ja, dieser Gedanke ist werth, weiter ausgestaltet zu werden. Die örtlichen Verhältnisse werden verständigen Männern überall die richtigen Wege weisen. Die Margotins sind eine gute, ungelernte Arbeit, die auch im glücklichen Zusammenhange mit den Jahreszeiten steht. Im Winter, wo es mehr Hilfsbedürftige giebt, braucht man auch mehr Margotins. Die Art der Arbeit wird anderwärts anders sein müssen, auch nach den Jahreszeiten wechseln. Das Princip ist, nur praktisch verwendbare Arbeit leisten zu lassen, sonst bringen die Hilfsbedürftigen die Einrichtung um.

Zu organisiren ist die Arbeitshilfe entweder von einem Mittelpunkt aus, wie der Schulverein, oder durch selbständige Häuser nach Robin'schem oder anderem Muster. Eine das Land gleich von vornherein überspannende Central-Arbeitshilfe schließt die Möglichkeit, unabhängige kleine Gesellschaften zu bilden, nicht aus. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche Anstalten sich allmählig mit einander verbrüdern müssen. Dann kann die mächtig gewordene Arbeitshilfe ein großartiger Regulator des Arbeitsbedürfnisses sein und mit günstigen Eisenbahn-Fahrverträgen die Arbeit dahin mobilisiren, wohin man sie eben braucht, die Arbeitsvermittlung in Massen. Es giebt auch genug Labor nullius, wenn man so sagen darf, zu occupiren. Ungethane Arbeit und verlorene Kräfte sind für einander zu verwenden. Auf schlecht benütztes Land sind die Arbeitslosen unserer großen Städte zu setzen, ein Abfluß von redlichen Proletariern, eine innere Colonisirung.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause.

Literatur.

„Kellnerleben.“ Ein Wort für die Mission unter den Angestellten des Gastwirthsbetriebes von Ernst Evers.

Unter diesem Titel ist in der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, SW., Johannistisch 6, eine Broschüre erschienen, die gratis, gegen Erstattung des Portos von derselben bezogen werden kann.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 53. 30. September 1893.

Inhalt: Der rothe Adler auf der Marienburg. Historischer Roman (Fortsetz.). — Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (Fortsetzung). — Ein Blatt aus der Geschichte der Hohenzollern. — Kleine Mittheilungen: Erinnerungen an Metz (mit Abbildungen).

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 25. October 1893. Nr. 43.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. October 1893 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. October 1893 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. September 1893	44			
	Zugang pro "	27			
		71			
	Abgang "	24			
	Bleibt Bestand	47	47	1 432	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. September 1893	104			
	Zugang pro "	19			
		123			
	Abgang "	87			
	Bleibt Bestand	36	36	1 430	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. September 1893	120			
	Zugang pro "	5			
		125			
	Abgang "	13			
	Bleibt Bestand	112	112	3 528	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. September 1893	17			
	Zugang pro "	14			
		31			
	Abgang "	18			
	Bleibt Bestand	13	13	454	50
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. September 1893	47			
	Zugang pro "	18			
		65			
	Abgang "	22			
	Bleibt Bestand	43	43	1 382	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. September 1893	17			
	Zugang pro "	12			
		29			
	Abgang "	15			
	Bleibt Bestand	14	14	435	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. September 1893	20			
	Zugang pro "	26			
		46			
	Abgang "	18			
	Bleibt Bestand	28	28	718	43
	zu übertragen		293	9 379	487
	Uebertrag		293	9 379	487
8.	**Landsburg:**				
	Bestand am 1. September 1893	27			
	Zugang pro "	17			
		44			
	Abgang "	25			
	Bleibt Bestand	19	19	813	40
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. September 1893	53			
	Zugang pro "	18			
		71			
	Abgang "	18			
	Bleibt Bestand	53	53	1 496	65
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. September 1893	19			
	Zugang pro "	19			
		38			
	Abgang "	16			
	Bleibt Bestand	22	22	625	82
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. September 1893	43			
	Zugang pro "	38			
		81			
	Abgang "	29			
	Bleibt Bestand	52	52	1 350	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. September 1893	35			
	Zugang pro "	35			
		70			
	Abgang "	32			
	Bleibt Bestand	38	38	960	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. September 1893	23			
	Zugang pro "	23			
		46			
	Abgang "	26			
	Bleibt Bestand	20	20	705	45
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. September 1893	15			
	Zugang pro "	18			
		33			
	Abgang "	19			
	Bleibt Bestand	14	14	469	40
	zu übertragen		511	15 597	809

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. October 1893 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1893	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
	Uebertrag		511	15 597	809
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. September 1893	70			
	Zugang pro " "	26			
		96			
	Abgang " " "	41			
	Bleibt Bestand	55	55	1 886	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestandam 1. September 1893	38			
	Zugang pro " "	24			
		62			
	Abgang " " "	27			
	Bleibt Bestand	35	35	1 101	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. September 1893	44			
	Zugang pro " "	22			
		66			
	Abgang " " "	25			
	Bleibt Bestand	41	41	1 343	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. September 1893	21			
	Zugang pro " "	19			
		40			
	Abgang " " "	23			
	Bleibt Bestand	17	17	563	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. September 1893	19			
	Zugang pro " "	22			
		41			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	23	23	709	42
20	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. September 1893	24			
	Zugang pro " "	7			
		31			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	23	23	683	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. September 1893	24			
	Zugang pro " "	12			
		36			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	19	19	588	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. September 1898	13			
	Zugang pro " "	14			
		27			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	9	9	335	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. September 1893	11			
	Zugang pro " "	—			
		11			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	11	11	330	15
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. September 1893	12			
	Zugang pro " "	4			
		16			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	7	7	299	20
	zu übertragen		751	23 434	1 267

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa der am 1. October 1893 vorhandenen Kranken und Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1893	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten
	Uebertrag		731	23 434	1 267
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. September 1893	13			
	Zugang pro " "	7			
		20			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	9	9	324	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. September 1893	21			
	Zugang pro " "	25			
		46			
	Abgang " " "	26			
	Bleibt Bestand	20	20	618	20
27.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. September 1893	6			
	Zugang pro " "	8			
		14			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	5	5	126	15
28.	**Kolmar:**				
	Bestand am 1. September 1893	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	20
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. September 1893	30			
	Zugang pro " "	—			
		30			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	30	30	900	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. September 1893	18			
	Zugang pro " "	19			
		37			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	15	15	541	30
31.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. September 1893	18			
	Zugang pro " "	9			
		27			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	19	19	548	24
32.	**Plon:**				
	Bestand am 1. September 1893	5			
	Zugang pro " "	5			
		10			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	4	4	164	29
33.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. September 1893	28			
	Zugang pro " "	25			
		53			
	Abgang " " "	33			
	Bleibt Bestand	20	20	753	48
34.	**Altena:**				
	Bestand am 1. September 1893	33			
	Zugang pro " "	10			
		43			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	31	31	925	30
	zu übertragen		904	28 333	1 555

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. October 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1893.	Zahl der bereits vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		904	28 333	1 555
35.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. September 1893	84			
	Zugang pro " "	25			
		109			
	Abgang " " "	109			
	Bleibt Bestand	—	—	1 929	86
36.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. September 1893	46			
	Zugang pro " "	18			
		64			
	Abgang " " "	45			
	Bleibt Bestand	19	19	827	41
37.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. September 1893	48			
	Zugang pro " "	8			
		54			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	36	36	1 159	40
38.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. September 1893	4			
	Zugang pro " "	6			
		10			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	2	2	71	15
39.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. September 1893	12			
	Zugang pro " "	13			
		25			
	Abgang " " "	12			
	Bleibt Bestand	13	13	391	21
40.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. September 1893	47			
	Zugang pro " "	44			
		91			
	Abgang " " "	42			
	Bleibt Bestand	49	49	1 518	50
41.	**Kiesn:**				
	Bestand am 1. September 1893	14			
	Zugang pro " "	12			
		26			
	Abgang " "	11			
	Bleibt Bestand	15	15	430	32
42.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. September 1893	20			
	Zugang pro " "	15			
		35			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	19	19	632	20
	Zusammen		1 057	35 290	1 860

Der gesammte Abgang an Kranken pro September 1893 beträgt 936, davon sind gestorben 54
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 130
geheilt 752
wie vor 936.

43. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. August 1893** . . . . 34 Kranke.
Zugang pro **August 1893** . . . . 21 "
55 Kranke.

Davon sind: Kranke.
gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . 13 "
geheilt . . . . 20 "
34 "

Bleibt Bestand am **1. September 1893**: . . . 21 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 8 orientalische Christen, 4 Muhamedaner, 1 Druse und 5 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro August 1893 beträgt 657.

Poliklinisch wurden 976 Personen behandelt.

---

1. Carl Freiherr von Hammerstein-Gesmold, Major a. D., auf Parchau in Westpreußen, Ehrenritter seit 1880, † zu Parchau 12. October 1893.
2. Ulrich von Kalckreuth, Landrath zu Cammin, Ehrenritter seit 1893, † zu Egsdorf bei Luckau 14. October 1893.
3. Adolph Graf von Blücher, Major a. D., auf Wietzow bei Clempenow in Pommern, Ehrenritter seit 1872, † zu Wietzow 16. October 1893.
4. Gustav von Rosen, Major a. D. und Ehren-Landschafts-Director, auf Neudorf am Gröditzberge, Ehrenritter seit 1867, † zu Neudorf 17. October 1893.

Durch Galiläa und den Hauran.

„Wer, o Fremdling, seid Ihr? Von wannen durchschifft Ihr den Seepfad? —
Fragst Du, von wannen wir seien, will gern ich dieses berichten.“ (Odyssee.)

Von Beirut, der syrischen Doppelgängerin Neapels, gingen wir aus, zwei Brüderpaare. In welcher Fortbewegungsart? Zumeist benutzt man hier zu Lande Pferdefüße, während dieser Reisebericht wie in seinem Anfange auch in seinem Fortgange des Oesteren sich der Gänsefüßchen bedienen wird. Wir wollten aber erst ein Stück unseres Weges auf dem Meere zurücklegen und vertrauten uns darum zunächst dem breiten Rücken eines „Seepferdes“ an, das, glaube ich, auf den Namen „Diana“ hörte. Das ist zwar eigentlich mehr ein Hunde- als ein Pferdename. Aber ich kann nichts dafür; das hat der österreichische Loyd zu verantworten, der für seine Schiffe die ganze Sippschaft der griechischen Mythologie zu Gevattern hat stehen lassen. Auf dem Wege zu diesem Meerrosse, das man also einen Chien manqué hätte nennen können, lösten wir zunächst ein einfaches Rechenexempel. Da nämlich das eine Brüderpaar Frank hieß und das andere Fritze, so rechneten wir mit gebührender Geschwindigkeit aus, daß wir 4 F eine gerade zu verblüffende Aehnlichkeit mit dem Turnerzeichen ✠ hatten, und wir traten

Digitized by Google

darum unsere Reise an mit der für die gegenwärtigen Verhältnisse nur ein wenig abgeänderten Devise der Turner: frisch, fromm, frank und fritze.

Trotzdem der Kalender Mitte Februar constatirte, wölbte sich ein sommerlich heiterer und warmer Himmel über uns. O so schön, so schön dünkte uns die Welt, denn wir fingen sie auf in dem glänzenden Brennspiegel unserer reiselustigen Gemüther! Ja was mochte die Sonne denken, als sie uns Vier mit kreuzweis verschlungenen Händen auf dem Schiffsverdeck stehend erblickte? Kamen ihr Erinnerungen an das, was ihr der Mond einst erzählte von der denkwürdigen Nacht auf dem Rütli? Wie jene Männer auf dem Rütli standen wir und drückten uns die Hände und gaben uns damit gegenseitig das Versprechen, den Ueberschwang unserer Freude mit Würde tragen und nicht aus übergroßer Freude in's Wasser springen zu wollen.

Kennst Du, lieber Leser, die wundervolle, prächtige Schilderung des Leviathan (Krokodiles) im Buche Hiob?

„Wer öffnet ihm den Panzer wohl,
Wer seines Rachens Doppelthor,
Wo grausam rings die Zähne fletschen?
Wer greift ihm in das zwiefach starrende Gebiß?
Wie prächtig eng geschlossen sind
Der Schuppen gekerbte Reihen,
Zusammengenietet, Schild an Schild,
Und undurchdringlich!
In seinen Augen blitzt's wie Morgenroth;
Aus seinen Nüstern qualmt der Dampf:
Sein Hauch ist Kohlengluth, es loht sein Mund;
Steif angegossen sind des Fleisches Wangen.
Sein Herz ist harten Gusses wie der Kiesel.
Stürzt es hervor, der Tapferste verzagt;
Nicht Schwert, nicht Speer, nicht Pfeil besiegen ihn.
Ein Strohhalm dünket ihm die Keule,
Des Wurfgeschosses spottet er, des sausenden.
Die scharfen Scherben seines Bauches pflügen
Des Dreschers Walze gleich den Uferschlamm.
Er tauchet in die Fluth, sie wallt und siedet;
Die schimmernde Furche zeichnet seinen Pfad,
Und weißes Haargekräusel säumt die Welle."

So mancher Zug dieser classischen Schilderung paßte auch auf das Wasserungethüm, welches uns trug: „aus seinen Nüstern qualmt der Dampf, sein Hauch ist Kohlengluth," — sogar Steinkohlengluth —; und da es sich jetzt, der Fußfessel des Ankers los, in Bewegung setzt, da „wallt die Fluth und siedet, die schimmernde Furche zeichnet seinen Pfad, und weißes Haargekräusel säumt die Welle."

Südwärts geht die Reise nach Haifa am Fuße des Karmel! Das Meerroß geht im Paßschritt, so daß wir auf seinem Rücken die Bewegung fast gar nicht spüren und sie mehr nur auf dem Wege der Reflexion abnehmen von der vorübereilenden Küste. Dort glänzt Sidon herüber und bald auch Tyrus, die einstigen Meerköniginnen, die Städte der ältesten Engländer, der Phönizier. Der Libanon, so imposant bei Beirut, wird immer flacher bis zur Plattfüßigkeit. Ihn löst jetzt der Hermon ab, der schneeig in die Lande leuchtet. Dort taucht Acco auf, in welchem zur Zeit der Kreuzzüge einmal das Haupthaus des Johanniterordens gestanden hat. Und nun stellt sich das Karmelgebirge gleichsam mit ausgebreiteter Schürze in den Weg, es ragt weit in das Meer hinaus, so daß man vom südlichen Gestade nichts mehr sehen kann. Wären wir neugierig, dann könnten wir allerdings mit dem Schiffe weiter fahren um den neckischen Karmel herum. Aber unsere Wißbegierde ist landeinwärts gerichtet, und wir verlassen das Schiff, welches am nördlichen Fuße des Karmel ankert, vor Haifa.

Doch halt, ich muß erst noch etwas von unserer Schiffsreisegesellschaft sagen. Als an der Schiffstafel einige Engländer vom Hauran redeten, durch welchen sie jüngst gereist waren, da lauschten wir und suchten uns schnell anzubiedern. Baedeker zeigte gerade über unsere Reiseroute durch den Hauran einen reichlichen Mangel von Belehrung. So konnten wir sehr gut noch mündliche Berathung brauchen. Freilich die Engländer, Bauunternehmer, welche das Terrain einer eventuellen Eisenbahn (von Haifa durch den Hauran nach Damaskus) zu besichtigen gereist waren, boten uns ihre Belehrung in einer nichts weniger als anmuthigen Schüssel. Sie hatten auf ihrer Reise viel Regenwetter gehabt, besonders in Damaskus, und nun schimpften sie mächtig auf die Schmutzwirthschaft des ganzen Landes, die in Damaskus gipfele. Kein gutes Haar ließen sie an Damaskus. Immer wieder kamen sie darauf: „Wie kann man nur nach Damaskus reisen? Die Reisehandbücher betrügen die armen Reisenden. It is the greatest swindle in the world." Anfänglich suchte ich mein geliebtes Damaskus in Schutz zu nehmen diesen wüthenden Invectiven gegenüber. Ich fragte die indignirten Britten, ob ihnen denn nicht das ganz orientalisch bunte Treiben auf den Straßen und in den Bazars von Damaskus gefallen habe. Aber sie schienen nicht einmal zu ahnen, was ich meinte. Sie redeten von „bunten Lumpen," und ich mußte mich schließlich mit dem Worte tröften: Was nutzt der Kuh Muskaten, sie frißt nur Haferstroh. Wir erhielten indessen doch einige werthvolle Aufschlüsse über unsere Reiseroute, wenn sie auch mit dem pfeffrigen Carrie powder des Schimpfens angemacht waren. Insbesondere wurden wir auf einen großartigen Wasserfall im Hauran aufmerksam gemacht, den noch kein Reisender bislang gesehen habe.

Wir fuhren zu Lande, als es schon Nacht geworden, und suchten die deutsche Colonie auf, welche Haifa nach dem Karmel zu abschließt. Ja, ja, mitten im Lande der Tarbuschmänner eine deutsche Colonie mit ziegelgedeckten Häusern und breiten, sauberen Straßen! Diese Colonie haben die sogenannten „Templer" angelegt, Württembergische Weissagungsfreunde, die mit der kirchläufigen Auslegung, daß alle alttestamentlichen Weissagungen von einem

Digitized by Google

neuen Aufblühen Jerusalems und Palästinas überhaupt in der Erscheinung der christlichen Kirche ihre Erfüllung gefunden hätten, sich nicht einverstanden erklärten, sondern eine noch ausstehende irdische Verherrlichung des Heiligen Landes erwarten. Aber was hat das mit der Colonie in Haïfa zu thun? Ja, sagten die Templer, wenn die Verheißung eines irdisch herrlichen Palästina mit Ezechiels Tempel in seiner Mitte erst noch erfüllt werden muß, so lasset uns wirken zu dieser Erfüllung. Lasset uns das heilige Land, das jetzt zertreten wird von moslimischen Schnabelschuhen, seiner Verödung entreißen, lasset uns den vernachlässigten Boden Palästinas bauen und so der Erfüllung der Weissagungen vorarbeiten als Pioniere Gottes." Möchten sie immerhin bauen die Templer, wenn sie nur nicht ihr fleißiges und nützliches Feldbestellen und Weinbergpflanzen als ein sonderliches Missionswerk aufgefaßt wissen wollten. Also im netten Gasthause der Templercolonie übernachteten wir.

Leider hieß es bei dieser unserer Reise: Sunt certi denique fines (es giebt feste Grenzen.) Wir hatten nur 9 Tage zu unserer ganzen Reise zur Verfügung und mußten darum gleich vom ersten Tage an mit unserer Zeit geizen. Ja ja, zum Reisen gehört vor Allem Zweierlei: 1. ein Beutel voll Geld und 2. eine Tasche voll Zeit. Recipe, nimm Beides innig und reichlich mit einander vermischt vor jeder Reise ein! Probatum est. Wir verzichteten diesmal als zeitarme Leute auf einen eingehenden Besuch des Karmel, der zwar keine Pinienwälder wie der Libanon, aber desto mehr heilige Erinnerungen trägt, und dessen schöner Aussicht auf's Meer nach 3 Seiten hin Bädecker ein Sternchen zollt. Wir setzten ohne längeres Verweilen in Haïfa unsere Reise nach Nazareth fort. Diesmal benutzten wir einen Wagen, den ein Templer dirigirte.

Ein prächtiger Frühlingstag war uns geschenkt, und mit weit geöffneten Sinnen nahmen wir die Landschaft in ihrem ganz orientalischen Charakter in uns auf. Schon waren die bunten Kinder des Feldes und Raines emporgeschossen, auf stolzem Stengel wiegten sich die Lilien des Feldes, Cyclamen (Alpenveilchen) streckten zwischen den Steinen ihre berauschend süßen Köpfchen hervor; lichtlüstern verschmähen sie es, ihre zierlich gemusterten Blätter als Sonnenschirm zu benutzen. Und diese Fülle von Anemonen (Windröschen), die untereinander wetteifern an Farbenpracht und Größe der Blüthen: „Wetten, daß ich größer werde als ihr alle?" Hier breitet sich eine ganze Colonie blauer und violetter Anemonen aus, dort paradirt ein Corps von hochrothen Mützen und dazwischen tauchen auch solche mit einfachem weißen Stürmer auf. Ja dies Anemonenvolk ist beinahe so farbenlustig wie unsere deutschen Studentenverbindungen. Und sieh doch, dort springt eine Gazelle auf und sucht in zierlichen eleganten Sätzen möglichst viel Blachfeld und Entfernung zwischen sich und uns zu bringen. An einer sumpfigen Stelle erblicken wir einen Ichneumon, der einem großen Marder gleicht. Wir umstellen das Gebüsch, in das er sich versteckt. Unser Kutscher hat seinen Revolver schußfertig gemacht, und wir Reisenden improvisiren eine Treiberkette und klopfen mit Hoiho auf die Büsche. Aber Ichneumon ist schlau, durchbricht die Treiberkette mit langen Sprüngen und rettet sich in's sumpfige Terrain, wohin wir ihm nicht folgen können. Zum Glück hatten wir noch nicht vorher über das werthvolle Fell des Jagdthieres verfügt wie jene Bärenjäger der Fabel.

Auf den spärlichen Feldern der Kisonebene zeigt sich hie und da die Landwirthschaft im orientalischsten Gewande. Hier ackert eine echte Beduinengestalt mit dem primitiven hölzernen Pfluge; er hat ein Kameel vorgespannt und ächzt bei seiner Arbeit ein arabisches Liedchen; dazu verabfolgt er zuweilen mit einem langen spitzen Stecken dem Kameele eine stachelnde, „lütte Upvermunterung." Dort weidet einer eine Ziegenheerde, Ziegen mit merkwürdig langen Schlappohren, die unten viereckig auslaufen, als hätte die Natur sich der Klippklappscheere des Daumenlutschers bedient.

Auch der Weg ist nicht gerade übercultivirt und stört so nicht den Gesammteindruck einer orientalischen Landschaft. Aber wir sahen doch auf unserm Wege nebenan stellenweise Etwas, was wie eine unvollendete Kunststraße aussieht: ein schwach erhöhter Erddamm mit vielen großen Steinen darauf. Da erklärt uns unser Kutscher, daß dies die neue Chaussee sei, welche vor Jahresfrist gebaut worden.

Da sei der Wali (Landrath) von Beirut gekommen, um durch eine Fahrt von Haïfa nach Nazareth-Tiberias diese neue Straße einzuweihen. Der neue Weg aber, gar nicht gewalzt und überhaupt liederlich gebaut, habe dem Wali so sehr imponirt, daß er auf der Rückreise den alten Weg benutzt habe, um den neuen zu schonen. Wir fuhren auch auf dem alten Wege, aber mehr um unsere und des Wagens Gliedmaßen zu schonen. Der neue Weg hat nach jener ersten Fahrt des hohen Gastes das Schicksal der vielen Trinkgläser getheilt, welche zertrümmert wurden, nachdem ein besonders Verehrlicher daraus getrunken. Beim neuen Wege hat der Winterregen das Geschäft der Vernichtung besorgt. Ländlich, schändlich!

Aus der tragikomischen Stimmung, in welche die theilweise schon abhanden gekommene Kunststraße uns versetzt hatte, wurde eine rein traurige, als wir eine Reihe von verfallenden Häusern dort am Hügel erblickten. Frisches deutsches Leben hatte einst in diesen Häusern pulsirt, als sich dort eine Anzahl „Templer" niedergelassen hatte. Sie wollten die überaus fruchtbare Ebene Jesreel bebauen. Aber das tückische Fieber, das in jener Ebene wohnt, kroch hinauf bis

Digitized by Google

zu den deutschen Bauernhäusern und warf sich zähneklappernd und mit triefendem Haar auf die armen Insassen. Einer nach dem Andern wurde hingerafft, so daß der Ort in einen nun ganz stillen Friedhof verwandelt wurde. Dieser Posten mußte ganz aufgegeben werden, und nun nagt Wind und Wetter an den verödeten Häusern.

(Fortsetzung folgt.)

Statistisches.

Nach der im Reichs-Versicherungsamt angefertigten und in Nr. 19 der „Amtlichen Nachrichten des Reichs-Versicherungsamts" vom 1. October 1893 veröffentlichten „Statistik der entschädigungspflichtigen Unfälle der Land- und Forstwirthschaft des Deutschen Reichs für das Jahr 1891", deren Ankündigung bereits in Nr. 286 des „Reichs-Anzeigers" erfolgt ist, haben sich in 4 776 520 berufsgenossenschaftlich organisirten Betrieben sowie in denjenigen von 50 land- und forstwirthschaftlichen Ausführungsbehörden mit zusammen 12 508 001 versicherten Personen 19 918 entschädigungspflichtige Unfälle ereignet, von denen 4329 = 21,73 Proc. auf das weibliche Geschlecht entfallen. Von diesen 19 918 Unfällen verliefen 2236 = 11,23 Proc. tödtlich, 685 = 3,44 Proc. hatten eine dauernde völlige und 9108 = 45,73 Proc. eine dauernd theilweise Erwerbsunfähigkeit der Verletzten zur Folge. Die Getödteten hinterließen 3937 entschädigungsberechtigte Personen (1364 Wittwen, 2520 Kinder, 53 Ascendenten).

75 Unfälle (darunter 9 = 12,00 Proc. mit tödtlichem Ausgang) entstanden durch Verbrennung, Verbrühung oder Aetzung, 19 545 (darunter 1996 = 10,21 Proc. tödtlich) durch Verwundung, Quetschung oder Knochenbruch auf mechanischem Wege, 41 durch Ersticken, 48 durch Ertrinken, 73 (darunter 61 = 83,56 Proc. tödtlich) durch Blitzschlag, 65 (darunter 62 = 95,38 Proc. tödtlich) durch Hitzschlag, 71 durch Frost &c.

Auf die Betriebseinrichtungen und Vorgänge, bei welchen sich entschädigungspflichtige Unfälle ereignet haben, vertheilen die Unfälle sich derart, daß 2542 bei der Handhabung und Bedienung von Maschinen, 3718 bei Arbeiten in landwirthschaftlichen Gebäuden und auf dem Hofe, 1444 bei Arbeiten auf dem Felde, 1899 bei Arbeiten im Walde, 530 bei der Baumzucht, 2086 bei der Thierhaltung, 5700 beim Leiten von Fuhrwerken sowie beim Auf- und Abladen, 1328 auf dem Wege von und zu der Arbeit und 671 bei sonstigen Verrichtungen vorgekommen sind. Auf der Jagd haben sich 19 Unfälle ereignet.

In Bezug auf die Ursachen für sämmtliche Unfälle haben sich 3624 = 18,20 Proc. durch das Verschulden des Arbeitgebers zugetragen, und zwar durch das Fehlen von Schutzvorrichtungen (in 2261 Fällen = 11,35 Proc.), durch mangelhafte Betriebseinrichtungen (in 1115 Fällen = 5,60 Proc.) und durch fehlende oder ungenügende Anweisung (in 248 Fällen = 1,25 Proc.); 4866 Unfälle = 24,43 Proc. sind durch Verschulden des Arbeiters eingetreten, und zwar durch Ungeschicklichkeit, Unerfahrenheit und Unachtsamkeit (in 4259 Fällen = 21,38 Proc.), durch Leichtsinn (in 300 Fällen = 1,51 Proc.), durch Handeln wider bestehende Vorschriften &c. (in 155 Fällen = 0,78 Proc.), oder endlich durch Nichtbenutzung oder Beseitigung vorhandener Schutzvorrichtungen (in 152 Fällen = 0,76 Proc.); durch die gemeinsame Schuld des Arbeiters und Arbeitgebers zugleich haben sich 4006 Unfälle = 20,11 Proc. und durch die Schuld von Mitarbeitern oder dritten Personen 547 Unfälle = 2,75 Proc. ereignet. Es sind demnach 13 043 = 65,49 Proc. aller entschädigungspflichtigen Unfälle auf irgend ein Verschulden zurückzuführen; dieselben hätten bei geeigneten Schutzvorrichtungen, strenger Pflichterfüllung und sachgemäßem Handeln aller Betheiligten vermieden werden können. Das Rundschreiben, mittels dessen das Reichs-Versicherungsamt die Statistik zur Kenntniß der Berufsgenossenschaften bringt, schließt mit den Worten:

„Alljährlich je tausend schwere Unfälle durch Fall aus Bodenluken &c., durch Sturz vom Wagen während der Fahrt, durch Futterschneidemaschinen, durch Dresch- &c. Maschinen, durch fallende und rutschende Stämme und Aeste sprechen eine eindringliche Sprache zu jedem Menschenfreunde.

Ganz abgesehen von den durch so viele Unfälle veranlaßten Kosten, fordern die Noth und das Elend, das trotz aller Renten an den Unfällen haftet, die ganze Energie und Umsicht der Betheiligten zu deren Bekämpfung heraus."

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 55. 14. October 1893.

Inhalt: Der rothe Adler auf der Marienburg. Historischer Roman (Fortsetzung). — Zum Heimgange eines deutschen Fürsten (mit 2 Abbildungen). — Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (Schluß). — Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Stuttgart vom 21. bis 25. September 1893 (Schluß). — Kleine Mittheilungen: Herzog Alfred von Sachsen-Coburg und Gotha (mit Abbildung). — Die Bevölkerung Berlins. — Die Berliner Arbeiter-Colonie. &c.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 1. November 1893. Nr. 44.

Zur Vervollständigung der Ordensliste.

Die durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 23. Juli d. J. neu ernannten Ehrenritter des Johanniter-Ordens sind wie folgt beigetreten:

I. Direct der Balley Brandenburg:

1. Leopold von Nüts, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Graf Tauentzien von Wittenberg (3. Brandenburgischen) Nr. 20,
2. Werner von Heynitz, Hauptmann und Compagnie-Chef im Königin Elisabeth Garde-Grenadier-Regiment Nr. 3,
3. Adalbert von Colomb, Capitänlieutenant à la suite des Seeoffiziercorps und persönlicher Adjutant Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen,
4. Adolf von Bassewitz, Capitänlieutenant und Chef der 2. Torpedoboots-Division,
5. Erich von Horn, Hauptmann und Compagnie-Chef im 7. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 69,
6. Friedrich Hugo von Loos, Major im Generalstabe der 16. Division,
7. Georg von Winterfeld, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Graf Barfuß (4. Westfälischen) Nr. 17,
8. Franz von Dresler und Scharfenstein, Hauptmann und Compagnie-Chef im 5. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 113,
9. Georg August Richard von Kunowski, Hauptmann a. D., zu Dresden,
10. Wilhelm Carl Gerard von Welderen Baron Rengers, Königlich Niederländischer Premier-Lieutenant a. D. und Gutsbesitzer, im Haag,
11. Dr. jur. August Jonkheer von Daehne von Varick, im Haag,
12. Frank Baron d'Ablaing van Giessenburg, Königlich Niederländischer Premier-Lieutenant a. D., im Haag,
13. Frederik Freiherr von Wedel-Jarlsberg, Königlich Schwedisch-Norwegischer Gesandter zu Madrid.

II. Den Genossenschaften der Balley Brandenburg:

a) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Ernst von Reppert, Hauptmann im Pionier-Bataillon Fürst Radziwill (Ostpreußischen) Nr. 1,
2. Conrad Graf Finck von Finckenstein, Regierungs-Assessor, zu Königsberg i. Pr.
3. Emanuel Burggraf und Graf zu Dohna, Kammerjunker, auf Canthen bei Schönfeld in Ostpr.

b) Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Hans Freiherr von Nordenflycht Regierungs-Rath, zu Potsdam,
2. Adolf Friedrich von Buch, Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer, zu Gelmersdorf bei Angermünde,
3. Oscar von der Osten, Rittergutsbesitzer auf Warnitz i. d. Neumark,
4. Busso Gans Edler Herr zu Putlitz, Rittmeister a. D., auf Grube bei Wilsnack,
5. Erich von Quast, Major in der 4. Gendarmerie-Brigade.

c) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

Georg von Eisenhart-Rothe, Rittmeister a. D., auf Lietzow bei Plathe.

d) Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Maximilian von Korff-Krokisius, Hauptmann und Compagnie-Chef im 6. Pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 49,
2. Rudolf von Wittenburg, Präsident der Königlichen Ansiedelungs-Commission, zu Posen,

Digitized by Google

3. Cuno Freiherr von Richthofen, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Sarne, Kreis Rawitsch,
4. Bolko Freiherr von Richthofen, Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment König Wilhelm I. (2. Westpreußischen) Nr. 7.

e) Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:
1. Richard von Albert, Hauptmann der Reserve des 4. Garde-Regiments zu Fuß und Rittergutsbesitzer, zu Sorau i. d. Niederlausitz,
2. Leonhard von Prittwitz und Gaffron genannt von Kreckwitz, Lieutenant der Reserve des 4. Niederschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 51, zu Hennersdorf, Kreis Reichenbach in Schlesien,
3. Arwed Freiherr von Richthofen, Major und Commandeur des Hannoverschen Train-Bataillons Nr. 10.

f) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:
1. Gustav Adolf Freiherr von Nordenflycht, Forstmeister, zu Lödderitz bei Wulfen in Anhalt,
2. Bodo Freiherr von Bodenhausen, Landrath, zu Wittenberg.

g) Der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:

Magnus von Buchwaldt, Fideicommißbesitzer, auf Helmstorf bei Kletkamp.

h) Der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:
1. Botho Graf von Wedel, Legations-Secretär, zu Schloß Evenburg bei Leer,
2. Erich Graf von Oeynhausen, Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Hannoverschen Infanterie-Regiment Nr. 77,
3. Hermann Freiherr von Röffing, Großherzoglich Oldenburgischer Kammerherr, zu Oldenburg,
4. Adolf von Rauch, Oberstlieutenant a. D., zu Hannover,
5. Paul von Biela, Major z. D., zu Münster in Westf.

i) Der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:

Dietrich von Harlem, Landrath, zu Ottweiler.

k) Der Genossenschaft im Königreich Württemberg:

Hans Ulrich Freiherr von Gaisberg, Rittergutsbesitzer, auf Helfenberg bei Beilstein in Württemberg.

l) Der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz:
1. Carl von Madai, Oberstlieutenant und etatsmäßiger Stabsoffizier im Anhaltischen Infanterie-Regiment Nr. 93,
2. Theobald von Böhl, Lieutenant der Reserve des 1. Großherzoglich Mecklenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 17 und Rittergutsbesitzer, auf Glave bei Dobbin in Mecklenburg-Schwerin,
3. Carl von Monroy, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Landforstmeister, zu Schwerin.

m) Der Hessischen Genossenschaft:
1. Hans Freiherr Schenck zu Schweinsberg, Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Hessischen Infanterie-Regiment Nr. 81,
2. Anton Freiherr von Lersner, Amtsanwalt, auch Königlich Sächsischer Premier-Lieutenant der Landwehr-Infanterie, zu Frankfurt am Main.

n) Der Genossenschaft im Königreich Sachsen:
1. Ernst Freiherr von Palm, Rittergutsbesitzer, auf Linz bei Ortrand im Königreich Sachsen,
2. Ernst Freiherr von Salza und Lichtenau, Königlich Sächsischer Legationsrath, zu Dresden,
3. Georg von Gersdorff, Hauptmann und Compagnie-Chef im Königlich Sächsischen 2. Grenadier-Regiment Nr. 101 „Kaiser Wilhelm König von Preußen“,
4. Richard von Baumann, Königlich Sächsischer Geheimer Hofrath, zu Dresden,
5. Johann Georg von Ponickau, Rittergutsbesitzer, auf Pohla bei Bischofswerda.

o) Der Genossenschaft im Königreich Bayern:

Adolf von Hartlieb genannt Wallsporn, Königlich Bayerischer Landgerichts-Rath, zu Neuburg a. d. Donau.

Preußische Provinzial-Genossenschaft.

Der Rechtsritter und das Mitglied des Convents der Preußischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens: Geheime Regierungsrath und Landrath a. D. von Gottberg, auf Groß Klitten bei Domnau, ist zum Schatzmeister dieser Genossenschaft bestellt worden.

Durch Galiläa und den Hauran.

(Fortsetzung.)

Die Hälfte unseres Weges ist zurückgelegt, das sagt uns nebenbei unser Magen. Wir machen Mittagsrast am Ende eines Eichenwaldes, um die gar nicht üble Mischung von Natur und Eßkober zu genießen, welche man in ehrlichem Deutsch Picnic nennt. Freilich stehen die wenigen Bäume dieses Eichen-

Digitized by Google

waldes so vereinzelt, daß selbst ein Berliner mit genügsamstem Begriffe von Wald ihn wegwerfend anschauen würde: „Un det soll een Wald sind?“ Als wir schon mitten drin in diesem Walde waren, fragte einer von uns: Nun fängt wohl bald der Wald an, zu dem hier Bädecker bemerkt: „Ein seltener Wald!“ Da lachte unser Kutscher und meinte: „Wir sind ja schon bald wieder heraus.“ Wahrhaftig, wir hatten den Wald vor lauter seltenen Bäumen nicht gesehen, und ich habe seitdem den trockenen rothen Bädecker in Verdacht, daß er manchmal in Klammern den Schelm im Nacken hat, wie bei dem doppelsinnigen Ausrufe: Ein „seltener“ Wald. Da wir indessen für unsere Mittagsrast gar nicht den Schatten eines ganzen regulären Waldes gebrauchten, so waren wir dankbar, daß wir wenigstens unter dem Schatten einer seltenen Eiche uns niederlassen konnten. Er war freilich auch noch mager genug, denn die Eiche trug erst ihre letztjährige Laubbekleidung auf, aber der magere Schatten paßte ganz gut zu dem mageren Mittagsmahl, das unserer wartete. Wohl hatten wir uns in Haifa eine ganze Kiste voll Conserven, Biscuits &c. besorgt, aber der vorsichtige Kaufmann hatte die Kiste so vorzüglich zugenagelt, daß wir vergeblich an ihrer Eröffnung arbeiteten. Indeß wir konnten schließlich doch befriedigt constatiren, daß unser frugales Mahl aus drei Gängen bestand:

1. Gang etwas Brod und Käse, die uns das Gasthaus in Haifa mit auf den Weg gegeben;

2. Gang ein Stück Zucker mit einigen Tropfen Cognac;

3. Gang zum Wagen zurück, in dem wir unsere Reise fortsetzten. Genügsamkeit, die hätte ich eigentlich bei obigem Reiserecept als dritten spezifisch orientalischen Bestandtheil der Mixtur noch anempfehlen sollen.

Lange Stunden sind wir schon unterwegs, ohne auch nur ein lebendes Dorf berührt zu haben. Jetzt passiren wir eines, verfolgt von der „Bakschisch“ schreienden Dorfjugend. Grollend und schimpfend lassen die Bakschischjäger endlich von uns ab, als sie die Erfolglosigkeit ihrer Jagd einsehen. Diesmal waren wir der Ichneumon, der echappirte. Unser Kutscher aber erzählte uns, wie die rüde Dorfjugend noch vor nicht Langem eine solche hartnäckige Beutelgeschlossenheit der Reisenden mit nachgesandten Steinwürfen zu quittiren pflegte, bis einmal Reisende sich bei der Regierung energisch beschwerten. In Folge davon wurde die ganze Dorfbewohnerschaft um 200 türkische Thaler (à 4 Mark) gekränkt zu Gunsten der Sportelkasse, die — nebenbei bemerkt — meist ein Loch hat, sodaß ihr Inhalt in die Taschen der Beamten sich verschüttet. Die so gekränkten Dorfväter hatten ihre Kinder offenbar mit Erfolg „ermahnt“, fernerhin nicht mehr jenem steinerasselnden Originale Peter Groll zu gleichen, von dem Kügelgen (Jugenderinnerungen eines alten Mannes) erzählt, sondern fernerhin Reisenden höchstens sportelfreie Fluchworte nachzuwerfen.

Kaum zum Dorfe hinaus erwartete uns ein neues Abenteuer. Da trat mitten auf die Fahrstraße eine hohe Männergestalt im langen dunkeln Habit des Ordens katholischer Krankenpfleger. Ach leider bedurfte der Arme selber der Pflege und Obhut eines Irrenhauses; er war wahnsinnig. Er schwang seinen Sonnenschirm hin und her und gebot, als wir näher kamen, halt! Um ihn nicht zu überfahren, mußte unser Gefährt, „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, halt machen. „Kehrt sofort um“, gebot uns der arme Irrsinnige, „denn der Kaiser von Oesterreich kommt, und wir müssen ihn empfangen.“ Schon wollte er, als wir nicht gehorchten, sich auf den Kutscherbock schwingen, um selbst die Zügel zu ergreifen und die Pferde herumzulenken; aber der Platz neben dem Kutscher war mit unserem Gepäck und den Futtersäcken gesperrt. Da ließ er es mit einem Gedankensprung bewenden und ging in Folge dessen allein des Weges weiter, indem er uns noch nachrief: „Ihr sollt sehen, mit dem Kaiser werde ich Euch bald einholen.“ Wir erfuhren nachher in Nazareth, daß der Arme der Bruder Doctor war im Kloster der Krankenpfleger zu Nazareth, der seit einigen Tagen den Verstand verloren habe.

Gegen Nazareth zu steigt der Weg zur Höhe. Worauf wir schon lange gewartet, das ward uns nun: ein freier Ueberblick über die weite, weite Ebene Jesreel oder Esdrelon, die von Altersher von den menschenmörderischen Schlachten durchtobt und nun selbst mordsüchtig geworden ist und mit ihren Fiebermiasmen jede menschliche Ansiedlung von sich fern hält. Ja suche nur mit Deinen Augen, nimm auch noch das Fernglas zur Hand, nicht ein einziges Häuslein, geschweige denn Dorf entdeckst Du in der weiten Ebene. Dort an jenen Höhen und Bergen, die so charaktervoll, originell, gar nicht à la Allerweltsberg dreinschauen, an diesen Bergen, welche den dunklen Rahmen der Ebene bilden, mußt Du suchen, um menschliche Wohnstätten zu finden. Sieh, dort drängt sich der große Ort Dschenin mit seinen weißen Häusern und Minarets Deinem Blicke auf. Tröste Dich, daß Du es nur von ferne siehst, denn seine Einwohner sollen noch viel aufdringlicher sein.

Ein feiner, blauer Duft breitet sich über die Ebene, die in allen Farbenabstufungen des Grün schillert. Mich dünkt, ich sehe, wie zarte durchsichtige Elfengestalten die vielen Erinnerungen hin und herwogen, welche an die Ebene Jesreel gebannt sind. Dort unten am Kison stand einst Sissera's Heeresmacht, die über 900 eiserne Streitwagen verfügte. Aber der Stärkere kam über den Starken. Vom Tabor herab kam Israels Streitmacht mit Barak und der Richterin Debora an der Spitze. Bald konnte Debora ihr Triumphlied anstimmen: „Lobet den Herrn, daß Israel wieder frei geworden (Richter 5). Es

Digitized by Google

ist das Lied, welches so ergreifend schildert, wie Sissera's Mutter am Fenstergitter steht und vergeblich die Rückkehr ihres Sohnes erwartet, der von einer israelitischen Weibeshand den tödtlichen Schlag empfangen hat.

Nicht lange darnach, da wimmelt es wieder drunten in der Ebene von kriegerischen Gestalten — von Amalekitern und Midianitern, die vom Osten her über den Jordan herüberkamen, um zu rauben und zu plündern, wie einst über Deutschlands Fluren die Normänner und Hunnen herzogen. Da wurde Gideon, der sein Korn vorsichtiger Weise aufs Gebirge brachte und dort bei einer Weinkelter heimlich ausdrosch, vom HErrn berufen. Mit nur 300 Mann überfiel er zur Nachtzeit das feindliche Lager —, ein Beispiel von Heldenmuth, wie es fast einzig ist in der Menschengeschichte neben den 300 Spartanern in Thermopylä. Sie bliesen ihre 300 Trompeten, und der Schreck durchfuhr die Reihen der räuberischen Fremdlinge, daß sie zerstoben und das Wiederkommen für lange vergaßen.

Und wieder ist die Ebene überfluthet von Kriegern wie von Heuschrecken. Die Philister sind es, welche wider Saul heraufgezogen. Schau, da drüben am Berge liegt das Dörfchen Endur, das alte Endor. Dorthin wanderte Israels König Saul in verschwiegener Nacht zur weisen Frau, zur Hexe von Endor. Sauls Heeresmacht lagerte am Ende der Ebene auf den Hügeln von Gilboa.

„Ob den Bergen von Gilboa graut ein Morgen trüb und düster,
Und im Morgenrothe funkeln tausend Speere der Philister.
Eh' der Abend niederdämmert, liegt der König todeswund,
Um ihm her drei Heldensöhne, auf Gilboas blut'gem Grund."
(Gerok, Palmblätter.)

Und noch einmal wurde Israels Heer geschlagen auf diesem Blachfelde. Der Löwe von Egypten, Pharao Necho, stürmte durch Palästina gegen den Löwen des neubabylonischen Reiches. Da trat dem Dahinstürmenden Judas frommer König Josias in der Ebene Jesreel in den Weg und fiel bei Megiddo todeswund.

Aber nicht bloß vergangene Zeiten treten mir vor die Seele, auch zukünftige. Der letzte große Feldzug, den Gog und Magog laut der Offenbarung (20, 8) wider Gottes Stadt und Volk heraufbeschwören, wurde schon von Hesekiel (38—39) in einem großen Bilde geschaut. Das letzte Aufflammen der widergöttlichen Weltmacht soll sein Grab finden in der Ebene Jesreel; sie soll dann heißen „Thal der Volksmenge Gogs". So soll sie bis ans Ende ihren todtraurigen Charakter behalten.

Düstere, grausige Bilder sind vor mir und nun auch vor Dir, lieber Leser, vorübergezogen aus der Ebene Jesreel herauf, die Tod und Verderben redet. Aber sieh, jetzt nahen liebliche Erinnerungen, die Leben und Heil verkündigen. Was für ein Dörfchen blinkt da drüben bei Endor? Nain heißt es bis auf den heutigen Tag, d. h. die Schöne, Liebliche. Siehst Du den Lieblichsten der Menschenkinder, wie er durch Nain wandelt? Ein Leichenzug begegnet ihm. Hinter dem Sarge schreitet eine weinende Frau; eine arme Wittwe ist es, die ihrem einzigen Sohne das letzte Geleite giebt. Ach schon wieder ein trauriges Bild? Ja Trauer, die in strahlendste Freude verwandelt wurde. Du weißt doch, was der Herr Jesus that, als er dem Trauerzuge begegnete. „Da der Herr die Wittwe sah, jammerte ihn derselben und sprach zu ihr: Weine nicht! Und trat herzu und rührete den Sarg an, und die Träger standen. Und er sprach: Jüngling, ich sage Dir, stehe auf. Und der Todte richtete sich auf und fing an zu reden. Und er gab ihn seiner Mutter (Luc. 7).

Jetzt hat die Straße die letzte Höhe erreicht, und vor uns im Thale glänzt Nazareth, von den letzten Lichtern des enteilenden Tages geküßt. Wir fragen nicht mit Nathaniel: „Was kann von Nazareth Gutes kommen?" Wir rufen mit süßem Schauer der Seele: „Sei uns gegrüßt, Du heiliger Ort, da nicht das Gute nur, nein das Beste bereitet worden ist! Du bist der gesegnete Ort, da das göttliche Kind, mein Heiland, herangewachsen ist zum Manne. Hier hat mein Heiland die längste Zeit seines Erdenlebens verweilt; hier war er wie ein rechtes Kind seinen Eltern unterthan, und das Kind wuchs und ward stark im Geist, voller Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm (Luc. 2). Die Legende erzählt, wenn die Einwohner Nazareths die heilige Familie besuchen wollten, forderten sie sich dazu auf mit den Worten: „Kommt, laßt uns zur Freundlichkeit gehen." Sie meinten damit das Jesuskind. Aber ach, der Mann Jesus mußte seufzen: Ein Prophet gilt nirgend weniger als in seinem Vaterlande und in seinem Hause. „Und er kam gen Nazareth, da er erzogen war, und ging in die Synagoge nach seiner Gewohnheit am Sabbathtage." Er las aus dem Prophetenbuche Jesaias das 60. Capitel und sprach: „Heute ist diese Schrift erfüllt vor Euren Ohren." Welch ein erhabener Moment! Als aber Jesus ihren Unglauben schalt, da wurden sie voll Zornes alle, die in der Synagoge waren, und standen auf und stießen ihn zur Stadt hinaus und führten ihn auf einen Hügel des Gebirges, darauf ihre Stadt gebaut war, daß sie ihn hinabstürzten. Aber er ging mitten durch sie hinweg (Luc. 4).

Es thut mir leid, daß ich Dich, lieber Leser, mit dem heutigen Nazareth nicht genauer bekannt machen kann. Aber ich bin es selbst nicht geworden. In der Hoffnung, daß ich noch einmal nach Nazareth kommen würde, ließ ich meine Reisegefährten ausziehen nach dem lateinischen Kloster, das seine Kirche am Orte der „Verkündigung" (Luc. 1, 26 ff.) errichtet haben will; ich meinerseits blieb bei unserem biederen deutschen Gastwirth und beschäftigte mich mit der

Digitized by Google

niederen Diplomatie: ich verhandelte mit Pferdevermiethern. Leider war der Beste dieser sogenannten Mukari, an welchen wir eine Empfehlung hatten, nicht vorhanden, und ich mußte mich mit Mukaris zweiter bis sechster Güte herumschlagen. Denke Dir einen europäischen Pferdevermiether mit 500 Procent Aufschlag seiner unliebenswürdigen Eigenschaften, und Du hast eine ungefähre Vorstellung der Menschenexemplare, mit denen ich zu verhandeln hatte. Vergeblich war mein Bemühen, diesen Mukaris ein ander Bild zu geben, als das sie sich von uns gemacht hatten. Offenbar erschauten sie uns — wie ja der Orientale gern in Bildern und Gleichnissen denkt — als eine kleine Hammelheerde mit goldenen Vließen, die gar sehr der Schur bedürften. So klappten sie immer wieder mit der Scheere ihrer exorbitanten Forderungen. Schließlich als Alles vergeblich war, mußte ich ihnen ein Stück Alexanderrolle vorspielen: ich hieb den Knoten durch. Nicht in der wörtlichsten Bedeutung, die der habsüchtige „Knote" vor mir verdiente, sondern indem ich ihm eröffnete: „Trolle Dich, wir werden unsere Reise zu Fuße fortsetzen." Ich verband damit die stille Hoffnung, daß diese ultima ratio noch sinnverkehrend auf die Mukaris wirken würde, wie ich das bei andern Gelegenheiten schon erprobt. Aber ich hatte als Nichtberufsdiplomat eine wichtige Constellation der Verhältnisse außer Acht gelassen. Es wurde nämlich für die folgenden Tage eine größere englische Reisendenkarawane von Jerusalem her erwartet, und Engländer haben ja nicht allein in der Anschauung der Araber das goldigste der Vließen. So zogen also die Mukari von mir fort mit der Erwägung im sinnigen Gemüthe: „Wollen Die nicht Wolle lassen, so warten wir auf die Engländer." Die Geschichte vom Jäger, der den Hasen laufen ließ, um dem ihn verfolgenden Fuchs eins aufzubrennen. Meinen zurückkehrenden Reisegefährten aber theilte ich als Parole mit: „Fußmarsch" und als Feldgeschrei jenes vom alten Ziethen so mißverstandene und praktisch doch so trefflich geübte Wort: „cito". Einem à tout prix geheuerten Maulthiere luden wir unser Gepäck auf und wanderten hinterdrein im befriedigenden Gefühle des Ungeschorenseins.

Auf den Tabor! Du hast ihn gewiß schon abgebildet gesehen den eigenthümlich gleichmäßig abgerundeten Tabor, mit niederem Eichenwuchs behaftet, und bist in Gedanken daran emporgewandelt. Auf dem Gedankenwege kommt man auch entschieden viel bequemer hinauf als zu Fuß. Die Mittagssonne badete uns mit der südlichen Innigkeit ihrer Strahlen, daß wir mit dem Schillerschen Versschlusse öfters seufzten: „O Sonne, treib's nicht gar zu bunt." (Als Schiller noch in der Karlsschule mit beschnittenen Dichterflügeln herumwandelte, trat doch unter den Schülern die „Dichteritis" grassirend auf. Ein Karlsschüler saß an einem heißen Nachmittage auf seiner Stube und kaute an seiner wohlgeschnittenen Feder. Er hatte ex tempore einen Vers begonnen: „Die Sonne strahlt mit ihren Spitzen bis auf des Meeres tiefsten Grund." Aber wie nun weiter? „Blitzen, hitzen, Mund, Hund". Alles paßte nicht. Darüber schlief er ein. Schiller überraschte seinen schlafenden Rivalen und beendete schnell den angefangenen Vers, indem er darunter schrieb: „Die Fische fangen schon an zu schwitzen; o Sonne, treib's nicht gar zu bunt!")

O und dieser Weg, der auf den Taborgipfel führt, ein Weg, der immer wieder in uns den Zweifel regte, ob dies auch wirklich ein Weg sei! Wie komisch erschien uns doch das alte Wort: per aspera ad astra (ein rauher Pfad führt zu den Sternen). Als ob man sich einen glatteren Weg denken könnte als den teleskopischen, den einzigen, auf dem man dem Stern noch ein Bischen nahe kommt. Ja hätte es geheißen: per aspera ad Taborem, da hätten wir aus unserer tiefsten Ueberzeugung heraus das besiegelnde Petschaft geholt und darunter gedrückt.

Zwei Klöster sind jetzt die einzigen Wohnstätten auf dem Tabor, der zu Jesu Zeit nachweislich mit vielen Wohnungen bedeckt war, so daß er nicht als der stille, einsame Berg der Verklärung des Herrn gedacht werden kann, trotzdem ihn die Tradition zum Verklärungsberge stempelt. Die beiden Klöster, ein griechisches und ein lateinisches, beanspruchen natürlich beide, auf der einzigen Stelle der Verklärung Jesu erbaut zu sein und geben eine neue Illustration zu der Lessing'schen Nathangeschichte, laut welcher Drei sich um den rechten Ring streiten und hat ihn doch schließlich Keiner.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aussatz in Spanien.

Man schreibt der Frankf. Ztg.: In der Provinz Alicante, die ich zu Fuß durchzog, habe ich die Aussätzigen gesehen! . . . .

Der Aussatz, die entsetzlichste Krankheit, deren in den Schriften des Alterthums erwähnt wird; der Aussatz, in Vergleich zu welchem Typhus, Blattern, Cholera, ja selbst die Pest gutartige Leiden zu sein scheinen; der Aussatz, von dem in der heil. Schrift und in den Chroniken des Mittelalters so oft die Rede geht, der aber zu unseren Zeiten nur mehr dem Namen nach zu bestehen scheint; der Aussatz grassirt in furchtbarer Weise in Spanien, auf der ganzen Küste des Mittelmeeres.

Der Aussatz hat zu allen Zeiten in Spanien bestanden. Wahrscheinlich wurde derselbe schon von den Griechen eingeschleppt, bei welchen die schreckliche Krankheit sehr verbreitet war, und die bekanntlich in den mythischen Zeiten Colonien auf der iberischen Halbinsel gründeten. Im Mittelalter richtete der

Aussatz hier große Verheerungen an, so daß die katholischen Herrscher Don Fernando de Aragon und Donna Isabel de Castilla, in den Jahren 1477 bis 1498, zahlreiche auf diese Krankheit bezügliche Verordnungen erließen und die sogenannten Alcaldes de la lepra (Aussatzvögte) einsetzten, denen es oblag, die Aussätzigen aufzusuchen und von der menschlichen Gesellschaft in besondere Spitäler Leprerias abzusondern.

Schon in den Leyes de las siete Partidas, dem berühmten Gesetzbuche, welches von Alfons XI., dem Weisen, in Kraft gesetzt wurde (1348), wird den Aussätzigen unter strengen Strafen die Ehe untersagt, und das Eintreten der Krankheit bei einem der Gatten war ein genügender Grund zur Auflösung irgendwelcher Ehe.

Im Alterthum, im Mittelalter und auch in neuerer Zeit, bis zum Jahre 1877, kannte man die Entstehungsursachen des Aussatzes nicht. Die entsetzliche Krankheit wurde als eine Strafe Gottes angesehen. Der Aufenthalt in Küstenländern und auf Inseln im Allgemeinen in Gegenden, wo die Hitze sich mit der Feuchtigkeit paart, ungesunde Wohnungen, mangelhafte Nahrung, sowie Erblichkeit und Ansteckung haben bei der Erscheinung des Aussatzes stets die Hauptrolle gespielt. Was die Erblichkeit betrifft, so sei noch vermerkt, daß aussätzige Eltern nicht immer aussätzige Kinder erzeugen; in den meisten Fällen aber geschieht es, daß diese Kinder, in den ersten Jahren ihres Daseins gesund und kräftig, mit 10 oder 12 Jahren die Anzeichen der Krankheit aufweisen.

Die heutige Wissenschaft hat ermittelt, daß der Aussatz eine ansteckende Hautkrankheit ist, deren Entstehung auf das Vorhandensein eines mikroskopischen Parasiten, des bacillus leprae, zurückzuführen ist, die sich im Eiter, in den Geschwüren und auf der Haut des Kranken aufhält und in den ihn umgebenden Luftschichten schwebt.

Obgleich der Aussatz in Spanien endemisch ist, so hat er doch zu gewissen Zeiten mit besonderer Heftigkeit gewüthet. So kamen zu Anfang dieses Jahrhunderts, insonderheit im Jahre 1819, in der Provinz Tarragona unzählige Aussatzfälle vor. Leider ist es den ausschließlich durch die Politik in Anspruch genommenen Regierungen nie eingefallen, dem Uebel durch irgendwelche Maßnahmen zu steuern; und die Seuche hat sich nach und nach, wie ein Oelfleck, über die ganze Halbinsel ausgebreitet. Der Aussatz hat die Grenzlinie, die er sich selbst gezogen zu haben schien, nunmehr überschritten, und nach gewissenhaft eingezogenen Erkundigungen findet man heute Aussätzige in den Provinzen Alicante, Almeria, Cádiz, Castellón, Córdova, Granada, Jaën, Málaga, Murcia, Sevilla und Valencia; ja selbst in Santander, was sage ich? — im Mittelpunkte des Landes, in Guadalajara, sind einzelne Fälle verzeichnet worden.

Die Provinz Alicante ist die, welche am Grausamsten von der Plage mitgenommen wird. Auf dem ganzen Küstengebiet dieser Provinz und namentlich in den Dörfern Percent, Pedreguer und Basidorm tritt der Aussatz massenhaft auf. In letzterer Ortschaft waren, als ich hinkam, nicht weniger als 9 Familien vom Aussatze behaftet. Hier war es, wo ich eine erschütternde Erfahrung machen mußte. Der Dorfarzt, bei dem ich vorsprach, um mich über die bewußten Verhältnisse des Näheren zu erkundigen, schlug mir vor, ihn zu einem reichen Gutsbesitzer des Dorfes, der am Aussatze litt, zu begleiten. Ich nahm das Anerbieten anstandlos an, da ich mit eigenen Augen die Erscheinungen der Krankheit zu betrachten wünschte. Wir begaben uns also in das Haus des Aussätzigen. Den Besuch vergeß' ich in meinem Leben nicht! In einem reich möblirten Zimmer, dessen heruntergelassene Fensterjalousien nur spärliches Licht eindringen ließen, lag auf einem Pfühle der unglückliche Gutsbesitzer, gräßlich abgemagert, mit verschlossenen Augen und kupferfarbenem Gesicht. Der Aermste war so schwach, daß er kaum unsern Gruß erwidern konnte. Der Anblick des Kranken war furchtbar! Die Tuberkeln hatten die Augen buchstäblich abgedrückt; die Nase fehlte; Ohren und Lippen waren wie weggenagt. Von den Armen blieben nur mehr die Knochen und die Haut. Die Fingerglieder waren zum Theile abgefallen. Der Unglückliche, fast eine Leiche, hatte sozusagen jede Fühlung mit der Außenwelt verloren und lebte nur Dank der unablässigen Pflege seiner Angehörigen und der Hilfeleistung der Wissenschaft.

Gesellen Sie nun noch zu diesem abstoßenden Bilde das Elend, verpestete Hütten, schlechte Nahrung, vollständige Verwahrlosung, und Sie werden einen Begriff haben von den Verhältnissen, in welchen zahlreiche Familien auf den östlichen Küsten sich bewegen.

Es wäre an der Zeit, auf Mittel und Wege zu sinnen, um dieser Kalamität wirksam beizukommen. Denn wer weiß, ob nicht der Aussatz von Spanien aus sich früher oder später einmal über das übrige Europa verbreiten kann? Auf diese Zustände sollte man daher im Auslande sein Augenmerk richten, und es wäre rathsam, daß die verschiedenen Regierungen sich von ihren respectiven Consuln genaue Berichte über den fortschreitenden Gang des Aussatzes in Spanien zuschicken ließen, um nöthigenfalls sich bezüglich der zu treffenden Maßregeln zu verständigen.

Auch der auf den April 1894 nach Rom ausgeschriebene Aerztetag sollte diese Frage auf seine Tagesordnung setzen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 8. November 1893. **Nr. 45.**

Richard Freiherr von Blomberg, Ritterschafts-Director, auf Lieblhal, Kreis Crossen, Rechtsritter seit 1880, † zu Lieblhal 30. October 1893.

Die deutsche evangelische Kirche in Jerusalem.

Am 31. v. Mts. ist der Grundstein zu der deutschen evangelischen Kirche in Jerusalem gelegt worden.

Die Urkunde, welche im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers und Königs vom Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenraths, Wirklichen Geheimen Rath D. Barkhausen in den Grundstein gelegt worden ist, lautet:

Hubertusstock, den 11. October 1893.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen!

Von Alters her schon wandten sich die Blicke der evangelischen Christenheit Deutschlands mit frommer Andacht zu den geweihten Stätten, wo einst der Fuß unseres Herrn und Heilandes gewandelt.

Lange schon bestand auch der Wunsch, da, wo die große Erlösungsthat des Menschengeschlechts vollbracht worden, ein Gotteshaus erstehen zu lassen, in welchem die Botschaft von der seligmachenden Gnade Gottes in Christo Jesu rein und lauter verkündigt würde.

Mit verdoppeltem Gewicht trat dieser Wunsch hervor, seit die Zahl der dem evangelischen Bekenntnisse angehörigen Deutschen im heiligen Lande sich mehrte und seit durch fromme Opferwilligkeit der Evangelischen Deutschlands umfangreiche und in Segen wirkende Anstalten barmherziger Liebe in größerer Zahl in Jerusalem gegründet wurden.

Meine erhabenen Vorfahren auf Preußens Throne haben mit Ihrem Volke den Zeitpunkt herbeigesehnt, in welchem es möglich werden würde, ein Gotteshaus zur Verkündung des evangelischen Christenglaubens zu errichten.

Der Fürsorge Meines in Gott ruhenden Herrn Großvaters, des Kaisers und Königs Wilhelm I. Majestät gelang es, den Platz zu erwerben, auf welchem die deutsche evangelische Kirche gebaut werden soll. Mit dankenswerther Munifizenz schenkte Se. Majestät der Kaiser der Osmanen den Platz, auf welchem einst das Mutterhaus und die jetzt in Ruinen liegende Hauptkirche des Johanniterordens, die Kirche Sta. Maria Latina Major, sich erhoben. Am 7. November 1869 ergriff Mein in Gott ruhender Herr Vater, der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm, spätere deutsche Kaiser und König von Preußen Friedrich III. von dem Platze Besitz. In der Nähe der heiligen Grabeskirche gelegen, ist die Stätte zugleich geweiht durch geschichtliche Erinnerungen an einen Orden, der, neu erstanden, in Werken der christlichen Liebe seine alte Bestimmung erfüllt.

Die Ausführung des Baues, welchem Meine von Gott heimgerufenen Vorfahren auf dem Throne lebendiges Interesse zuwandten, ist Allerhöchstdenselben nicht vergönnt gewesen, und erst gegenwärtig kann das Werk in Angriff genommen werden.

Nachdem durch die opferwillige Handreichung der evangelischen Gemeinden Deutschlands die Mittel zum Bau gewonnen sind, habe Ich befohlen, den auf der Grundlage der alten Kirche Sta. Maria Latina aufzuführenden Bau zu beginnen und den Grundstein am 31. October d. J. zu legen. An demselben Tage, an welchem Ich vor einem Jahre durch Gottes Gnade die Einweihung der erneuerten Schloßkirche zu Wittenberg im Verein mit den evangelischen Fürsten Deutschlands festlich begehen durfte, soll der Grundstein dieser Kirche gelegt werden, um damit kund zu thun, daß auch sie dastehen soll als ein Denkmal des Glaubens an den Mensch gewordenen Gottessohn, den gekreuzigten und auferstandenen Heiland, als ein Bekenntniß zu dem seligmachenden Evangelium von der Gnade Gottes, wie es durch den Dienst der Reformatoren für die evangelische Christenheit wieder erschlossen ist, als ein sichtbares Zeugniß der Glaubensgemeinschaft, in welcher die evangelischen Kirchen in Deutschland und darüber hinaus mit einander verbunden sind.

Digitized by Google

Gott dem HErrn sage ich Dank, daß Er es Mir verliehen hat, auch in diesem Stücke die Gedanken Meiner erhabenen Vorfahren zu verwirklichen.

Zu Ihm flehe Ich und bitte, Er wolle Gnade geben, daß an der Stätte, von wo die frohe Botschaft des Heils ausgegangen ist in alle Welt, das Evangelium allezeit lauter und rein verkündet werde, und da, wo der HErr für uns gelitten hat, Er auch in deutscher Zunge gepriesen werde als der ewige Heiland und Erlöser hochgelobt in Ewigkeit.

Das walte Gott! Amen!

Wilhelm J. R.

Durch Galiläa und den Hauran.

(Fortsetzung.)

Wir kehrten bei den Lateinern ein. Auf den Ruinen einer Kirche aus der Kreuzfahrerzeit, (deren 3 Schiffe und 3 Seitenkapellen an die 3 Hütten erinnern sollten, die Petrus bauen wollte), saßen wir und schauten hinaus in die weiten Lande. Um diese stillen Stunden auf dem Tabor, um diesen Ausblick, der zum dankenden Ausblick wurde, darfst Du, lieber Leser, uns billig beneiden. Ich glaube, auch ein Simpel wäre bei diesem Ausblicke in hochgradigste Entzückung gerathen. Da glänzt ein Stück des heiter blauen Sees Genezareth herauf, — Du begreifst, warum schon im alten Testamente das Wort ajin zugleich „Auge“ und „Wasserquell“ bedeutet; wahrlich der blaue See ist das „Auge“ der Landschaft. Dort im Norden schimmert der Hermon im schneeigen Kleide wie ein Ideal Deines Lebens, ferne, unerreichbar und doch so schön und erstrebenswerth. Das Psalmwort (133) drängt sich in Deine Seele: „Wie Thau vom Hermon nieder auf Gottes Berge fließt, also auch auf die Brüder der Segen sich ergießt.“ Nächstenliebe! Dies eine Wort aus dem Reiche der Ideale in die volle Wirklichkeit versetzt, und die Erde trüge wieder die unverkennbaren Züge des Paradieses! Bevor Dein Auge den Hermon erreicht, haftet es an einer Bergstadt Safed. Sie, die hochgebaute, ruft Dir in die Erinnerung Jesu Wort von der Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen bleiben kann. Ich begnüge mich mit diesen Andeutungen. Ich müßte das Können der alten Münchener Malerschule mit ihrer vollendeten Zeichnung und Formenwiedergabe und das der neuesten Schule der Farbensymphonisten vereinigen, um ein ähnliches Bild geben zu können von dem, was wir vom Tabor aus schauten. Auch die untergehende Sonne war hier oben höchst eigenartig anzusehen. Die bedenklichsten Formen nahm sie an, als sie den Horizont berührte. Jetzt sah sie aus wie eine Haubitze, langcylindrisch und zugespitzt, dann erging sie sich in burlesker Breite und sah aus wie ein Pilz mit dickem Stengel. Sie machte Mätzchen wie der kleine Karl vor dem unerwünschten Zubette gehen.

Indeß hatte ein im ehrwürdigsten Alter stehender Hahn — wie hernach unsere Kinnbacken constatirten — aufgehört zu krähen für immer; der Pater Küchenmeister hatte ihm die Gurgel abgedreht, um mit ihm auf homöopathischem, sozusagen onomatopoëtischem Wege unsere „knurrenden“ Magen zu curiren. Zeitig gingen wir zur Ruhe, um anderen Tages das arabische Sprüchwort auf seine Wahrheit zu erproben: „Brich auf vor der Morgenröthe, so gewinnst Du einen Tag mehr.“ Noch glänzten die Sterne am Himmel, als wir reisefertig im Klosterhofe standen.

Es ging den gestrigen Weg hinab, wobei wir den Rath Bädeckers getreulich befolgten: „Zu Fuß! Es ist zu gefährlich zu Pferde.“ Unser Maulthiertreiber konnte gar nicht aufhören „Allah“ zu rufen, womit er den Fuß des Thieres vor falschen Tritten bewahren wollte. Unser Reiseziel war Tiberias drunten am See. Aber vom See war bis ganz zum Schlusse des Marsches nichts zu sehen. Durch einförmige Hochebene führte der Weg. Auf der ganzen sechsstündigen Strecke passirten wir ein einziges Dörfchen. Allerdings kamen wir auch an einem Chan vorüber, der offenbar ein altes, mauerfestes Castell ist. Dort soll es an jedem Donnerstag lebhaft zugehen. Denn an dem Tage kommen Kaufleute aus Tiberias und Nazareth dorthin und als Käufer sammeln sich die streifenden Beduinen, darum dieser Platz jetzt „Chan der Kaufleute“ heißt. Wir bedauerten in diesem Falle sehr, daß wir, im reinen Aether lebend, dahin kein Aberglaube sich erhebt, nichts auf „Tagewählen“ gegeben hatten und keinen Donnerstag für diese Reisestrecke gewählt. Denn ein solcher Wochenmarkt in der Wüste bietet jedenfalls ein originelles Bild. O Bädecker, man bedauert es oft, wenn man von Deinem Baume der Erkenntniß gegessen! Aber nein, ich will Dein Verdienst nicht schmälern. Hätten wir es ohne Deine schnarrende Ciceronestimme wohl jenem Hügel nordwärts von unserm Wege angesehen, daß er der historische Karn Hattin ist, an dessen Fuße sich die letzte Hauptscene der großen Völkertragödie abspielte, welche betitelt ist: „Die Kreuzzüge?“ Saladin, der edelmüthige Vertreter des Islam, siegte dort 1187 über die letzten Kreuzfahrer, theilweise recht traurige Vertreter des Kreuzes. Der König von Jerusalem, der verschiedene Male treulos sein Wort gebrochen — ein Moslem, ein halber Heide sei nicht werth, daß man ihm gegenüber sich an ein gegebenes Versprechen binde — er wurde von des Siegers Saladin eigener Hand niedergehauen; die mit ihm verbundenen Tempelritter wurden hingerichtet, die übrigen Ritter als Sklaven verkauft. Die Macht der Kreuzfahrer war für immer gebrochen.

Wieder geht der Weg sanft hügelan und scheint kein Ende zu nehmen. Unter dem fadenscheinigen Schatten eines Sidrstrauches suchen wir einen Augenblick Erholung. Selbst der Strauch scheint das

Digitized by Google

orientalische Bakschischschreien gelernt zu haben. Er ruft es nicht, er nimmt gleich mit seinen stacheligen Aesten den Bakschisch von unsern Kleidern und aufgespannten Sonnenschirmen. Grollend kehren wir der Stätte den Rücken, die so ungastlich war, und wanderten wortlos weiter. Da — wortlos bleiben wir auch stehen —, das hügelige Terrain ist zu Ende, ein weites Becken öffnet sich vor uns, ein entzückendes Bild! Zu unsern Füßen tief drunten liegt Tiberias mit seiner altersschwarzen Umfassungsmauer und spiegelt sich im regungslosen See Genezareth. Wieder wie gestern schon ist unser mühseliger Marsch am Ende herrlich belohnt. Im frischen Morgen des Lebens wandert das fröhliche Kind; heiß brennt die Sonne im Mittag des Lebens, und die Dornen reißen; wohl uns, wenn am Ende des Lebensweges sich vor uns der Blick öffnet auf Gottes Thron und auf das krystallene Meer, das sich davor bereitet! (Offenb. Joh. 4. 6). Wir vergaßen alle ausgestandene Mühsal und schauten und wurden nicht müde des wonnigen Bildes vor uns. Der See des HErrn breitete sich in seiner ganzen Größe vor uns, der See, der Jesu Fuß getragen und vor Seinem Worte zusammenkauerte wie ein bedrohtes Hündlein. An dieses Sees Ufern hat der HErr seine Jünger berufen: Matthäus, den Zöllner, und die Fischer Petrus und Andreas, Jacobus und Johannes, die Er zu Menschenfischern machte. Wie oft ist der HErr mit seinen Jüngern auf diesem See gefahren und hat vom Schiffe aus das Volk am Ufer gelehrt An diesem See hat sich der auferstandene Siegesfürst seinen Jüngern geoffenbart. Heilige Erinnerungen verklärten das schöne Bild vor uns.

Wir wanderen durch die schlüpfrigen Gassen von Tiberias und suchen wieder das lateinische Kloster auf, dort residirt ein Pater Lucas, ein Tyroler, dessen Name mit Achtung und Liebe genannt wird von unzähligen Reisenden, die seine Gastfreundschaft erfahren haben. Hart am See ist das Kloster gelegen, und auf seiner Terrasse liest sich das Evangelium so erquicklich, wenn dazwischen das Auge sich erhebt und hinausschaut auf den See und seine Gestade, wo sich der zweite Act des größten Weltdramas abspielte: Jesu Lehren und Wunderwirken. Solch heiligem Gedächtniß verdankt es Tiberias ebenso wie Nazareth, daß da von England und Schottland Evangelisationswerke begonnen worden sind mit Predigern und Aerzten.

Wenn man durch Tiberias wandert, fällt einem der überaus häufige Anblick jüdischer Schmachtlocken und schwarzer Hüte auf. Während zu Jesu Zeit Tiberias als eine unreine Stadt — beim Graben der Fundamente war man auf eine alte Begräbnißstätte gestoßen — von den Juden gemieden wurde, so daß wir auch nicht ein einziges Mal hören, daß Jesus seinen Fuß in sie gesetzt, wurde Tiberias gegen das Ende der jüdischen Volksgeschichte, nach der Zerstörung von Jerusalem, ein Zufluchtsort und eine Hochburg der jüdischen Nation. Dort blühte die talmudische Schule auf, und die heutigen Juden zeigen mit Stolz vor der Stadt die Gräber berühmter Talmudisten, des berühmten jüdischen Philosophen Maimonidas und des noch berühmteren Rabbi Akiba, der gesagt hat: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne.“

Was sonst noch über das heutige Tiberias gesagt werden müßte, möchte ich, lieber Leser, gern verschweigen. Aber ich will nicht den Aerger verantworten, der sich aus dem Unbefriedigtsein Deiner Wißbegierde entwickeln dürfte. Darum deute ich Dir an: Denke Dir das heutige Tiberias als den vollkommensten Gegensatz zu einem holländischen Städtchen, dessen Ruhm die peinlichste Sauberkeit ist, und mache dazu noch Deine Schlüsse aus der arabischen Bemerkung, in Tiberias residire der König jener gefürchteten braununiformirten Springer, welche trotz ihrer Kleinheit den Menschen attackiren, so weißt Du, was sonst noch über Tiberias zu sagen ist. Die Umgegend von Tiberias hat noch eine Merkwürdigkeit, nämlich heiße Schwefelquellen, welche von Rheumatischen viel besucht werden. Wir machten uns auf den Weg zu den Quellen. Aber wir fanden am Seeufer so nette Muscheln und Phöbus' Sonnenrosse rasten, wahrscheinlich weil sie den Stall rochen. Genug wir entdeckten auf einmal, daß es zum Besuch der Quellen zu spät sei, und trösteten uns, daß dieser Wohlgeruch Arabiens uns erspart geblieben war.

In Tiberias erneute sich das Spiel mit den Mukaris. Jetzt brauchten wir zur Fortsetzung unserer Reise durch den Hauran unbedingt Reitthiere. Hier war also kein Alexanderstreich mehr am Platze. Die schließliche Lösung war, daß wir gegen arabische Schläue den Kürzeren zogen, ein gut Theil unseres Vließes lassen mußten und dafür doch nur Maulesel mit Pack- statt Reitsätteln bekamen. Nur Einer von uns ritt ein ideelles Pferd, das Münzsteckenpferd; er rief in allen Hauranbörfern: Bringt alte Münzen herbei! Dazu machten wir noch die Acquisition eines türkischen Soldaten, der unsere Eskorte durch den Hauran bildete. Unsere Thiere ließen wir an den See herumführen an's Ostufer, während wir auf einem Boote auf den See hinausfuhren. Wir fuhren zunächst nordwärts nach dem Trümmerfelde Tell Hum, in welchem man das alte Kapernaum erblickt. Kapernaum, die „gen Himmel erhöhete“, weil sie „Seine Stadt“, Jesu Stadt war, ist jetzt ein kleiner Trümmerhaufen. Wie hat sich an der verstockten Stadt, wie auch an Chorazin und Bethsaida, den vom Erdboden verschwundenen, der Weheruf Jesu erfüllt! (Matth. 11). Tiberias steht noch, aber von jenen Städten ist nichts mehr da; nicht einmal ein Dörfchen ist an ihrer Stelle erbaut. Von Chorazin und Bethsaida weiß man nicht einmal mehr die genaue ehemalige Lage und von Kapernaum vermuthet man

Digitized by Google

sie auch nur. Wie eindringlich ruft das Alles: „Schaue die Güte und den Ernst Gottes!" Welches war die Güte Gottes? In diesen nun verworfenen Städten waren „die meisten der Thaten Jesu geschehen, und sie hatten sich doch nicht gebessert."

Bis nach Tell Hum hatten unsere 8 Bootsleute rudern müssen, in zwei Schichten abwechselnd. Es war ihnen heiß geworden, und gar oft wanderte das Schöpfgefäß über den Rand des Bootes: Das süße Seewasser letzte die durstigen Kehlen. Jetzt aber kam „der Abendwind" und blähte unser Segel, als wir am Ostufer entlang fuhren. Hier suchten unsere Augen die Gegend, in welche Jesu die Volkstausende nachfolgten und wunderbar gespeist wurden. Schon zur Zeit Jesu eine wenig bewohnte Landschaft ist heute das ganze Ostufer des Sees nur von Beduinen durchzogen. Sieh, dort hängen ihre schwarzen, ziegenhärenen Zelte am Hügelgelände! Im Schilf des Seeufers aber raschelt es; wilde Schweine treiben dort ihr Wesen. Bei Katat el Hösn, ungefähr in der Mitte des Ostufers, betreten wir das Land. Dort finden wir unsere Maulthiere und eine elende Bauernhütte zum Uebernachten. Unsere Bootsleute aber fuhren auf den See hinaus, um dem nächtlichen Fischfange obzuliegen. Mit klarem Bewußtsein machen wir einen dicken Strich unter unsere bisherige Reise, deren erster Theil zu Ende ist. Die Reise durch Galiläa liegt hinter uns. Wir haben unsern Fuß jetzt auf den Hauran gesetzt; denn mit „Hauran" bezeichnet man alles Land östlich vom See Tiberias, jenes Land, das dem Kartographen Kiepert schon manches „Schütteln des Kopfes" abgenöthigt hat. Verfügst Du, freundlicher Leser, über eine größere Karte von Palästina und Syrien, so findest Du im Osten viel weiße Stellen, eben jene Weisheit, welche Kieperts Weisheit noch nicht auszufüllen vermochte; suchst Du aber das Ostufer des Sees Genezareth auf und fährst von da in einem nach rechts schwach ausgeschweiften Bogen nach Damaskus, so findest Du die Hauptstationen unserer Hauranreise: Fik, Chisfin, Tsit, Nawa, Es-Sandmen, Kiswe.

Hauran! Nenne dies Wort in Gegenwart eines Geologen, und sein Auge wird leuchten, wie wenn Du ein Zauberwort ausgesprochen. Und von seinen Lippen rauscht es wie Wasser: Der Hauran ist eines der interessantesten Gebiete für den Geologen. Ganz vulkanisches Gebiet und Lavaformation auf basaltischer Grundlage. Im östlichen Theile drängt sich ein erloschener Krater an den andern, und breite Strecken sind mit Lavasteinen bedeckt. Hier müssen in vorgeschichtlicher Zeit die gewaltigsten Ausbrüche der Erde stattgehabt haben. Aus der sich zersetzenden Lava hat sich ein überaus fruchtbarer, rothbrauner, lockerer Humus gebildet, sodaß der Hauran noch heute die Kornkammer Syriens ist.

Laß das Wort Hauran ertönen vor den Ohren eines Archäologen, und Du wirst sie sich merklich verlängern sehen. Du hast ihn an einer empfindlichen Stelle getroffen. Welche reiche Ausbeute haben für die Archäologie die vielen noch überraschend gut erhaltenen Städte des alten Hauran ergeben mit ihren zahlreichen griechischen, lateinischen, nabatäischen und arabischen Inschriften! Und wer den Hauran mit Muße durchreist, darf sich darauf gefaßt machen, daß ihm unversehens noch der Ruhm eines Entdeckers neuer Inschriften wie ein Lorbeerkranz aufs Haupt fliegt. Darum räth Bädecker an, für eine Haurantour unter die Reiseutensilien eine lange Leiter aufzunehmen, weil die Inschriften oft recht hoch stehen. Man denke sich den Herrn Professor, Doctor und Mitglied aller gelehrten Gesellschaften, reisend wie ein Feuerwehrmann mit langer Leiter! Ob da nicht wieder Bädeckern der Schelm im Nacken gesessen hat?

Rufe Hauran im Beisein eines türkischen Beamten und er wird sich verlegen hinter den Ohren kraucn. Wie oft hat die türkische Regierung im Hauran vergeblich die Ruhmeslorbeeren gesucht, welche dem Archäologen fast ums Haupt flogen! Wie oft haben die Beduinen, welche den Hauran als ihr Reich betrachten und den Bauern theilweise Tribut abpressen, die türkische Regierung auf die Finger geklopft, welche sie nach dem Hauran ausstreckte! Selbst der siegreiche Ibrahim Pascha von Egypten hörte im Hauran ein rossehufdonnerndes: Bis hierher und nicht weiter!

Und nennst Du das Wort Hauran in meinem und meiner Mitreisenden Beisein, so wirst Du auch unsere Augen leuchten sehen, denn es waren interessante Reisetage, an welche das Wort Hauran uns erinnert.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hut in seiner symbolischen Bedeutung.

Gleich der Fahne diente auch der Hut im Mittelalter als Feldzeichen, und der aufgesteckte Hut forderte zur Heer- und Gerichtsfolge dessen auf, dessen Hut aufgesteckt war. In diesem Sinne, als im Zeichen der Obergewalt, ist auch Geßler's Hut in der Tellsage aufzufassen.

Verachtest Du so Deinen Kaiser, Tell,
Und Mich, der hier an seiner Statt gebietet,
Daß Du die Ehr' versagst dem Hut, den ich
Zur Prüfung des Gehorsams aufgehangen?

Sodann war der Hut das Symbol der Uebertragung eines Lehns oder Gutes. Der Uebertragende mußte den Hut hinhalten, während der Erwerber hinein zu greifen hatte.

Die miteinander in den Hut griffen, verschworen sich zusammen; daher rühren die Sprüchwörter: „Unter dem Hütlein spielen", „Unter einem Hute stecken".*)

*) Hierher gehört auch die Bezeichnung für die beiden schwedischen Adelsparteien „Hüte und Mützen" deren Herrschaft während der ganzen sogenannten Freiheitszeit von

Digitized by Google

War der Hut dergestalt ein Bundeszeichen, so diente er auch in gerichtlichen Verhandlungen als Sinnbild des Einspruchs. Nach hessischem Brauch warf derjenige, der ein Urtheil schelten (d. i. wer gegen den Spruch eines Gerichts Einspruch erheben wollte) seinen Hut dem Richter vor die Füße. Ja, in Hanau kam es nach Grimm vor, daß eine Frauensperson, die bei einer Eheverkündigung Einspruch thun wollte, ihre Mütze in die Kirche warf.

Seine Hauptrolle aber spielte der Hut als Attribut einer bestimmten Würde. So war der Hut ein Abzeichen der Pilger, welche Stab und Muschelhut trugen. Den Kardinälen wurden auf der Kirchenversammlung in Lyon (1245) rothe Hüte vorgeschrieben, damit sie sich immer daran erinnern sollten, daß sie stets bereit sein müßten, ihr Blut für die Kirche zu vergießen. Er hatte die gewöhnliche Form eines niederen breitkrempigen runden Hutes, ursprünglich mit bequasteten Schnüren zum Binden unter dem Kinne. Diese Schnüre und Quasten sind später symmetrisch geordnet worden, und die Anzahl der letzteren, sowie die Farbe des Hutes, der Schnüre und Quasten bilden seit lange ein Unterschiedsmerkmal der höchsten geistlichen Würdenträger.

Der Hut der Cardinäle ist, wie erwähnt, roth und hat 15 Quasten zu jeder Seite, der der Erzbischöfe ist grün mit je 10 Quasten, der Hut der geistlichen Protonolare ist schwarz mit 6 Quasten zu jeder Seite.

Außerdem haben Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte noch ihre besonders geformten Mützen, aus weißem Brocat, mit Goldborten besetzt und mehr oder minder mit Edelsteinen besät.

Auch das Symbol der höchsten geistlichen Würde besteht in einer hohen weißen Mütze mit drei Kronenreifen übereinander, welche päpstliche Krone Tiara oder auch Triregnum genannt wird. Dieselbe kam Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf; vorher war eine Doppelkrone im Gebrauch. Daß Bonifaz VIII. (1294—1303) zuerst zwei Kronen getragen, Urban V. eine dritte hinzugefügt, ist nicht erweislich. Vor Nicolas II. (1058—1061) ist keine Krönung nachzuweisen. Nach Benzo muß man annehmen, daß die Krone der Päpste von Anfang an aus zwei Reifen bestanden hatte. Daß die päpstliche Krone aber von Constantin herstamme, wie von Seiten der Curie gern festgehalten wird, wird Niemand mehr glauben.

Eigenthümliche Formen zeigen die Kronen der russischen resp. slavischen Knjäse, welche jetzt als Fürstenkronen angesprochen werden; in der That aber kegelförmige, unten mit Zobelpelz verbrämte Mützen von Goldbrocat, mit Edelsteinen besetzt, sind; oben an der Spitze sind sie mit einem Kreuze geziert.*)

1720/72 dauerte. Die königliche Parthei war die der Hüte, sie suchte wie zur Zeit der alten Könige durch Krieg und Sieg sich zu befestigen, während die Parthei der Mützen durch die Begünstigung des Handels und des Gewerbes die Wohlhabenheit des Landes zu heben suchten, im Uebrigen aber stets den Plänen des Königs entgegen war. Beide Parthien hatten das Gemeinsame, daß sie vom Auslande Bestechungen annahmen.

Der deutsche Curfürstenhut war ursprünglich nur eine Mütze mit Hermelinstulp. Erst im vorigen Jahrhundert fingen die Curfürsten an, den Hut mit fünf Spangen zu zieren. Der gewöhnliche Fürstenhut hat nur drei Spangen sichtbar, d. h. in Wirklichkeit zwei gekreuzte Spangen. Ein interessantes altes Beispiel eines solchen Fürstenhuts giebt Büsching: „Das Grabmal Herzogs Heinrich IV. von Schlesien.“ Dieses Monument in der Domkirche zu Breslau ist aus Thon gebrannt und bemalt, und die Beschreibung des Huts, den der Herzog auf dem Haupte trägt, lautet in dem angezogenen Werke S. 4: „Der Herzogshut ist blau. Eine goldene Borte, mit bunten Edelsteinen besetzt, geht um den unteren Rand und eine solche auch von der Stirne zum Hinterkopf. Ueber der Stirne ist ein besonders großer Edelstein. Auf jeder Seite des Hutes ist eine Stickerei in Gold und Edelsteinen, in deren Mitte knieende Engel mit Leuchtern sich befinden; zu den Seiten ein drachenförmiges Thier.“

Die venetianische Herzogskrone, auch Dogenhut (in Venedig corno ducale genannt), ist ursprünglich eine rothe Fischermütze, welche später am Kopfende in eine offene goldene Krone gesteckt und mit einem goldenen, mit Perlen und Edelsteinen verzierten Band umwunden wurde. Viele venetianische Familien, aus denen Dogen gewählt worden waren, führen heutzutage noch den Dogenhut auf ihrem Schilde, z. B. die Giustiniani, Gradenigo, Manin, Nani, Vendramin.

So ist auch der österreichische Herzogshut nach der genauen Abbildung bei Hergott Mon. dom. Austriacae I. Taf. 20 nichts Anderes, als ein hermelin gestülpter runder offener Hut.

Eine neuere Erfindung sind die Kronen der ehemals souveränen Grafenhäuser, deren Häupter nach deutschem Bundesrecht der Titel Erlaucht zusteht. Diese Erlauchtkronen sind wie gewöhnliche Grafenkronen, aber mit einer rothen, darüber vorstehenden Mütze und einem natürlichen Hermelinschwänzchen oben in der Mitte. Aehnliche gefütterte Kronen (coronets) führen in England die Earls, Viscounts und Barons.**)

*) Das Kreuz, später über der Weltkugel als sogenannter Reichsapfel, welches auf den meisten Spangenkronen gesehen wird, soll Souverainität, alias Sieg des Christenthums anzeigen.

**) Hier wie in Frankreich nur die Inhaber die betreffenden Pairie. Palliot sagt nicht ohne Wahrheit: Personne n'a droit de portes ses armestimpreés de couronnes par sa naissance, que les fils ainés des Empereurs Roys et princes-souverainres: ains seulement par les terres etestats quelle posséde, qui luy donnent cet honneur non personnel. mais réel, par qu'elle tient de la chose qu'elle posséde et non pas de sa personne et de sa naissance. Un marquis ou un comte a droit de portes une couronne non pas pour être ancien gentilhomme, mais parce qu'il est marquis, parce qu'il est comte etc.

Digitized by Google

In Frankreich haben einzelne vornehme Familien seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ebenfalls Mützen über ihre Herzogskronen nach dem Muster der deutschen Fürstenhüte angebracht. Zuerst die Cossé-Brissac, dann ihrem Beispiel folgend die la Trémoille und die Montmorency-Luxembourg. In dem von dem Herzog Louis de la Trémoille 1877 herausgegebenen Chartrier de Thouars kann man auf den daselbst reproducirten Wappen die verschiedenen Variationen in der Form dieser Hüte von 1620 an verfolgen. Sie sind bald mit, bald ohne Hermelinschwänzchen oben in der Mitte, immer aber ohne die Spangen des deutschen Fürstenhutes und den modernen Erlauchtkronen ganz conform. Durch die Spangen würde es eine geschlossene Krone geworden sein, die nur souveränen Familien zustand. Nur der König und der Dauphin führten in Frankreich geschlossene Kronen, selbst die Prinzen nur den Lilienreif. Bei der Errichtung des ersten Kaiserreichs wurden diese Hüte ein allgemeines Abzeichen seiner Würdenträger. Auch der Adel der Robe bediente sich in Frankreich als Abzeichen seiner Würde runder Sammethüte (mortier), die bei den Parlamentspräsidenten unten und oben mit Hermelin eingefaßt waren, daher die Bezeichnung président à mortier. Eine ebensolche Kopfbedeckung trug auch der Kanzler von Frankreich.

Was die Anwendung der Kronen, Hüte und Mützen in der Heraldik anlangt, so stehen sie regelrecht auf dem Oberrand des Schildes. Dieser heraldische Gebrauch ist jedoch überhaupt nicht alt und dürfte, wenigstens für Deutschland, nicht über die Mitte des 15. Jahrhunderts zurückgehen. In Frankreich und England mag die Sitte vielleicht 20 Jahre früher auftreten, in eigentlichen Schwung kam sie doch erst mit Schluß des 15. Jahrhunderts, und zwar zuerst bei den Fürsten und dann herabsteigend bis zu dem niedern Adel. Es muß weiterer Forschung überlassen bleiben, Bestimmtes über das heraldische Auftreten solcher Würdenzeichen zu ermitteln, hier genügt es, anzudeuten, daß die Heraldik von dem ersten Vorkommen gekrönter Schilde an bis etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, d. h. bis zum Verfall der alten Wappenkunst, keinen andern Begriff damit verband, als den, durch das Anbringen der Kronen, Hüte und Mützen die hohe Würde des Wappenherrn zu kennzeichnen, während sie zugleich diese Kronen, Hüte und Mützen als die wirklichen Kopfbedeckungen der betreffenden Herren betrachtete und in Folge dessen die Helme da wegließ, wo sie diese Würdezeichen anbrachte. Ueberhaupt mag die Idee dieses heraldischen Gebrauchs auch erst dann hervorgerufen worden sein, als man sich gewöhnte, die Fürsten nicht mehr im kriegerischen Helmschmuck, sondern nur noch mit ihrem Fürstenhut auf dem Haupte sich vorzustellen, und in Folge dessen die gewohnte Kopfbedeckung auf dem Wappenschild wiedersehen wollte.

Literatur.

Altpreußische Monatsschrift. Herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert. 5. und 6. Heft. Juli bis September 1893. Königsberg in Pr. Verlag von Ferd. Beyers Buchhandlung (Thomas und Oppermann) 1893.

Inhalt: Merkwürdige Steine in Ost- und Westpreußen. Von C. Beckherrn. — Lose Blätter aus Kant's Nachlaß. Mitgetheilt von Rudolf Reicke (Fortsetzung). — Die Schlagfertigkeit von Graudenzer Stadtverordneten im 17. Jahrhundert. Von X. Froelich. — Ueber das Wappen der Ordensstadt Soldau. Ein Bericht mitgetheilt von Georg Conrad-Neidenburg. (Dazu eine Abbildung.) — Coppernicana. Mitgetheilt von Professor Dr. F. Lindemann.

Bausteine. Monatsblatt für innere Mission, Nr. 303. XXV. Jahrgang. Nr. 3. September 1893.

Inhalt: D. Luthardt über innere Mission. — Herrschaften und Dienstboten (Schluß). — Eine Unterweisung über Aufgabe, Bedeutung und Einrichtung der Gemeindebiakonie. — Heiden als unbewußte Vertreter der inneren Mission unter Christen. — Das Rauhe Haus. — Vereinsnachrichten und andere Mittheilungen: Feste und Versammlungen; aus Leipzig; Bund dienstwilliger Kinder; Ein Kreuzträger; — Einladung zur Allgemeinen Conferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Frankfurt a. d. Oder. 2c.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 57. 28. October 1893.

Inhalt: Der rothe Adler auf der Marienburg. Historischer Roman. (Fortsetzung.) — Das alte und das neue Rixdorf (Fortsetzung). — Erinnerungen an die Berliner Kadettenzeit vor 40 Jahren. (Schluß.) — Kleine Mittheilungen: Parforcejagd im Grunewald (mit 3 Abbildungen). — Friedrich Wilhelms I. Handhabung des Duells. 2c.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 15. November 1893. **Nr. 46.**

Batho Fürst zu Stolberg-Roßla, Commendator seit 1893, † zu Roßla 8. November 1893.

Durch Galiläa und den Hauran.

(Fortsetzung.)

Die erste Nacht im Hauran gebiet war bedenklicher Art. In einer heißen Hütte suchten wir die Ruhe und fanden sie nicht. Mein Bruder konnte nicht schlafen, weil er an der Decke des Raumes, welche aus Eichengestrüpp mit aufgestampfter Erde bestand, eine mächtige Ratte immer hin und herlaufen sah und fürchtete, sie möchte einmal herabfallen und ihn anknabbern. Es half auch nichts, als ich ihm wie eine Feiungsformel das Lieblingswort Bräsigs zurief: „Daß Du die Nase ins Gesicht behältst.“ Aber auch wir Andern wurden nicht des Schlafes froh. Uns genirte zwar weniger „die Taube auf dem Dache“, als vielmehr „der Sperling in der Hand“; ohne Bild, die kleinen Störenfriede, welche uns wirklich zu Leibe gingen. So kostete es uns keine Ueberwindung, diesen Ort in aller Frühe zu verlassen und unsere Hauranreise endgiltig anzutreten. Zur Höhe ging es. Am Rande der Dscholanhochebene betraten wir das erste Haurandorf Fik. Die Haurandörfer sind ein merkwürdiges Ineinander von alter und neuer Zeit. Da stehen noch die Zeugen einer früheren Cultur, feste, schöne Steinhäuser, oft wie unberührt von Menschenhand und Zeitzahn. Aber sie sind jetzt unbewohnt; die heutigen Einwohner haben sich selbst Lehmhütten neben die Steinhäuser gebaut. Ich war zuerst wie starr vor Staunen und mochte rufen: „Erkläret mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur.“ Warum bewohnen die Leute nicht die Steinhäuser, denen sie nur ein Dach aufzusetzen brauchten, sondern bauen sich daneben ihre Lehmhütten?“ Da Oerindur nicht antwortete, so sann ich selbst auf eine Lösung. Die jetzigen Bewohner sind Halbbeduinen, im ersten Stadium des Seßhaftseins, gleichsam jüngst erst aus dem Ei des wandernden Zeltlebens rausgekrochen. Darum begnügen sie sich mit schnell zusammengepappten, kaum mannhohen Lehmhütten, die sich höchstens an die alten Steinmauern anlehnen. Die jetzigen Hauranier sind noch nicht reif für die hochcivilisirten Steinhäuser, wie ein Quartaner im Aufsatz schrieb: „Die Gegend ist sehr schön; ich werde sie aber erst als Secundaner beschreiben können.“ So ist der Hauran mit seiner alten Cultur gleichsam ein Pompeji über der Erde. Ja wahrlich, was für das alte Pompeji der Aschenregen des Vesuvs gewesen: der Conservator dieser Stadt bis auf unsere Zeit, das war für die Hauranstädte der culturlose Beduine, der fremde Elemente vom Hauran abhielt und doch selbst mit den alten Steinbauten nichts anzufangen wußte. Das verstehen die Tscherkessen, welche von der türkischen Regierung im Ostjordanlande, im alten Gerasa und anderwärts angesiedelt worden sind, weit besser. Die zerlegen die alten Ruinen, daß es ein Jammer ist, und bauen sich von den schön behauenen alten Bausteinen ihre Wohnhäuser und Viehställe.

Eine reiche Cultur hatte zur Römerzeit den Hauran in ein volkreiches, blühendes Gefilde verwandelt. Lange kunstreiche Wasserleitungen und künstliche Teiche versorgten die wasserlosen Gegenden mit dem lebenspendenden Naß. Römische Kunststraßen, meist ganz von regulären Steinplatten gebildet, verbanden die vielen Städte und Dörfer, in denen ein regsames Völkchen wohnte, das sich schöne Steinhäuser und Tempel baute. In den ersten Jahrhunderten breitete sich das Christenthum im Hauran aus. Dann aber kam die Vesuvkatastrophe! Beduinenhorden brachen vom Osten her in den Hauran ein und vertrieben seine Bewohner und verwandelten die Aecker in Steppe, welche sie mit ihren Heerden durchzogen.

Von der Hochebene, die wir bei Fik erstiegen hatten, warfen wir noch einen langen Blick auf den heiligen See und auf Tiberias, über welches jetzt der Tabor herüberschaute; dann ging es landeinwärts.

Digitized by Google

In einem Dorfe Chisfin, das wir in der Mittagszeit erreichten, lud uns der Dorfschulze ein, in sein Haus einzutreten. Lieber hätten wir uns im Schatten eines Baumes gelagert. Aber Bäume giebt es im Hauran noch weniger denn auf dem Ocean; auf dem Ocean giebt es wenigstens Mastbäume. So traten wir denn bei Dorfschulzens ein. Der Schulze, der uns nochmals würdevoll begrüßt, heißt uns sitzen auf einer Strohmatte. Stühle gab es natürlich nicht. Dann ließ er sich selbst im kunstgerechten Beinsitz vor uns nieder. Ich wunderte mich sehr über seine Tracht. Er trug nämlich einen mit Schafpelz ganz ausgefütterten langen Rock. Es war doch so heiß, daß ich mir einen Rock wünschte, der aus lauter Knopfloch bestände. Aber dem Schulzen war offenbar ganz wohl in seinem Schaffellflaus. Auf seinen Wink holte ein Diener den großen Holzmörser hervor, um frisch gebrannten Kaffee zu stoßen, ein anderer Diener blies die Kohlen an, welche mitten im Zimmer auf dem bloßen Erdboden von Asche umhüllt ein träumerisches Dasein geführt hatten. Auch das Haus des Dorfschulzen, der gewichtigsten und reichsten Persönlichkeit des Dorfes, war wie alle übrigen Häuser, nur ans Lehm gebaut. Das Dach war von dicken Schilfstengeln gebildet, welche von dem Rauch des freien Feuers mit einer schwarzglänzenden Rußkruste überzogen waren. Inzwischen war der Kaffee fertig und wurde in einem minimalen Täßchen herumgereicht, das zum Fingerhut zu groß, zur Tasse zu klein war; erst tranken die Gäste aus dem Täßchen, das immer neu gefüllt wurde vom Originalkaffeetopf, dann auch die Nachbarn, die sich schnell eingestellt hatten, die Fremdlinge zu sehen. Der Kaffee entsprach nur den ersten zwei Dritteln jenes westphälischen Magenwunsches: „Wenig aber rhut (gut), und ein bischen reichlich." Er war aber wenigstens gut, wie der Orientale überall versteht, den Kaffee stets frisch und ohne Zusatz zu bereiten.

Wir hatten eine erste Probe der Gastfreundschaft des Hauran erfahren. Aber es ließ uns nicht lange rasten. Es wartete ja auf uns ein Anblick, der selbst dem blasirten Britten, unserm Schiffsreisegefährten, den Ausruf entlockt hatte: something splendid! Sie hatten uns nämlich erzählt von einem Wasserfall auf der Hauranhochebene, der seines Gleichen im ganzen Orient nicht finde, dem höchstens einige der großartigsten Wasserfälle in der Schweiz verglichen werden könnten. Und der Reisebegleiter der Engländer, Herr Ingenieur Schuhmacher aus Haifa, beschrieb uns genau, wo wir ihn suchen mußten, diesen Wasserfall, der vor ihnen noch von keinem Europäer gesehen worden sei, darum auch in keinem Reisehandbuch erwähnt werde. Nach unserer Berechnung mußten wir von Chisfin aus in 2 Stunden den Wasserfall erreichen. Richtig wir kamen zu der markirten alten Steinbrücke, die über das Flüßchen Ruttard führt. Dort ließen wir unsere Thiere sammt dem Mukari und Soldaten zurück und machten uns auf die Suche. Circa 300 Meter von der Brücke flußabwärts sollte der imposante Wasserfall sein. Wir schauten uns, als wir den Marsch antraten, etwas ungläubig gegenseitig an. Die Gegend lag so schweigend um uns herum, und Wasserfälle gehören doch sonst nicht zu den „Stillen im Lande", sondern künden sich geräuschvoll schon weithin an wie eine eierlegende Henne. Dieser Wasserfall aber schien aus der Art geschlagen, daß er so treulich die Mahnung befolgte: „Wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge." Indeß wir marschirten drauf los. Auf einmal hörten wir auch ein dumpfes Brausen, und nach wenigen Schritten waren wir am Wasserfall. Wirst Du Dir ein wenig vorstellen können, lieber Leser, was wir zu sehen bekamen? Auf der Hochebene eilt ein Fluß dahin in einem ganz felsigen Bette. Auf einmal öffnet sich vor ihm eine Tiefe von 100 und mehr Metern. Der Fels, das bisherige Flußbett, ist senkrecht abgeschnitten. Was bleibt dem armen Flusse übrig? Er muß sich Hals über Kopf in die Tiefe stürzen und wird, ehe er sich's versieht, zum großartigsten Wasserfall. Dieser Fall ist ein ganz eigenartiger Fall. In den Alpen stürzt sich hie und da ein Bach vom Berg herunter. Hier aber verschwindet der Fluß mitten auf einer gleichmäßigen Hochebene, in eine riesige Spalte, die wohl durch ein Erdbeben entstanden ist und einer Gletscherspalte gleicht. Das enge Thal, das die Fortsetzung des ungeheuern Kessels beim Wasserfall bildet und das Wasser zum Jordan führt, ist so steil, daß wir vergeblich einen Abstieg suchten. Jetzt verstanden wir, warum wir erst in nächster Nähe das Tosen des stürzenden Wassers vernahmen; der riesige Kessel fing alle Schallwellen auf wie die dicken Gewölbemauern der mittelalterlichen Folterkammern das Geschrei der Opfer erstickten. Ich sagte eben, die Tiefe des Kessels sei 100 Meter. Es können aber auch 200 Meter sein. Denn ich beobachtete hier die gleiche Erscheinung wie bei der Peterskirche in Rom: wenn alle Verhältnisse riesig proportional sind, empfindet man die Größe gar nicht sehr. Das herabstürzende Wasser war schon halbwegs in Staub aufgelöst, trotzdem es doch ein ganzer Fluß ist oben. Und ganz drunten sah man nur noch hin- und herwogende Nebelwolken. Ich kann es mir aber auch vorstellen, wie das Wasser außer Rand und Band gerathen muß, wenn ihm auf einmal „der Stuhl weggezogen", der feste Boden weggenommen wird, auf dem es bisher fest auffußend dahinlief, und daß es, wenn der Sturz durch die Luft kein Ende nehmen will, von präexistentiellen Erinnerungen durchschauert wird und möglichst schnell noch die Form einzunehmen sucht, in welcher es sich früher schon freischwebend den Lüften anvertraut hatte: die Dampf- oder Nebelform.

Noch öfters trefen wir auf unserem weiteren Wege auf kleine Flüsse, denen aber die Verhältnisse

Digitized by Google

das freie, genial wilde Leben des Ruffadflusses versagt haben. Ueberall tritt ihnen das allzu nivellirte Plateau hemmend entgegen, und so sind sie schließlich versumpft. Auch Menschen! Oft mußten unsere Reitthiere bis an den Bauch durch solchen morastigen Fluß waten und wir unsere wasserscheuen Beine hoch, höher, am höchsten ziehen, und unser Mukari schrie wieder unablässig: „Allah, Allah". So ging der Weg einförmig über das Plateau, bald durch aufgeweichtes, bald über trockenes Erdreich. Es war der zweite Theil unserer Tagestour eine dürftige Wassersuppe, aber es schwamm wenigstens ein mächtiges Fettauge darauf: der eigenartige Wasserfall des Ruffad.

Schon hatte die Sonne ihren Wasserfall mit gewohnter Präcision vollzogen — sie war in ihr Oceanosboot gestiegen, um in der Nacht zu ihrer östlichen Aufgangsstelle zurückgerudert zu werden —, da kamen wir in dem großen Hauranborf Tsil an.

Wieder waren wir voll Erwartung. Nicht daß wir in Tsil schöne Ruinen oder Inschriften zu finden gedachten. Wenn ich mich recht erinnere, haben wir dort gar nichts derartiges gesehen. Und doch gedachten wir dort mit einem ehrwürdigen Stücke von höchstem Alterthume die erste gründliche Bekanntschaft zu machen: mit der uralten, vielbesungenen orientalischen Gastfreundschaft! In Syrien und Palästina ist die Gastfreundschaft wohl noch dem Namen nach zu finden; Klöster und Privathäuser nehmen Fremde auf, aus purer Gastfreundschaft, wie sie sagen. Aber wehe Dir, wenn Du nicht am Schluß ein gediegenes Geldgeschenk zurücklassen wolltest! Vor der häufigen Berührung mit Europäern in den Küstenländern ist die echte alte Gastfreundschaft ins Landesinnere geflohen und hat den Hauran zu ihrem Lieblingswohnsitz erkoren. Diese echte Gastfreundschaft selbst zu erleben, das war uns schon lange vorher als ein Glanzpunkt unserer Hauranreise erschienen. Wir hatten uns in unserer Erwartung nicht getäuscht. Unser Soldat fragte, als wir des Dorfes Tsil erste Häuser erreicht hatten, nach dem „Gasthause", und sofort gesellte sich der gefragte Dorfbewohner zu uns, um eigenfüßig uns den Weg zu zeigen. Was ist das „Gasthaus?" Nicht ein Wirthshaus im europäischen Sinne, das seinen Mann ernährt, nicht einmal ein Chan, der im Orient öffentliche, freie Unterkunft für Mensch und Vieh bietet, sondern es ist einfach das Haus eines Dorfbewohners, der für eine bestimmte Zeit es übernommen hat, alle Fremdlinge gastfrei aufzunehmen. Es gilt als ein Ehrenamt, derartiger Herbergsvater zu sein, und jeder sucht es möglichst lange zu behalten. Gilt es doch als eine Ehre, wenn Jemand durch Herbergehalten verarmt. Wehe Dir, wenn Du dem Herbergsvater bei Deinem Weggange ein Geldgeschenk anbieten wolltest; Du könntest ihn kaum ärger beleidigen. Jeder, der Abends ins Dorf kommt, nicht etwa nur der Fremdling aus weiter Ferne, sondern auch Einheimische, die eine Reise machen, Alle werden in die Herberge geführt und dort vom Hausvater mit freundlichem Achlanwasachlan (sei willkommen) begrüßt. Er geleitet uns in sein Haus und heißt uns auf einer Matte niedersitzen. Er sorgt für die Thiere, daß sie Gerste und Stroh als Futter bekommen, und läßt das Feuer inmitten des Hauses in Brand setzen zum Kaffeekochen. Zur Feuerung dient hier glücklicherweise ein mächtiger knorriger Holzstamm, der nicht etwa gespalten wird, sondern einfach in die Kohlen geschoben, so daß man den Feuerbedarf mit dem Metermaß controlliren könnte. Sonst bedient man sich des getrockneten Düngers als Feuerungsmaterial. Der Kaffee ist herumgereicht, den Gästen wie den herbeigekommenen Nachbarn; der erste Act der Gastfreundschaft ist vollzogen. Im Nebenhause wird indessen das Abendessen bereitet. Wir bieten aber unserm enormen Reiseappetite erst eine Abschlagszahlung an aus unseren mitgebrachten Conserven. Wir würden jedoch den Hausvater beleidigen, wenn wir nicht auch sein Abendessen annehmen wollten. Wir sind gespannt. Die alte Eselsbrücke für lateinische Aufsätze kommt mir in den Sinn: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Wer bringt was, damit es mit welchen Hilfsmitteln (fünffingrige Gabel?) genossen werde? Warum, auf welche Weise und wann? Ja wann? Es dauerte lange. Aber endlich kommt ein Diener und ruft: Macht Platz! Er trägt einen Messingteller groß wie ein Wagenrad. Das ist ein ambulanter Tisch, den er in die freigemachte Mitte der Strohmatte niedersetzt. Unsere Augen eilen schnell neugierig vom quis zum quid. Da steht in der Mitte des Messingtisches eine mächtige Schüssel, hochgeschichtet voll Burgul (Weizen, der erst geschrotet wurde, darauf in Wasser gequellt und wieder getrocknet wurde und schließlich mit Hammelfleisch oder nur Hammelfett gekocht), des Lieblingsgerichtes der Hauranier. Im Burgul stecken einige Holzlöffel, so daß die Schüssel aussieht wie ein geworfelter Kornhaufen mit eingesteckten Worfschaufeln en miniature. Das war der Mittelpunkt des Tellers, nucleus mundi. Darum gruppirten sich in exoterischem Kreise vier Teller mit gekochtem Reis und ebenso viel Schüsseln mit saurer Milch, welcher Kräuter zugesetzt waren (aux fines herbes). Den äußersten Kreis bildeten umfängliche, aber flunderdünne Brodfladen. Zu Acht setzten wir uns herum, vielmehr legten wir uns, so daß der Kopf des Einen der Brust des Andern nahe kam. Je Zwei verfügten über einen Reisteller und eine Milchschüssel. Wir Brüderpaare aßen natürlich gern und mit Behagen aus der gleichen Schüssel. Drum rathe ich Dir, wenn Du in den Hauran reisest, nimm Dir unbedingt einen Bruder mit. Wie aber ist dem gemeinsamen Burgulberge beizukommen, nachdem wir die dareingesteckten Holzlöffel zum Milchessen in Gebrauch genommen haben? Wir passen auf, wie die einheimischen

Digitized by Google

Mitesser den Berg bearbeiten; sie essen davon auf die appetitlichste Weise. Sie zerreißen ihren Brodkuchen in kleine Stücke, die sie mit den Fingern löffelartig einbiegen. Damit schaufeln sie sich ein Stückchen Burgulberg ab, ohne denselben auch nur mit dem Finger zu berühren, und einverleiben sich den Burgul mitsammt dem Brodlöffel. So machen wir es denn auch: so viel Stückchen Burgul, so viel Brodlöffel. Als wir unsern nachzügelnden Hunger, die Andern aber ihren Gesammtbestand von Hunger gestillt hatten, hieß es: Ablösung vor! Wir zogen uns zurück. Aber sofort chassirten Andere vor und nahmen unsere Tischplätze ein, der Hausherr, getreue Nachbar und desgleichen, die bald gründlich tabula rasa machten. Den süßesten Nachtisch bildet für den Orientalen stets der Kef, die Ruhe als Nichtsthun mit Verstand genossen, mit dem Zusatz von etwas Tabak in der Wasserpfeife oder Cigarette. Jetzt war der Moment gekommen, wo wir uns mit den Haauraniern anbiederten. Sie zeigten uns ihre theilweise schön eingelegten Dolchmesser und andere männliche „Zierrathen", als Wurfkeulen, die aber auch für den Nahkampf ganz brauchbar sind, und alte Feuersteinschloßflinten; wir zeigten ihnen unsere Uhren und Taschenmesser. Besonderen Beifall fand unser zusammenklappbarer Korkzieher, der von Hand zu Hand wandern mußte. Dann holte auf unsere Bitte der einzige Beduine, der lesen konnte, ein zerlesenes, deckelloses arabisches Geschichtenbuch aus seinem Busen und las gesanglich recitirend daraus vor. Schließlich eröffnete er uns geheimnißvoll, er wolle mit uns nach Europa reisen. Allmählich ging Einer nach dem Andern zur Seite, um mit vielem Verbeugen und den Boden küssen mekkawärts sein Gebet zu verrichten.

Nun kam die Nachtruhe, — oder auch nicht. Keiner brauchte die müden Beine wie in einem europäischen Hotel vom Speisesaal parterre treppenhoch ins Schlafzimmer zu schleppen. Es wurde Jedem, wo er gerade stand oder lag, vom Hausherrn eine dünne baumwollene Steppdecke verabreicht und „Gute Nacht" gewünscht. Nun schlafe! Ach das war der schwierigste Theil der zu überstehenden Gastfreundschaft. Denn die Nacht war so bitter kalt, als der Tag heiß gewesen. Legten wir uns nun auf die Steppdecke und breiteten unsere Mäntel, Kautschukregenmäntel, über uns, so froren wir von oben, legten wir uns unter die Steppdecke, so froren wir von unten und erlitten auf dem harten Boden beinahe Knochenquetschungen. Abwechselnd nahmen wir einige Augen voll Schlaf, dann erweckte uns die Kälte oder der Körperdruck. O Horaz, wenn Du diese „Abwechselung" genossen hättest, Du würdest Dich gehütet haben, das geflügelte Wort in die Welt hinaus zu jagen: delectat variatio (Abwechslung ergötzt).

(Schluß folgt.)

Die älteste Weltkarte.

Wir haben in Nr. 23 laufenden Jahrgangs dieses Blatts der beiden ältesten spanischen Weltkarten von 1527 und 1529 in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar erwähnt; es giebt indessen noch eine ältere Karte aus dem Zeitalter der Entdeckungen. In Rom giebt es bekanntlich eine „heilige Congregation de propagando fide". Es ist das große Missionscollegium der römischen Kirche, welches alle Fäden des über die Erde sich ausbreitenden Netzes römischer Missionsthätigkeit in der Hand hat. Unter seinen verschiedenen Institutionen ist auch eine Missionsanstalt im engeren Sinne, zur Erziehung von Missionaren, die eine große Leihbibliothek hat. Unter die Schätze dieser Bibliothek gehört eine Karte der Welt, die uns jetzt wieder interessirt. Auf dieser Karte ist eine Linie gezogen von Pol zu Pol, welche die Inseln des grünen Vorgebirges 100 Seemeilen im Westen liegen läßt. Diese Linie hat der Papst Alexander VI. — (Rodrigo Lenzuoli Borgia 1492—1503) berüchtigten Andenkens — auf der Karte gezogen oder ziehen lassen, und diese Karte seiner berühmten Bulle vom 4. December 1493 beigegeben. Jene Zeit war bekanntlich eine Zeit großer geographischer Entdeckungen. Die Portugiesen hatten angefangen, an der Westküste Afrikas hinabzufahren, und fast Jahr um Jahr brachte neue Fortschritte, bis die Wege um das Cap nach Ostindien gefunden waren. Die entdeckten Länder aber hatten die Portugiesen sich von dem Papste zuerkennen lassen. Schon Nicolaus V. (Tommaso Parentocelli) 1447—1455 hatte in zwei Bullen den Portugiesen die Küsten und Inseln zugesprochen, die sie in den afrikanischen Gewässern entdecken würden. Allein es kamen jetzt noch größere Ueberraschungen. Am 3. März 1493 lief Columbus in den Tajo ein, nachdem er Amerika entdeckt hatte. Es waren von nun an zwei Rivalen in den Entdeckungen, zwei Concurrenten im Erwerb der neuentdeckten Länder da, beide treue Söhne der Kirche, und die Bulle Alexanders VI. sollte entscheiden, welche Rechte sie auf die neue Welt hatten. Was westlich von jener Linie entdeckt wurde, das gab der Pontifex den Spaniern, was östlich davon den Portugiesen.

Doch jene Bulle Alexanders VI. hatte eine Lücke. Man wußte damals schon, daß die Welt rund sei; der Nürnberger Patrizier Martin Behaim hatte schon seinen großen Globus gemacht, allein der Papst Alexander VI. hatte es wohl vergessen oder übersehen, daß bei einer Kugel eine Grenzlinie nicht genügt und daß die Portugiesen und Spanier von Westen und Osten her endlich wieder zusammenkommen mußten. Das ist denn auch geschehen, nachdem im Jahre 1520 Magelhaens, ein Portugiese in spanischem Dienste, durch die nach ihm benannte Meerenge in den stillen Ocean gefahren. In den indischen Gewässern, etwa

Digitized by Google

da, wo die in unserer Zeit so viel bestrittenen Carolinen liegen, sind in jener Zeit Portugiesen und Spanier zusammengetroffen.

Papst Leo XIII. hat sein Interesse an die Columbianischen Ausstellungen in Genua und Madrid dadurch bethätigt, daß er der Ausstellung der katholischen Mission in ersterer Stadt viele ethnographische Gegenstände aus den Sammlungen des Vaticans und aus der Propaganda fide einverleiben ließ. Nach Madrid sandte der Papst zwei geographische Karten von großem Werthe, von denen die Eine jene aus der Zeit Alexanders VI. ist, obwohl es unzweifelhaft ist, daß ihre Fertigstellung erst später nach und nach erfolgte. Es sind auf ihr nämlich nicht nur die von Caboto auf Terra de Bacaleos (Insel Newfoundland oder Terranova) im Jahre 1494 und 1517 gemachten Entdeckungen vermerkt, sondern auch die von den Portugiesen im Jahre 1511 entdeckten „Maluecho" (Molukken) und die Magelhaens-Straße, die im Jahre 1520, also lange Zeit nach dem Tode Alexanders VI. erforscht wurde. Wir lassen nun die Beschreibung der Karte, da dieselbe ein allgemeines Interesse beanspruchen darf, folgen. Wir sehen auf derselben schon den Erdglobus verzeichnet, allerdings in sehr roher und unvollkommener Weise, wie er eben zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts bekannt war. Die Schrift ist theils lateinisch, theils spanisch und italienisch. Viele Namen sind außerordentlich entstellt und verstümmelt, so z. B. „Angliterra", „Cicilia". Die Namen der vier Winde sind in italienischer Sprache aufgezeichnet. Die Namen des neuentdeckten Amerikas lauten spanisch, so z. B. „Et stretto de Ferdinando Magalhaens". Die auf Veranlassung Alexanders VI. behufs Trennung der spanischen von den portugiesischen Besitzungen gezogene und in seiner Bulle vom 3. Mai 1493 bestimmte Linie läuft von Norden nach Süden und ist auf der Karte bezeichnet als: „Linea divisiona Castelan et Portuguen", auf deutsch: Theilungslinie zwischen dem Reiche von Castilien und Portugal. Die besagte Linie fällt mit dem 30 Grade westlicher Länge, vom ersten Meridian von Ferro ab gerechnet, zusammen. Die von der Linie durchschnittenen Länder sind ebenfalls äußerst roh gezeichnet. Von Norden beginnend, ist das zuerst durchschnittene Land das von Caboto entdeckte Bacalaos, der ebenfalls das benachbarte Labrador, die Inseln oder das Land von der Tormenta, Detosambrales, Capocarnoso, Caoarresa und so fort ermittelte. Die dann durch das Meer gezogene Theilungslinie kehrt auf das Festland zurück, und zwar zunächst auf die Küste des jetzigen holländisch Guiana und schneidet schließlich den Marragnon an der Stelle, wo er den Trajaios aufnimmt. Der ganze östlich dieser Linie gelegene Theil wurde den Portugiesen zugesprochen, der westliche Rest den Spaniern; mehr oder weniger trennt diese berühmte Linie noch jetzt die Nachkommen beider Nationen. Auf unserer Karte trägt Peru schon seinen jetzigen Namen; inmitten des Landes aber sieht man auf seinem Throne „Rex Atabalipa" sitzen. Mexiko ist ebenfalls sehr roh gezeichnet; in ihm hockt auf seinem Throne „Rex Montezuma". Die von Columbus entdeckten Inseln sieht man zum größten Theile ebenfalls auf der Karte, so St. Domingo, Trinidad, Bahama, Eleuthera, Ulrieo Bandros; die Namen der andern Inseln zu entziffern, ist eine Unmöglichkeit. Die beschriebene Karte hat einen archäologischen und geschichtlichen Werth, weniger einen geographischen und wissenschaftlichen. Zweifellos aber stellt sie den ersten Versuch der kartographischen Aufzeichnungen der Entdeckungen in der neuen Welt dar.

Die zweite der nach Madrid gesandten Karten hat einen viel größeren, ja geradezu unermeßlichen Werth. Wenn wir nicht irren, war sie seiner Zeit bereits auf der Colonialausstellung in London zu sehen. Ihr Größenverhältniß beträgt 2,76 zu 2,10 Meter. In verschiedenen Schriftzügen und Farben ausgedrückt, enthält sie viele werthvolle geschichtliche Vermerkungen. Im Gegensatze zur erstgenannten Karte sind ihre Umrisse scharf und genau gezeichnet. Die Theilungslinie läuft hier von Norden nach Süden auf dem 30. Grade westlich vom Vorgebirge Capoverdo; auf der westlichen Seite erblickt man das Wappen Spaniens, auf der östlichen dasjenige Portugals.

Ein Rangausdruck in früherer Zeit.

Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß man den Rangausdruck in früherer Zeit durch die Zahl der Zugpferde bekundete. Zwar waren zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Federwagen erfunden, indeß sie gelangten so langsam zur Anerkennung, daß noch um 1740 der in den Ledergurten hängende Kasten allgemein im Gebrauch war. Unter solchen Umständen konnte der Wagen an und für sich keinen Anspruch machen, um seiner selbst willen als vornehm anerkannt zu werden; er erhielt, mochte er noch so prächtig sein, den eigentlichem Rang erst durch die Zahl der vorgelegten Pferde. Edelleuten kamen **vier**, Grafen und Fürsten **sechs**, Königlichen Personen **acht** Pferde zu. Wir sagen Grafen und Fürsten **sechs**, bezeichnen aber damit einen Zustand der Errungenschaften, der erst nach überaus heftigen Kämpfen zwischen den Grafen und den Fürsten zum Durchbruch gekommen ist. Schon 1683 zerschlug sich wegen jener Forderung der Reichsgrafen ein sächsischer Landtag; 1711 kam es zu einem Handgemenge darüber, daß man einem wetterauischen Reichsgrafen, welcher zur Visitation des Reichskammergerichts in Wetzlar eintraf, von der sechsspännigen Staatskarosse zwei underechtigte Gäule ausspannen wollte. In Folge dieses Skandals klagten die Reichsgrafen bei des Kaisers Majestät. Und im September 1715 er-

Digitized by Google

folgte, wie wir dem „Fuhrhalter" entnehmen, folgender Bescheid: „Wegen des den Reichsgrafen vom Reichsfürstenstande beeinträchtigten Fahrens mit sechs Pferden, befinden Ihro Kayserliche Majestät die Sache also gestaltet, daß Sie darüber Ihren gnädigsten Entschluß noch nicht zu fassen vermögen, deren Wichtigkeit und vieler dabei waltenden Umständen halber ein und anders vorher untersuchen, sodann erwägen und Ihro den pflichtmäßigen gehorsamsten Bericht und Gutachten darüber erstatten zu lassen ohnumgänglich für nöthig erachteten." Also resolvirte sich Kaiser Karl VI. nachdem die Angelegenheit vier Jahre geschwebt hatte.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. Herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXIV. Berlin, October 1893. Nr. 10.

Inhalt: Bericht über die 481. Sitzung vom 4. Juli 1893. — Stammbaum des Freiherrlich von Auffeßischen Geschlechts. — Wappen und Flagge von Korea. (Mit Abbildungen.) — Maximilian Wilhelm Siegmund Freiherr von Stetten zu Kocherstetten, Laßbach und Vogelsberg. — Die Patrizier- (Raths-) Geschlechter Egers. — Der Tod des Grafen Joseph Maria Saint-Germain. — Ein Beitrag zur Geschichte der Familie Butler. — Zur Kirchenbücher-Frage. — Bücherschau ꝛc.

Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins. Band XVI, Heft 3. Mit 2 Tafeln und 18 Abbildungen im Text. Leipzig 1893, in Commission bei K. Baedeker.

Inhalt: Ergebnisse meiner Reise durch Hauran, Adschlun und Belka. Von G. Schumacher in Haifa. — Liftaja. Von J. P. van Kastoren, S. J., in Maastricht. — Die Beschreibung der heiligen Stätten von Jerusalem in Eberhard Windecke's Denkwürdigkeiten über das Zeitalter Kaiser Sigismund's. Von Dr. W. Altmann in Greifswald. — Gegenwärtiger Bestand der jüdischen Kolonien in Palästina. Von Lic. Dr. G. H. Dalman in Leipzig. — Neu aufgedeckte Gräber in Jerusalem. Von Baurath C. Schick in Jerusalem. — Jerusalem nach Psalm 122, 3. Von Baurath C. Schick in Jerusalem. — Beiträge zur Palästinaliteratur im Anschluß an Röhricht's Bibliotheca geographica Palaestinae. Von Prof. Dr. F. Mühlau in Dorpat. — Nachträge von Martin Hartmann und Dr. J. Benzinger.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1893. Nr. 5. September und October. (Seite 65—84.)

Inhalt: Chronik des germanischen Museums: Stiftungen. Neu angemeldete Jahresbeiträge. Einmalige Geldgeschenke. Zuwachs der Sammlungen ꝛc. — Fundchronik. — Abbildung eines romanischen silbernen Altarkelchs mit Niellomedaillons. c. 1200 bis 1220. Aus dem Kloster Mariensee bei Hannover stammend. —

Beilagen: Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1893. Bogen 13 und 14. Entwurf eines gothischen Brunnens vom Ende des 15. Jahrhunderts (mit Abbildung). — Die Chemie des Markgrafen Friedrich I. von Brandenburg (mit 9 figürlichen Abbildungen). — Ein Beitrag zur Bücherausstattung (mit 2 Abbildungen). — Katalog der im germanischen Nationalmuseum befindlichen Gemälde. 1893. Bogen 9—11 nebst 10 Tafeln (Schluß). —

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 58. 4. November 1893.

Inhalt: Der rothe Adler auf der Marienburg. Historischer Roman (Fortsetzung). — Das alte und neue Rixdorf (Schluß). — Die Türkenhäuser in der Schloßstraße zu Charlottenburg. — Kleine Mittheilungen: Die Himmelfahrtskirche und die Gnadenkirche in Berlin (mit 2 Abbildungen). — König Albert von Sachsen (mit Abbildung). — Vereins-Nachrichten u. s. w.

Männerheim.

Alleinstehende oder besonderer Pflege bedürftige Herren aller Stände finden freundliche Aufnahme und liebevolle Verpflegung in dem neu erbauten, gesund gelegenen, im christlichen Geiste geleiteten **Heim für alte und gebrechliche Männer** in Eppendorf bei Hamburg.

Das Kostgeld für volle Pension beträgt in der I. Klasse 1400—1500 Mark, wofür außer den gemeinsamen Räumen je 2 Zimmer gewährt werden, in der II. Klasse 900—1000 Mark, wofür jeder Pensionär sein eigenes Zimmer hat.

Nähere Auskunft ertheilt Pastor Koopmann, Hamburg, Anscharplatz 10.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Post-Anstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 a.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 22. November 1893. **Nr. 47.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. November 1893 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. November 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro October 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. October 1893	46			
	Zugang pro	19			
		65			
	Abgang	29			
	Bleibt Bestand	36	36	1 180	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. October 1893	36			
	Zugang pro	27			
		63			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	46	46	1 284	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus)				
	Bestand am 1. October 1893	112			
	Zugang pro	6			
		118			
	Abgang	30			
	Bleibt Bestand	88	88	2 847	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. October 1893	13			
	Zugang pro	18			
		31			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	22	22	493	50
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. October 1893	43			
	Zugang pro	16			
		59			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	43	43	1 242	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. October 1893	14			
	Zugang pro	14			
		28			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	13	13	484	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. October 1893	28			
	Zugang pro	21			
		49			
	Abgang	31			
	Bleibt Bestand	18	18	693	43
	zu übertragen		266	8 223	487
	Uebertrag		266	8 223	487
8.	**Landsberg:**				
	Bestand am 1. October 1893	17			
	Zugang pro	12			
		29			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	16	16	518	40
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. October 1893	53			
	Zugang pro	27			
		80			
	Abgang	24			
	Bleibt Bestand	56	56	1 753	65
10.	**Jüterbog.**				
	Bestand am 1. October 1893	22			
	Zugang pro	19			
		41			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	23	23	569	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. October 1893	52			
	Zugang pro	24			
		76			
	Abgang	31			
	Bleibt Bestand	45	45	1 538	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. October 1893	38			
	Zugang pro	57			
		95			
	Abgang	49			
	Bleibt Bestand	46	46	1 151	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. October 1893	20			
	Zugang pro	30			
		50			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	31	31	814	45
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. October 1893	14			
	Zugang pro	13			
		27			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	14	14	373	40
	zu übertragen		497	14 939	809

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Novembr. 1893 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro October 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		497	14 939	809
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. October 1893	55			
	Zugang pro " "	77			
		132			
	Abgang " " "	54			
	Bleibt Bestand	78	78	2 182	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. October 1893	35			
	Zugang pro " "	18			
		53			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	29	29	897	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. October 1893	40			
	Zugang pro " "	16			
		56			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	41	41	1 257	80
18.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. October 1893	17			
	Zugang pro " "	17			
		34			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	10	10	481	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. October 1893	23			
	Zugang pro " "	23			
		46			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	30	30	750	42
20	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. October 1893	23			
	Zugang pro " "	17			
		40			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	25	25	759	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. October 1893	19			
	Zugang pro " "	28			
		47			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	32	32	747	42
22.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. October 1893	9			
	Zugang pro " "	26			
		35			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	17	17	453	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. October 1893	11			
	Zugang pro " "	1			
		12			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	11	11	346	15
24	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. October 1893	7			
	Zugang pro " "	4			
		11			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	5	5	229	20
	zu übertragen		775	23 040	1 267

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Novembr. 1893 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro October 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		775	23 040	1 267
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. October 1893	9			
	Zugang pro " "	11			
		20			
	Abgang " " "	11			
	Bleibt Bestand	9	9	285	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. October 1893	20			
	Zugang pro " "	34			
		54			
	Abgang " " "	22			
	Bleibt Bestand	32	32	730	20
27.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. October 1893	5			
	Zugang pro " "	11			
		16			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	7	7	215	15
28.	**Kolmar:**				
	Bestand am 1. September 1893	—			
	Zugang pro September u. October [1893	14			
		14			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	6	6	115	23
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. October 1893	30			
	Zugang pro " "	—			
		30			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	30	30	930	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. October 1893	15			
	Zugang pro " "	15			
		30			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	12	12	477	30
31.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. October 1893	19			
	Zugang pro " "	7			
		26			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	20	20	627	24
32.	**Plön:**				
	Bestand am 1. October 1893	4			
	Zugang pro " "	1			
		5			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	5	5	127	29
33.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. October 1893	20			
	Zugang pro " "	21			
		41			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	25	25	606	45
34.	**Altena:**				
	Bestand am 1. October 1893	31			
	Zugang pro " "	16			
		47			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	29	29	967	50
	zu übertragen		950	28 121	1 558

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. November 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro October 1893.	Zahl der bereits vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		950	28 121	1 558
35.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. October 1893	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	86
36.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. October 1893	19			
	Zugang pro " "	1			
		20			
	Abgang " " "	20			
	Bleibt Bestand	—	—	221	41
37.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. October 1893	36			
	Zugang pro " "	20			
		56			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	38	38	1 145	40
38.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. October 1893	2			
	Zugang pro " "	5			
		7			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	1	1	53	15
39.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. October 1893	18			
	Zugang pro " "	6			
		19			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	9	9	312	21
40.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. October 1893	49			
	Zugang pro " "	42			
		91			
	Abgang " " "	43			
	Bleibt Bestand	48	48	1 507	50
41.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. October 1893	15			
	Zugang pro " "	6			
		21			
	Abgang " "	12			
	Bleibt Bestand	9	9	419	32
42.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. October 1893	19			
	Zugang pro " "	16			
		35			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	18	18	519	20
	Zusammen		1 073	32 297	1 863

Der gesammte Abgang an Kranken pro October 1893 beträgt 736, davon sind gestorben 80
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 79
geheilt 577
wie vor 736.

43. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. September 1893** . . . . . . 21 Kranke.
Zugang pro **September 1893** . . . . 17 "
38 Kranke.

*) Ist vom 1. October d. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai f. J. wieder eröffnet

Davon sind: Kranke
gestorben . . . . —
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . 6 "
geheilt . . . . 13 "
19 "

Bleibt Bestand am **1. October 1893:** . . . . 19 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 5 orientalische Christen, 7 Muhamedaner, 1 Druse und 1 Jude.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro September 1893 beträgt 520.

Poliklinisch wurden 645 Personen behandelt.

---

1. Julius Heinrich von Boehn, General-lieutenant z. D., Rechtsritter seit 1878, † zu Berlin 11. November 1893.
2. Carl Franz Bruno Freiherr von Steinaecker, Landschafts-Deputirter, Mitglied des Herrenhauses, auf Rosenfelde bei Greifenhagen in Pommern, Ehrenritter seit 1869, † zu Rosenfelde 10. November 1893.
3. Hugo Graf von Pfeil, Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11, Ehrenritter seit 1892, † zu Breslau 14. November 1893.

Nachruf.

Es hat Gott gefallen, am 8. d. Mts. Seine Durchlaucht den Fürsten Botho zu Stolberg-Roßla aus diesem Leben abzurufen.

Erst jüngst zum Commendator unserer Genossenschaft ernannt, wird sein Hinscheiden von uns tief betrauert. Seine ritterliche Persönlichkeit vereinigte in christlicher Gesinnung, ernstem Streben, fester Männlichkeit und in vornehm-freundlichem Wesen Alles, was zu bevorzugter Stellung und zur Führerschaft im Orden berechtigte.

Der Herr über Leben und Tod hat in Seiner Weisheit unsere Hoffnungen vernichtet. Sein Andenken aber bleibt unter uns in hohen Ehren.

Der Convent der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens

Graf von der Schulenburg. von Krosigk. von Davier.
von Wedel. Freiherr Eller von Eberstein.
Graf von Wartensleben. Freiherr von Bernewitz.

Durch Galiläa und den Hauran.

(Schluß.)

Zeitig am Morgen waren wir reisefertig, nachdem uns der brave Herbergsvater noch mit einem Täßchen Kaffee erquickt und mit schallendem „Marhaba“ die Hand zum Abschied geschüttelt. Von unserm nördlich gelegenen Reiseziele bogen wir eine Strecke lang nach Osten ab. Wir wollten eine merkwürdige Ortschaft, die nur von Negern bewohnt wird, besuchen. Vor-

Digitized by Google

erst passirten wir Merkez, wo der Bezirkshauptmann des Hauran seinen Sitz hat, und kamen dann ins Negerdorf Schech Sad. Der Sohn des berühmten Abd-el-Kader, Schech Sad mit Namen, hat dies Dorf benamst und ganz mit Negern angesiedelt. Schon aus einiger Ferne sahen wir vor den Lehmhütten schwarze Gesichter sich hin- und herbewegen, so daß man glauben konnte, hier hätten die sämmtlichen Schornsteinfeger des Hauran ihr Standquartier. Das Dorf liegt an einem Hügel, auf welchem noch ein alter Steinbau steht. Dreigetheilt durch Bogenwände ist dieser ganz mit 4—5 Meter langen, schön behauenen Steinplatten gedeckt und enthält einen kolossalen schwarzen Basaltstein, auf welchen uns Herr Schuhmacher noch besonders aufmerksam gemacht hatte. Er hatte auf diesem Steine ein verwittertes egyptisches Basrelief entdeckt, das bisher den Argusaugen der Reisenden entgangen war. Wir konnten deutlich Hieroglyphen erkennen und eine Pharaonenfigur vor dem Gotte Osiris stehend. Es ist diese einzige egyptische Inschrift im Hauran ein Zeichen dafür, daß ein egyptischer Kriegszug sich einmal bis in den Hauran erstreckt hat; vielleicht in jener Zeit, als Ramses II. gegen die nördlichen Hethiter zog. Dieser Basaltstein wird noch heute verehrt als sogenannter Hiobsstein, selbst von den Muhamedanern. Schon in der älteren christlichen Zeit entstand in der Nähe dieses Steines ein „Hiobskloster", weil die Tradition in diese Gegend des Hauran die Heimath des Dulders Hiob verlegte.

Um die Mittagszeit erreichten wir ein großes Dorf Nawa. Ein weithin sichtbarer alter Steinthurm hatte es uns verrathen, und als wir näher kamen, constatirten es auch unsere Nasen. Jener brenzliche Geruch von verbranntem Dünger balsamirte in Ermangelung anderer Düfte die Lüfte um das Dorf her. Nirgends fast begegnet man einem Strauch oder Baum im Hauran. So verwenden die Leute zum Brennen den getrockneten Dünger ihrer Heerden. Daß man damit von Rechtswegen die Felder düngt, weiß man kaum irgendwo im Orient. Man wechselt allenfalls mit der Aussaat, läßt den Acker nach einer Reihe von Jahren ein Jahr lang ausruhen; damit basta!

Außer dem alten Thurme enthält das Dorf noch eine große alte Steinbaute, über deren Thor wir in Steinrelief zwei siebenarmige Leuchter entdeckten. An den Frauen des Ortes fiel uns etwas auf. Sie trugen wohl den langen dunkelblauen Rock, der vom Hals bis an die Füße aus einem einzigen Stücke besteht, auch den schwarzen Kopfschleier wie andere Beduinenfrauen, auch die übliche blaue Tätowirung des Kinnes und der Wangen; aber dazu trugen sie noch einen eigenthümlichen Schmuck, den ich bis dahin nicht gesehen, nämlich einen kleinen grünen Stein als Schmuck im durchbohrten Nasenflügel, so daß man glauben konnte, es hätte sich ihnen eine grünschillernde spanische Fliege aufdringlich auf die Nase gesetzt. Manche Frauen trugen auch Spangen an den Knöcheln der bloßen Füße, wie das Alte Testament sie unter den Schmuckstücken einer Frau aufzählt. — Da das Dorf selbst auch von dem eben erwähnten Parfüm in dicken Schwaden durchzogen war, so ritten wir lieber noch ein Stück weiter, um auf freiem Felde unsere Mittagsrast zu halten. Freilich tauschten wir für den erwünschten Mangel an Parfüm den unerwünschten Mangel an Schatten ein und lernten so nebenbei aufs Neue, welche Bedeutung das im Alten Testamente so häufig gebrauchte Bild des Schattens hat. Unter unsere aufgespannten Sonnenschirme mußten wir — o Ironie! — auch noch unsere Kautschukmäntel mitnehmen, damit ihnen der Sonnenbrand nicht zu sehr zusetzte. Fast wären wir ärgerlich geworden über diese unnützen Gefährten, wenn wir nicht uns rechtzeitig erinnert hätten, daß sie doch nicht unnütz gewesen waren. Denn wenn wir sie auch nicht ein einziges Mal gegen Regen gebraucht hatten, so waren sie doch die Police gewesen, mit der wir das angenehme Gefühl erkauft hatten, gegen etwaigen Regen geschützt zu sein. Daß diese Police nicht von Papier war, leicht in der Brusttasche zu tragen, was konnte der Kautschukmantel dafür? So löschten wir den aufflammenden Aerger mit der kühlen Reflexion. Aber es schwelten doch noch einige Funken.

So einladend schimmerte blau umduftet das Haurangebirge dort im Osten. Dort haben kriegerische Drusen, die 1860 den abgeschlachteten Libanon flohen, sich niedergelassen. Aber sie sind für den Reisenden ganz ungefährlich. Auch bei ihnen wird der Fremde gastfrei aufgenommen und gilt als Gast für heilig und unantastbar. „Sie können," sagte mir einmal ein Landeskundiger, „auf dem Drusenberge im Hauran reisen wochenlang mit ihrem Gelde in der offenen Hand, es wird Ihnen beim Verlassen des Berges kein Hasi (Kupferstück) fehlen." Aber es war weniger das Drusengebirge mit seiner Gastfreundschaft und Kühle, was unsere Gedanken sirenenartig anlockte, als vielmehr die alten Ruinenstädte am westlichen Fuße des Gebirges: Bosra, Suweda, Kanawat, Schuhba und das alte, wild zerklüftete Lavafeld der Ledscha am Nordhange des Gebirges. Die noch schwelenden Funken des Aergers flammten wieder auf. Es war doch zu schade, daß wir diesmal die sonst so treffliche Devise Stöckers befolgen mußten: „Durch!" Und wir wären doch so gern „nebenan" gereist. Ach, je mehr er hat, je mehr er will. Voilà l'homme!

Unser Tagesziel war Sanamen, ein Haurandorf großartigsten Stiles. Aber lang zog sich der einförmige Weg dahin. Das einzig Schöne dran war, daß er für die einzelnen Reiter reichlich Spielraum bot. Es war der Weg eigentlich nur ein Nebeneinander von 5—8 schmalen Pfaden, die nicht etwa dicht neben einander herliefen, so daß der ganze Weg die mehrfache Breite einer deutschen Chaussee

Digitized by Google

hat. Ein Orientreisender macht bald die Erfahrung, daß jene abendländische Blüthe: time is money im Morgenlande nicht wächst. Im Hauran aber fehlt auch der Begriff der Raumersparniß. Die schmalen Pfade des Weges rühren nicht von Fußgängern her. Kaum je sahen wir einen solchen auf unserer Reise; Alles reitet zu Pferd, Esel oder Kameel. Auf unserm Fußmarsche vom Tabor herab holten uns einige reitende Beduinen ein. Sie fanden es zu verwunderlich, uns zu Fuße zu sehen und fragten uns in naiver Ländlichkeit: „Seid Ihr denn so arme Schlucker, daß Ihr laufen müßt?“ Die schmalen Pfade sind von Reitthieren, besonders von den langen Kameelzügen gebildet. Wir aber konnten uns nun das allerdings mäßige Vergnügen machen, Schneewittchen nachzuahmen, die von jedem Tellerchen der Zwerge etwas aß und in jedem Bettchen ein wenig schlief: wir konnten abwechselnd auf den einzelnen Pfaden reiten. Der Eine von uns, ein großer Thierliebhaber, fahndete mit seinen Augen immer auf Schildkröten, die dort nicht selten durch die Felder krochen. Er packte alle, die er fand, getreulich in ein Tuch, das er an seinem Reitthier festband. Aber wie fest er auch die Knoten schürzte, die Schildkröten waren nach einiger Zeit regelmäßig verschwunden, wie wenn sie bei den Spiritisten in die Lehre gegangen wären. Mir persönlich thaten die schönen ausgedörrten Fruchtkolben von wilden Artischocken und bizarr geformten Disteln leid, daß sie nicht ein ehrenvolles Plätzchen in den Dauerbouquets finden konnten, mit denen ich meine Wohnung in Beirut ausgeschmückt habe.

Zuweilen zogen lange Züge von Kameelen unsere Blicke auf sich; gravitätisch und weichsohlig schritten sie unhörbar dahin die Unzufriedenen, die mit einem Magen nicht genug haben, sondern auch noch ihren besonderen Wassermagen haben wollten. Auf einzelnen Kameelen dienerten Reiter; die eigenthümliche Bewegung des Kameeles nöthigt den Reiter, bei jedem Schritte des Thieres den Oberkörper nach vorn zu beugen, so daß wir die Reiter scherzhaft „Männer der Bücklinge des Haurans“ nannten.

Einmal begegneten wir einem einsamen weißen Kameel, das ein Mann am Stricke nach sich zog. Er selbst saß damenartig auf einem bärtigen Eselchen. Unser Soldat erklärte uns, das sei wohl ein „Sühnkameel“, wie solche weiße Kameele den Verwandten eines Erschlagenen vom Todtschläger als Sühne geschickt werden nebst einer reellen Portion Seife zum symbolischen Abwaschen der Blutschuld.

Zuweilen auch trafen wir am Wege ein „gewesenes“ Kameel, ein von der Sonne weiß gebleichtes Gerippe von einem unterwegs gestürzten Thiere.

Schon brach die Dunkelheit herein und wir hatten unser Ziel noch nicht erreicht. Wir hatten leider vergessen, Mondschein in unser Reiseprogramm aufzunehmen, und mußten drum in ganzer Nacht in Sanamen einreiten. Der dasige Herbergsvater hatte offenbar die Kinderschuhe des Halbbeduinenthums ausgetreten, denn er hatte sich nicht mit einem Lehmhause begnügt, sondern ein altes, steinmauerumfaßtes Anwesen sich wohnlich hergerichtet. Durch ein hohes Portal, das bei Tageslicht sich prächtig mit Ornamenten von Weinblatt und Trauben verziert auswies, betraten wir einen geräumigen Hof, der zum größten Theile von einer Gesellschaft ganz unfigürlicher Kameele beschlagnahmt war. Die Besitzer der Kameele, Reisende gleich uns, hatten schon vor uns die Gastfreundschaft in Anspruch genommen und saßen mit untergeschlagenen Beinen um das freie Feuer herum im Zimmer, dahin auch wir geführt wurden. Der Abend verlief in der Hauptsache wie der vorige. Wie wandernde „Künstler“truppen ihr groß und fett gedrucktes Programm in Masse mit sich führen und an dem betreffenden Actionsorte nur mit dem Datum, Stunde und „Entrée“ ausfüllen in Sonneckes Rundschrift größten Kalibers, so füge ich auch nur hinzu, es war der zweite Abend, da wir die scheints stereotype Gastfreundschaft des Hauran genossen. Einer der Kameelbesitzer erzählte nach Tisch, wollte sagen Messingteller, von einem Velocipedisten, den er in Damaskus gesehen hatte. Als er sich über die Leistungen eines solchen Velocipedisten etwas erging, da machten die einheimischen Zuhörer theilweise ungläubige Gesichter, wie wenn sie dem Erzähler zurufen wollten: „Höre auf, Du flunkerst!“ Aber der Erzähler citirte uns Europäer als Zeugen, und als wir unser zustimmendes Votum abgegeben hatten, da glaubte die ganze Gesellschaft an das Stahlroß.

Leider verlief auch die Nacht nach dem Programm der vorigen; der Schlaf streckte seine Hand nach uns, nach dem ergiebigen Tagesmarsche hatte er auch ein Recht dazu, aber zugleich rührte uns die Kälte mit eisigem Finger die Glieder. Ich raffte mich mitten in der Nacht auf, ergriff mein Notizbuch und schrieb darin: „Für eine zweite Hauranreise nimm Dir unbedingt Filzstiefel mit.“

Was die Augen in der Nacht an Schlaf zu wenig gekriegt, das bekamen sie am Morgen an Sehenswerthem vollauf, als wir Sanamen durchwanderten. Zunächst untersuchten wir das Anwesen unserer Herberge, an deren Steinmauern wir zwei lange Inschriften erblickten. Sie hatten leider schon vor uns ihren Columbus erlebt, sie waren schon entdeckt und von der Archäologie gebucht. In der Mitte des Dorfes wartete unserer der interessanteste Theil Sanamens. Da stand noch fast unversehrt ein Steintempel, einst, wie eine Inschrift bekundete, der Tyche (Fortuna, Glücksgöttin) geweiht. Wenn der Hauran erst der westländischen Cultur erobert ist — eine Eisenbahn macht schon den Anfang dazu —, kann man ja in diesem Steinbau das Bureau einer Lotterie errichten und den Tempel für die Tyche der Neuzeit geweiht erhalten. „Gottes Segen bei Cohn in Sa-

Digitized by Google

namen!" Vor einer Nische des Tempels, die oben in eine prächtige Steinmuschel ausläuft, könnte der Tisch gestellt werden, von dem aus die Loose den Leuten angemauschelt werden.

Die Mauern dieses alten Heidentempels werden vom Wasser eines großen rechteckigen, steingefaßten Teiches bespült, wie wir solches auch in Nacva sahen.

Außerhalb des Ortes besuchten wir einige Steinthürme, die keine Thür hatten. Es war nur von Beutelüsternen ein rohes Loch ins Innere gebrochen. Das waren einst Mausoleen. Endlich sahen wir im Dorfe noch einige charakteristische alte Wohnhäuser. Im Hofe ragten noch die Steinplatten aus der Mauer, welche in der Höhe des ersten Stockes eine freie offene Gallerie bildeten und so die einzelnen Zimmereingänge verbanden. Eben so frei aus der Mauer ragend führte eine Steintreppe auf das flache Dach. In den Fenstern waren noch die schön durchbrochenen Steinplatten geblieben, welche das Fensterglas ersetzten.

Die Fortsetzung unserer Reise erfolgte nun auf dem sogenannten Pilgerwege. Alljährlich sammeln sich in Damaskus Tausende von Muhamedanern aus weiter Umgegend, um von Damaskus aus ihre Pilgerfahrt nach Mecca anzutreten. Immer auf dem gleichen Wege ziehen diese Pilgerkarawanen südwärts in fast gerader Linie. Auf dieser Pilgerstraße zogen wir Damaskus zu. Wir aber gedachten noch mehr daran, daß einst auf diesem Wege wohl Saulus, der christenwüthige, nach Damaskus reiste, der Erscheinung des erhöhten Herrn gewürdigt und in den Paulus verwandelt wurde, den gottgesegneten Zeugen des Evangeliums von der Glaubensgerechtigkeit.

Der Pilgerweg zeichnet sich nur dadurch vor unserm bisherigen Wege aus, daß er aus doppelt so vielen Reitpfaden besteht; in der großartigsten Raumverschwendung gehen 10—12 solcher schmalen Pfade neben einander her. An einzelnen Stellen trifft der Weg auf kurze Strecken steinplattirter Römerstraße und einer versuchten Kunststraße der Neuzeit, die aber das Schicksal jener neuen Straße zwischen Haifa und Nazareth theilt: sie wird mit spöttischem Lächeln von den einheimischen Reitern links und rechts umgangen. Die Pferde und noch mehr die Kamele ziehen den weichen Boden des Feldes der harten Straße vor und sehen den neuen Weg, der ein Verkehrsmittel sein sollte, vielmehr als eine Verkehrsstörung an, die man am besten umgeht, da man einen Weg schwer aus dem Wege räumen kann.

An einem großen Wasserbecken bei dem Dorfe Nararib machten wir Mittagspause. Dort tränken alle Reiter und Kameeltreiber ihre Thiere und sich selbst. Was aber hat der türkische Militärposten dort zu thun? Der fordert allen aus dem Hauran kommenden Bauern ihre — Steuerquittung ab. Die Drusen auf dem Haurangebirge hatten kurz vorher die erhöhte Steuer verweigert. Diesen tapferen Haudegen ist schwer beizukommen. Darum machte es die Regierung in Damaskus mit ihnen wie seinerzeit Napoleon I. mit England, sie verhängte Continentalsperre. Wer nicht seine Steuerquittung vorweisen kann, darf nicht nach Damaskus hinein, wo sich allein die Landesproducte mit Gewinn absetzen resp. umtauschen lassen.

Schon spitzte die Sonne ihre Lippen zum obligaten abendlichen Kusse des Horizontes, da kamen wir in die Nähe des großen Ortes Kiswe, der nur drei Stunden von Damaskus entfernt liegt. Zeltwimpel flatterten im Abendwinde, und dort feldeinwärts waren Hunderte von einheimischen Arbeitern beschäftigt; in ihren bunten Kleidern sahen sie fast aus wie Riesenblumen des Frühlings. In den Zelten wohnten die Ingenieure der neuen Eisenbahn, die von Damaskus in den Hauran gebaut wird hauptsächlich des Getreidetransportes wegen, und die arabischen bunten Männlein dort im Felde arbeiteten an dem Bahndamme. Ehe wir in Kiswe unsern Einzug halten konnten, hatten wir einen Fluß zu passiren. Dieser Fluß hat wie ein moderner Hochstapler eine ganze Reihe von Namen zur gefälligen Auswahl. Im Quellgebiete des Hermon ist er dreiarmig und dreinamig, beim Zusammenfluß heißt er wieder anders, nämlich Sabirani, und von Kiswe an tritt er auf als Awadsch, um schließlich in den sogenannten „Wiesenseeen" (wie man euphemistisch die Sümpfe und Moräste südöstlich von Damaskus genannt hat) wie ein gedankenloser Gedankenstrich sich zu verlaufen. Auch in diesem unnatürlichen Ende gleicht er sehr dem citirten exceptionellen Menschenexemplare. Sein Wasser aber ist frisch und gut, wie wir eigenmündig constatirten. Dieser vielnamige Fluß hat einen nahen Nebenbuhler, den Barada, der durch Damaskus selbst fließt und gleichfalls in den Wiesenseeen verblutet.

2. Könige 5 lesen wir von dem aussätzigen Naëmann, Feldherrn des Königs zu Syrien. Der kam aus Syriens Hauptstadt Damaskus, Heilung suchend zu Elisa, dem Propheten Israels, und erhielt die Weisung: „Wasche Dich siebenmal im Jordan." Da wallte der Nationalstolz des Naëmann auf und zürnend rief er: „Sind nicht die Wasser Amana und Pharphar zu Damaskus besser denn alle Wasser in (dem wasserarmen) Israel?" Er meinte damit den heutigen Barada und Sabirani, alias Awadsch, den wir bei Kiswe kosteten und überschritten.

Die Stimmen waren getheilt, als wir in Kiswe ein wenig rasteten. Ursprünglich hatten wir Kiswe als letztes Haurannachtquartier ausersehen. Aber die warmen Betten von Damaskus wirkten trotz der drei Stunden Entfernung magnetisch. So interessant es gewesen war, die Gastfreundschaft des Hauran selbst zu erleben, so waren die Schlafverhältnisse doch so primitiv gewesen, daß uns vor einer dritten Nacht graute. So beschlossen wir, ein für alle Mal die Art und Weise hauranischen Schlafens den Acten der Vergangenheit und einer gefällig verklärenden Erinnerung zu überweisen. Wohl knurrte unser Mukari über die Parforcetour, aber wir entwaffneten seinen Unmuth, indem wir zumeist zu Fuße neben unsern Thieren dahineilten durch die schnell hereinbrechende Nacht. Endlich, endlich durchschritten wir die Bauwabel Allah, die Gottespforte, wie das südliche Thor von Damaskus heißt, weil durch dasselbe die jährliche Pilgerkarwane aus- und einzieht.

Hier, lieber Leser, erlaube mir, daß ich mich seitwärts in die Büsche schlage. Denn Damaskus, die Perle des Ostens, verdient ein besonderes Capitel.

O. Fritze.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 29. November 1893. **Nr. 48.**

1. Eduard Graf von Bethusy-Huc, Landrath a. D., auf Bankau bei Kreuzburg in Oberschlesien, Rechtsritter seit 1872, † zu Bankau 19. November 1893.
2. Georg Carl Ernst von Dewitz, Geheimer Justizrath und Ober-Landgerichts-Rath a. D., Rechtsritter seit 1874, † zu Berlin 20. November 1893.
3. Hugo von Bonin, Rittergutsbesitzer und Mitglied des Herrenhauses, auf Wulfflatzke bei Lottin in Pommern, Rechtsritter seit 1876, † zu Wulfflatzke 22. November 1893.
4. Alexander Graf von Hartenau, Ehrenritter seit 1881, † zu Graz 17. November 1893.

Die Feier der Grundsteinlegung der deutschen evangelischen Kirche in Jerusalem am 31. October 1893.

Seit mehreren Jahrzehnten schon herrschte bei den in Jerusalem wohnenden deutschen evangelischen Christen der innige Wunsch, auch an diesem Orte ein Gotteshaus zu haben. Es bewahrheitet sich hier nunmehr das Sprüchwort: „Was lange währt, wird gut", und das andere: „Die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden", denn der Grundstein zur deutsch-evangelischen Kirche ist nun gelegt. —

Schon am 27. October ward es in Jerusalem kund gethan, daß in Vertretung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm, der Präsident des Evangelischen Ober-Kirchenraths D. Dr. Barkhausen, zur Grundsteinlegung eintreffen werde, in Begleitung des Geheimen Ober-Bauraths und Professors Adler und des ersten Secretärs der deutschen Botschaft in Constantinopel, Freiherrn von Seefried.

Um die beiden erstgenannten Herren in Jaffa begrüßen zu können, begab sich Pastor Schlicht von Jerusalem in Begleitung des Reiseunternehmers J. Riske, der Seitens der evangelischen Gemeinde dazu bestimmt worden war, nach Jaffa. Dort waren beim Empfange außerdem der deutsche Viceconsul Murat, der Vorstand der dasigen evangelischen Gemeinde Kappus und der deutsche Lehrer Dreßler anwesend.

Nachdem diese beide Herren in das Hotel geleitet und von ihnen dem Viceconsul Murat ein Besuch gemacht worden war, unternahmen sie Nachmittags in Begleitung des Barons von Ostenoff eine Ausfahrt nach den Orangengärten Jaffas sowie nach der deutschen Colonie Sarona mit ihren prachtvollen Gärten und Weinbergen und nach dem zweitgrößten Flusse Palästinas, dem Antsch (d. h. der Krumme).

Am anderen Morgen, Samstag, den 28. October, wurde in Jaffa die Nachricht in das Hotel gebracht, daß der Lloyddampfer eingelaufen und der erste Botschaftssecretär Freiherr von Seefried, angekommen sei, was für die beiden anwesenden Herren sehr erfreulich war, denn wegen der eintägigen Quarantäne der in den Häfen Syriens ankommenden Schiffe, hätte es sich leicht ereignen können, daß der Dampfer zu spät eintraf.

Nachmittags, am 28. October um 1 Uhr 20 Minuten, erfolgte die Abfahrt auf der Bahn von Jaffa nach Jerusalem. In dem Zuge, welcher wie gewöhnlich, so auch diesmal, aus drei Personenwagen bestand, befanden sich außer den genannten Herren größtentheils Festgäste aus Jaffa und Haifa, welche zur Grundsteinlegung der deutsch-evangelischen Kirche nach Jerusalem reisten. Daß der Zug, über die schöne Ebene Saron hinweg, der heiligen Stadt zueilend, eine Freudenbotschaft mit sich brachte, das bewiesen die voll Freude strahlenden Gesichter, welche man aus den Fenstern der Waggons herausblicken sah. Zu aller Freude hin, möchte noch bemerkt sein, daß der Zug, trotzdem er in Jaffa 10 Minuten später abfuhr, gegen 5 Minuten früher in Jerusalem ankam, als wie gewöhnlich.

Am Bahnhofe war schon einige Tage vorher ein besonderer Platz für die deutsche Gemeinde ausgebeten worden, und um Störungen zu vermeiden, ließ der Pascha von Jerusalem einige Soldaten bei demselben aufstellen.

Digitized by Google

Als der Zug in den Bahnhof einfuhr, wurden die hohen Reisenden durch den Bläserchor des deutschen evangelischen Vereins mit der Melodie des Liedes: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt," begrüßt.

Nachdem der Zug angehalten und die Reisenden den Waggon verlassen hatten, wurden Excellenz Barkhausen als Vertreter Sr. Majestät des deutschen Kaisers, sowie der Geheime Rath Adler und der Freiherr von Seefried, vom Consul Dr. von Tischendorf begrüßt und ihnen durch Pastor Schlicht die hervorragenderen Mitglieder der deutschen Gemeinde vorgestellt. Hierauf richtete Baurath Schick an Excellenz Barkhausen einen kurzen Willkommengruß und wurde sodann die Gemeinde von diesem mit herzlichen Worten begrüßt.

Unter Vorritt von zehn türkischen, vom Pascha dazu befohlenen Cavalleristen, fuhren die drei Reisenden nach der Stadt und D. Barkhausen nahm im Hospize des Johanniterordens Quartier.

Am Sonntag, den 29. October wurde von der evangelischen Gemeinde das alljährliche Missionsfest gefeiert und zwar diesmal als eine Art Vorfeier zur Grundsteinlegung der Kirche, durch Gottesdienst Vormittags und Abends in der deutsch-evangelischen Kapelle in den Ruinen des Muristans, dem außer zahlreichen Gemeindemitgliedern, auch Evangelische aus Bethlehem, Beit-Djala, Jaffa, Sarona und Haifa sowie Excellenz D. Barkhausen, Geheimer Rath Adler, Freiherr von Seefried, Consul von Tischendorf, sowie sämmtliche Pastoren, sieben an der Zahl, aus Jerusalem und der Umgegend beiwohnten.

Beim Eintritt D. Barkhausens in die Kapelle spielte der Bläserchor die Melodie von: „Ehre sei Gott in der Höhe 2c." — Pastor Schlicht hielt in ergreifenden Worten die Predigt, auf Grund des Ev. Mathäi 18, 23. Hierauf hielt Pastor Pschara Kanaan von Bêt Djâla in arabischer Sprache eine schöne Predigt, entnommen dem Ev. Marci 4, 26 und zum Schluß des Gottesdienstes sprach Pastor Böttcher von Bethlehem das Gebet und den Segen. Der zweite Gottesdienst, Abends 6 Uhr, war verbunden mit dem heiligen Abendmahl. Die Hauptpredigt hielt hier Pastor Deckert aus Haifa.

Montag, den 30. October wurden Vorbereitungen gemacht für den folgenden Tag zur Grundsteinlegung, und zwar auf dem schönen geräumigen Platze, welchen Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Kaiser Friedrich III. im Jahre 1869 vom Sultan Abdul Aziz für Seine Majestät den König Wilhelm zum Geschenk vorhanden hatte.

Dieser Platz liegt fast mitten in der Stadt, südlich von der heiligen Grabeskirche. Auf demselben stand einst die Kirche der Johanniter: „Maria latina", wovon jetzt noch die wohlerhaltenen Fundamente, sowie Theile der Apsis erhalten sind.

Dienstag, den 31. October, Morgens 8 Uhr schickte der Pascha von Jerusalem durch den Polizei-Director 20 Soldaten zur Umstellung des ganzen Platzes, um die Festversammlung vor etwaigen Störungen zu schützen, was in hiesiger Stadt, wo so viele Religionen und Confessionen vertreten sind, sehr leicht hätte vorkommen können. Gott sei Dank! ist während der ganzen Feier nicht die geringste Störung eingetreten.

Um $1/_2$ 10 Uhr fanden sich die folgenden Herren auf dem Festplatze ein: Dr. Barkhausen, Geheimrath Adler, Freiherr von Seefried, Consul von Tischendorf-Jerusalem, Vice-Consul Murat-Jaffa, Vice-Consul Keller-Haifa, Mr. Blyth, Bischof der englischen Gemeinde in Jerusalem, in Begleitung von 4 Geistlichen. Von den türkischen Behörden waren erschienen der Gouverneur von Jerusalem Ibrahim Waki-Pascha, der Stadtrath und andere Persönlichkeiten.

Mit Ausnahme des ersteren, nahmen diese Herren ihre Plätze auf einer circa 8 Meter langen und 6 Meter breiten Tribüne ein, welche von der Treppe die zur Kapelle führt, mit einem Zeltdache überdeckt, aufgestellt war. Gegenüber dieser Tribüne, nordwestlich davon, hatte die Deutsche Gemeinde ihre Plätze eingenommen und rechts, südöstlich vor der Tribüne war der Grundstein aufgemauert, dessen Deckel an die Wand desselben gelehnt war. Der Grundstein befindet sich genau auf derselben Stelle, wo derjenige der Kirche Maria latina gestanden hat bezw. auf welchem der Altar derselben errichtet war, was nach den an der Ostseite noch vorhandenen Mauerresten der drei Schiffe bewiesen ist.

Nachdem alles zum Beginn bereit war, der Bläserchor sich auf der westlichen Seite aufgestellt hatte und das Thor zum Festplatze geschlossen worden war, erschien Punkt zehn Uhr der Dr. Barkhausen in Begleitung des Pastors Schlicht und der übrigen in der Kapelle versammelten Geistlichen auf der Tribüne und es wurde die Feier durch den Gesang des Liedes: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'", unter Musikbegleitung eröffnet. Sodann hielt Pastor Schlicht eine Ansprache und demnächst das Weihegebet. — Hierauf wurde von der Gemeinde unter Mitwirkung des Bläserchors gesungen: „Eine feste Burg ist unser Gott."

Nun bestieg Se. Excellenz der Präsident des Evangelischen Oberkirchenraths Dr. Barkhausen die Canzel und hielt im Namen Seiner Majestät des Kaisers und Königs folgende Ansprache:

„Theure evangelische Gemeinde Jerusalem."

„„Ich freue mich deß, daß mir geredet ist, daß wir werden in's Haus des Herrn gehen. Und daß unsere Füße werden stehen in Deinen Thoren, Jerusalem. Jerusalem ist eine Stadt, da man zusammen kommen soll.""

„Mit diesem Liede des Psalmisten im höheren Chor, welches viele Jahrhunderte vor der Geburt unseres Herrn und Heilands hier erklang, grüße ich Euch und freue mich des Auftrages, welchen mein Allergnädigster Kaiser und König auf dem Hohenzollernthron, der

Schutz- und Schirmherr der evangelischen Kirche mir zu ertheilen geruht hat, daß ich als Sein Vertreter den Grundstein legen soll zu dem Werke, welches Allerhöchstderselbe in pietätvoller Ausführung der Gedanken Seiner erhabenen Vorfahren an dieser durch fromme Erinnerungen geweihten Stätte will erstehen lassen.

In wenigen Tagen werden 24 Jahre vergangen sein, seitdem der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Kaiser Friedrich III. von diesem Platze Besitz nahm, welchen der Herrscher dieses Landes zur Bekundung seiner freundschaftlichen Gesinnung dem in Gott ruhenden damaligen Könige und späteren Kaiser Wilhelm I. geschenkt hatte. Schon damals bestand die Absicht, an dieser Stätte ein würdiges Gotteshaus zu erbauen, ein Opfer des Dankes der evangelischen Christenheit Deutschlands für das der Menschheit aus der Erlösungsthat unseres Heilandes Jesu Christi erworbene Heil, ein sichtbares Zeichen der Glaubens- und Liebesgemeinschaft, in welcher die Evangelischen Deutschlands und darüber hinaus mit einander verbunden sind, als ein Symbol des treuen Festhaltens der evangelischen Christenheit im Glauben an den Mensch gewordenen Gottessohn, den gekreuzigten und auferstandenen Heiland, als eine Sammlungsstätte für die von dem hochseligen Könige Friedrich Wilhelm IV. hier gestiftete evangelische Gemeinde und für Alle, welche als Pilger die heiligen Stätten aufsuchen zur Stärkung ihres Glaubens und ihrer Hoffnung auf die Gnade Gottes in Christo!

Was der fromme Sinn des Kaiserlichen Großvaters geplant, was ein Herzenswunsch des Kaiserlichen Vaters war, der Nachfolger auf dem Hohenzollernthron läßt es zur That werden und heute wollen wir den Grundstein legen zu dem Werke, durch welches die Heilthat unseres Herrn und Heilands gepriesen, sein Ruhm verherrlicht werden soll. Wir legen diesen Grundstein unter dem Anrufen dessen, der der Grund- und Eckstein seiner Kirche ist.

In seinem Namen werfen wir Panier auf, zu Ihm flehen wir, daß Er das Werk unserer Hände fördern und segnen möge, auf daß Alle, welche an dieser Stätte zum Gebete niederknieen, Trost, Erholung und Erquickung finden für ihre durch den Druck des Lebens, durch Sünde und Schuld geängstigten Herzen, daß reiche Segensströme von hier aus zurückfließen in unser theures deutsches Vaterland und in die ganze evangelische Christenheit!

Und nun vernehmt den Wortlaut der Urkunde*), welche auf Befehl des Allerhöchsten Bauherrn der Kirche, Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen in den Grundstein des Baues verschlossen werden soll.

*) Wir haben den Wortlaut dieser Urkunde d. d. Hubertusstock 11. October 1893 bereits in Nr. 45 dieses Blattes vom 8. d. Mts abgedruckt.

Der D. Barkhausen stieg sodann von der Canzel herab und legte die auf Pergament ausgefertigte Urkunde, sowie verschiedene andere Gegenstände in ein kupfernes Kästchen, das zugelöthet und dann in den Grundstein gethan wurde.

Derselbe that die ersten drei Hammerschläge auf den Grundstein; ihm folgten die Herren Consuln, Pastoren und Bauleiter, diesen voran der Königliche Baumeister Groth.

Pastor Böttcher aus Bethlehem hielt das Schlußgebet und ertheilte den Segen. Zum Schluß wurde von der Gemeinde mit Posaunenbegleitung das Lied gesungen: „Nun danket Alle Gott." —

Im Ganzen werden etwa 600 Menschen auf dem Festplatze versammelt gewesen sein. Die Dächer der benachbarten Gebäude waren von Zuschauern dicht besetzt und in den Straßen in der Nähe des Bauplatzes drängte sich die Bevölkerung von Jerusalem: Russen, Griechen, Türken, Araber und Juden Kopf an Kopf. — Der Festplatz selbst gewährte in Folge der Mischung der verschiedenen dort vertretenen Völkerstämme aus drei Erdtheilen und ihrer verschiedenen Trachten ein überaus interessantes und malerisches Bild.

Vormittags 20 Minuten nach 11 Uhr war die Feier beendet und D. Barkhausen dankte dem Pascha und dem englischen Bischof, sowie allen ihren Begleitern recht herzlich für ihre Betheiligung.

Nachmittags von 2 Uhr ab, fand auf einem Grundstücke nördlich von der Stadt, wo, so Gott will, das evangelische Pastorat und Schulhaus hinkommen soll, unter den reichbefruchteten Olivenbäumen eine Nachfeier statt, zu der sich die deutsche Gemeinde ebenfalls wieder zahlreich einfand. D. Barkhausen, Geheimrath Adler, Baron Seefried und Consul von Tischendorf erschienen um 3½ Uhr auf dem Festplatze. Für dieselben war eigens an günstigem Platze ein schönes Zelt errichtet, welches ihnen bei den noch ziemlich kräftigen Sonnenstrahlen recht zu statten kam. Tische mit diversen Erfrischungen waren aufgestellt.

Nachdem der Bläserchor sich hatte hören lassen, hielt Consul Dr. von Tischendorf eine kurze Ansprache über den heutigen Freudentag und brachte auf Seine Majestät den Kaiser und König ein Hoch aus, in welches Alle mit großer Freude und von Herzen einstimmten.

Hierauf hielt Pastor Schlicht noch eine kleine Anrede und las dann das Danktelegramm vor, welches an Seine Majestät den Kaiser und König heute nach erfolgter Grundsteinlegung gerichtet worden war.

Die Zeit wurde sodann ausgefüllt durch Musikvorträge, Gesang, gesellige Unterhaltung und durch Spiele seitens der fröhlichen Schuljugend. Es war Alles ein Herz, ein Sinn und echte deutsche Gemüthlichkeit!

Excellenz Barkhausen brachte, nachdem noch

Digitized by Google

mancherlei Toaste erklungen waren, zum Schluß noch ein Hoch auf die deutsche evangelische Gemeinde in Jerusalem aus und verabschiedete sich, nachdem es mittlerweile 5 Uhr geworden war.

Die Festversammlung ging alsbald auseinander, in dem Bewußtsein, einen unvergeßlichen Freudentag erlebt zu haben.

Psychiatrie und Seelsorge.

Unter dieser Ueberschrift ist bereits im Monat August eine abermalige Kundgebung der beiden Herren Med.-Rath Dr. Zinn und Geh. San.-Rath Dr. Siemens, über die obige Frage erfolgt. — Wegen längeren Leidens von aller Arbeit ausgespannt, komme ich erst jetzt dazu, auf dieselbe nachstehende Erklärung folgen zu lassen:

1. Was zunächst die Anklagen gegen unsere Diakonissen und zum Theil auch gegen unsere Diakonen und damit überhaupt gegen die Brauchbarkeit der geistlichen Genossenschaften für die Pflege der Gemüthskranken betrifft, welche in verschiedener Gestalt in einer größeren Anzahl von Zeitungen Verbreitung gefunden haben, so begnüge ich mich mit dem Abdruck folgender beiden Erklärungen.

Die Inspection und Administration der Bremer städtischen Krankenanstalt stellt uns folgendes Schreiben zur Veröffentlichung zu:

„Es ist in einer größeren Anzahl von Zeitungen „die Nachricht verbreitet worden, daß die Bielefelder „Diakonissen aus der Irrenabtheilung des Bremer „Krankenhauses entlassen seien und daß die Ursache der Entlassung die schwere Mißhandlung „eines Kranken gewesen. –

„Die Inspection und Administration der städtischen Krankenanstalt erklärt diese Nachricht für „unwahr. Die Bielefelder Diakonissen, die in der „Irrenabtheilung der Krankenanstalt seit einer Reihe „von Jahren zu unserer vollen Befriedigung „thätig gewesen sind, sind nicht von uns entlassen. „Das Verhältniß derselben zu unserer Anstalt ist „vielmehr durch ein Schreiben des Vorstandes der „Westfälischen Diakonissen-Anstalt vom 18. December 1889 bezüglich der Schwestern auf den 1. Juli „1890 gekündigt worden. Als Grund der Kündigung wurde lediglich der Umstand geltend gemacht, „daß es dem Vorstande wegen der juridischen Verpflichtung, das große westfälische Krankenhaus „zu Lengerich mit Schwesterkräften der Bielefelder „Anstalt zu besetzen, leider unmöglich sei, seine „Arbeit auf diesem Gebiet in Bremen fortzusetzen. „Es sei dies umsoweniger durchführbar, als sich der „Vorstand verpflichtet habe, die damals sehr erweiterte chirurgische Abtheilung der Bremer Krankenanstalt mit 12 weiteren Schwestern zu besetzen.

„Die Inspection und Administration der Krankenanstalt hat den Abgang der Bielefelder Schwestern „von der Irrenabtheilung lebhaft bedauert und „will auch nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit „ausdrücklich zu bezeugen, daß die im allgemeinen, sowie im chirurgischen Krankenhause der „Anstalt im Dienste gebliebenen Bielefelder Brüder „und Schwestern bis in die neueste Zeit ihr Amt zu „ihrer vollen Zufriedenheit versehen haben."

Bremen, den 23. October 1893.

Die Inspection und Administration der Krankenanstalt.
gez. Senator Hermann Gröning.
gez. F. Karsten.

Vorstehende Erklärung ist, wie wir erfahren, einstimmig abgegeben worden, und ich füge nur hinzu, daß wir thatsächlich im Laufe des Jahres 1890 25 Schwestern an die Westfälische Irren-Anstalt zu Lengerich (wozu wir rechtlich verpflichtet waren) und weitere 12 Schwestern an die erweiterte chirurgische Abtheilung der Krankenanstalt zu Bremen abgegeben haben.

Jeder Kenner der Diakonissensache wird hiernach verstehen, daß die Kündigung der Bremer Irrenabtheilung für uns eine Nothwendigkeit war, weil wir auch gerade für die Westfälische Anstalt bereits geübte Irrenpflegerinnen bedurften. Da in der Bremer Irren-Abtheilung nur 16 Schwestern arbeiteten, so haben wir für Bremen und Lengerich in diesem einen Jahre allein einen Zuschuß von 21 Schwesternkräften möglich machen müssen, was uns schwer genug geworden ist!

Um gleichen Gerüchten in Bezug auf unsere Diakonen entgegenzutreten, welche fast zehn Jahre in der Irren-Abtheilung der Königlichen Charité zu Berlin gestanden haben und die wir leider auch soeben — zu unserm Bedauern zurückziehen mußten, erlauben wir uns folgendes Schreiben der Charité-Direction vom 11. August cr. zum Abdruck zu bringen:

„Von dem Inhalt des Schreibens vom 26. Juli „cr. haben wir mit aufrichtigem Bedauern Kenntniß „genommen. Wir werden die treue Arbeit der „dortigen Brüder in unserer Irren-Anstalt sehr vermissen. Unsere Hoffnung, daß uns dieselben doch „vielleicht noch belassen werden könnten, ist uns „leider durch die Mittheilungen des Herrn Pastor „Kuhlo, welcher uns neulich besuchte, genommen „worden, und so müssen wir denn auf einen Ersatz „der Brüder Bedacht nehmen. — — gez. Spinola."

Es liegt hier der gleiche Grund vor, wie in Bremen — lediglich der schmerzliche Mangel an den nöthigen Arbeitskräften zwang uns zu diesem Schritt, und wie wir damals aus Bremen weichen mußten um eine noch größere Arbeit an den Geisteskranken zu übernehmen, wie bisher, so waren wir zu diesem Schritt diesmal auch darum gezwungen, weil wir in diesem Monat eine eigene größere Anstalt für männliche Gemüthsleidende eröffnen, in welcher eine bedeutende Anzahl von männlichen Pflegekräften nothwendig wird. —

2. Was sodann die erneuten Angriffe gegen

Digitized by Google

meine eigene Person anlangt, so möchte ich nur nach dem Schlußwort in These 6 der letzten ärztlichen Entgegnung, wo der unbefangene Leser aufgefordert wird, sich selbst ein Urtheil zu bilden, die gleiche Bitte an alle unbefangenen Leser richten. Wen die Sache näher interessirt, der lasse sich mein kleines Büchlein „Christlicher Rathgeber für Epileptische" und ebenso meine Thesen von der ersten und dritten Irrenseelsorger-Conferenz kommen; ich stelle dieselben gern Jedermann unentgeltlich zur Verfügung. Jeder logisch und rechtlich denkende Leser kann sich danach leicht ein Urtheil bilden, ob die aus dem Zusammenhang gerissenen Stellen wirklich meine wahre Ansicht wiedergeben, sowohl in Bezug auf die dämonischen Einwirkungen bei Epileptischen und Irren, als auf meine Stellung zu den Geheimmitteln, ferner in Bezug auf das Verhältniß von Sünde und Krankheit und endlich auf das Maß der sittlichen Verantwortlichkeit der Gemüthskranken — oder ob bei Licht besehen, nicht ziemlich das Gegentheil von dem herauskommt, dessen ich beschuldigt werde. Ich erkläre aufs Neue mit Bestimmtheit, daß ich solche Lehren und in dem Sinne, wie sie mit nackten Worten die Frankfurter Irrenärzte-Conferenz mir zuschiebt, weder selber aufgestellt, noch bei anderen meiner Kollegen gefunden habe! — Uebrigens bemerke ich, daß meine Thesen, in denen ich nur nachträglich meine Vorträge für das Protokoll eiligst zusammenfaßte, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Hätte ich diese Veröffentlichung geahnt, so würde ich mich an einigen Stellen weniger mißverständlich ausgedrückt haben. Das ist namentlich in Bezug auf These 15, die schwierige Frage der Arbeitstheilung zwischen Arzt und Seelsorger betreffend, der Fall. Ich gedenke, über diesen Punkt mich an geeigneter Stelle ausführlich auszusprechen.

3. Um schließlich auf die Hauptsache noch einmal zurückzukommen, so versichere ich auf's Neue, daß Ziel und Zweck unserer Conferenz nicht von fern ein Kampf gegen die Aerzte und die Wissenschaft und noch weniger darum ist, wer in den betreffenden Anstalten das Scepter führen soll. Es kommt uns lediglich darauf an, die Leiden unserer unzweifelhaft am schwersten heimgesuchten Mitmenschen, nämlich der Gemüthskranken, nach Möglichkeit zu lindern. Wir sind überzeugt, daß denselben dasjenige Linderungsmittel ihrer schweren Leiden vielfach versagt wird, welches ihnen allein noch ein wirksames Labsal bringen kann, wenn alle andere Hilfe versagt: der Trost der Religion. Ich behaupte nach meinen bisher gemachten und inzwischen immer erweiterten Erfahrungen mehr wie je, daß es mit der Irrenseelsorge im Großen und Ganzen traurig bestellt ist, am traurigsten in den Privatanstalten, aber auch in manchen öffentlichen Anstalten und daß auch die amtliche Stellung der Geistlichen vielfach eine wenig würdige ist. Beläge hierzu will ich nicht vor die Oeffentlichkeit bringen, sie stehen aber den Leitern der Conferenz, die diese Noth leugnen, gern zur Verfügung. Daß die ärztliche Wissenschaft diesen Mangel nicht fühlt und nicht anerkennt, nehme ich ihr nicht übel, dazu aber hat dieselbe doch kein Recht, uns wegen unserer Bestrebungen, in dieser großen Noth Abhilfe zu schaffen, in solchem Maße anzugreifen, wie es in Frankfurt geschehen ist! Wir haben persönlich Niemand angegriffen. Es war aber doch unmöglich, die vorhandenen Mängel zu besprechen, ohne die Finger auf die Wunde zu legen, die die Wissenschaft auf diesem Gebiete allein nicht heilen, auf die schmerzliche Lücke, die sie allein nicht ausfüllen kann. Es ist mir inzwischen der ausführliche Bericht über die Frankfurter Conferenz zugegangen, und ich bin erschrocken über die Maßlosigkeit, mit welcher die Referenten unser von Gewissensnoth gedrängtes Vorgehen beurtheilen.

„Es handelt sich", ruft Geheimer Rath Dr. Zinn, „um die Abwehr verblendeter, fanatischer Angriffe auf die Fundamente der Wissenschaft. Man will die Irrenanstalten an die Kirche und Innere Mission und zwar an den auf dem extremsten Standpunkt stehenden Theil derselben ausliefern."

So etwas ist doch keinem von uns von ferne in den Sinn gekommen. Ich leugne nicht, daß wir mit der ärztlichen Wissenschaft, sofern sie sich in offenen Gegensatz zu der Heiligen Schrift stellt, wozu sie, weder im Interesse der Kranken noch im Interesse der Wahrheit jemals Veranlassung hat, auch stets im klaren Gegensatz bleiben müssen, das hindert aber nicht an einer einträchtigen, gemeinsamen Arbeit, wenn jeder Theil bescheiden innerhalb seiner Grenzen bleibt. Der Competenzconflict, wer in den Anstalten das Scepter zu führen hat, Staat oder Kirche, Aerzte oder Pastoren, ist unsererseits nicht erhoben worden. Die Sache liegt gerade umgekehrt. Seit ein Arzt vor drei Jahren zuerst gegen unsere Anstalten und ihre Organisation öffentlich auftrat, weil dieselbe nicht unter ärztlicher Verwaltung stehe (was nicht einmal richtig ist, denn Aerzte sitzen mit gleichen Rechten im Vorstande wie Geistliche), geht die Parole unablässig durch die Zeitungen: „Weg mit den Anstalten der Inneren Mission für Blöde und Epileptische, hier müssen Staatsanstalten und ärztliche Directoren eingesetzt werden!" — und jetzt fordern die stimmführenden Aerzte zu Frankfurt nicht nur, daß den kirchlichen Anstalten staatlicherseits keine Kranken mehr zugewiesen werden sollen, sondern sie thun auch die Aerzte in Acht, die sich ferner so degradiren, eine Stelle an einer solchen kirchlichen Anstalt anzunehmen. Man will also in dieser Form uns aushungern!

Wir unsererseits haben dagegen die Kirche nur aufgefordert, fleißiger in die Mitarbeit auf diesem Gebiet einzutreten, theils durch Erziehung des rechten Pflegepersonals für die Gemüthskranken, theils durch Begründung eigener Anstalten, in welchen solches Personal ausgebildet werden kann. Ist das ein Verbrechen? —

Digitized by Google

Alle Diakonissen- und viele Diakonenhäuser haben mehr oder weniger bedeutende Krankenanstalten für innere und äußere Kranke, die doch nicht bloße Lehranstalten für die Schwestern und Brüder, sondern auch meist sehr begehrte und beliebte Heilanstalten sind. An allen arbeiten zum Theil sehr bedeutende Aerzte mit der vollen Verantwortlichkeit und wohl noch größerer Freiheit als ihnen an staatlichen Anstalten gewährt wird. Warum sollen nun Heilanstalten für Gemüthskranke aus diesen Häusern ausgeschlossen sein, in denen selbstverständlich die Aerzte mit den gleichen Rechten und Pflichten arbeiten wie bei allen übrigen Kranken? Und wie soll man ohne solche Anstalten das geeignete Personal ausbilden, ohne welches wirklich eine wohlthuende Irrenpflege nicht möglich ist? — Die katholische Kirche ist in dieser Beziehung der evangelischen weit voraus, namentlich auch, was die Stellung eines geschulten Pflegepersonals aus geistlichen Genossenschaften betrifft. Wir Evangelischen haben darum die Pflicht, mit allem Fleiß das Versäumte nachzuholen.

Ich hoffe zuversichtlich, daß der uns aufgedrungene Kampf die Kirche aus dem Schlaf aufrütteln und nicht nur eine gründlichere Vorbildung der Geistlichen für die Irrenseelsorge und damit eine einflußreichere und würdigere Stellung derselben in den Anstalten, sondern auch eine Vermehrung kirchlicher Anstalten und damit auch eine Vermehrung des geeigneten kirchlichen Pflegepersonals in den Lauf bringen wird. Wirft uns doch die Frankfurter Conferenz vor, daß wir es uns in unseren kirchlichen Anstalten bisher bequem gemacht, die schweren Fälle der Gemüthskranken den staatlichen Anstalten zugeschoben und nur die leichten behalten haben. Es ist wahr, es hat uns sehr wehe gethan, daß wir dies, wenn auch nur in einigen Fällen wegen ungenügender Einrichtungen thun mußten, und wir freuen uns desto mehr, in wenigen Wochen nun unsere neue Anstalt für männliche Gemüthskranke eröffnen zu können; wie wir schon seit längeren Jahren eine solche für weibliche Gemüthskranke haben und daß uns zu der Bedienung der Kranken auch auf dem psychiatrischen Gebiet bewährte ärztliche Kräfte zur Verfügung stehen.

Ich schließe mit der fröhlichen Hoffnung, daß dieser begonnene Kampf — zwar nicht bald aufhören, aber daß er den Character eines fröhlichen Wetteifers auf diesem Kampfplatz der Barmherzigkeit annehmen und zur bedeutend weitgehenderen Linderung der Noth unserer leidenden Mitmenschen beitragen wird.

Bielefeld, im November 1893.

F. v. Bodelschwingh, Pastor.

Das St. Elisabeth-Siechenhaus zu Berlin.

In feierlicher Weise ist am Sonntag, den 19. d. Mts., das neue Gotteshaus und der Erweiterungsbau des unter dem Protectorat Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Albrecht stehenden St. Elisabeth-Siechenhauses in der Eberswalderstraße zu Berlin eingeweiht worden.

Im Auftrage der Prinzlichen Herrschaften und zugleich als Vertreter des Johanniterordens, der die Anstalt vor langen Jahren begründet hat, war der Rechtsritter dieses Ordens, Oberstlieutenant Freiherr von Bodelschwingh erschienen. Das Cultus-Ministerium vertrat der Minister der geistlichen rc. Angelegenheiten Dr. Bosse, die städtischen Behörden hatten mehrere Stadtverordnete entsandt, auch der Superintendent Steinbach war zugegen.

Nach der Liturgie des Pastors Berlin hielt der Pastor Flashar die Festpredigt; die Schlußansprache hatte der aus der Lutherstadt Wittenberg herbeigeeilte Superintendent Director D. Quandt übernommen, der dreizehn Jahre lang an der Spitze der St. Elisabeth-Gemeinde gestanden. —

Das Siechenhaus beherbergt z. Z. 102 Pfleglinge, kann diese Zahl aber jetzt auf etwa 200 erhöhen. Die Pflege liegt in den Händen von sechzehn Schwestern, die unter der vorstehenden Schwester Luise Senf stehen; die ärztliche Hilfe gewährt seit einer langen Reihe von Jahren unentgeltlich Sanitäts-Rath Dr. Junge.

Die Anstalt hat einen schön gepflegten Garten; im rechten Hinterflügel liegt die Dampfwaschanstalt. Der ganze Bau ist mit einer zweckmäßigen Wasserheizung versehen. Vorsitzender des Curatoriums ist zur Zeit Pastor Flashar.

Litteratur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein Herold in Berlin. XXIV. Berlin, November 1893. Nr. 11.

Inhalt: Bericht über die 482. Sitzung vom 9. September und die 483. Sitzung vom 3. October 1893. — Die Heimath der Luigardis von Bicken, Aebtissin von Herford, 1324—1360. — Bemerkungen zu dem „genealogischen Mittheilungen" aus den Kirchenbüchern von Tangermünde. — Mittheilung aus Kurhessen. (Mit Abbildung.) — Die Patrizierfamilie Dassel in Riga. (Mit Lichtdruck.) — Bücherschau. — Zur Kunstbeilage. rc.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 6. December 1893. **Nr. 49.**

1. Emil Otto von Lieres und Wilkau, Landschafts-Director und Kreisdeputirter, auf Gallowitz bei Rothsürben in Schlesien, Rechtsritter seit 1867, † zu Gallowitz 29. November 1893.
2. Max Freiherr von Kirchbach, Major a. D., Ehrenritter seit 1886, † zu Berlin 29. November 1893.

Die Schützenfeste in alter Zeit.

„Die gute alte Zeit“ — man hat sie oft wegen ihrer Rohheit und Sittenlosigkeit mit Recht gescholten. Aber sie hatte auch ihre Vorzüge, um deren willen der im Kampf um das Dasein sich erschöpfende moderne Culturmensch mit einem gewissen Maße von Wehmuth auf sie zurückblicken darf. Denn mochte das Leben damals auch unfreier und von selbstsüchtigen Interessen Anderer mit Hilfe behördlichen Zwanges mehr eingeengt sein als heutzutage, so hatten unsere Vorfahren trotzdem weit mehr Freude und behaglichen Genuß am Leben. Sie waren ohne Zweifel heiterer gestimmt und zufriedener.

Bei keinem anderen Beispiel tritt dies so deutlich hervor, wie bei den Schützenfesten, deren Blüthezeit von der Mitte des 15. bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts währt.

Welch frohsinniges Behagen, welch muthwillige Lust, welch sorglose Lebensfreude einte auf diesen Lustbarkeiten Alt und Jung, Hoch und Niedrig, die Besitzenden und die Besitzlosen! Da galt kein Unterschied des Standes und der Geburt, sondern nur der einer größeren oder geringeren Kunstfertigkeit in der Handhabung der Waffe. Denn die Schützenfeste waren damals Proben auf die Wehrhaftigkeit der freien Bürger.

Da der bei dem Freischießen zu machende Aufwand, die auszusetzenden Preise, die Bewirthung der fremden Gäste und die Veranstaltung von allerlei Kurzweil bedeutende Kosten verursachten, so konnten nur größere Stadtgemeinden sich den Luxus von derlei „Solennitäten“ gestatten.

Schützenfeste, die nach dem heutigen Geldwerth der Stadt eine Ausgabe von 50 000 Thalern auferlegten, gehörten im Mittelalter nicht gerade zu den Seltenheiten. Man war nicht gewohnt, es dabei auf etliche Gulden anzusehen. Die Preise allein erforderten schon ansehnliche Opfer: 100—150 Goldgulden betrug in der Regel der erste Preis, und die nächst geringeren stuften sich um 30—50 Gulden ab. Dann folgten silberne Becher, Münzen, Medaillen, Stoffe zu Wämsern und Hosen, lebende Thiere wie Pferde, Ochsen, Hammel und zuletzt eine Sau mit Ferkeln, die niemals fehlen durfte. Nach dem Schießen, das in der Regel mehrere Wochen währte, gab es Gelage und Tanz, bei denen es oft recht ungenirt hergegangen sein soll. Die ganze Stadt betheiligte sich an diesen Vergnügungen, selbst die Schuljugend mußte dabei mitwirken, denn es gab auf dem Schießplatze, der Hallerwiese, mancherlei Verrichtungen zu besorgen, bei welchen Knaben den Ehrendienst zu übernehmen hatten.

Im Mittelalter benutzte man bei dem Freischießen die Armbrust, später gesellte sich dieser die Büchse hinzu; ja, sogar auch Kanonen („die Feldstücke“) wurden bisweilen zu besonderem Wettkampfe zugelassen. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts fanden sowohl in Nürnberg wie in Augsburg und in Frankfurt „Stückschießen“ statt. Aber selbst dann noch, als bereits die Büchse die Armbrust als Kriegswehr verdrängt hatte, behauptete die letztere ihren Ehrenplatz und Vorrang auf den Schützenfesten. Sie galt als die vornehmere, ritterliche Schußwaffe und wurde noch bis in das 17. Jahrhundert hinein benutzt. Die Preise für Armbrusttreffer waren daher auch werthvoller und letztere erwarben ihren Schützen auch höhere Ehren. Dies erklärt sich sehr natürlich aus der größeren Schwierigkeit des Treffens, denn man schoß sitzend und indem man die Armbrust schwebend in beiden Händen hielt, sie also weder an die Schulter noch sonstwie stützte. Daher auch die Kürze und Winzigkeit des Kolbens, über die sich schon mancher gewundert hat. Die Büchsen dagegen wurden in Haken gelegt, weil sie unförmig und schwer waren.

Ihre Handhabung erforderte bei weitem nicht so viel Sicherheit wie die der Armbrust, die noch von

Digitized by Google

Alters her als die Waffe der Ritter und Freien galt. — Gleichwohl war die Zahl der Armbrustschützen bei den Freischießen regelmäßig weit kleiner als die der Büchsenschützen, man gab einer weniger mühevollen Art des Wettkampfes den Vorzug. Gezogene Gewehre, die es schon sehr früh gegeben hat, waren übrigens streng verboten, man schoß nur mit glatten Büchsen eines bestimmten Calibers.

In der Regel war es eine feststehende Gruppe von Städten, im Kreise deren das Freischießen abwechselte. Schon früh im Jahre mußte dasselbe verkündet werden, denn oft kamen die Schützengäste von weit her.

Die Städte setzten eine Ehre darin, auf solchen Festen durch geschickte und angesehene Bürger vertreten zu sein, und schickten daher die besten Männer auf öffentliche Kosten dorthin. Die Ausschreiben wurden gedruckt und gleichzeitig mit einem Pergamentringe versehen, dessen Oeffnung die Stärke der zugelassenen Bolzen angab. Es erforderte geraume Zeit, bis diese eine ausführliche Beschreibung der Preise enthaltenden Einladungen an ihren Bestimmungsorten angelangt waren. Sobald sie eintrafen, sorgte der Rath der Stadt für ihre Bekanntmachung, indem er sie an den „Stöcken“ anheften ließ. Bei der Unsicherheit der Verkehrswege war es unter Umständen kein gefahrloses Unternehmen, eine Reise zu einem solchen Feste zu wagen, denn die Schnapphähne, die von ihren Felsennestern auf Beute auslugten, lauerten den Schützenpilgern auf, um sie ihres Zehrpfennigs zu berauben. Man reiste daher in Gesellschaft mehrerer, nahm Knechte und Reisige mit und war oft auf die Gastfreundschaft derer angewiesen, durch deren Gemeinde die Verkehrstraße hindurchführte. Inzwischen waren in der Feststadt viele fleißige Hände damit beschäftigt, dem Festplatz ein möglichst pomphaftes Aussehen zu geben. Der „Rabenstein“ durfte dabei niemals fehlen, eine Art von Schaffot, wohin diejenigen von den „Pritschmeistern“ und ihren Schergen geschleppt wurden, welche sich gegen die Festgäste durch übermüthige Ungebühr vergangen hatten. Sie erhielten hier unter allerlei beißenden Spottreden eine symbolische Züchtigung, indem man sie auf eine Bank legte und ihre Rückseite mit der Pritsche in einer Weise behandelte, welche eine Köpfung andeutete, und zwar gerade an der Stelle, welche solche Procedur am lächerlichsten erscheinen ließ.

Die „Pritschmeister“ — das sind die Clowns der Feste — übten eine Art von Narrenpolizei aus. In der Regel betrieben sie ihr Gewerbe berufsmäßig, und wo ein Schießen stattfand, fanden sie sich, oft von weit herkommend, ein, um das Amt des „Hanswursts“ zu erlangen.

Wo solch ein geschulter Komiker nicht vorhanden war, da mußte ein armer Teufel aus der Stadt sich zum Spaßmacher hergeben. Man steckte ihn in ein buntes Gewand, nähte Schellen darauf und verlieh ihm auch bisweilen eine Schellenkappe. Er mußte durch lose Scherzreden und Grimassen für die Unterhaltung sorgen, die schlechten Schützen verspotten und ihnen die für sie eigens bestimmten Scherzpreise, lächerliche Nachahmungen der besten Gewinne, überreichen. Wer von Allen am schlechtesten geschossen hatte, empfing aus ihrer Hand mit gravitätischer Feierlichkeit das Mutterschwein mit seinen Ferkeln, ein Brauch, welcher die vulgäre Redensart „Schwein haben“ erklärt.

Das Schießen dauerte meist mehrere Wochen, zumal wenn die Zahl der erschienenen Gäste groß war; 800—1200 Fremde fanden sich bei den Schießen der freien Reichsstädte zum mindesten ein. Jeder Schütze hatte 10—20 Schüsse zu thun. Da nun nach dem Schuß eine sorgsame Prüfung und Registrirung des erzielten Treffers stattfand, das Bolzenloch zugehämmert und die Scheibe an der Schußstelle geschwärzt wurde, so raubte dies und die übermüthigen Possen der Pritschmeister viel Zeit.

Am Schlusse des Schießens zogen der Rath und die Schützen in langem Zuge, dem die Stadtpfeifer voran schritten, auf die Schützenwiese, wo bereits eine Schaar von festlich gekleideten Knaben mit den Gewinnen der Festgenossen harrte. Ein jeder von ihnen trug eine kleine Kinderfahne, an deren Spitze in seidenem Beutel der Gewinn in Geldwerth sich befand. Die Preisrichter (Neuner) verlasen die Preislisten, jeder mußte hervortreten und wurde vom Bürgermeister mit der Fahne und dem Preise bedacht. Wo die Prämien in Bechern, Ketten und anderen Kleinodien bestanden, wurden sie von dem Schautische, auf dem sie zu Jedermanns Ansicht staffelförmig geordnet auslagen, herabgenommen und dem Schützen ausgehändigt. Die ersten Preise wurden mit Trommwirbeln und Drommetenschmettern allem Volke verkündet. Die schlechten Schützen mußten auch jetzt die bösartigen Späße der Preitschmeister und ihrer Spießgesellen über sich ergehen lassen. Am Schlusse der ganzen Ceremonie traten Festjungfrauen hervor, um den Abgesandten derjenigen Stadt, der man die Veranstaltung des nächstjährigen Freischießens zu überweisen hatte, den silbernen Kranz aufzusetzen. Der Sprecher der Stadt hielt ihnen eine wohlgesetzte Anrede, auf die sie für die ihrer Gemeinde erwiesene Ehre dankten, und hierauf schritt der Führer der also gekrönten Gäste mit der Jungfrau, die ihm den Kranz geboten, in feierlichem Reigen, gefolgt von den Anderen, um den Schießplatz, und nun begann der Tanz, dem ein üppiges Gelage in den Räumen des Stadthauses oder in einer Festhalle folgte.

Auf dem jenseits des eingefriedigten Festplatzes belegenen Gebiet hatte während des ganzen Festes ein nicht minder lebhaftes Treiben als auf dem Schießplatze geherrscht. Da waren Kegelbahnen und Garküchen erbaut worden, da hatte man gezecht und gewürfelt, da waren auch allerlei andere Spiele getrieben worden, an denen sich nicht nur das Volk, sondern auch die Edlen und Vornehmen betheiligten. Eines der beliebtesten war das Werfen mit Kugeln nach einem Reiter auf hölzernem Pferde. Wer ihn

Digitized by Google

in acht Würfen hinabwarf, erhielt einen Batzen. Auch Laufen, Springen und Steinstoßen wurden hier in leidenschaftlichem Wettstreit geübt, und es geschah nicht selten, daß ein Fürst sich daran betheiligte. Zu Augsburg gewann Herzog Christoph von Bayern sowohl im Springen, als auch im Wettlaufen den Ehrenpreis, der jedesmal in einem goldenen Ringe bestand. Auch Ritter und Edle werden bei verschiedenen Gelegenheiten als Gewinner in diesen Wettspielen genannt. Später schlossen sich denn auch Pferderennen an. Wettgefechte mit Degen und Schwertern wurden ebenfalls Brauch, und im Laufe der Zeit bürgerten sich auch Bauernringen und ähnliche ländliche Spiele ein, an denen das Volk sich ergötzte, indem es die bäuerisch-grotesken Bewegungen und Manieren der Buben und Dirnen belachte.

Schon sehr frühe — bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts — hatte sich bei den Schützenfesten auch ein Glücksspiel, eine Art Lotterie, Eingang verschafft, das viele Liebhaber fand und große Summen in Umlauf setzte. Es hieß der Glückshafen oder Glückstopf und bestand darin, daß in einem Topf Zettel mit darauf verzeichneten Gewinnen und in den anderen solche mit den Namen der Einleger gethan wurden, worauf man dann aus beiden Gefäßen zugleich je einen Zettel herausnehmen ließ. Die Zurüstungen zu dieser Lotterie und die Ziehung selbst währten zusammen mehrere Wochen und waren ebenfalls mit allerlei Kurzweil und Zeitvertreib verbunden. In hellen Haufen standen die Neugierigen auf dem Schützenplatze und harrten der Entscheide der Glücksgöttin, während daheim die Arbeit ruhte; eine Verführung zum Müßiggange und zum Laster des Trinkens. „Ein Griff in den Glückstopf thun" — eine Redensart, die auch heute noch in Anwendung auf die Wahl einer reichen und dabei guten Frau üblich ist, schreibt sich von diesem Lotteriespiele her.

Es versteht sich, daß unsere Vorfahren nicht nur in den Bethätigungen ihrer Kraft und ihrer Geschicklichkeit, sondern sich auch im Trinken als deutsche Männer erwiesen. Galt doch auch das Zechen nach dem vom Hofe gegebenen Beispiel für ein ruhmvolles Können. In der Regel rechnete man auf die Person ein Maaß Wein, dazu kamen aber auch noch reichliche Libationen trefflichen Biers, das namentlich in Bernau gebraut ward. In einem Privilegium, worin der Curfürst Joachim im Jahre 1572 der Berlinischen Schützengilde ihre Gerechtsame erneuerte, ist u. a. die Weisung enthalten, daß der Schützenkönig jedem Mitgliede der Gilde zu Tisch „ein halb Stübichen" liefern sollte, aus der Gildekasse aber sollte ihm ein Viertel Bier gespendet werden, das man natürlich auch bei Tisch trank. Selbstverständlich blieb es bei diesen Spenden aber nicht. Da die Gilden ihre eigenen Trinkstuben hatten, so wurde auch auf private Kosten noch Ansehnliches geleistet. Darum verordnete der Curfürst, daß sich „Alle Brüder (nämlich der Gilde), weill das Gülden Bier getrunken wirdt, vor allen Dingen in zechen meßigk, christlich und ehrlich vorhalten, die vbermaß des Zutrinckens vnndt der Trunkenheit vermieden, nitt weniger Jemandt zum trincken zwingen, wie dann Keiner bescheidt zuthun gezwungen werden soll, vndt alle Abendt zur rechten Zeit geschloßen vndt kein Bier daraus verreicht werden soll". Diese „rechte Zeit" war des Sommers um 10, des Winters um 9 Uhr. Trotzdem kam es oft vor, daß beim Eintritt dieser frühen „Bürgerstunde" in den Straßen Trunkene taumelten, die von der Scharwache ergriffen und in eine vor dem Bierkeller befindliche „Narrenkiste" gesperrt wurden, allwo sie ihren Rausch ausschiefen und am andern Morgen dem Schimpf und Spott der ungeberdigen Jugend preisgegeben waren, bis der Büttel kam und sie aus dem Käfig herausließ.

Bei Schützenfesten wurde es freilich nicht so streng genommen, denn hier geschah es nicht selten, daß die Ritter und Fürsten es am tollsten trieben und in ihrem trunkenen Wahne fluchten, wetterten und Händel anfingen, dem wildesten Landsknecht zum Trotz. Denn unter den Bürgern an der Zechtafel zu sitzen und sie unter den Tisch zu trinken, war nicht bloß bei den Schützenfesten, sondern auch zu anderen Zeiten eine sehr beliebte fürstliche Kurzweil. War jemand seiner Sinne nicht mächtig, so hieß es in der spöttischen Scherzrede schon damals: „Er hat den Vogel". Der Schützenkönig mußte nämlich bei allen feierlichen Gelegenheiten einen silbernen Vogel als Zeichen seiner Würde um den Hals tragen, ein Brauch, der sich daraus erklärt, daß man früher nicht nach einer Scheibe, sondern nach einem auf der Stange befestigten Vogel mit der Armbrust schoß. Da solche Ehre manchem Bürger das Hirn verdrehen mochte, der Schützenkönig überdies aber auch allen seinen Unterthanen fleißig zutrinken mußte, so ward es eine stehende Redensart, den Vogel zum Symbol der Bethörung zu machen. Tiefer Sinn liegt auch hier im kind'schen Spiel. Wer von den Tausenden, um diese beliebte berlinische Wendung zu gebrauchen, mag eine Ahnung davon haben, daß sie wohl schon an die vierhundert Jahr alt ist?

In Altona, wo noch in den vierziger Jahren eine königlich dänische privilegirte Schützengilde bestand, fand das große Vogelschießen alljährlich um Pfingsten statt. Die Schützen in blauen Leibröcken mit vergoldeten Knöpfen gekleidet, versammelten sich im Hause des letztjährigen Schützenkönigs und zogen dann — der König und die beiden Jahresschaffner vorauf, in wohlgeordnetem Zuge unter den Klängen des für das Fest angeworbenen Musikcorps nach dem Schützenplatz „auf dem Hahnenkamp", wo nach dem Vogel auf der Stange mit der Büchse geschossen ward. Am ersten Tage des Vogelschießens fand in der Gastwirthschaft zum Hahnenkamp in dem geräumigen Saal dieses Etablissements die Festmahlzeit statt. Der Schützenkönig, der als Abzeichen seiner

Digitized by Google

Würde einen silber-vergoldeten Vogel an silberner Kette um den Hals trug, saß an der Spitze der Tafel neben dem Oberpräsidenten von Altona, der stets Ehrenmitglied der Gilde war. Bei jedem Platz lag ein Liederbuch, aus denen die Schützen während der Tafel unter Begleitung der Musik fröhliche Lieder erschallen ließen. Die Toaste auf den König von Dänemark als den Schutzherrn der Gilde, auf den Oberpräsidenten, den Schützenkönig und die Schaffner nicht zu vergessen, wurden unter lebhafter Acclamation und Trompetengeschmettere ausgebracht. Am zweiten oder dritten Tage des Schützenfestes fand in diesem Saal ein Tanzfest für die Angehörigen der Schützen statt. An der einen Längenwand desselben, unmittelbar unterhalb der Wölbung waren die Schilder der Schützenkönige mit Namen, Datum und Jahreszahl in chronologischer Ordnung angebracht. Das Vogelschießen fand auf einer großen Wiese, am äußersten Ende des Gartens statt, an deren Rückseite der Vogel auf hoher Stange prangte. Ihm gegenüber auf der entgegengesetzten Seite, am Eingange zur Wiese lagen die Zelte, bestehend aus dem eigentlichen Schießzelt und zwei anderen Zelten, wo sich die Schützen Tags über aufhielten. Im Hauptzelt stand die große Lade, welche die Urkunden und Kleinodien der Gilde enthielt und während dieser Festtage geöffnet war. Die Schützenpreise bestanden aus Kleinodien in Silber. Den Königspreis erhielt derjenige Schütze, der den letzten Splitter des Rumpfes niederschoß, die anderen Gewinne waren für den Kopf, Schwanz, beide Flügel und Klauen bestimmt. Das Vogelschießen dauerte in der Regel vier bis fünf Tage, doch fanden schon wochenlang vorher Probeschießen nach der Scheibe statt. Der neue König ward von sämmtlichen Schützen in feierlichem Zuge nach Hause begleitet, wo eine Gasterei stattfand. Die mit der Würde eines Schützenkönigs verbundenen Kosten überstiegen den Königspreis bei weitem, wodurch dieselbe für den Unbemittelten recht lästig werden konnte. In Altona hatte sich diese Institution länger als sonstwo populär erhalten, und zwar wesentlich durch die Antheilnahme des allgemein beliebten Oberpräsidenten, des Grafen Conrad von Blücher-Altona († 1. August 1845), der selbst einmal Schützenkönig wurde. Nach seinem Tode zogen sich die höheren Stände mehr und mehr aus der Gilde zurück, und obwohl sie noch Anfang der sechziger Jahre existirte, so war es doch schon damals für immer mit ihrem Glanze vorbei. Unsere Zeit mit ihrer stets wechselnden, gleichsam auf und nieder fluthenden Bevölkerung bitet keinen günstigen Boden für das Gedeihen solcher Gilden; dazu bedurfte es der patriarchalischen Verhältnisse der alten Zeit mit ihrer geschlossenen Bürgerschaft, ihren Zünften und Corporationen, wo Jeder den Anderen genau kannte und die ganze Stadt sozusagen eine große Familie bildete.

Das Trinken auf den deutschen Universitäten.

In der letzten Jahresversammlung des „Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“, welche am 12. Oktober in Düsseldorf stattfand, sprach auch der berühmte Pharmakologe Professor Dr. Binz aus Bonn. Wir sind in der Lage, aus einem Vortrage über „Das Trinken auf den deutschen Hochschulen“ folgenden Auszug mitzutheilen:

Der italienische Philosoph Giordano Bruno, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehrere deutsche Universitäten besuchte und in Wittenberg und Helmstädt dozirte, lobt Deutschland und seine Wissenschaft in den höchsten Ausdrücken und stellt, wie er sagt, „den volleren Reichthum des deutschen Geistes und seine helleren Augen“ weit über den der andern Nationen. Aber auch das folgende Urtheil über unsere Vorfahren hat er niedergeschrieben:

„In Deutschland wird die Trunksucht gefeiert, geehrt und unter die Heldentugenden erhöht, die Betrunkenheit zu den göttlichen Eigenschaften gerechnet. Dort wird mit Trinken und Zutrinken, Vorkommen und Nachkommen, Bonsichgeben und Wiedertrinken das Schwein der Schweine als Fürst von Thoren bejubelt.“

Diese drastischen und harten Worte beziehen sich offenbar auf die Trinkgelage an den von Bruno besuchten Universitäten, und sie können zum Theil leider noch heute auf solche bezogen werden. Den, der die Verhältnisse kennt, brauche ich nur an die Commandos des „Fuchsmajors“, an das Hinunterstürzen der „Bierjungen“ und an die „Speibecken“ officieller Kneiplokale zu erinnern.

Wer als Student an Körper, Geist und Charakter widerstandsfähig genug ist, der erträgt die wüsten Ausschreitungen einer an und für sich wohl berechtigten Lebens- und Geselligkeitslust ohne dauernden Nachtheil; wer das nicht ist, legt durch sie auf der Hochschule oft genug den Grund zu dauernder Zerrüttung.

Die Lernfreiheit der Universitäten ist ein schönes Gut und sie möge ihnen niemals verkümmert werden; allein sie bedarf wie jede andere Freiheit auf der Erde der Bremsvorrichtungen, die ihren Mißbrauch verhindern oder doch einschränken. Dazu dienen in erster Reihe die von den akademischen Lehrern zu handhabenden Prüfungsordnungen. Ein Theil der Prüfungen, die jetzt noch längere Zeit nach dem Verlassen der Universität abgehalten werden, sollte in die akademischen Jahre hinein gelegt werden, so wie das bei den Medicinern schon der Fall ist, und, da es sich durchaus bewährt hat, noch weiter nach dieser Richtung hin entwickelt werden kann. Solche Prüfungen erleichtern dem jungen Manne die Bewältigung des Lehrmaterials und zwingen ihn insbesondere, sich schon in den ersten leichtsinnigen Semestern daran zu erinnern, daß das academische Leben doch nicht aus

Digitized by Google

Pflastertreten, Trinkgelagen und Ausschlafen der Räusche allein besteht, sondern daß es neben dem vernünftigen Genusse der Freiheit, wobei hier und da auch eine Ausschreitung milde beurtheilt werden kann, den Schweiß der lernenden Berufsarbeit verlangt. „Saure Wochen, frohe Feste" das gelte auch hier als Zauberwort.

Mir ist es nicht klar, warum die vorgesetzte Behörde den zahlreichen Juristen auf unseren Universitäten ein solches Zwischenexamen wie die „ärztliche Vorprüfung" der Mediciner, das frühere Tentamen physicum, nicht längst eingerichtet hat. Manche Zustände, die ich oft aus sachkundigem Munde beklagen hörte, hätten dabei gegründete Aussicht auf Besserung. Auch den Studirenden der verschiedenen philosophischen Fächer würden solche Zwischenexamina sehr gut bekommen. Je größer die Zahl der Arbeitsstunden auf der Universität, um so kleiner die der Frühschoppen und Trinkgelage.

Das zweite mir bekannte Mittel zum Mindern der Trunksucht auf den deutschen Universitäten ist die fortwährende Einwirkung der erziehenden öffentlichen Meinung. Wo immer sie sich zu äußern hat, besonders in der Presse, hat sie das Rohe und Widerliche bei seinem richtigen Namen zu nennen und ihm nicht den falschen Mantel der Poesie und Jugendlust umzuhängen. Solche andauernde Erziehung wirkt langsam, aber sie wirkt sicher. Ihr zum Theil haben wir es auch auf diesem Gebiete zu danken, daß die Zustände viel besser geworden sind, als sie es früher waren. Wer die Schilderungen des Lebens und Treibens der Universitäten in vergangenen Jahrhunderten an den Quellen nachschlägt, kann sich davon leicht überzeigen. Ich erinnere nur daran, daß jene von Bruno gegeißelte Trinkceremonie „des Fürsten von Thoren" heute wohl kaum mehr aufgeführt wird. Und daß sogar die letzten Jahrzehnte einen Fortschritt zum Bessern darbieten, läßt sich aus dem Verschwinden der „Fuchstaufe", eines Trinkgelages wüster Art, wenigstens von mehreren Universitäten, deutlich erkennen. Das Wetttrinken der „Bierjungen" und ähnliches wird folgen, sobald mit fortschreitender Gesittung dessen viehischer und witzloser Charakter seinen Veranstaltern klar wird.

Gerade die Hauptstadt des alten Herzogthums Jülich-Cleve-Berg, worin wir tagen, giebt mir ein Beispiel an die Hand, wie auch auf unserem Gebiete die Nation keine Rückschritte macht. Im 16. Jahrhundert war die Trunksucht viel stärker verbreitet unter den deutschen Fürsten, als heute unter den deutschen Studenten. Der Leibarzt des Herzogs dieses Landes, Dr. Johann Weyer, redet Wilhelm III. in der Vorrede zu dem berühmten Buch gegen die Hexenprocesse im Jahre 1563, seine Herrschertugenden preisend, also an:

„Nur kurz will ich erwähnen deine Mäßigkeit im Trinken, worin du nicht nur ganz einzig allen zahlreichen Unterthanen ein bewundernswerthes Beispiel bist, sondern worin du den erlauchtesten Genossen deines Standes und den mächtigsten Helden voranleuchtest. Hat einer deine Hoheit je betrunken gesehen? Ja, du willst sogar strengstens das alte Gesetz ausgeführt wissen, daß keiner mit dem andern um die Wette trinkt. Aber nicht sowohl der Befehl, als vielmehr das Leben und Beispiel des Herrschers ändert die menschlichen Sitten."

Ich darf, ohne dem Vorwurfe des Byzantinismus zu verfallen, behaupten, daß heute die Mäßigkeit im Trinken zu den selbstverständlichen Tugenden der regierenden deutschen Fürsten gehört, und daß die Frage: Hat einer Ew. Majestät, Hoheit oder Durchlaucht je betrunken gesehen? gegenwärtig gar keinen Sinn mehr hätte. — —

Das leichte, reine deutsche Bier kann sicherlich ein nützliches Ersatzmittel für den Branntwein sein, allein ich beharre bei dem, was ich 1881 zu Wien in der 1. Sitzung des hygienischen Congresses in meinem gemäß Aufforderung des Vorstandes gehaltenen Vortrage über den Alkoholismus ausgeführt habe: „Der unmäßige Biertrinker ist ein Alkoholist ebensogut wie der Gewohnheitsschnapstrinker, nur ist er es mit viel weniger Entschuldigung, weil ihn nicht die traurige Nothwendigkeit eines harten Daseins so zu dem Genusse hindrängt, wie jenen." Wenn dieser Satz irgendwo Geltung hat, so ist es auf den deutschen Universitäten. Eine gute Zahl ihrer Hörer giebt heute dem Proletarier das häßliche Vorbild zur Unmäßigkeit im Trinken, und wohl ist es geboten, schon allein im Hinblick auf die socialen Bestrebungen unserer Zeit, hierin Wandel zu schaffen. Für Jugendfrische und Lebenslust bleibt auch dann noch Raum genug übrig.

Das neue Krankenhaus der Dresdener-Diakonissenanstalt,

dessen Grundstein am 6. October 1890 gelegt worden war, ist am 13. October d. J., Nachmittags, unter Theilnahme der Spitzen aller Staatsbehörden, der Vertreter der Stadt Dresden und ihrer Wohlthätigkeitsanstalten, der Geistlichkeit und anderer Gäste, von denen wir hier nur die Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen nennen, eingeweiht worden.

Vor dem Einzuge in das neue Haus hielt der Vorsitzende des „Vereins Diakonissenanstalt zu Dresden", Graf Ernst von Vitzthum, als Bauherr eine Begrüßungsansprache, womit er einen warmen und ergreifenden Abschiedsgruß an die große Zahl der anwesenden Arbeiter verband. Er gedachte dabei auch der Andachten, welche während der ganzen dreijährigen Bauzeit jeden Montagmorgen in der Anstaltskirche für die Arbeiter gehalten und von ihnen gern und fleißig besucht worden sind.

Digitized by Google

Pastor Dr. Molwitz, der Rector des Hauses öffnete das Thor im Namen des dreieinigen Gottes; unter Chorgesang der Schwestern zogen die Festtheilnehmer ein; auf dem Treppenflur zum ersten Obergeschoß war der Altar errichtet. Pastor Molwitz hielt die Weihrede über Johannis 16, 7: Er führte aus, wie der heilige Geist als der eigentliche Baumeister christlicher Krankenhäuser anzusehen und auch von alters angesehen worden sei und weihte das neue Hospital dem großen Hospitalbaumeister, dem Schöpfer der Diakonie am Krankenbette, der durch Christum am Pfingsttage der Welt gegeben worden ist, dem heiligen Geist. Hierauf berichtete Graf Vitzthum über die Baugeschichte und die innere Einrichtung des Hauses. An die Einweihungsfeier schloß sich eine weitgehende Besichtigung des Hauses durch die Festgäste.

Es ist für 150 Krankenbetten Raum vorhanden; für 117 Saalkranke (40 Männer, 45 Frauen, 32 Kinder) und für weitere 33 Privat- oder Einzelnkranke mit besonderen Abtheilungen für Chirurgie, medizinische Klinik, Augenkrankheiten und Gynäkologie, bez. für Erwachsene und Kinder. — Für jedes Krankenbette sind 32½ Raummeter berechnet, Luft und Licht in natürlicher und künstlicher Form sind im reichsten Maße vorhanden.

Das Gebäude wendet seine Hauptfront von 100 m der Holzhofgasse zu. Es besteht aus einem Mittelbaue, zwei Zwischenbauten und zwei Flügelbauten von je 30 m Länge und nimmt über 2000 qm Flächenraum ein. Sein Standort ist in der Hauptfront nach Süden gerichtet, während der östliche Flügelbau in das freie, große Gartenareal hineinragt. Das gesammte Diakonissen-Anstaltsgrundstück zwischen Brückenstraße, Wolfsgasse, Holzhofgasse und Bautzner Straße mag nunmehr, vollständig durch Mauerumfriedigung eingeschlossen, 28 000 qm umfassen. Das jetzige neue Krankenhaus ist die großartigste Schöpfung der Anstalt. Der Mittelbau des neuen Hauses enthält das auf vier Granitsäulen sich stützende Haupttreppenhaus mit mehrarmiger Granittreppe und das Hauptportal.

An der Außenseite im Giebelfronte zeigen sich die Buchstaben; I. N. R. I., weiter unten die Inschrift in drei Zeilen: „Ich bin der Herr dein Arzt", über dem Portal ein Granitkreuz und darunter in goldenen Lettern die Jahreszahl: MDCCCLXXXXIII.

Im Flur der Hauptausgangstreppe nach dem Erdgeschoß finden sich an den Wandflächen die biblischen Inschriften: 1. Kor. 3, 11; Pf. 126, 3; 1. Sam. 7, 2; Röm. 1, 7 und die Daten der Grundsteinlegung und Weihe, 6. October 1890 und 13. October 1893, angebracht.

Das gesammte Haus hat drei Treppenanlagen, ist mit Terrazzofußboden belegt, mit combinirter Dampf- und Warmwasserheizanlage versehen, hat elektrische Beleuchtung, elektrische Klingelanlage, elektrische Koch- und Badeeinrichtung, Wasserleitung durch das ganze Haus, verbunden mit Warmwasserleitung, wozu zwei Heißwasser-Reservoire dienen. Die nicht minder großartigen Anlagen des separat gelegenen Kesselhauses mit Waschküche, Dampfmaschinen, Dynamomaschinen, Accumulatorenbatterie, die in einem Flügelbau gelegene Küche, die Vorrichtungen zum Mangeln, Plätten, zum Desinficiren der Wäsche ꝛc. sind von vollkommenster Ausführung.

Das neue Krankenhaus hat ein Untergeschoß, Erdgeschoß, zwei Obergeschosse und Dachgeschoß. Mittelkorridore durchziehen dieselben und acht Veranden, in drei Geschossen gelegen, dienen zum Aufenthalte der Kranken im Freien.

Der Mittelbau enthält die ärztlichen Räume, die Expedition, Konsultations-, Berathungs-, Warte- und Operationszimmer, Apotheke und Laboratorium, Privatzimmer der Aerzte ꝛc. Die Zwischenbauten, theilweise auch der Mittelbau, enthalten die Krankensäle, die Flügelbauten für Klassen- und Privatkranke, sowie verschiedene Wohnräume. Die östliche Gebäudehälfte dient als Frauenhaus, die westliche als Männerhaus.

Die gesammte Anlage enthält 14 Stationen, deren jede mit Badeeinrichtung, Theeküche, Spül- und Klosetanlage versehen ist. Ein großer Aufzug im Mittelbau mit 300 kg Tragfähigkeit dient zur Krankenbeförderung, ein kleinerer im Westflügel, zunächst der Küche, als Speiseaufzug. Ganz besonders neu und practisch sind: eine durch alle Geschosse führende Wäschesenkung (ein weiter Schlot) zum Abwurfe gebrauchter Wäsche und eine ähnlich ausgestattete Kehrichtsenkung, allenthalben mit dichten Abschlüssen versehen.

Die Ventilation ist ganz vorzüglich; besondere Räume für gefährliche, tobsüchtige, ansteckende Kranke, Dunkelzimmer für Augenkranke, Isolirzimmer mit Permanentwasserbädern mit elektrischer Erwärmung versehen, kurz Einrichtungen nach den neuesten und besten Vorbildern haben allenthalben im Hause Anwendung gefunden. Für Licht, Luft und gute Temperatur, sowie größte Sauberkeit ist die sorgfältigste Vorkehrung getroffen. Zwischen je zwei Krankensälen befindet sich stets ein Wärter- oder Wärterinnenzimmer, in den Corridoren ist stetige Nachtwache vorhanden. Sechs Hausausgänge sind vorhanden.

Das gesammte Gebäude wurde durch die Herren Baurath Eberhardt und Baumeister Weiser aufgeführt.

Das Wort, welches der Rektor Molwitz sprach, als er das Thor öffnete, ist der Wunsch aller Freunde dieses Hauses und der Herr lasse ihn reichlich in Erfüllung gehen: „Friede sei mit allen, die durch dieses Thor ein- und ausgehen werden." („Bausteine.")

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 13. December 1893. **Nr. 50.**

Seine Majestät der Kaiser haben Allergnädigst geruht:

den Fürsten Heinrich XI. von Pleß — seinem Wunsche entsprechend — von der bisherigen Stellung als Kaiserlicher Commissar und Militär-Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege bei der Armee im Felde zu entbinden und zu dessen Nachfolger den Fürsten Wilhelm zu Wied zu ernennen.

Der Hohenstaufen und seine Umgebung.

Wenn in des deutschen Lebens traurigsten Tagen, als dem inneren bürgerlichen Verfall die schmachvolle äußere Unterdrückung gefolgt war, der Ruf der Sehnsucht aus allen patriotischen Herzen nach „Kaiser und Reich!“ ging und wenn dieser Ruf, von der studirenden Jugend auf den Schlachtfeldern der Befreiungskriege wie später auf der Wartburg zuerst erhoben, im Verlaufe weniger Jahrzehnte Widerhall im ganzen deutschen Volke fand, soweit es überhaupt dem großen Vaterlandsgedanken des Tugendbundes und der Burschenschaft zugänglich geworden war, so verdanken wir dies von allen deutschen Herrschergeschlechtern einem einzigen: den Hohenstaufen.

Es lag so nahe, war so einfach menschlich, daß der Deutsche in den Zeiten der tiefsten politischen Erniedrigung seine vergleichenden Blicke in die Vergangenheit warf, um im Anschauen der erhabensten Heldengestalten seiner Kaiser, die im Glanze der höchsten Reichsherrlichkeit durch die Geschichte leuchten, Trost zu suchen für das unwürdige Staatsbild seiner Zeit, Muth für die rastlosen Kämpfe des Tages und Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Wo aber konnte das Auge freudiger und stolzer weilen, als auf der großen Hohenstaufenzeit unserer Geschichte? Wir Alle wissen, daß den Jünglingen und Männern der Befreiungskriege die Ehre des Vaterlandes, d. h. seine Selbstständigkeit und Macht nach Außen, höher stand, als die staatsbürgerliche Freiheit im Innern; es war eben die tiefere Schmach gewesen, von welcher sie den deutschen Boden erst mit befreit hatten. Eben darum mußte aber auch ihren Augen das deutsche Reich im höchsten Glanze da erscheinen, wo der deutsche Kaiser noch als „Herr der Welt“ gepriesen werden konnte und vor seinem Scepter nicht bloß alle deutschen Stämme, die Burgunder mit eingeschlossen, sondern auch die slavischen Wenden, Böhmen, Polen, die Ungarn und die Italiener, selbst die Dänen sich beugten. Und dies geschah unter dem gefeiertsten Kaiser der Hohenstaufen und dem einzigen, welchen die Sage dem deutschen Volke noch bis heute lebendig erhalten hat: dem Kaiser Friedrich dem Rothbart, dessen Wiege in Schwaben stand und als dessen Denkmalsäule im Herzen Deutschlands, über der goldenen Au Thüringens, der graurothe Thurm des Kyffhäuser aufragt, der im Volksmunde selbst „der Kaiser Barbarossa“ heißt.

Ist somit kein Kaiserhaus der deutschen Nation so im Gedächtniß geblieben, wie das der Hohenstaufen — denn nur die Männer der heiligen Vehme auf der rothen Erde und ihre späten Abzweige im bayerischen Walde beriefen sich noch auf den Kaiser Karl den Großen — so tritt dagegen das Schicksal mit erschütternden Wiederholungen auf, die, obwohl durch Jahrhunderte getrennt, dieselben Folgen im Wandel der Herrschaft mit sich führten. Dem letzten großen Hohenstaufen, dem Kaiser Friedrich dem Zweiten, folgte (1250) das große Interregnum, und sein Enkel, der letzte Hohenstaufe, Konradin, starb auf dem Schaffot, als er in der Fremde sich seine ererbte Krone erobern wollte. Die Habsburger wurden die Erben des Reiches; sie herrschten — mit Abrechnung der Luxemburger — bis im Jahr 1806 das neue große Interregnum begann, das erst mit der Kaiserproclamation von Versailles am 18. Januar 1871 seine Endschaft erreichte. Auch sein Konradin ist dem Hause Habsburg nicht erspart geblieben; im Kampfe um eine fremde Krone verfiel der Enkel des letzten deutschen Kaisers der Habsburger dem Blutgericht. Derweil ist von einer anderen Schwabenburg die Reichssturmfahne nach dem deutschen Norden getragen worden, und wie einst die

Digitized by Google

Habsburger der Hohenstaufen, so sind die Hohenzollern die Erben der Habsburger nach dem jüngsten großen Interregnum des deutschen Reiches geworden.

In solchen Tagen, wie die unsrigen, wo die Geschichte unserer Nation bei so wunderbaren Parallelen angelangt ist, erhalten auch die Trümmer der so schicksalverwandten Vorzeit für unsere Theilnahme neue Bedeutung, und darum ist eine Wallfahrt nach der Hohenstaufenwiege und den wenigen Stätten, die noch sichtbare Spuren der einst so gewaltigen Männer zeigen, vielleicht eben jetzt an der Zeit.

Als die erste Station auf unserer Hohenstaufen-Wallfahrt begrüßen wir im Vorübergehen Waiblingen, die alte Stadt, welche schon dem Salischen Königshause und dann dem Hohenstaufischen Geschlecht den weltgeschichtlich gewordenen Parteinamen der Waiblinger in Deutschland und der Ghibellinen in Italien zubrachte. „Hie Welf!" — „Hie Waiblinger!" war der Schlachtruf, der dies- und jenseits der Alpen Strömen von Blut vorausging; er hat an der Kraft zweier Nationen fast zweihundert Jahre lang gezehrt. So steht die freundliche Stadt recht unschuldig wie ein Denkmal der alten deutschen Zwietracht da. — Waldhausens Burgthümer führen uns wieder auf Hohenstaufenspuren, denn die Sage läßt dort den Kaiser Rothbart geboren sein. So geheimnißvoll spielt die Sage mit diesem ihren Liebling, daß sie weder für seine Wiege noch für seinen Sarg bestimmte Stätten duldet: sie schmückt in Schwaben und Thüringen ein paar einsame Berge mit ihrem strahlendsten Kranze.

Bei der Station Lorch verlassen wir den Bahnzug und betreten historischen Hohenstaufenboden, indem wir den ehemaligen Benedictiner-Klostergebäuden zuschreiten, welche nordöstlich vom Marktflecken den Marienberg krönen. Der Hauptbau ist die Kirche, eine alte romanische Pfeilerbasilica, welcher ein gothischer Chor angefügt ist, den ein neuer, schon mehrfach geänderter Thurm mehr drückt, als schmückt. Von den ursprünglichen vier Thürmen der Kirche ist nur einer erhalten, rund und wegen seiner Wendeltreppe von den Meistern geschätzt; er wird „Marsiliusthurm" genannt, weil schon unter Pipin ein Schwabenherzog Marsilius hier seinen Sitz gehabt haben soll. — Auf den acht Pfeilern der Kirche erkennen wir ebenso viele Wandgemälde von Hohenstaufenfürsten, die aus dem Jahre 1475 herrühren, stark verblichen, oft auch restaurirt sind und Folgendes darstellen: rechts am Eingang Herzog Friedrich der Erste und seine Gemahlin Agnes, die Stifterin der Kirche; dann weiter deren Sohn Friedrich der Einäugige; hierauf Friedrich Barbarossa und sein Sohn Heinrich VI., endlich Kaiser Friedrich der Zweite, dann sein Sohn Konrad IV., zum Schluß Konradin und über dessen Bild seine Hinrichtung zu Neapel, und zwar durch ein Fallbeil.

Von dem frommen und getreuen Abt Nicolaus von Arberg, welcher die Herstellung dieser Gemälde besorgte, sehen wir ein zweites Zeugniß seiner Hohenstaufen-Verehrung in einem schönen, steinernen Sarkophag in gothischem Styl. Auf dem Deckel ist das Wappen der Hohenstaufen ausgehauen. Die Umschrift sagt uns, daß dies Kloster im Jahre des Herrn 1102 gestiftet sei und hier Herzog Friedrich von Schwaben begraben liege:

„er und sin Kind —
„diß Klosters Stifter sind —
„sin Nachkömmling liegent och hiby —
„Gott in allen gnädig sy
Gemacht 1475."

Wir stehen hier vor und auf einem großen Hohenstaufengrab, in welchem ein zu Staub vermodertes Geschlecht ruht, in dessen Nähe noch heute uns der Hauch einer gewaltigen Zeit berührt. Eine in röthlichen Fels gehauene Gruft bewahrt die Gebeine des Stifters und anderer seines Geschlechts, während unterm Chor der Kirche in ursprünglich fünf Gräbern begraben liegen: König Heinrich VI., Barbarossa's Sohn, Gertrud, Konrad's des Dritten Gemahlin, die Kaiserin Irene, Philipp's von Schwaben Gemahlin, und deren Tochter Beatrix und noch viele andere Hohenstaufenglieder. Als Abt Nicolaus im Jahre 1475 diese verschiedenen Gräber öffnen ließ, soll er noch Köpfe mit wohlerhaltenen blonden Haaren gefunden haben.

So lange Mönche den Dienst der Klosterkirche verrichteten, d. h. ehe der Bauernkrieg seine Brandfackel auch hierher trug, wurden alljährlich am Tage des heiligen Antonius, dem Gedächtnißtag der Stiftung, die Gräber im Chor, die Grüfte und der Sarkophag mit Leichentüchern behängt, und Nachts in der zweiten Stunde erschallen Gesänge und Gebete feierlich an der Ruhestätte dieser Hohenstaufen.

Unsere nächste Station ist die Johanniskirche zu Gmünd. Das Dampfroß trägt uns mit Windeseile fort durch das freundliche Land, wir erblicken vor Gmünd rechts drüben den zweigipfligen Rechberg und flüchtig auch den Hohenstaufen. Durch die Gassen der ehemaligen freien Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd, wie sie der Unterscheidung wegen sich vorsichtig schreibt, eilen wir zum Marktplatz und seinem Hauptschmuck, der schönen Johanniskirche, in romantisch-gothischem Uebergangsstyl und mit dem merkwürdigen Thurm, der vom Volke der „Schwindelstein" genannt wird. In dieser Kirche zeigt ein uraltes Bild uns die Burg Hohenstaufen, wie sie durch Jahrhunderte auf ihrem Berge gestanden.

Rüstige Wanderer ersteigen von Gmünd her gleich das langgestreckte Gebirg, um von der Wallfahrtskirche des höheren Rechberggipfels aus in die Lande zu schauen und dann an den Trümmern des Schlosses Hohenrechberg vorüber auf dem Gebirgskamm hin zum Hohenstaufen zu gelangen. Ein entzückender Fernblick über das lebensvolle, mit Städten und Dörfern in herrlicher Abwechselung bedeckte Hügel-

Digitized by Google

land und hinüber bis zum Schwarzwald, zur schwäbischen Alp und, bei klarem Himmel sogar bis zu den Alpen Tirols und der Schweiz, belohnt jeden reichlich für die Mühen des Weges.

Je näher wir aber dem Kegel kommen, dessen Name für jedes deutsche Herz so bezaubernd klingt, desto trauriger schauen wir zu ihm empor: und haben wir seine Höhe erstiegen, betreten wir die Stätte so unvergänglichen Ruhmes und erkennen nirgends etwas Anderes, als die Schutthügel, wo einst Paläste gestanden, nun vom grünen Rasen und Unkraut überdeckt, so können wir eines bitteren Gefühls uns nicht erwehren. Doch begünstigt gerade jene gänzliche Kahlheit des Berges das Spiel der Phantasie und es wird ihr leichter, die Burg „herrlich wieder aufzubauen", als wenn sie ihren alten Plan aus dürftigen, gestaltlosen Trümmern zusammenzusetzen sich abmühen müßte.

Uhland läßt in seinem Fragment „Conradin", einen deutschen Freund zu dem letzten Hohenstaufen-Sprößling sprechen, um ihn durch die Erinnerung an seinen schönen Stammsitz aus dem verhängnißvollen Süden zurückzuziehen:

„O denk' an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünend fruchtbar Land, gewundene Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften;
Jagdlustig Waldgebirg', und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut'.
Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walther sang, den Engeln gleich."

Der Dichter hat mit diesen Worten ein anschaulicheres Bild von dem Berge und seiner Umgebung entworfen, als eine weitläufige prosaische Ortsbeschreibung es zu liefern vermöchte. Nichts ist aus diesem Bilde verschwunden als die Stammburg selbst, von welcher auf dem kahlen Kegel nichts übrig geblieben ist, als ein kaum sichtbares, bereits in Staub zerfallendes Mauerstück. Es war nur ein Traumgesicht, wenn der edle Max von Schenkendorf im April 1813 den Berg bestiegen und dem Feuer des Himmels zugerufen hat, ihm den Weg zu zeigen:

Kommt, ihr Blitze, brecht hervor,
Daß ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenstaufen!

Und es hieß in der That nicht hochgeschworen, wenn er prophezeite, daß der damals neue Deutsche Bund diese Steine überdauern sollte, die längst nicht mehr vorhanden waren.

Der Berg steht wieder vor unseren Augen, wie er vor achthundert Jahren oder früher dagestanden, öde und unüberbaut. Nun steigt aus der benachbarten Tiefe im 11. Jahrhundert ein schwäbischer Edler, Friedrich von Büren, Friedrichs Sohn, empor zu der luftigen Höhe und baut sich hier auf dem Stwipfen (dem Stufenberge) sein hohes Haus; er nannte sich sofort von Staufen; Kaiser Heinrich IV. macht ihn zum Herzog in Schwaben und giebt ihm seine Tochter zum Weibe, und Friedrich selbst wird der Ahnherr eines Kaiserhauses. In den hundertsiebzig Jahren bis zum Aussterben des Geschlechts sehen wir die Burg sich allmählich ausdehnen. Der erste hohenstaufische Kaiser Konrad III. wahrt ihren Besitz gegen die Mönche von St. Denys, sein Sohn Barbarossa hält die väterliche Burg in hohen Ehren; doch scheint sie noch nicht sehr geräumig gewesen zu sein, denn er hatte nicht einmal eine Burgcapelle. Ein besonderer Weg führte ihn zu der kleinen steinernen Dorfkirche herab. Als König Philipp, Friedrich Barbarossas jüngster Sohn, der seinem Bruder Heinrich VI. auf den Kaiserthron gefolgt war, bei Bamberg durch Otto von Wittelsbach erschlagen worden (1208), floh seine Gemahlin, die griechische Kaisertochter Irene, auf die Stammburg ihres Gatten und starb hier an einer unzeitigen Geburt.

Die letzten Kaiser nahmen sich nicht Zeit, sich nach ihrer Stammburg umzusehen; sie betrachteten sie als Reichsburg, und so blieb Hohenstaufen auch in der Folge Reichsdomäne, bis sie aus Karls IV. Besitz durch Pfandschaft an Eberhard den Greiner von Württemberg kam (1347). Die Nachkommen desselben erfreuten sich später ihres ungestörten Besitzes anderthalb Jahrhunderte lang, bis im Jahre 1525 aufrührerische Bauern das Thal herunter kamen und sich am Fuße des Berges lagerten. Der Ueberfall geschah bei Nacht, und obgleich der feindliche Haufen nur klein war, warfen doch die Wächter des Schlosses in der Angst die Schlüssel von der Zinne herunter, verbargen sich oder machten sich nach kurzer Gegenwehr, den Hauptmann Michael von Reifenstein an der Spitze, davon. So ward die ehrwürdige Burg von den zügellosen Bauern eingenommen, ausgeraubt und verbrannt. Die ergriffenen Knechte wurden von den Zinnen herabgestürzt. Martin Crusius sah 63 Jahre nach der Zerstörung des Schlosses die Trümmer, die von ihrer Größe zeugten, und hat sie ausführlich beschrieben. „Lieber Gott," ruft er in seiner Chronik aus, „soll eine so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten zu einem so scheußlichen Anblicke gediehen sein? Alles ist verschwunden wie ein Rauch, Alles ist hinweggeflogen wie ein Vogel. Ein Bauernschultheiß hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor, welches vor Alter wurmstichig ist; er mähet das Gras, das im Schloßhofe hoch steht; der Hollunderbaum wächst da und dort in den Winkeln." Doch sah Crusius noch deutlich die zwei Haupttheile des Schlosses, den Mannsthurm, die Behausung des Frauenzimmers, den Bubenthurm und eine sieben Fuß dicke Mauer von Quadern, welche die ganze Burg umschloß. Alles noch schwarz vom Brande des Bauernkrieges. Aber „in allen Theilen des Schlosses

Digitized by Google

ist kein Bildniß, keine Inschrift, kein Wappen, keine Farbe mehr. Alles ist durch Feuer, Regen oder böse Zeiten ausgetilgt. Was ein schöner Körper war, ist jetzt nur ein Beingerippe". So sah es im Jahre 1588 aus. Die Trümmer der Hohenstaufenburg wurden seitdem mehrfach als Steinbruch benutzt; der letzte der Thürme wurde erst im Jahre 1705 abgebrochen, und zwar mit großer Mühe und Vorsicht, um die schönen Quadern nicht zu beschädigen, die im Thale ihre Verwendung finden sollten. Dennoch stand in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von den Gebäuden und Ringmauern noch genug, um in dem Herzog Karl Alexander von Württemberg den Gedanken des Wiederaufbaus der ganzen Burg anzuregen. Sein rascher Tod beschleunigte den völligen Untergang der Burgveste, denn von da an nahmen die Bewohner der umliegenden Dörfer und Weiler ihren Vortheil wahr und räumten so gründlich mit allem nutzbaren Gestein auf, daß ums Jahr 1798 nur noch das erwähnte Mauerrestlein stand. Die Geschichte der großen deutschen Vergangenheit war nicht nur dem Volke, sondern selbst den Fürsten so fremd geworden, daß die Ruhmesstätte gerade der gefeiertesten Kaiser des Reichs die vollendetste Verwüstung auszeichnet.

Nur die älteste Wiege des Geschlechts, das Wäschen-Schlößle bei Wäschenbeuren, steht wenigstens in seinen aus mächtigen sogenannten Buckelquadern gefügten Umfassungsmauern noch unberührt vom Zahn der Zeit. Eine Stunde nördlich von Hohenstaufen erhebt es sich auf dem Hügel, von welchem die Herren von Büren, die Stammväter der schwäbischen Kaiser, gewiß ohne Ahnung der Zukunft ihrer Nachkommen auf ihre bescheidene Umgebung hinabblickten. Das Schlößlein selbst ist später erneuert und dient als Fruchtspeicher und den Vögten zur Wohnung. Einer der letzteren entdeckte vor ungefähr siebzig Jahren einen eichnen Wandkasten voll alter Urkunden. Was sie enthielten, ist unverrathen geblieben, denn der Vogt fand das starke Papier oder Pergament für seine Kinder trefflich geeignet, Figuren daraus zu schneiden, und so geschah es.

Trotz alledem verlassen wir den Berg nicht ganz unversöhnt; lacht ja doch, wie ein Kundiger des Landes von dieser Höhe begeistert preist, zu dem öden Scheitel des Berges herauf ein saftig-frisches, heiteres Landschaftsbild; einerseits ein wogendes Wäldermeer mit dunklen Tannengründen und lichtem Buchenschlag, goldgrüne Matten dazwischen, aus denen wie Wellenglitzer die Thurmspitzen malerischer Kirchen auftauchen, und ringsumher eine Perlensaat von freundlichen Ortschaften, Schlössern und Burgen; andererseits die Felsenstirnen der schwäbischen Alb, um die sich ein Blüthenkranz von Dichtung webt.

Dichtung und Geschichte verknüpft die an der Westseite der Bergstirne des Hohenstaufen befindlichen beiden Höhlen in ihrer Benennung Heidenloch, die schon Crusius kannte. Höchst wahrscheinlich hatte der Berg schon bei unseren germanischen Altvordern eine hervorragende Bedeutung, und ihre Bedränger, die Römer, scheinen ihn als Warte der Winkelecke, in welche der hadrianische Grenzwall — Teufelsmauer, Schweingraben im Volksmund — von Regensburg und dem Taunus her hier zusammenlief, benutzt zu haben. Diese Höhlen dienten den Besuchern des Berges so lange als Zuflucht gegen Unwetter, bis der Hohenstaufen-Verein für ein bescheidenes, den Gipfel nicht verunstaltendes Obdach sorgte.

Am Südabhang des Berges, unweit vom Scheitel, steht eine nachher zur Kirche umgewandelte Capelle am Ende des Marktdorfes Hohenstaufen, und über deren nördlicher Pforte ein Wandgemälde, den Kaiser Rothbart darstellend, mit den Worten

Hic transibat Caesar.
Der großmächtigste Kaiser wohlbekannt,
Fridericus Barbarossa genannt,
das demüthig edel deutsche Blut
übt ganz und gar keinen Uebermuth;
auf diesen Berg hat Hof gehalten,
und vor und nach ihm die Alten;
zu Fuß in diese Kirch ist gangen,
ohn allen Pracht, ohne Stolz und Prangen,
durch diese Thür, wie ich bericht,
ist wahrlich wahr und kein Gedicht.
Amor bonorum, terror malorum.

Die Inschrift gehört der Form nach dem sechzehnten Jahrhundert an. Ob das im vorigen Jahrhundert gemalte Bild über dem Nordeingang an die Stelle eines ältern Bildes getreten, ist nicht urkundlich nachzuweisen, aber doch wahrscheinlich. In den dreißiger Jahren handelte es sich darum, die für die Gemeinde zu klein gewordene Dorfkirche zu vergrößern, wobei jenes Bild und die alte Pforte bedroht waren. Um dies abzuwenden, wurde auf den Bau einer neuen Kirche mit Erhaltung der alten hingewirkt, wozu der Landesherr, der Staat und der Hohenstaufenverein behilflich gewesen sind. Durch Anwachs der Zinsen aus den gesammelten Geldern war es in neuerer Zeit möglich, die Süd- und Westseite des im vorigen Jahrhundert verunstalteten Kirchenschiffs wieder stylmäßig herzustellen und dieselben mit einer Reihe von Wappenschildern derjenigen Herrschergeschlechter und Gemeinwesen, welche den Hohenstaufen untergeben waren, zu zieren. Nun harrt aber noch die Nordseite des Schiffs mit den dorthin bestimmten Wappen der Vollendung und, für die Herstellung des Innern konnte fast nichts geschehen.

Von Hohenstaufen nach Göppingen ist selbst für den Müden das Wandern ein Lust, mit so lieblichen Bildern umgiebt uns die Natur. Hier lassen wir unsere Wallfahrt den Abschluß finden, denn zum Göppinger Schloßbau hat Herzog Christoph von Württemberg die Steine des Hohenstaufen verwendet. Bewundern wir auch das Baukunststück des sogenannten „Traubenstiegs", einer steinernen Wendeltreppe, die

Digitized by Google

in der südwestlichen Ecke des Schloßhofes bis oben in den Thurm führt und ein Nebengewinde mit steinernem Blätter-, Trauben- und Thiergestaltenschmuck darstellt, so nimmt am Schlosse selbst noch der vom Hohenstaufen herrührende Steinbilderreichthum unsere Theilnahme vorzugsweise in Anspruch, denn aus ihm spricht der letzte Zeuge dafür, daß die Kaiserburg in Schwaben an Pracht und Geschmack keinem der deutschen Fürstenschlösser der Berge nachgestanden.

Das Verhältniß der Diakonissen zu ihrem Mutterhause.*)

Wenn die Diakonissen-Mutterhäuser immer wieder den Klageruf über Schwesternmangel ertönen lassen, so wird ihnen oft geantwortet, daß die äußeren und die inneren Einrichtungen der Mutterhäuser die Hauptschuld an diesem Mangel trügen. Es wird darauf hingewiesen, daß in Deutschland wie in allen Culturstaaten eine Ueberfülle von weiblichen Kräften vorhanden sei, welche sich mit heißem Verlangen, oft von bitterer Noth getrieben, nach passenden Erwerbszweigen umsehen. Sollte sich nun nicht ein Weg finden lassen, diesen Mangel an Kräften auf der einen Seite und diesen Ueberschuß auf der andern auszugleichen, so daß die erwerbslosen, stellensuchenden Mädchen in Scharen den Diakonissenhäusern zuströmten? So wird vielfach gefragt und dann den Mutterhäusern der Rath gegeben, die Aufnahme-Bedingungen weitherziger zu gestalten, den Schwestern reichlicheren Gehalt, weniger Arbeit, mehr Bequemlichkeit und Annehmlichkeit zu gewähren, ihnen auch den Austritt und den Uebergang in einen andern Beruf schrankenlos freizustellen, dann, so meint man, wäre allen Theilen geholfen.

Die Diakonissenhäuser und ihre Vorstände wollen sich und ihre Sache keineswegs für unfehlbar und nicht verbesserungsbedürftig erklären; die Verhandlungen einer jeden General-Conferenz, wie sie nun zehnmal in Kaiserswerth gehalten worden ist, geben davon Zeugniß. Mit Ernst ist da stets an der eigenen Sache Kritik geübt worden, einer hat vom andern gelernt, manche Unklarheiten oder Fehler sind abgestellt worden. Auch haben die Diakonissenhäuser nie den Anspruch erhoben, daß sie allein berechtigt und befähigt seien, Barmherzigkeit innerhalb der evangelischen Kirche zu üben und haben sich mit neidlosem Auge gefreut, wenn auf anderer Grundlage die Ausbildung von weiblichen Kräften für allerlei Werke der Menschenliebe versucht und geübt wurde. Aber von ihrem eigensten Wesen will und kann die Diakonissensache nicht lassen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will.

*) Aus dem Juli-August-Heft 1898: „Der Armen- und Krankenfreund" Verlag der Kaiserswerther Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rhein.

Der erste Grundsatz unsres Werkes soll bleiben: „Die Liebe Christi dringet uns also". Darum können und wollen wir nicht durch äußere Mittel locken und gewinnen, sondern fahren fort, nur solche christliche Jungfrauen und Wittwen in unsere Häuser einzuladen, welche um Jesu willen Liebe üben wollen. Denen, welche aus solchem Beweggrund kommen, soll im Diakonissenberuf dargeboten werden, was sie an Leib und Seele bedürfen, um fröhlich und ungehindert ihr Werk zu treiben, solange es Gott gefällt. Es wird ihnen die bestimmte Aussicht gegeben, daß sie nach treuem Dienst in kranken und alten Tagen ein Heim finden, bis Gott sie abruft. Es soll ihnen aber auch die Freiheit gelassen werden, einen anderen Lebensweg einzuschlagen, wenn Gott ihnen denselben durch innere oder äußere Führung anweist. Bei den meisten Diakonissenhäusern besteht deshalb die Einrichtung, daß die Schwestern, welche nach vollendeter Probezeit die Einsegnung wünschen, sich nur auf eine bestimmte Zeit, auf ein oder mehrere Jahre verpflichten, jedoch so, daß sie auch innerhalb dieser Verpflichtungszeit austreten können, wenn die Eltern ihrer Hilfe bedürfen oder wenn die Schwestern in die Ehe zu treten gewillt sind. Diese Grundsätze und Anschauungen sind oftmals öffentlich und sonderlich ausgesprochen, aber immer noch sind sie zu wenig bekannt. Darin liegt zum Theil der Grund für die Vorwürfe und Vorschläge, welche den Mutterhäusern oft nur aus Mangel an Kenntniß und Verständniß gemacht werden. Wir lassen darum hier noch einmal die Grundsätze über das Verhältniß der Diakonissen zu ihrem Mutterhause folgen, welche durch die Vertreter von 39 Mutterhäusern einstimmig festgestellt worden sind, und bitten herzlich die Freunde der Diakonissensache, besonders auch die Herausgeber christlicher Blätter, zu helfen, daß diese Grundsätze in immer weiteren Kreisen bekannt und gewürdigt werden.

Grundsätze
über das Verhältniß der Diakonissen zu ihrem Mutterhause,

auf der 5. General-Conferenz der Diakonissen-Mutterhäuser am 8. und 9 September 1875 zu Kaiserswerth durch die anwesenden Vertreter von 39 Mutterhäusern einstimmig festgestellt.

1. Der Diakonissenberuf soll je mehr und mehr von den Schwestern als ihre Lebensaufgabe erkannt werden. Je mehr sie sich in ihrem Christenthum vertiefen, desto mehr werden sie die Gnade erkennen, die ihnen durch ihren herrlichen Beruf zu Theil geworden ist.

2. Jede, im Beruf arbeitsunfähig gewordene Diakonissin wird von ihrem Mutterhause wie ein Kind verpflegt. Wünscht sie mit Bestimmtheit trotz der Gegenvorstellung des Mutterhauses sich anderswo auf die Dauer verpflegen zu lassen, so giebt ihr

Digitized by Google

das Mutterhaus die Freiheit. Sie tritt aber damit aus dem Diakonissenverbande aus.

3. Wie Eltern von ihren Kindern, erwartet jedes Mutterhaus von einer Diakonissin, daß dieselbe bei einem etwaigen Heirathsantrage sofort, ehe sie eine Entscheidung trifft, ihren Vorständen aufrichtige Mittheilung mache, um deren Rath einzuholen. Im Uebrigen bleibt ihre Freiheit gewahrt, und das Mutterhaus entläßt die Schwester, wenn sie sich zur Ehe entschlossen hat, in Frieden mit seinem Segen. Handelt eine Schwester in Sachen einer etwaigen Verlobung unaufrichtig gegen ihr Mutterhaus, so wird sie ohne Segen entlassen.

4. Wenn Eltern oder Elternstelle vertretende Personen ihre Tochter trotz der früher gegebenen Einwilligung zum Eintritt in das Diakonissenamt auf die Dauer mit Bestimmtheit zu ihrer eigenen Pflege zurückverlangen, so wird das Mutterhaus, auch wenn die Fortführung seines Werkes erschwert wird, der Diakonissin die Rückkehr freistellen. Wird in einzelnen Fällen das Gebot: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, als Deckmantel benutzt, den Diakonissenberuf mit scheinbar gutem Grunde zu verlassen, so trifft die Folge dieses Unrechts die betreffende Person.

5. Wenn andere Angehörige eine Diakonissin aus ihrem Berufe zurückverlangen, so hat dieselbe ihnen gegenüber das gute Recht in ihrem Amte zu bleiben, da sie in demselben Maße wie jene die Freiheit und Selbständigkeit besitzt, sich einen Lebensberuf zu wählen und dem gewählten Lebensberuf treu zu bleiben. Das Mutterhaus hat in diesem Falle das Recht, die Einwillig zum Austritt zu versagen. Kann das Mutterhaus den Angehörigen einer Diakonissin auf ihre Bitte in dringenden Krankheitsfällen beistehen, in der Weise der sogenannten Privatpflege, so wird es vorzugsweise diese Angehörigen berücksichtigen, entweder durch Sendung der verwandten Diakonissin oder einer andern Schwester. Doch können die Verwandten solchen Dienst nicht fordern. Auch hat die Schwester nicht das Recht, solchen Dienst für die Ihrigen zu beanspruchen.

6. Ist nach der gewissenhaften Ueberzeugung des Mutterhauses der Austritt einer Diakonissin eigenwillig und ungerechtfertigt, weil mit der Hausordnung nicht übereinstimmend, so wird dasselbe mit Darlegung der Gründe der Betreffenden dies zu sagen haben, dem Schwesternkreis den Austritt anzeigen und die Ausgeschiedene als eine Irrende der Fürbitte empfehlen, aber die äußere Gemeinschaft mit ihr abbrechen.

Literatur.

Deutsche Worte über deutsches Trinken. Herausgegeben von Dr. W. Bode in Hildesheim als Geschäftsführer des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. 8°. 16 S. Preis mit Porto 10 Pfg., 10 Stück 50 Pfg., 100 Stück 4 Mk., 1000 Stück 30 Mk.; vom Herausgeber zu beziehen. — Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart gehört, daß auch ernste Schriften jetzt eine sehr große Verbreitung finden. Vorliegendes Heft bietet ein neues Beispiel. Von Mai bis Oktober ds. Js. sind 15000 Exemplare davon abgesetzt; da weitere 22000 bereits wieder bestellt sind, so konnte eine zweite Auflage hergestellt werden, die das 16. bis 50. Tausend umfaßt. Diese zweite Auflage weist äußerlich und innerlich Verbesserungen gegen die erste auf, eine Preiserhöhung hat jedoch nicht stattgefunden.

Bausteine. Monatsblatt für innere Mission. Nr. 305. XXV. Jahrgang. Nr. 11. November 1893.

Inhalt: Auf rother Erde. Vom XXVII. Congreß für innere Mission in Dortmund. — Die Volks- und Arbeiterbibliotheken im Königreich Sachsen. — Bußtagsfeier in alter Zeit. — Evangelische Paramentik. — Von der Dresdener-Diakonissenanstalt: 1. Das neue Krankenhaus; 2. Das Siechenhaus Bethesda. — Vereinsnachrichten und andere Mittheilungen: Der IV. Instructionscursus für innere Mission; Aus Leipzig; Italienische Arbeiter in Sachsen.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 62. 2. December 1893.

Inhalt: Der rothe Adler auf der Marienburg. Historischer Roman (Fortsetzung). — Die Familie von Buthenau. — **Kleine Mittheilungen:** Hirts Bilderschatz zur Länder- und Völkerkunde (mit 2 Abbildungen). — Walther Bronsart von Schellendorf (mit Abbildung).

Der Christliche Volkskalender 1894. Herausgegeben von der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rhein, ist wiederum und zwar in seinem dreiundfünfzigsten Jahrgang erschienen. Er wird gewiß von vielen als ein alter, lieber und bewährter Freund begrüßt werden, zumal er auch diesmal — wie stets — in dem ihm beigegebenen Jahrbuche viel schöne, belehrende und interessante Mittheilungen bringt. Möge er sich auch fernerhin einer recht großen Verbreitung in christlichen Kreisen erfreuen, die er so sehr verdient und dadurch auch zu seinem Theile das Werk der Kaiserswerther Anstalten fördern, auf die wir evangelischen Christenleute mit Dank gegen Gott schauen, für den Segen, welchen Er denselben zu Theil werden läßt.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. — Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 20. December 1893. Nr. 51.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. December 1893 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. December 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro November 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. November 1893	36			
	Zugang pro	35			
		71			
	Abgang	21			
	Bleibt Bestand	50	50	1 291	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. November 1893	46			
	Zugang pro	27			
		73			
	Abgang	25			
	Bleibt Bestand	48	48	1 552	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. November 1893	88			
	Zugang pro	2			
		90			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	88	88	2 628	130
4.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. November 1893	22			
	Zugang pro	19			
		41			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	28	28	752	50
5.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. November 1893	42			
	Zugang pro	24			
		66			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	49	49	1 392	54
6.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. November 1893	13			
	Zugang pro	12			
		25			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	11	11	362	50
7.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. November 1893	18			
	Zugang pro	26			
		44			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	22	22	576	43
	zu übertragen		296	8 553	487
	Uebertrag		296	8 553	487
8.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. November 1893	16			
	Zugang pro	25			
		41			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	26	26	458	40
9.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. November 1893	56			
	Zugang pro	35			
		91			
	Abgang	30			
	Bleibt Bestand	61	61	1 687	65
10.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. November 1893	23			
	Zugang pro	29			
		52			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	34	34	692	32
11.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. November 1893	45			
	Zugang pro	37			
		82			
	Abgang	34			
	Bleibt Bestand	48	48	1 866	40
12.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. November 1893	46			
	Zugang pro	67			
		113			
	Abgang	64			
	Bleibt Bestand	49	49	1 563	60
13.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. November 1893	31			
	Zugang pro	33			
		64			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	45	45	1 177	45
14.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. November 1893	14			
	Zugang pro	27			
		41			
	Abgang	12			
	Bleibt Bestand	29	29	698	40
	zu übertragen		588	16 194	809

Digitized by Google

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. December 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro November 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		588	16 194	809
15.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. November 1893	78			
	Zugang pro . .	47			
		125			
	Abgang . . .	52			
	Bleibt Bestand	73	73	2 099	96
16.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. November 1893	29			
	Zugang pro . .	23			
		52			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	25	25	811	40
17.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. November 1893	41			
	Zugang pro . .	17			
		58			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	40	40	1 248	80
18	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. November 1893	13			
	Zugang pro . .	32			
		45			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	24	24	537	46
19.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. November 1893	30			
	Zugang pro . .	19			
		49			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	37	37	933	42
20.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. November 1893	25			
	Zugang pro . .	16			
		41			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	29	29	740	41
21.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. November 1893	32			
	Zugang pro . .	32			
		64			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	36	36	874	42
22.	**Sorau:**				
	Bestand am 1. November 1893	17			
	Zugang pro . .	14			
		31			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	13	13	332	36
23.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. November 1893	11			
	Zugang pro . .	—			
		11			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	11	11	330	15
24.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. November 1893	5			
	Zugang pro . .	2			
		7			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	5	5	146	20
	zu übertragen		881	24 244	1 267

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. December 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro November 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		881	24 244	1 267
25.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. November 1893	9			
	Zugang pro . .	15			
		24			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	14	14	326	20
26.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. November 1893	32			
	Zugang pro . .	26			
		58			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	27	27	864	20
27.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. November 1893	7			
	Zugang pro . .	3			
		10			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	7	7	251	15
28.	**Kolmar:**				
	Bestand am 1. November 1893	6			
	Zugang pro . .	2			
		8			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	2	2	110	23
29.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. November 1893	30			
	Zugang pro . .	—			
		30			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	29	29	877	32
30.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. November 1893	12			
	Zugang pro . .	27			
		39			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	16	16	382	30
31.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. November 1893	20			
	Zugang pro . .	17			
		37			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	17	17	620	24
32.	**Plön:**				
	Bestand am 1. November 1893	5			
	Zugang pro . .	2			
		7			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	3	3	152	29
33.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. November 1893	25			
	Zugang pro . .	25			
		50			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	21	21	758	48
34.	**Altena:**				
	Bestand am 1. November 1893	29			
	Zugang pro . .	21			
		50			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	34	34	965	50
	zu übertragen		1 051	29 544	1 558

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. December 1893 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro November 1893.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 051	29 544	1 558
35.	**Oeynhausen:** *)				
	Bestand am 1. November 1893	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	86
36.	**Lippspringe:** **)				
	Bestand am 1. November 1893	—			
	Zugang pro " "	—			
		—			
	Abgang " " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
37.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. November 1893	37			
	Zugang pro " "	17			
		54			
	Abgang " " "	14			
	Bleibt Bestand	40	40	1 112	40
38.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. November 1893	1			
	Zugang pro " "	11			
		12			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	8	8	93	15
39.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. November 1893	9			
	Zugang pro " "	12			
		21			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	11	11	309	21
40.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. November 1893	48			
	Zugang pro " "	71			
		119			
	Abgang " " "	70			
	Bleibt Bestand	49	49	1 572	50
41.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. November 1893	9			
	Zugang pro " "	7			
		16			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	8	8	293	32
42	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. November 1893	18			
	Zugang pro " "	18			
		36			
	Abgang " " "	16			
	Bleibt Bestand	20	20	480	20
	Zusammen		1 187	33 408	1 863

Der gesammte Abgang an Kranken pro November 1893 beträgt 761, davon sind gestorben 80
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 59
geheilt 622
wie vor 761.

43. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am 1. **October 1893** . . . . . 19 Kranke.
Zugang pro **October 1893** . . . . . 50 "
69 Kranke.

*) Ist vom 1. October d. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai k. J. wieder eröffnet.

**) Ist vom 1. November d. J. ab geschlossen und wird erst Mitte Mai k. J. wieder eröffnet.

Davon sind: Kranke.
gestorben 1
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . 10 "
geheilt . . . . 20 "
31 "

Bleibt Bestand am 1. **November 1893:** . . . 38 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 11 Europäer, 21 orientalische Christen, 13 Muhamedaner, 2 Drusen und 3 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro October 1893 beträgt: 873.

Poliklinisch wurden 836 Personen behandelt.

---

1. Wilhelm Adolf Carl Freiherr von Langermann und Erlencamp, Rittmeister a. D., auf Dambeck bei Leizen in Mecklenburg, Ehrenritter seit 1890, † zu Dambeck 8. December 1893.
2. Otto Friedrich Fürst von Schönburg-Waldenburg, Ehrenritter seit 1844, † zu Waldenburg 13. December 1893.

Psychiatrie und Seelsorge.

Gegenüber der von dem Vorstande der Westfälischen Diakonissenanstalt zu Bielefeld (Herrn Pastor von Bodelschwingh) in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten Kundgebung, in welcher eine Erklärung der Inspection und Administration der Städtischen Krankenanstalt zu Bremen vom 23. October d. J. enthalten ist, erklärt der unterzeichnete Vorstand des Vereins der deutschen Irrenärzte:

1. Alle Kundgebungen unseres Vereins in Bezug auf das Verhalten der Bielefelder Diakonissen in der Irrenanstalt in Bremen und deren Weggang von dort haben sich beschränkt auf die Wiedergabe des in der Sitzung des Vereins am 25. Mai d. J. verlesenen und demnächst veröffentlichten Briefes des Directors der städtischen Irrenanstalt zu Bremen, Herrn Dr. Scholz, vom 19. März 1892 und auf eine Gegenüberstellung des Inhalts dieses Briefes mit den von Herrn Pastor von Bodelschwingh in den Conferenzen des Verbandes deutscher evangelischer Irrenseelsorger 1889 und 1890 (S. 27., S. 33—35 des Ber. d. Ver. d. deutschen Irrenärzte, München 1893) gegen die Irrenärzte erhobenen und im laufenden Jahre in verschiedenen Zeitungen wiederholten Anklagen und Angriffe.

Weder die Referenten, noch der Vorstand des Vereins haben „die Nachricht verbreitet, daß die Bielefelder Diakonissen aus der Bremer Irrenanstalt entlassen seien", sondern ausdrücklich die Angabe von Director Scholz: „übrigens ist die Kündigung formell nicht von uns (Bremen) ausgegangen" wörtlich wiederholt.

Digitized by Google

2. Die von Herrn Pastor von Bodelschwingh veröffentlichte Erklärung der „Inspection und Administration der Krankenanstalt zu Bremen“ stellt die in dem Scholz'schen Briefe angeführten Thatsachen nicht in Abrede.
3. Daß die „Direction“ der Bremer Krankenanstalt den Abgang der Bielefelder Schwestern „bedauert hat“, ist selbstverständlich ausgeschlossen. Die in der von Herrn Pastor von Bodelschwingh veröffentlichten Erklärung der „Inspection“ (Weser-Zeitung, Bremer Nachrichten, Christl. Welt) enthaltene gegentheilige Angabe ist allerdings nachträglich von Herrn Pastor von Bodelschwingh als ein „Versehen des Bielefelder Abschreibers“ bezeichnet worden; merkwürdiger Weise enthält aber auch diese Berichtigung wieder einen Irrthum, denn nicht der „Bremer Senat“, wie es dort heißt, sondern die „Inspection und Administration“ der Bremer Krankenanstalt hat die betreffende Erklärung ausgestellt. Wenn die „Inspection und Administration“ der Bremer Krankenanstalt trotz der vorgekommenen unliebsamen Vorfälle den „Abgang der Bielefelder Schwestern von der Irrenabtheilung lebhaft bedauert hat“, so steht dem das gegentheilige Urtheil der „Direction“, des leitenden Arztes der Anstalt, gegenüber, der „dringend abräth, sich auf Aehnliches einzulassen“.
4. Die übrigen Auslassungen des Herrn Pastor von Bodelschwingh (2. Beil. zu Nr. 270 des Reichsboten, Nr. 533 der Kreuzzeitung, Nr. 48 der Chronik der Christl. Welt) haben durch unsere bisherigen Veröffentlichungen (Bericht des Vereins der deutschen Irrenärzte, München 1893, Tägl. Rundschau, Unterh. Beilage Nr. 192, Christl. Welt Nr. 33 u. s. w.) eine hinreichende Würdigung bereits gefunden und geben uns zu einer weiteren Erklärung keine Veranlassung.

Berlin, den 30. November 1893.

Der Vorstand des Vereins der deutschen Irrenärzte.

Prof. Dr. Jolly, Vorsitzender. Prof. Dr. Laehr, Schriftführer.

Madame Craven.

Sie ist im Alter von zwei und achtzig Jahren von uns geschieden und ihr Tod erscheint uns dennoch verfrüht; fanden wir sie doch, als wir sie vor einigen Jahren in Paris aufsuchten, noch von einer gewissen Jugendlichkeit belebt. Erst als sie sich bereits den Sechzigern näherte, ist sie als Schriftstellerin aufgetreten. Bis dahin war sie nur gewohnt, die Elite der Gesellschaft in England, Frankreich, Italien und Deutschland zu bezaubern; aber das große Publikum kannte sie nicht. Es ist nunmehr ein viertel Jahrhundert her, daß sie urplötzlich die Blicke des bessern belletristischen Lesepublikums auf sich zog, indem sie ihm das Seelenleben ihrer Angehörigen schilderte und mit einem ebenso kühnen als wohlthätigen Entschluß demselben ihre theuersten und intimsten Erinnerungen preisgab. Wer kennt nicht und wer hat sie nicht wieder und wieder gelesen „Die Erzählung der Schwester“ (le récit d'une soeur) diese wahrhaftige Geschichte, die wie ein von Leidenschaft durchglühter Roman beginnt und wie eine mystische Legende endigt, dieser Hymnus auf die Liebe, den Schmerz und die Hoffnung, wo das Leben so schön und der Tod dennoch so verheißend erscheint?

Eingeführt in die Häuslichkeit eines alten Geschlechts, das vielfach von Stürmen des Geschicks betroffen, geläutert aus dem Schmelztiegel der Revolution hervorgegangen, staunte unser Jahrhundert so viel Seelengröße und moralische Stärke bei einer so vielfach verkannten und als abgethan betrachteten Gesellschaft zu entdecken. Da fanden wir denn die ganze Familie beisammen, zuerst den Vater, der mit den Bourbons nach Frankreich zurückgekehrt, aus der Verbannung die Treue aber ohne allen Groll zurückgebracht hatte. Als er dann plötzlich aus dem Hofleben ins politische Leben versetzt ward, da hatte er sich vortrefflich inmitten der parlamentarischen Institutionen zurecht gefunden, hatte doch der Stolz des Edelmannes ihn im Voraus auf die Unabhängigkeit des Bürgers vorbereitet. Die Annehmlichkeit seines Umgangs und die Biederkeit seines Characters waren lange zuvor im Auslande bekannt, als seine diplomatischen Missionen ihn dahin führten. Sei es nun, daß er im Innern bei den entgegengesetzten Partheien sich ins Mittel legte, sei es, daß er sein Vaterland in der Fremde vertrat, immer blieb die Richtschnur seines Handelns, das alte Frankreich mit der modernen Gesellschaft zu versöhnen und Europa eine Wiederaufrichtung der französischen Macht annehmbar zu machen. Und als abermals eine neue Revolution, die zu beschwören nicht in seiner Macht gestanden, all seine Hoffnungen vernichtete, da zeigte er, wie Fénelon von einem andern Edelmann sagte,*) daß er mit Gott in einem ebenso guten Vernehmen stand als bisher mit der Welt und sein Tod bewies, welche wahrhaft edle Gesinnungsweise er sein eigen genannt hatte. Zur Seite des Vaters tritt die Mutter nur in halber Beleuchtung und gleichsam wider Willen hervor, so sehr widerstrebt es ihr, sich mit sich selbst oder Andere mit sich zu beschäftigen; sie war ein äußerst liebenswürdiger und selbstloser Character und ungeachtet ihres weichen Herzens hatte Gott sie doch wohl als die stärkste erkannt, denn es war ihr beschieden, fast allein an den Sterbebetten der Ihrigen zu seien und ihre letzten Seufzer entgegen zu nehmen. Um die Eltern gruppiren sich die Kinder; alle mehr oder weniger reich begabt. Waren sie anfangs zu dem reichsten Lebensgenuß berufen, so wurden sie gar bald

*) Le Comte de Gramont, Lettre à la Comtesse de Gramont, 25 Janvier 1693.

Digitized by Google

von allen Kümmernissen betroffen. Indem sie das Glück einfachen Sinnes und das Unglück mit Ergebung hinnahmen, fanden sie in den Wechselfällen des Geschicks nacheinander die Sprossen, um von der Erde zum Himmel einzugehen und der seltenen Begabung ihrer Natur den Mangel einer überirdischen Vollendung aufzudrücken.

So war der Umgangskreis beschaffen in dem die Seele einer Pauline de la Ferronnays sich bildete; dies der Hausschatz, den sie den Blicken einer andern Gedanken zugewandten, an andere Schauspiele gewöhnten Welt preis zu geben beschloß. In ihrer Umgebung erschreckte dieser ungewöhnliche Entschluß mehr als einen der Ueberlebenden jener entschwundenen Welt die sie aus dem Grabe herauf beschwor. Die heutige Welt, war sie würdig sie zu betrachten, fähig sie nach ihrem Werth zu schätzen? Der Erfolg hat ihr Recht gegeben; er zeigte, daß sie nicht im Unrecht war, sich ihren Zeitgenossen, ihrem Vaterlande anzuvertrauen; daß sie die edlen Seelen zu schätzen wissen, wenn sie ihnen wie unverschleiert in einer wahrhaftigen und durchsichtigen Sprache erscheinen; und wenn diese Seelen sich auf andern Pfaden bewegen, als die worauf die große Menge sich drängt, wenn sie außerhalb der gewöhnlichen Lebensverhältnisse aufwuchsen, wenn sie endlich einer Gesellschaft angehörten, die seitdem ausgestorben oder anders gestaltet ist, so haben sie um so mehr Interesse.

Die Erzählung der Schwester führte der Verfasserin eine unendliche Zahl ungekannter Freunde zu, die stolz darauf waren, einen Einblick in jene Häuslichkeit zu gewinnen, die sie ihnen aufthat, in diese Herzen zu dringen, deren Geheimnisse sie ihnen überlieferte. Aber es waren nicht allein sie und die Ihrigen die dieses Buch lieben lernten; hatte sie doch zu Anfang desselben Gott gebeten, daß er vor Allen die Seelen ihm zuführen möchte, und dieser Wunsch ging in Erfüllung. In dem Maße wie sich das Buch mehr und mehr verbreitete, erbaute es seine Leser noch mehr als es sie fesselte, gab es doch Zeugniß von dem lebendigen Christenglauben, dem es seine Entstehung verdankte. Sein Erfolg übertraf alle Erwartungen und entschied bei der Verfasserin eine zwar späte aber tapfere Berufung: an der Schwelle des Alters, entschloß sich die vornehme Weltdame die harte Laufbahn der Schriftstellerin zu ergreifen. Der „Correspondant" zählte sie unter seinen Mitarbeitern, betrachtete sie es doch als ihre Aufgabe die Schicksale und Tugenden jener Gesellschaftsklasse zu schildern, der sie durch ihre Geburt angehörte, hoffend einerseits dadurch wohlthätig auf ihre Standesgenossen zu wirken, indem sie ihnen zeigte, was man von ihnen erwartete und andrerseits die in der öffentlichen Meinung zu heben, indem sie auf solche Gestalten unter ihnen hinwies, die bisher ungenügend gekannt oder gar verkannt gewesen. Um diese Aufgabe zu erfüllen, schuf sie bald Romane, in denen ihre Erlebnisse verwerthet erschienen, bald Biographien und Characteristiken aus der russischen, italienischen und englischen Aristokratie: so Natalie Narischkin, die dazu bestimmt erschien eine glänzende Rolle am Petersburger Hof zu spielen und die sie als barmherzige Schwester vom Orden St. Vincent de Paula in Paris wiederfand; Adelaide Capece, eine Enkelin der stolzen Normannen Häuptlinge, die sie in Neapel als einen Engel des Duldens und der Barmherzigkeit kennen gelernt; Lady Georgina Fullerton ihre Gefährtin und Nacheiferin sowohl in der schriftstellerischen Laufbahn als wie auf dem Wege zur Christlichen Vollkommheit. Alle diese Gestalten ihres Kreises malte sie treu und wahr bis zu dem Zeitpunkt wo sie von allen irdischen Rücksichten auf Glanz, Stellung und Herkunft losgelöst und nur den Seelenadel gelten lassend das letzte und vielleicht glücklichste Werk ihrer Feder einem armen Missionär widmete, der aus Liebe für die armen Aussätzigen selbst dem Aussatz erlegen war.*)

Die Gesandtschaften des Grafen de la Ferronnays hatten seine Tochter von frühster Jugend an in ferne Länder geführt. Von St. Petersburg bis Rom hatte sie überall Freundschaften angeknüpft und internationale Beziehungen unterhalten. Sie hatte die Idiome der verschiedensten Völker erlernt und sich überall mit Land und Leuten, Sitten und Literatur bekannt gemacht; in keinem Theil Europas war sie unbekannt. Ihre Heirath mit W. Augustus Craven verknüpfte sie mit unlöslichen Banden an England und bald dehnte sie auf dieses neue Vaterland jene heiße unerschütterliche Huldigung aus, die ihr Gemahl sich zu erringen gewußt. Warfen ihr doch ihre Landsleute vor, in ihrer Denkweise zu sehr Engländerin geworden zu sein; es erschien den Franzosen, als habe die englische Sprache selbst ihre Rede- und Schreibweise in der Muttersprache beeinflußt und deren ursprüngliche Reinheit getrübt. Zur selben Zeit lernten die Engländer in ihrer Schule den französischen Geist schätzen und bewundern. Die Wahrheit zu sagen, bildete sie ein Bindeglied zwischen den beiden Völkern oder vielmehr zwischen beiden Racen. Denn ihr Ruf war auch über den atlandischen Ocean gedrungen und ihre Bücher fanden überall Eingang wo englische Bücher gelesen wurden. Man kann wohl sagen, daß ihre Schriften im Auslande größere Verbreitung als in Frankreich gefunden haben, denn dort dürften sie kaum über die legitimistischen Kreise des Adels vorgedrungen sein. Gleich wie sie sich von nationalen Vorurtheilen frei gemacht, hatte sie nicht minder die socialen und politischen abgestreift. In dem Cultus der alten Traditionen aufgewachsen, besaß Madame Craven dennoch ein offenes Verständniß für die Ideen der Neuzeit. Mit der gewinnenden Anmuth, den edlen Trieben, die sie einem andern Jahrhundert verdankte,

*) Le Père Damien par Mme Augustus Craven, née la Ferronnays. Paris 1890.

Digitized by Google

verband sie einen sehr lebhaften Sinn für die modernen Fortschritte. Sowohl aus natürlichem Edelmuth als aus christlicher Duldsamkeit gegen ihre Zeit, vermochte sie derselben viel zu vergeben. In den Ereignissen, die sich vor ihr entwickelten, in den Menschen die darin eine Rolle spielten, suchte sie lieber das Gute als das Böse geltend zu machen. Sie hatte dergestalt eine so weitgehende Nachsicht, daß selbst ihre besten Freunde darüber staunten, und ohne Zweifel hat man nie auf eine Persönlichkeit getroffen, die treuer im Grunde des Herzens Erinnerungen der Vergangenheit anhing und dabei mit mehr Wohlwollen der Zukunft entgegen lächelte.

(Schluß folgt.)

Die Deutsche Gesellschaft zur Versorgung verschämter Armer mit freiem Brennmaterial zu Berlin.

Die hiesige „Deutsche Gesellschaft zur Versorgung verschämter Armer mit freiem Brennmaterial" veröffentlicht in ihrem soeben erschienenen 114. Jahresberichte die Ergebnisse ihrer Wirksamkeit während des Winters 1892/93.

Infolge der strengen und lange andauernden Kälte und der anhaltenden Theuerung der nöthigsten Lebensbedürfnisse, hatten die an die Gesellschaft im Laufe dieses Winters herangetretenen Anforderungen eine ganz ungewöhnliche Höhe erreicht. Allen zu genügen war sie leider auch nicht annähernd im Stande. Indessen ist es ihr durch die dankenswerthe Gewährung außerordentlicher Beihilfen an Natural- und Geldspenden, unter welchen letzteren ein aus städtischen Mitteln bewilligtes Geschenk von 3000 Mk. begriffen ist, ermöglicht worden, bei der Vertheilung freien Brennmaterials während des bezeichneten Winters die immerhin beträchtliche Anzahl von 4032 armen Familien zu berücksichtigen.

Von diesen haben 3776 Familien im Ganzen 4 401 500 Stück Briketts, 256 Familien im Ganzen 2048 Centner Steinkohlen erhalten.

Die Gesellschaft bittet dringend, ihr auch im gegenwärtigen Winter durch thunlichst reichliche Zuwendung von Beiträgen in der Erfüllung ihrer Aufgabe behilflich zu sein. Die letztere besteht, was wiederholt hervorgehoben zu werden verdient, in der Gewährung freien Brennmaterials nicht an gewöhnliche Almosen-Empfänger, sondern an Personen, welche, wie es in den Satzungen wörtlich heißt, bei augenblicklichem Mangel an hinreichendem Erwerbe, oder bei dem Bezuge einer nach ihren Lebensverhältnissen zu unbeträchtlichen Pension, oder bei Krankheits- oder anderen Unglücksfällen, während des Winters vorübergehend in Verlegenheit oder Noth gerathen, nach ihrer Gemüthsart und Bildung aber sich nicht entschließen können, das allgemeine Mitleid zu beanspruchen.

Es handelt sich hier ausschließlich um durchaus würdige und achtbare Personen, welche den redlichen Willen haben, sich ihren Lebensunterhalt ohne fremde Hilfe zu beschaffen, welchen es aber zeitweise oder dauernd selbst bei der größten Einschränkung nicht möglich ist, aus ihren geringen Einnahmen die Ausgaben für die Mehrbedürfnisse, welche der Winter mit sich bringt, namentlich für den Bedarf an Brennmaterial, zu bestreiten. Ohne die unentgeltliche Verabfolgung des letzteren würden diese Hilfsbedürftigen schutzlos der Kälte des Winters preisgegeben sein und an ihrer Gesundheit, wie an ihrer Arbeits- und Erwerbsfähigkeit schweren Schaden erleiden.

Die Zahlungsstelle für die der Gesellschaft zugedachten Beiträge ist bei dem Rendanten derselben, Königlichen Hoflieferanten Hrrn Paul Holzapfel, in Firma Holzapfel & Schönemann, Königstraße 69 hierselbst.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 63. 9. December 1893.

Inhalt: Der rothe Adler auf der Marienburg. Historischer Roman. (Fortsetzung.) — Das deutsche Reichstagsgebäude. (Mit Abbildung.) — D. Julius Müllensiefen, Archidiakonus an St. Marien in Berlin. (Mit Abbildung.) — Kleine Mittheilungen: Aus der Geschichte einer Berliner Weinstube. — Vereinsnachrichten ꝛc.

In der Vereinigung der Kunstfreunde für amtliche Publicationen der Königlichen Nationalgalerie sind soeben 2 Lichtdruck-Bilder der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche in der Front- und Choransicht erschienen in der Größe von 64×83 cm einschl. Carton. Um die mit großer Sorgfalt und Schönheit ausgeführten Bilder möglichst Vielen zugänglich zu machen, ist der Preis auf 20 M. festgesetzt worden. Diese Blätter dürften viele Freunde finden, zumal Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin dieselben mit Denksprüchen und Namensunterschrift versehen haben. Der Gesammterlös der verkauften Bilder ist für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche bestimmt. Ausgestellt und käuflich zu haben sind dieselben im Vestibül der Königlichen Nationalgalerie, bei der Vereinigung der Kunstfreunde, Spittelmarkt Nr. 2 und Potsdamerstraße Nr. 23, und in den Kunsthandlungen von Schulte, Unter den Linden Nr. 1, und Amsler & Ruthardt, Behrenstraße Nr. 29a.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 34. Berlin, den 27. December 1893. Nr. 52.

1. Julius Carl Ferdinand Alexander von der Schulenburg, Generallieutenant z. D., Rechtsritter seit 1859, † zu Dresden 16. December 1893.
2. Hans von Heyden, Rittergutsbesitzer, auf Ploetz bei Boelschow in Pommern, Ehrenritter seit 1886, † zu Ploetz 15. December 1893.
3. Georg Freiherr von Massenbach, Rittergutsbesitzer, auf Pinne, Ehrenritter seit 1886, † zu Pinne 20. December 1893.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Albrecht von Preußen, Königliche Hoheit, wird am Mittwoch, den 24. Januar 1894, Vormittags 11 Uhr, ein Capitel des Johanniter-Ordens in Höchstseinem Palais hierselbst abhalten.

Englische Weihnachten.

Es giebt nur ein echtes Weihnachtsfest, so wie wir es in Deutschland feiern. Alles, was schön im deutschen Volkscharakter ist, kommt in dem Cirkel der vier Adventtage auf's deutlichste zur Geltung, und je härter der Winter die kalten Eisblumen an unsere Fenster malt, um so weicher, duftender sprießt einen am häuslichen Heerd die holde Blüthe der Innigkeit, der Liebe und der Gemüthstiefe auf. So haben es die Germanen von jeher gehalten und sie haben am besten von allen Völkern die himmlische Botschaft verstanden. Ihnen ist das Fest ein Kinderfest — dies ist der Schlüssel zu der Poesie, die die deutsche Weihnachten mit ihrem reichen Zauber umwebt.

In England ist Weihnachten ein Fest für die Erwachsenen. Man denkt nicht daran, sich selbst aller Wünsche zu entäußern und nur danach zu trachten, dem lieben Nebenmenschen eine Freude zu bereiten. Und mit dem Fehlen des selbstlosen Aufgehens in der Andern Freude schwinden alle die Anzeichen eines deutschen Weihnachtsfestes. Wo ist die holde, keusche Geheimnißfülle, die in allen Ecken nistet, die uns schon viele Wochen vor dem heiligen Abend die bequemsten Durchgangsstuben verriegelt. Wo ist der edle Ernst, der, nachdem die erste Freude des Gebens und Nehmens verrauscht ist, alle Familienglieder in traulicher Abgeschlossenheit vereinigt? Wie mancher gute Entschluß, wie manche Umkehr zu besserem Handeln ist schon in dem segenvollen Schweigen der deutschen Weihnacht gesäet worden; die Kinder freilich tollen und jubeln, bei den Großen aber schlägt das Herz in höherem Frieden und in manchem Ohr ist eine heilige Predigt erklungen, die nie von einer Kanzel gesprochen wurde. Nie weht ein heiligerer, besserer Geist in unseren vier Wänden, als am Weihnachtsabend, und welch ein Gefühl ehrfürchtiger Wonne muß den einsamen Wanderer erfüllen, der zu dieser Stunde durch eine deutsche Gasse wandelt; sei es im Westen der glänzenden Hauptstadt, sei es in dem letzten Winkel eines weit entlegenen Dörfchens — immer grüßt ihn dasselbe Zeichen der fröhlich leuchtenden Tannenbaumkerzen, die ihren Schimmer über Millionen von glücklichen Menschenkindern breiten.

Auf englischer Erde weicht die hehre Freude an dem selbstlosen Wechsel von Gaben einer allgemeinen Lustigkeit. Der tiefe, weihevolle Ernst, der sich mit dem Dufte des deutschen Weihnachtstisches verbindet, welcher aus den Aesten des Tannenbaums nicht minder wie von den süßen Näschereien der Teller aufsteigt, ist nirgends zu finden. Daher bedarf der englische Weihnachtsabend auch kaum einer langen Vorbereitung. Wohl prangen über vielen Schaufenstern Schilder mit der verlockenden Inschrift: „Christmasbazar“, aber die Geschäftswelt kennt noch keinen „goldenen“ Sonntag und selten begegnen wir solch kleinen Trüpplein von weihnachtbesorgenden Einkäufern, die uns aus den Hauptstraßen unserer norddeutschen Städte so vertraut sind. Der Engländer kennt nicht den Reiz der heimlichen Vorbereitung, die ihre Krönung im Aufbau des Gabentisches findet, sondern wird höchstens in die Tasche greifen und

Digitized by Google

sagen: „Du hast einen Wunsch, mein Sohn? Hier ist ein Sovereign, geh', kaufe, was Du brauchst." — „Was Du brauchst!" da liegt schon die baare Prosa in diesem einzigen Wort, das seine Bestätigung in den tausendfachen Ankündigungen von „useful presents" findet. Muß denn alles und alles immer nützlich, nur eben nur nützlich sein? Hat das kleine Mädchen nicht Recht, welches jüngst im „Punch"*) fragte: „Tante, wirst Du mir etwas zu Weihnachten schenken?" — „Gewiß, liebes Kind." — „Ach, dann bitte, liebe Tante, laß es nicht etwas Nützliches sein!" — —

Nach dem Gesagten wird es kaum jemand Wunder nehmen, daß die Vorbereitungen zum Weihnachsfeste zumeist recht prosaischer Natur sind. Viel Essen und viel Trinken — würdiger als durch superlativen Zuspruch zu beiden kann man den ersten Feiertag kaum begehen und das Nationalgericht für diesen Tag ist Truthahn, Roastbeef und Plumpudding. So arm ist kein Heerd, daß an seinem Roste nicht der geheiligte Truthahn briete, so ganz verlassen keine menschliche Seele, daß ihr nicht eine Scheibe des schweren Pudding zu Theil würde. Mit den rothen Beeren, dem immergrünen, dornigen Laube des Holly geschmückt, kommt er, jauchzend begrüßt, auf jede Tafel und verheißt Erfüllung aller Wünsche dem, der ihn zum ersten Male genießt. So ganz ohne Poesie geht es denn doch nicht ab; an Holly und Mistletoe knüpft sich so mancher poetische Glaube und manche dichterische — Freiheit. Voran unter diesen steht das schöne Vorrecht eines jeden Mannes, ein jedes weibliche Wesen küssen zu dürfen, das sich von ihm unter dem Mistletoe erhaschen läßt. Ueber Thüren und Spiegeln, mit Vorliebe aber an dem Kronleuchter wird das mattgrüne Zweiglein mit seinen weißen Beeren befestigt, und welch neckischen Zufall Freund Amor oft mit dieser guten Gelegenheit zu verbinden weiß, ist in die englische Literatur durch unzählige Werke eingetragen. Keine Weihnachtsgeschichte ohne ihr glückliches Paar, das sich unter dem Mistletoe gefunden, und kein englisches Weihnachtsfest ohne seine Weihnachtsgeschichte. Charles Dickens mit seinem unübertroffenen Christmascarol hat vor etwa dreißig Jahren den Weg gewiesen, auf dem ihm Dichter und Dichterlinge in unterbrochener Reihe nachgefolgt sind. Heute veranstaltet jede Wochenschrift ihre Christmasnumber und diese mit ihren bunten Gratisbeigaben sind die wahren Vorboten von St. Nicolas. Die weite Ausdehnung des britischen Reichs macht ihre zeitige Ausgabe nöthig, denn die Mister Jones, Smith und Brown in Hongkong, Sidney, Calcutta und Quebeck wollen an dieser geistigen Weihnachtsgabe so gut theilnehmen, wie ihre Vettern in London. „Graphic" und „Illustrated News" stehen an Bedeutung obenan und ihre Auflage von 400 000 Exemplaren ist regelmäßig schon am Tage des Erscheinens, dem 1. December, vergriffen.

Das Studiren in diesen mit reichem Bilderschmuck verzierten Blättern ist aber auch der einzige Genuß, durch den der Geist des jungen John Bull in den Weihnachtstagen „beschwert" wird. Das Fest ist ganz dem Vergnügen geweiht, dem man sich kaum in einem anderen Lande mit so harmloser, herzlicher Fröhlichkeit hinzugeben weiß, wie hier. Am Christmas eve wird getanzt, der nächste Tag ist frommem Kirchgang und gehörigem Schmaus gewidmet, dann kommt als zweiter Feiertag der boxing day, an dem Alt und Jung hinaus ins Freie pilgert. Wenn das Wetter nur irgend günstig ist, sieht man an diesem Tage auf den anmuthigen Hügeln, welche London rings mit lieblicher Landschaft umgürten, in Hampstead, Highgate, Sydenham, das Volk sich im Freien tummeln, auf Eseln reiten und tanzen.

Auf dem Lande hält man fester als in der großen Stadt noch an den mannigfachen Regeln, welche seit grauer Zeit für das Weihnachtsfest vorgeschrieben sind. In jedem der gediegenen alten Farmsitze Englands versammelt sich am heiligen Abend die ganze Familie; da ist kein Sohn, kein Enkel zu weit entfernt, daß er sich für diesen Abend nicht am häuslichen Heerd einfinden sollte. Das ganze Haus ist geschmückt mit Holly und anderem Immergrün, in dem weiten Gebäude, unter allen Ständen, Herren und Knechten, Gästen und Einheimischen, herrscht nur Ein guter Geist, der herzinnigen Fröhlichkeit, da fehlt es nicht an dem frommen allerthümlichen Gesang, eben dem Christmas Carol, das arme Knaben unter der Thür anstimmen, nicht an dem Yule-clog, einen mächtigen Kloben schweren Holzes, das die ganze Nacht hindurch in Brand bleiben muß, wenn es dem Hause nicht Unheil bedeuten soll.

Vieles von diesen alten ehrwürdigen Sitten und Gebräuchen fehlt in der Stadt; aber diese gute Weihnachtsstimmung ist auch in ihren Mauern zu finden. Sie dringt in die einsamsten Gemächer und wirft ihren milden Schein in jedes Gemüth; am schönsten herrscht sie da, wo Geselligkeit zu finden ist. Sie spornt den armen Clerk in seiner Arbeit an und sein Herz schlägt höher über gleichgültigen Ziffern, die er in seine dicken Bücher einträgt; sie thut sich auf der offenen Straße um, wo die Leute einförmig Schnee schippen und sich unter ihrem merkwürdigen Zauber einfallen lassen, mit einem Male eine Schaufel voll hoch in die Luft zu schleudern. Sie fragt wenig nach Geld oder Gut; sie hält Umschau einzig nach einem frohen unschuldigen Herzen; das aber rüttelt und schüttelt sie in keckem Uebermuth, daß es aufjauchzt und laut seinen Jubelruf ausstößt, der in diesen Tagen weit über alle Lande klingt:

„A merry Christmas and a happy new year!"

*) „Punch" ein bekanntes englisches Witzblatt, das ungefähr zwischen unseren „Fliegenden Blättern" und dem „Kladderadatsch die Mitte hält.

Digitized by Google

Madame Craven.

(Schluß.)

Inmitten der Wechselfälle ihres Lebens ward ihr eine andere Art van Selbstentäußerung auferlegt. Sie war noch recht jung als die Juli Revolution ausbrach und ihr Vater sich den Rücktritt auferlegend, das Gesandtschaftshôtel in Rom verlassen mußte. Sie selbst hat uns den letzten Tag in jenem Palast geschildert, den sie drei Monate vorher mit der Hoffnung betreten, hier ein ebenso angenehmes als glänzendes Dasein zu führen.

„Wir sahen unsere Behausung unter sehr verschiedenen Umständen wieder als wir es erwartet hatten, schon halb seiner Möbel beraubt und gänzlich umgewälzt." „Schöne Pferde und ein neuer Wogen waren gerade für meinen Vater aus Wien angelangt; wir machten eine erste und letzte Spazierfahrt damit um die Mauern Roms; sallte dach diese Equipage am folgenden Tage mit allem Uebrigen verkauft werden. Ich kann nicht sagen, daß ich an jenem Abend sehr heiterer Stimmung gewesen. Ich bedauerte unendlich Rom und noch mehr jener angenehmen Lebensweise, die ich seit meiner Kindheit geführt, Valet sagen zu müssen. Ich fühlte mich also sehr niedergedrückt. Aber es danerte nicht allzulang. Mein guter Vater hatte uns so sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß die Stellung, in der wir gelebt hatten ihrer glänzenden Seite nach von Umständen abhing, die sich van einem Tag zum andern ändern konnten, das als dieser Tag nun wirklich eintraf, es mir schien als sei ich immer daranf vorbereitet gewesen. Ich schöpfte alsa bald wieder guten Muth und faßte den festen Entschluß mich nicht niederbeugen zu lassen."

Seit jener Zeit hielt sie unentwegt an diesem tapferen Entschluß fest und sie hatte mehr als einmal Gelegenheit ihn zu bethätigen. Vor wie nach ihrer Heirath sallte es ihr beschieden sein, Paläste zu bewahnen und dann sie wieder verlassen zu müssen, aber überall fand man sie sich gleich bliebend und erhaben über das gute und böse Geschick. Andere haben sie gesehen und sind von ihr unter dem herrlichen Himmel Neapels empfangen warden, in einer prächtigen Wahnung, umgeben von allem Glanz, den dort Natur und Kunst zu spenden vermögen. Wir aber haben sie in dem engen und bescheidenen Quartier besucht, wo sie ihre letzten Jahre verlebte, nachdem ihr Gemahl sein Vermögen verloren und oon der Diplomatischen Carriere zurückgetreten war.

Es ist in dieser zweiten Etage der Straße Barbet de Jouy, wo wir sie wiederfinden, anfangs zur Seite ihres Gatten, wie sie zufriedenen Herzens ein Alter auf sich nahmen, das gar mancher Freuden entblößt war, aber durch die zärtliche Sorgfalt verschönt wurde, die sie sich gegenseitig erwiesen; dann nachdem ihr Gatte ihr am 4. October 1884 in die Ewigkeit vorangegangen, allein zurückgeblieben, aber nach immer anziehend unter ihrer Wittwenhaube und ihrem gebleichten Haar, mit ihren imposanten Zügen, in denen sich die Lebhaftigkeit ihres Gedankenganges und jede leise Gefühlsregung abspiegelten, mit ihrem lieblichen Lächeln, den großen ausdrucksvollen Augen, deren unvergleichlicher Glanz selbst das Alter nicht zu löschen vermacht, ihrer stets gewählten Kleidung, distinguirten Maniren, ihrer senoren Stimme! Ihre Fenster, von denen aus sie den Invalidendam und den Eiffelthurm erblickte, gingen auf weite Gärten, auf lange mit Bäumen bepflanzte Avenuen, die ihr Licht und gute Luft spendeten. In ihrer Umgebung bemerkte man hie und da einige Gemälde, einige werthvolle Möbel, Ueberbleibsel ihres früheren Glanzes; überall aber Bilder ihrer Angehörigen und Freunde, sowie Andenken an die Geliebten Wesen die sie verloren; auf den Tischen Bücher, die ihr aus allen Theilen der Welt von den Autaren zugegangen waren, um ihr Urtheil zu hären; überall diese mit Geschmack vertheilten Sachen, wußte ihre Hand trotz aller Einfachheit des Gemachs einen Abglanz von Eleganz zu verbreiten, die ihr eigenthümlich war und die sie unter allen Umständen zu bewahren gewußt hatte. Van der zahlreichen Dienerschaft, die sie einst zur Verfügung gehabt, war ihr nur ein Italiener geblieben, der noch als Kind in ihr Haus getreten war; er alterte neben ihr, anhänglich und treu erinnerte er sie an glückliche Zeiten, die für immer entschwunden waren. Ihre Kammerfrau hatte sie aus England; sie war auf eine andere Engländerin gefolgt, die bei ihr katholisch geworden und die sie während einer langen unheilbaren Krankheit treu gepflegt hatte; dafür war die zuletzt gekommene bestimmt, ohne Unterlas eine Herrin zu pflegen, — die Aufopferung einflößte, weil sie sich selbst aufzuopfern verstand, — ihre leihesten Zeichen zu verstehen, ihre geringsten Wünsche zu errathen nachdem sie die Sprache verlaren hatte, und jetzt beweint sie dieselbe, indem sie von ihr aussagt: „Es war eine Ehre, einer solchen Dame zu dienen, sie war so liebenswürdig!"

Sa hat sich also das Alter der Mme. Craven vallendet; so hat sie gebetet und gearbeitet bis an die Schwelle der Ewigkeit; so hat sie, die mehrsten ihrer Zeitgenossen überlebend und niemals Kinder gehabt, die Einsamkeit gekonnt. Eine Einsamkeit, die zu gewissen Stunden allerdings von Besuchern jedes Alters, jeder Natian, und jedes Standes unterbrochen ward. Junge nnd Alte, Franzosen und Fremde, berühmte und unberühmte Schriftsteller, Politiker jeder Abkunft und Parthei, große Damen und arme Leute, fromme und Weltleute, folgten auf einander und trafen zuweilen in diesem Salon zusammen, wa die huldvolle Anmuth des Empfangs auch solche beruhigte, die vielleicht die übliche Gehabenheit der Unterhaltung eingeschüchtert hätte. Selten wurde der Kreis zahlreich; die besten Stunden aber waren ahne Zweifel diejenigen, die man unter vier Augen mit dieser Frau verbringen durfte, die nichts von ihrem Zauber ein=

Digitized by Google

büßte, in dem Maße, wie sie durch unausgesetzte Arbeit an ihrer Seele immer mehr zur sittlichen Vollkommenheit gedieh. Welche Verschiedenheit in ihren Kenntnissen, welcher Reichthum in ihren Erinnerungen, welche Wärme und Zartheit in ihren Empfindungen! Wie öffnete sich in ihrer Nähe der Geist, wie fühlte sich das Herz gehoben! Wie oft wurde auch die Unterhaltung allgemein und heiter! Wie wußte sie der göttlichen Vorschrift gemäß, sich nach der Ruhe mit den Freudigen zu freuen und mit den Trauernden zu trauern. Wie war sie jeder Zeit bereit zu vergeben und unfähig zu hassen! Welche Beständigkeit in ihrer Freundschaft und welche Erkenntlichkeit! Welches verständnißvolle Mitgefühl für alles verschiedene Unglück, welche hülfreiche Duldsamkeit für die Schwächen eines Jeden, der sich ihr näherte! Und während sich ihr Blick so auf Jeden im Einzelnen richtete, nahm sie doch an dre allgemeinen Wohlfahrt Theil, an dem Glück der Völker, an der Zukunft der Menschheit! Die gehobene Atmosphäre in der ihre Jugend geathmet hatte, zur Zeit da unser Jahrhundert auch noch jung war, hörte nicht auf sie am Abend ihres Lebens zu beseelen und stets fand man sie bereit, sich für Alles zu interessiren, was von einem Ende der Welt zum andern sich als des Interesses der Menschen würdig erwies.

Die Unterhaltung, die ihr erstes Vergnügen gewesen blieb auch ihr letzter Genuß, und diesen Genuß hatte ihre Tugend nicht allein unschuldig sondern auch wohlthuend gemacht, wohlthuend für Andere, wir wissen es, aber auch wohlthuend für sie selbst; sie bezeugt es in ihren Meditations, worin sie Gott bittet, daß er fortfahren möge ihr hinnieden „die traulichen, guten, und heiligen Unterhaltungen zu gewähren." Gott aber entzog ihr gerade diese; bevor er sie zu sich rief, wollte er, daß sie während einiger Zeit sich nur mit ihm allein unterhalte.

Von einer eigenthümlichen Krankheit befallen und bald zur Hälfte des Körpers gelähmt, sah man sie, der da stets so viele verschiedene Sprachen zu Gebote gestanden hatten und deren Rede so wortreich und ausdrucksvoll gewesen, nicht mehr die Worte finden können, die ihren Gedanken entsprachen, indem sie andere aussprach, die die sie nicht wiedergaben, und während sie noch sprach, nicht mehr verstanden zu werden; dann hörte sie ganz auf zu sprechen, sie konnte nur noch unarticulirte Töne hervorbringen; ebenso wenig vermochte sie zu schreiben; dessen ungeachtet hörte und verstand sie, sie hatte das Instrument des Denkens verloren aber das Denken dauerte in ihr fort, das Denken und vor Allem das Gefühl. In Ermangelung der Worte, die ihr fehlten, wußte sie durch den Ton ihrer Stimme, die Bewegung der Hand, den Ausdruck ihres Blicks den sich ihr Nähernden willkommen zu heißen und sich an den in ihrer Gegenwart abgehaltenen Gesprächen zu betheiligen. Man sah klar, wie die Liebe bei ihr Alles überdauerte, wie aber der Austausch der Ideen, die deutliche Manifestation des Willens und der Wünsche ihr hinfort versagt blieben.

Es hätte schwer gefallen, für sie eine empfindlichere Entbehrung zu erfinden, eine Qual die geeigneter gewesen, sie zu prüfen, und diese Qual hat über zehn Monate gedauert. Wenn es, wie die katholische Kirche lehrt, ein Fegefeuer oder Reinigungszustand giebt, der dem Eingang der Seelen in die ewige Paradiesesfreude voraus geht, so kann man sich vorstellen, wie ihre Umgebung diese Zwischenzeit zwischen ihrem Leben und ihrem Tode gleich einer Vision des Fegefeuers erschien; sie hat dann lange die Bitterkeit desselben gefühlt und gekostet. Oft rannen ihre Thränen, der Kummer malte sich auf ihrem Gesicht aus, aber niemals Gereiztheit oder Empörung. Schon sechs Jahre zuvor war sie einmal mitten in der Nacht von einem schrecklichen und plötzlichen Uebel überfallen worden, sie sah sich gleichsam ein erstes Mal sterben — dann hatte sie sich wieder erholt; aber in dieser ersten Begegnung mit dem Tode, hatte sie gelernt, ihn nicht zu fürchten und seit dieser Zeit betrachtete sie ihn wie einen Freund. Es wurde ihr nicht schwer ihn willkommen zu heißen, hatte sie ihn doch seit langer Zeit herbeigewünscht, als endlich das Ziel ihrer Prüfung herannahte. In dem Moment wo man sie benachrichtigte, daß sie die letzten Sacramente erhalten sollte, hörte man, als Zeichen der Beistimmung das zur Gewohnheit gewordene sanfte Seufzen auf ihren Lippen sich in eine Art von Freudenschrei verwandeln. Als die geweihte Hostie ihr zugeführt ward, sah man ihren armen beinahe gänzlich abgestorbenen Körper eine Anstrengung machen, um sich zu erheben, ihre Augen erglänzten von einer letzten Gluth. Alles war nun für sie vollendet. Wenige Stunden später vollzog sich sanft und ohne Kampf im Schoße Gottes ihre Wiedervereinigung mit jenen guten und lieblichen Wesen deren Geschichte sie dargestellt und deren Andenken dadurch unvergänglich gemacht hat.

In ihrer langen Laufbahn hat sie das Leben der großen Welt, das literarische Leben und das christliche Leben geführt und in allen drei so verschiedenen Welten sich gleichmäßig hervorgethan, ein seltenes und vielleicht unnachahmliches Beispiel einer ungewöhnlichen Harmonie zwischen der Schönheit des Körpers, der Schönheit des Geistes und der Schönheit der Seele.

L.

Der Berliner Asylverein für Obdachlose konnte am 30. v. Mts. den 25. Gedenktag seiner Begründung feiern; denn am 30. November 1868 hat eine auf Veranlassung des Friedrich-Werderschen Bezirksvereins zusammenberufene allgemeine Bürgerversammlung beschlossen, ein Asyl für Obdachlose nach dem Vorbilde der bereits in Hamburg, New-York, London bestehenden philantropischen Anstalten in Berlin zu errichten

Digitized by Google

Bereits am 3. Januar 1869 wurde ein Asyl für Frauen und Mädchen in dem Artillerie-Werkstattgebäude in der Neuen Wilhelmstraße mit 60 Betten eröffnet. In der ersten Nacht war überreicher Raum vorhanden, denn nur eine einzige Besucherin, ein Dienstmädchen von 18 Jahren, fand sich ein. Aber bereits nach sieben Monaten drängte die Unzulänglichkeit der Anstalt zu einer Erweiterung. Es wurden neue Räume gemiethet und die Zahl der Betten auf 163 gebracht.

Mit der Einrichtung eines Frauen-Asyls konnte man sich nicht begnügen, und sehr bald mußten Anstalten für die Begründung eines Männerasyls getroffen werden. Die lebhafte Unterstützung, die die Bestrebungen des Vereins von Anfang an gefunden hatten, ermuthigten den Vorstand, an den Bau eines eigenen Hauses für das Frauenasyl zu schreiten, um, sobald dieses fertig geworden, die dann freien Räume in der Neuen Wilhelmstraße für Männer einzurichten.

Der Verwaltungsrath erwarb das in der Grenadierstraße 46 47 gelegene Grundstück um den Preis von 45 000 Mk., in der Absicht, auf dem nach der Füsilierstraße gelegenen Theil den Bau des Frauenasyls zu errichten. Eine wesentliche Förderung fanden die Absichten des Vereins durch Veranstaltung eines Bazars in dem neuerbauten Rathhause, der eine Einnahme von 51 984 Mk. ergab. So war es möglich, am 29. Mai 1870 den Grundstein für das Frauenasyl zu legen, und bereits am 20. November desselben Jahres konnte die Einweihung des neuen Baues stattfinden.

Die bisher von den Frauen benützten Räume wurden nunmehr Männern zur Verfügung gestellt und am 19. December 1870 ihrer neuen Bestimmung übergeben. Wie dringend nothwendig es war, neben dem Frauen- ein Männerasyl einzurichten, ergab sich aus dem starken Besuch, den das Männerasyl sofort aufzuweisen hatte. Dieses Ergebniß zeigt, daß der Bau eines auf viel größerer Basis eingerichteten Männerasyls ein dringendes Bedürfniß darstellte, und sehr bald mußte die Frage der Errichtung eines eigenen Baues ventilirt werden.

Die nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges ungewöhnlich günstigen ökonomischen Verhältnisse leisteten dem Plan des Verwaltungsrathes beträchtlichen Vorschub. Die Sammlungen, die im Jahre 1871/72 zu Gunsten eines Baufonds unternommen wurden, ergaben die Summe von 118 653 Mk. Damit war der Neubau gesichert. Das nothwendige Bauterrain wurde in der Büschingstraße 4 um den Preis von 13 500 Mk. erworben. Am 30. März 1873 konnte die Vollendung des Baues gefeiert werden. Damit hatte sowohl das Frauenasyl wie das Männerasyl ein eigenes Grundstück und eine den Verhältnissen der damaligen Zeit einigermaßen entsprechende Einrichtung gefunden.

Die Anstalten möglichst mit den Vorschriften der Hygiene in Einklang zu setzen, gehörte von Anfang an zu den Aufgaben, die sich der Vorstand besonders angelegen sein ließ. Die Asyle werden im Sommer und Winter um 6 Uhr Abends geöffnet. Da der Andrang zum Frauenasyl selten ein übermäßiger ist, sind dort besondere Einrichtungen zum Zweck der Aufnahme nicht nöthig. Beim Männerasyl aber ist der Zustrom Obdachloser ein so großer, daß leider oft Hunderte von der Aufnahme zurückgewiesen werden müssen.

Nachdem die Formalitäten der Aufnahme, bei welcher Niemand nach Namen oder Stand gefragt, sondern lediglich zu statistischen Zwecken bloß die Angabe des Alters verlangt wird, beendet sind und die Asylisten das Abendbrot (Mehl- oder Reissuppe, sowie ein Stück Brot) empfangen haben, werden dieselben in die nach Altersklassen geschiedenen, gehörig erleuchteten und im Winter erwärmten Schlafsäle gewiesen. In den Sälen finden die Aufgenommenen Gelegenheit, ihre Kleider und Stiefel auszubessern, sowie durch Einsicht in den aushängenden Arbeitsnachweis und das „Intelligenzblatt" über zu vergebende Arbeitsstellen sich zu unterrichten. Für die erste Hilfe in Erkrankungsfällen befindet sich in jedem Asyl eine Hausapotheke und außerdem steht ein Arzt immer zur Verfügung. Auch ist den Asylisten die Möglichkeit zu baden gegeben. Bis 10 Uhr Abends können sie sich einer angemessenen Unterhaltung hingeben. Nachdem sie im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr aufgestanden sind, erhalten sie Kaffee und ein Brötchen und werden hierauf, um Ansammlungen auf der Straße zu vermeiden, in kurzen Zwischenräumen saalweise entlassen.

Die Asyle des Vereins haben seit ihrer Begründung bisher 2 464 556 Obdachlosen Nachtlager gewährt, von welcher Zahl ungefähr nur ein Fünftel auf Frauen, Mädchen und Kinder entfällt.

Wenn der Verein angesichts des Erreichten auch befriedigt auf sein Wirken im ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens zurückblicken kann, denn er vereinnahmte 1 265 940 Mk. und verausgabte davon 733 767 Mk., so ist er doch nicht Willens, sich damit zu begnügen; davon zeugt die Denkschrift, welche er aus Anlaß der Gedenkfeier veröffentlicht hat; es heißt in derselben: „So dankbar der Verein sich zeigt für die Hilfe, die ihm geworden ist, auch für das bescheidene und beschränkte Maß, in dem er seine Aufgabe sich vorgezeichnet hat, ist die Hilfe eine unzulängliche geblieben. Schlechterdings darf es nicht länger möglich sein, daß in einer reichen und herrlichen Stadt wie Berlin der Zustand fortdauert, daß auch in der bittersten Winterkälte Hunderte von Unglücklichen, die um ein schützendes Nachtlager bitten, von unserem Asyl zurückgewiesen werden müssen, um im starrenden Frost entkräftet und erschöpft durch die Straßen zu wandern und zuletzt unter einem Brücken-

Digitized by Google

bogen, oder, wenn es ihnen glücken mag, in den Ställen des Viehmarktes die Nacht zuzubringen. Solche Zustände ferner nicht zu dulden und die Hand zur Abhilfe zu bieten, ist eine Pflicht für Jeden, der selbst einer behaglichen Wohnung sich erfreuen darf. Wenn diese Zustände in unserer Stadt immer noch herrschen, so sicherlich nur darum, weil vielen unserer Mitbürger der Umfang der bestehenden Noth nicht in vollem Maße bekannt ist. Indem wir ihnen diese Kenntniß vermitteln, sind wir überzeugt, daß sie freudig bereit sein werden, die Mittel darzubieten für die Errichtung eines neuen Asylhauses, um in demselben die Aufnahme von 600 Obdachlosen zu ermöglichen und dadurch besser wie bisher für die Unglücklichen sorgen zu können.

Bitte.

Der Hausvorsteher des ev.-luth. Lazarushauses, Pastor A. Burgdorf, richtet an mildthätige Herzen folgende Bitte: „Das ev.-luth. Lazarushaus, Diakonissen-, Kranken-, Idioten- und Pflegeanstalt in Fürstenwalde, Spree, hat die seither gemietheten Anstaltsräume käuflich erwerben müssen. In Kürze ist die erste Anzahlung des Kaufgeldes zu leisten. Mildthätige Herzen haben dazu bereits größere Beträge geschenkt, doch fehlt noch eine immerhin bedeutende Summe. Wir hoffen dieselbe aus Gottes Hand durch barmherzige Mitmenschen zu erhalten. Würde jeder Leser oder Leserin der Blätter, an die wir diese Bitte senden, uns nur 10 Pf. als Weihnachtsgabe senden, so würde uns geholfen und der schwere Sorgenstein von den Herzen derer genommen werden, die jetzt ohne irdischen Gewinn die Last und Verantwortung unseres Hauses tragen. Es würde aber auch den armen Kranken und Idioten, welche z. Zt. fast allen (luth., evang., röm.-kath. und jüd.) Konfessionen angehören, eine dauernde Heimstätte geschaffen werden. Wir bitten daher herzlich und dringend: Helft, helft uns und sendet uns Pfennige, wie Ihr sie dem geringsten Bettler vor Eurer Thür nicht verweigert. Lasset Eure Lindigkeit kund werden allen Menschen, so mahnt die gegenwärtige Zeit: so lasset es uns erfahren von Euch! Zur Beschaffung der Anzahlung würden wir auch mit Freuden zinsfreie Darlehen im Betrage von 50—100 M. annehmen, dieselben durch eine Hypothek sicher stellen und jährlich mindestens mit einem Zehntel des ganzen Betrages zurückzahlen. Wir bitten zu senden an unseren Rechnungsführer, Lehrer em. Schlegel in Fürstenwalde, Spree, Carlstraße. Der Segen Gottes komme reichlich auf alle fröhlichen Geber.“ (Um weitere Verbreitung dieser Bitte werden alle Zeitungen ersucht).

Literatur.

Bausteine. Monatsblatt für innere Mission. Nr. 306. XXV. Jahrgang. Nr. 12. December 1893.

Inhalt: Weihnachtsfreude. — Zur Einführung in die Landes-Heil- und Pflege-Anstalten und die Landeserziehungsanstalten im Königreich Sachsen. — Frauenheim. — Evangelische Paramentik. — Vereinsnachrichten und andere Mittheilungen: Kleine Chronik, Aus der Stadtmission in Dresden: 1. Kleine Wohnungen, 2. Vereinshaus, 3. Predigtvertheilung; Brüdertag in Görlitz; Das Rauhe Haus; Wanderbettel; Weihnachtsbitte für Seeleute.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XIX. Jahrgang. Nr. 64. 16. December 1893.

Inhalt: Der rothe Adler auf der Marienburg. Historischer Roman. (Fortsetzung.) — Das deutsche Reichstagsgebäude. Mit Abbildungen. (Schluß.) — D. Julius Müllensiefen. Archidiakonus von St. Marien in Berlin. (Schluß.) — Kleine Mittheilungen: Sophie Charlotte, erste Königin von Preußen. — Kalender des Berliner Thierschutzvereins rc.

Von der neuen Auflage des Meyer'schen Konversations-Lexikons ist soeben der III. Band erschienen.

Derselbe zeichnet sich wie seine beiden Vorgänger bei klarem, schönem Druck durch die Prägnanz und Sicherheit in der Darbietung unserer gesammten menschlichen Kenntniß, durch die gemeinverständliche, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Behandlung des einzelnen Gegenstandes und durch die trotz der Fülle des Stoffes erzielte Uebersichtlichkeit und Schlagfertigkeit des Ganzen aus. Das überreichlich eingefügte, bis in die kleinsten Details mit Sorgfalt durchgearbeitete kartographische Material und die sachgemäß ausgeführten prächtigen Illustrationsbeigaben erheben das Werk auf einen bisher noch nicht erreichten Standpunkt der Anschaulichkeit.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Dieser Nummer ist das Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des Wochenblattes von 1893 beigefügt.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben Geh. Hofrath Herrlich W. Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Digitized by Google

3 2044 020 164 372

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 098 614 480